

J. L. Raab sc. 300. Ausführung u. Stich d. Manz' Kunst-Verlag.

Nicolaus Wiseman,

Cardinal Erzbischof von Westmünster.

N. Card. Wiseman

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Abhandlungen

über

verschiedene Gegenstände.

Von

Sr. Eminenz

Cardinal Wiseman.

Aus dem Englischen.

Erster Band.

(Abhandlungen über die heilige Schrift und über den katholischen Gottesdienst.)

Mit dem Bildnisse des Verfassers und einer Inschrifttafel.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.
1854.

Vorrede.

Wenn ich mich bei meinen Lesern rechtfertigen soll, daß ich diese Reihe zerstreuter Blätter und Aufsätze veröffentliche, so kann ich nur die Aufforderung vieler Freunde und die vielseitigen Bitten Fremder zur Entschuldigung anführen, daß ich eine solche Sammlung veranstaltete. Denn obgleich Vieles, was jetzt unter meinem Namen gedruckt wird, ursprünglich anonym und unter der Verantwortlichkeit des Herausgebers erschien, so war doch meine Autorschaft so ziemlich allgemein bekannt und wurde nie verläugnet. Es ist dies nichts ungewöhnliches bei Zeitschriften, und eine derartige Einrichtung hat viele Vortheile für sich; denn sie gibt dem Verfasser Gelegenheit, sich aufrichtiger und hie und da auch kühner auszusprechen, was er nicht wagen würde, wenn er als einzelne Person und nicht als Vertreter gewisser Prinzipien schriebe, wofür die Verantwortlichkeit eine allgemeine ist.

In der That erschien der größere Theil der Aufsätze, welche hier veröffentlicht werden, als Artikel in dem Dublin Review; und ihre ursprüngliche Form ist in dieser Sammlung beibehalten worden. Dies geschah nicht bloß, um der Mühe enthoben zu sein, die Mehrzahl in die Einzahl zu verwandeln, als vielmehr weil ich fühle, daß in der Mehrzahl mehr Bescheidenheit liegt, und die Ansichten sich nicht so schroff dar-

stellen, was auch ursprünglich beabsichtigt wurde und bei einer Aenderung der Form sich verloren hätte. Denn, wie ich schon angedeutet habe, ist das **Dublin Review** der Exponent eines Systems von Meinungen, und jeder, der die Sache befördern will, sollte seine Schriften lieber dieser Zeitschrift als individuellen Unternehmungen zuwenden.

Es war im Jahre 1836, als der Plan, eine katholische Vierteljahrsschrift herauszugeben, zuerst von dem verstorbenen gelehrten und trefflichen Mr. Quin gefaßt wurde, welcher sich an den berühmten O'Connell und mich mit der Bitte wandte, dem Unternehmen beizutreten. Ich war damals nur auf kurze Zeit in England und sah die Schwierigkeit, mich mit einem Unternehmen zu befassen, das von meinem dauernden Aufenthaltsorte Rom so weit entfernt war. Indessen erkannte ich die Wichtigkeit eines solchen Organs für katholische Grundsätze und Meinungen, und erklärte mich mit Freuden bereit, ein Mitglied der kleinen Verbindung zu werden. Die erste Nummer erschien im Mai 1836, bevor ich England verließ. Die zwei edlen Männer, mit welchen ich mich verbunden hatte, waren Laien: der Eine lebte in dem Strudel der Politik, der Andere war ein Mann der Wissenschaft und hatte, wie ich glaube, Aussicht, von der Regierung mit einem wichtigen, auswärtigen Posten betraut zu werden; Beide waren ihrem Glauben und ihrer Kirche aufrichtig ergeben. Ich betrachtete als den Zweck meines Beitritts die Aufgabe, die theologischen und religiösen Elemente in der Zeitschrift zu vertreten und ihren Spalten die Reinheit der Lehre zu sichern. Man verständigte sich als eine Bedingung dieser Verbindung darüber, daß extreme politische Ansichten von der Zeitschrift ausgeschlossen sein sollten; und diese Bedingung wurde in den Zeiten der schwersten Prüfung getreulich eingehalten.

Wenige Jahre der Trennung haben unsere Verbindung geschwächt, uud der Tod hat sie endlich ganz gelöst; ich selbst

bin der Einzige, der die Männer überlebt hat, welche ein Unternehmen begannen, das einige Größe erlangt hat, — und so kann ich zurückblicken durch dreiunddreißig Bände oder siebenundsechzig Nummern eines periodischen Werkes, das zur Erreichung eines großen Zweckes unternommen wurde, und habe jetzt Rechnung abzulegen, was ich darin zu verantworten habe, und ob ich seinen ersten Grundsätzen treu geblieben bin und seinen Zweck standhaft verfolgt habe.

Indem ich bei der Veranstaltung gegenwärtiger Sammlung den Vorschlägen Anderer Gehör schenkte, hatte ich hinlänglich Gelegenheit, mich über diesen Punkt zu prüfen; und ich glaube, man wird mich entschuldigen, wenn ich solche Bemerkungen darüber hier einschiebe, welche über die Sammlung der hier abgedruckten Aufsätze Licht verbreiten können.

Der Moment, als ich zur Theilnahme an dieser neuen Zeitschrift eingeladen wurde, war für mich ein sehr kritischer und wichtiger. Drei Jahre vorher begannen sich die Keime der wundervollen Bewegung zu zeigen, welche von Oxford ausgehend das ganze Gebiet der anglikanischen Kirche zu durchdringen und zu erschüttern bestimmt war, bis sie viele ihre liebsten und begabtesten Söhne der katholischen Kirche zurückgeben mußte; eigenthümliche Umstände, auf welche in einer Note zum 2. Bande in einem Artikel über Froude's hinterlassene Papiere angespielt werden wird, hatten mich in Rom vorläufig mit der Entstehung und den Fortschritten dieser großen religiösen Revolution bekannt gemacht, und ich war, als ich im Jahre 1835 England besuchte, sehr erstaunt, als ich fand, wie wenig Aufmerksamkeit dieselbe bisher unter den Katholiken erregt hatte, obgleich viele der „Zeitgemäßen Abhandlungen" (tracts for the Times) bereits erschienen waren und Dr. Whateley den Verfassern derselben ein „Tendimus in Latium" gesungen hatte. Es war in der That Niemanden möglich, das Endresultat einer so neuen und fremdartigen Erschütterung in

dem bisher so bewegungslosen Elemente der Staatskirche vorherzusehen. Selbst jetzt nach zwanzig Jahren und unerachtet der großen Folgen, die sie schon gehabt hat, ist ihre Wirksamkeit noch nicht zu Ende. Der Anstoß, der durch den ersten Artikel gegeben wurde, wirkt noch fort, und es wird noch lange Zeit verrinnen, bis die Bruchstücke, während sie sich selbst ablösen, zu ihrem von uns erflehten Ende gelangen. Aber gerade in der ersten Zeit der steigenden Macht war es für ein ruhiges und hoffnungsvolles Auge unmöglich, die neuen Zeichen am religiösen Himmel nicht zu sehen, welche zu bemerken zu einer Pflicht wurde, wenn man sich nicht einer Sünde schuldig machen wollte, welche auf allen denen lastet, welche die Warnungen der Vorsehung und die günstigen Vorzeichen am kirchlichen Himmel nicht beachteten. Dies Alles übersehen zu haben und zugestehen zu müssen, das wundervolle Phänomen sei vorüber, ohne daß man es zu einem nützlichen Zwecke benützte, sondern das man nur anstaunte, bis es erloschen war, zeigt bei einem Katholiken von mehr als Dummheit, — es ist Gottlosigkeit. Die Fortschritte der Bewegung zu überwachen, ihren Entwickelungen Aufmerksamkeit zu schenken, ihre Richtung wo möglich zu leiten, sie sanft zur vollständigen Erreichung ihres ihr unbewußten Zieles hinzuführen, und noch mehr gegen ihre Irrthümer zu kämpfen, vor ihren Gefahren zu warnen, gegen ihre neuen Angriffsarten Waffen bereit zu halten, die gleißende Maske, unter der sie in aller Unschuld die schrecklichen und geistlosen Züge des Protestantismus verborgen hatte, zu lüften, dies waren die Pflichten, deren Erfüllung sich die neue Zeitschrift unterzog, oder wozu sie vielmehr ausdrücklich gegründet worden war. Die Nothwendigkeit, sich diesen neuen Pflichten zu unterziehen, bildete für mich den Hauptbeweggrund, die theologische Leitung zu übernehmen.

Zur nemlichen Zeit hatten die Katholiken begonnen, sich von der ersten Betäubung, welche die Glieder, die ihrer Fesseln

eben ledig wurden, noch eine Zeit lang befangen hält, zu erholen. Zeichen eines thätigeren Lebens zeigten sich: Gemeinden entstanden, die Schulen wurden vermehrt, neue Missionen eröffnet, Kirchen von bisher unbekannter Größe und Pracht wurden im Plane entworfen und angefangen. Das Volk zeigte offenbar ein größeres Interesse an unserer Religion und eine größere Geneigtheit, ihre Lehre zu hören und richtig zu beurtheilen. Es schien der günstige Augenblick gekommen, andere Saiten aufzuziehen und den zwar schlummernden aber leicht zu weckenden Geist zu erregen. Die katholische Kirche in ihrem vollen Wachsthum, mit der Erhabenheit ihres Ritus, mit der Schönheit ihres Gottesdienstes, mit der Mannigfaltigkeit ihrer Einrichtungen verlangte, von Vielen näher gekannt zu werden, die sie nie anders gesehen, als in dem Zustande, in den sie durch drei Jahrhunderte barbarischer Verfolgung herabgedrückt worden war.

Nichts konnte so geeignet sein, sich dieser zwei wichtigen Gegenstände zu bemächtigen, und ihnen sicheren Vorschub zu leisten, als eine periodische Vierteljahrsschrift. Die Länge der Artikel, welche zugelassen wurde, befähigte sie jeden Punkt in größerer Ausdehnung als eine sonstige Zeitung oder Magazin zu besprechen, weil sie immer wieder auf den nemlichen Gegenstand zurückkommen, seinem Gange und seinen Entwicklungen folgen, das Publikum darauf aufmerksam machen und für dasselbe die Nutzanwendungen daraus ziehen konnte, lauter Vortheile, das ein geschriebenes und abgeschlossenes Werk unmöglich haben kann.

Von Jedem, der ein dunkles Interesse fühlt, diese beiden Zwecke zu befördern, der es für eine Art von Pflicht hält, sich selbst, wenn es anders in seiner Macht steht, ihrem Gelingen zu opfern, und der sich bewußt ist, daß Ernst, Hoffnung, Einsicht in ihre Einzelnheiten und einige Erfahrung darin ihm gewiße Vortheile gewähren werden, — von Jedem,

der so fühlt und doch die Theilnahme an dem vorgeschlagenen Werke in der Befürchtung, es sei Vermessenheit, verweigert, ist dies wohl Schwachheit, fast möchte ich sagen Gemeinheit. Indessen wünschten wir eifrig und faßten den aufrichtigen Entschluß, das Dublin Review zum Organ und Verbreiter der katholischen Fortschritte gegen innen und außen zu machen; es wurde gewissenhaft beschlossen, die darin vorkommende Theologie sollte sich an die Gegenwart halten, d. h. sie solle bloß Tagesfragen und gegenwärtige Controversen behandeln, nur mit wirklichen Gegnern kämpfen, nur mit erreichbaren Irrthümern ringen, so daß ich mich entschloß, lang gepflegte und leidenschaftlich geliebte Studien mit der ängstlichen Sorge und der unbeständigen Beschäftigung, die mit der Leitung eines solchen Unternehmens verbunden sind, zu vertauschen. Werke, die seit lange überdacht wurden und für welche das Material mit großem Fleiße gesammelt ward, wurden in jener Zeit aufgegeben, weil gegenwärtige Ereignisse und die laufende Literatur mehr Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Zu gleicher Zeit war es nothwendig, mit diesen Bestrebungen auch andere von minder ernstem Charakter, obgleich im Allgemeinen von religiöser Richtung zu verbinden. Unsere Religion wurde auf jedem möglichen Wege angegriffen — in Reisebüchern, in Geschichtswerken, in erdichteten Geschichten. Diesen Angriffen mußte man nothwendig Aufmerksamkeit schenken, in einem Style aber, der dem Gegenstande und Charakter der zu beurtheilenden Schriftsteller mehr angemessen ist.

Nach dieser dreifachen Eintheilung der Gegenstände ist auch die gegenwärtige Sammlung abgetheilt. Der erste Band enthält hauptsächlich für katholische Leser bestimmte Schriften. Er beginnt mit Aufsätzen über die heilige Schrift, und ich werde der Vollständigkeit wegen dem dritten Band noch einen Anhang zu demselben beifügen, den ich aus späteren Nummern nehmen werde, als die sind, welche das Material zu

gegenwärtigem Bande geliefert haben. Der Band schließt mit Aufsätzen, die bestimmt sind, die Schönheiten des katholischen Ritus, der katholischen Gebräuche und des katholischen Gottesdienstes darzustellen.

Der zweite Band beschäftigt sich mit Ausnahme seines letzten Artikels ausschließlich mit der hochkirchlichen Frage, oder wie sie gewöhnlich genannt wird, mit der oxforder Controverse. In der ersten Nummer der Zeitschrift erschien auch der erste Artikel über diesen Gegenstand, und er wurde in allen folgenden Bänden fest im Auge behalten, bis man sagen durfte, er sei zu einem ehrlichen Abschlusse gekommen. Ich werde mir indessen die Freiheit nehmen, in der besondern Vorrede dieses Bandes noch einige Worte darüber zu sagen.

Der dritte Band endlich besteht aus Artikeln und Aufsätzen gemischteren — historischen, artistischen, archäologischen und polemischen Inhalts. Hier darf man natürlich weniger Einheit des Zweckes oder Zusammenhang des Gedankens erwarten. Und wenn in diesem Wiederabdruck eine beträchtliche Anzahl früherer Schriften ausgelassen wurde, so geschah dies hauptsächlich, weil sie das Interesse, das vorübergehende Umstände ihnen gaben, verloren haben, oder weil sie weniger werth gehalten wurden, als die aufgenommenen Artikel, ihrer Ruhe in den Bänden der Zeitschrift entrissen zu werden. Es geschieht mehr aus Pflichtgefühl, als um mir selbst zu genügen, wenn ich bemerke, daß ich, wenn ich diese Sammlung von Aufsätzen überblicke, die sich über eine Periode von siebenzehn Jahren ausdehnen und in die kritische Periode des Lebens fallen, in der die jugendliche Kraft zur Reife gelangt ist und der Geist abzunehmen beginnt, in der kühne Gedanken vorsichtigen Ausbesserungen Platz machen, daß ich keine Meinung, kein Gefühl gefunden habe, welches zu hegen ich aufgehört hätte. Wenn eine Hoffnung nicht zur Erfüllung reifte, — sehe ich keinen Grund zu bedauern, daß ich hoffte; wenn ein Wunsch

nicht gewährt wurde, — so ist dies kein Grund, warum ich ihn nicht gehegt haben sollte; wenn eine Muthmaßung nicht zur Wirklichkeit wurde, — kann es mir nicht leid thun, die Muthmaßung gehabt zu haben, Sachen, Personen, Umstände können sich so verändert haben, daß man jetzt nicht mehr wie damals fühlen kann und muß; aber es ist ein Trost die Ueberzeugung zu haben, daß man damals recht fühlte, weil diese Gefühle die nothwendigen Keime dessen waren, was wir jetzt als recht anerkennen.

Ich habe gesagt, es sei meine Pflicht, dieses zu bemerken; dies braucht vielleicht eine Erklärung. In Betreff der oxforder Frage werde ich sie in der Vorrede zu meinem zweiten Bande geben, in Betreff der übrigen Theile der Sammlung soll es jetzt in Kürze geschehen. Wenn behauptet würde, eine solche Beständigkeit der Gesinnung komme von der Festigkeit des Charakters oder von gründlicher vorhergehender Ueberlegung oder von sehr früher Reife des Urtheils, so wäre dies eine Prahlerei, die eben so wenig am Platze als grundfalsch ist. Nur ein Prinzip konnte dem Urtheil so vieler Jahre Beständigkeit geben, und in religiösen Ideen kann bloß Ein Prinzip unveränderlich bleiben. Ich betrachte es als meine Pflicht, dieser Wahrheit meine Huldigung darzubringen. Wenn ich über diese lange Reihe von Jahren zurückblicke und mich erinnere, wie ein einziger fester Entschluß alle meine Grundsätze für Theorie und Praxis bildete, wenn ich sehe, wie eifrig er den Mangel an Wissen, an glänzenden Gaben, an populären Künsten und Vortrag ersetzte, so habe ich sicherlich ein Recht, ihn über alle diese Vortheile zu rühmen, und ihn als einen Theil der himmlischen Weisheit zu betrachten, die Gott keinem Gliede seiner Kirche verweigert. Und dies war der Entschluß, mich streng unter ihre Führung zu stellen, ihre orthodoxe Lehre allen verführerischen Theorien, allen gleißenden Paradoxen, allen bemäntelnden Erklärungen zum Trotze

zu preisen, die katholische Wahrheit zu lieben, in ihrer Einfachheit und Gleichheit, weil sie auf ihrem Mittelpunkte ruht und von kunstlosen Gläubigen ausgeübt wird; dort die Reinheit der Lehre und die Genauigkeit der Gebräuche zu suchen, wo Gott den reichsten Schatz für die künftige Auferstehung niedergelegt hat, in der Asche seiner Apostel. Diese unbegrenzte Unterwerfung unter die Eine Kirche Christi, diese unerschütterliche Anhänglichkeit an ihren höchsten Lenker war die Karte und der Kompaß, mit welchen ich meine Fahrt unternahm; und während ich demüthig glaube, es werde kein Wort in diesen Bänden gefunden werden, das mit ihrer Lehre, ihren Wünschen und Gedanken nicht übereinstimmt, so unterwerfe ich Alles, was hier geschrieben ist, ihrer Berichtigung, und bitte, man möge jede Dunkelheit und jeden Zweifel nach diesem Prinzipe auslegen.

Diesem Grundprinzipe allein, das ein Kind so gut haben kann, als ein Mann, schreibe ich ausschließlich alle guten Erfolge zu, die aus diesen Aufsätzen hervorgegangen sind. Ich kann in der That den Trost, den ich aus den Wirkungen, die ihnen zugeschrieben werden, schöpfe, ohne Undankbarkeit nicht zurückweisen; denn ich fürchte, meine Leser werden sich hie und da wundern, wenn sie finden, daß die erwähnten Mängel so gut ausgefüllt und bloß geahnte Gefühle schon lange so allgemein geworden sind, daß das Gedächtniß an unsere Unvollkommenheit erloschen ist. Mehr als eine halbe Generation ist vorüber gegangen, seitdem diese Aufsätze, welche einen jetzt unbekannten Zustand beschreiben, verfaßt wurden. Und wenn ihr Inhalt einigen Einfluß auf diese Aenderung ausgeübt hat, so liegt ihre Macht bloß darin, daß sie aufrichtig, herzlich und wohlwollend Wahrheiten enthüllen, die der Verfasser oft bezeugt, hoch bewundert und zärtlich geliebt hat, daß es Worte der Wahrheit und Liebe sind, die ihren Beweis und ihre

Ueberzeugung in sich selbst tragen und den Herzen Aller zugänglich sind.

Ich bin darauf gefaßt, daß die vielen Unvollkommenheiten einer so gemischten Sammlung sorgfältig hervorgesucht und strenge behandelt werden. Ich habe längst aufgehört, eine aufrichtige Behandlung von denen zu erwarten, die mich als ihren Feind betrachten und es für ihre Pflicht halten, mich als solchen zu behandeln. Gewohnheit hat uns damit vertraut gemacht, und ich glaube, die Geduld zu besitzen, es bis ans Ende zu ertragen. Und nichts hilft uns hierin mehr, als das Bewußtsein, daß kein erbitterter Gedanke oder persönlicher Haß oder der Wunsch zu verletzen, unsere Feder und Absicht geleitet hat. Sollte eines meiner Worte einen andern Eindruck machen, so werde ich es aufrichtig bedauern.

Mit diesen Worten des Friedens will ich von meinem geneigten Leser Abschied nehmen, und wünsche ihm von oben alle Gnade und allen Segen, so wie ich ihn bitte, für mich um Barmherzigkeit und Verzeihung zu beten.

Ostern, 1853.

I. Joh. V. 7.

in der Handschrift von Santa Croce.

Item illic tres
sunt qui testimonium dicunt in
caelo · pater verbum et sps · et
hi tres · unum · sunt ·

Wiseman. I.

Zwei Briefe

über

einige Punkte der Controverse

über die Aechtheit der Stelle

1. Joh. V., 7.

„Und es sind Drei, die Zeugniß geben im Himmel; der Vater, das Wort und der heilige Geist; und diese Drei sind Eins."

Nebst einer Untersuchung

über

den Ursprung der ersten lateinischen Uebersetzung der heiligen Schrift, welche gewöhnlich den Namen „die Itala" führt.

Die zwei folgenden Briefe wurden zuerst in dem „Catholic Magazine“ in den Jahren 1832 bis 33 veröffentlicht. Im Jahr 1835 erschienen sie zum zweiten Male nebst einigen Ergänzungen in Rom. Die Veranlassung zu der Untersuchung, welche die Briefe enthalten, war für den Verfasser ein Briefwechsel, den er mit dem verstorbenen Dr. Burgeß, Bischof von St. David, über die Manuscripte führte, welche die Stelle im 1. Joh. V., 7. enthalten.

Die Untersuchung über das Land, in welchem die erste lateinische Uebersetzung der Schrift verfaßt wurde, wird, obwohl sie blos ein Nebenpunkt in Betreff der Hauptuntersuchung ist, doch zuerst in diesen Briefen vorgenommen werden. Diese Briefe setzen voraus, daß der Leser im Allgemeinen mit der Controverse über die fragliche Stelle bekannt sei. Ihre Aechtheit wurde im letzten Jahrhundert von englischen und deutschen Kritikern angefochten; und diese Aufsätze haben weiter keinen andern Zweck, als die Beweise zusammenzustellen, welche sich aus dem Ansehen der lateinischen Manuscripte zu ihren Gunsten ergeben. Dies wird uns rechtfertigen, daß wir ohne weitere Vorbemerkung auf den Gegenstand ein-

gehen und auch keine populäre Erläuterung der Kunstausdrücke geben. Sie sind mehr dazu bestimmt, dem Gelehrten zu weiteren Untersuchungen Material zu liefern, als weitere Abhandlungen über die Controverse auszuschließen; was die Form betrifft, so blieb sie mit wenigen Wortänderungen die gleiche.

Zwei Briefe

über

1. Joh. V., 7.,

gewöhnlich genannt „die drei Zeugnisse“.

Erster Brief.

(An den Herausgeber des „Catholic Magazine“.)

Werther Herr!

Ein periodisches Blatt wie das Ihrige ist der geeignetste Platz, um sich über solche Theile der heiligen Literatur zu belehren, welche wegen ihrer einseitigen und besondern Natur zu einer selbstständigen Veröffentlichung sich nicht eignen. Daher werde ich mich bei Ihnen oder Ihren Lesern nicht entschuldigen, daß ich Ihnen ein paar Bemerkungen über einige Punkte der wichtigen Controverse über die bekannte Stelle in 1. Joh. V., 7. übersende. Indessen wird es besser sein, sie nach einander in der Form von einzelnen Bemerkungen zu geben, als sie in eine vollständige Abhandlung zu zwängen. Ich sehe in der That voraus, daß im Anfang meine Briefe sehr abschweifend und daß ich wahrscheinlich gezwungen sein werde, meine bescheidene Ansicht über einige Punkte zu sagen, welche nicht unmittelbar den Hauptgegenstand meiner Untersuchung betreffen.

Vielleicht liegt der augenscheinlichste Beweis zu Gunsten der lang bestrittenen Stelle in der Autorität der lateinischen Zeugnisse in der Vulgata und den lateinischen Kirchenvätern. Die Gegner der Stelle mußten zugeben, daß die größere Anzahl der lateinischen Handschriften dieselbe enthalte; auf der andern Seite aber haben sie behauptet, sie fehle in den ältesten. Den Beweis führt Dr. Porson mit folgenden

Worten: „Wem sollen wir mehr Ansehen geben, dem Alter oder der Zahl? Auf der einen Seite stehen als Zeugen ernste, ältere Personen, welche der Zeit näher lebten, in welcher das Ereigniß, welches sie behaupten, vorfiel, und zudem sind sie alle in ihren Angaben übereinstimmend, während ihre Gegner, an Zahl weit überlegen, doch zu spät lebten, um mit der Sache hinlänglich vertraut zu sein.“ [1]) Wie steht es nun aber mit dem Alterthume, das dieser gelehrte Schriftsteller bei der einen Klasse der Zeugnisse so hoch anschlägt? Nach seinen Bemerkungen über die zwei Harleischer Handschriften zu schließen, scheint er angenommen zu haben, die Stelle komme in keiner Handschrift vor dem zehnten Jahrhundert vor; denn er sagt: „Der Harleische Katalog Nr. 7551 enthält drei Abschriften des ersten Briefes des heiligen Johannes. Die erste scheint aus dem zehnten, die zweite aus dem neunten Jahrhundert zu sein, und in beiden fehlen die himmlischen Zeugnisse.“ [2]) Andererseits ist die älteste Handschrift, von welcher er behauptet, die Stelle fehle in ihr, das berühmte von Mabillon herausgegebene Lectionar, von dem man annimmt, es sei zwölfhundert Jahre alt, oder aus dem siebenten Jahrhundert. [3]) Mit den von Porson so bestimmten Zeitangaben scheint auch Griesbach einverstanden zu sein. Seine Worte sind: „Codices Latini ante saeculum nonum scripti versum septimum plane non habent a prima manu . . . Invenitur in nonnullis saeculo decimo exaratis; fortasse etiam (a prima manu) in uno et altero saec. nono scripto, siquidem de eorum aetate recte judicarunt, qui eos tractaverunt.“ [4])

Mr. Horne behandelt diesen Gegenstand mit einer auffallenden Nachlässigkeit, was sich bei einem Compilator leicht erklären läßt, indem sie sich nicht immer bemühen, die einander widersprechenden Stellen, die sie aus verschiedenen Schriftstellern zusammengestellt haben, zu vereinigen. Er sagt: „Die Stelle kommt in keiner (lateinischen) Handschrift vor, die vor dem zehnten Jahrhundert geschrieben ist.“ Nach wenigen Zeilen, auf der nemlichen Seite und in dem nemlichen Paragraphen fährt er fort: „Nach dem achten Jahrhundert wird die Aufnahme der Stelle allgemein.

1) Letters to Mr. Archdeacon Travis, in answer to his defence of the three heavenly witnesses. London 1790. Seite 154.

2) Seite 152.

3) Seite 153.

4) Nov. Testam. ed. London 1818, vol. II. p. 640.

Denn die nach dieser Zeit geschriebenen Handschriften haben im Allgemeinen, obgleich nicht immer, die Stelle im Contexte." [1]) Die lateinischen Handschriften zwischen diesen beiden Perioden, also die im neunten Jahrhunderte geschriebenen, müssen äußerst wichtige Beweismittel sein. Steht oder fehlt in ihnen die Stelle? Haben sie die Stelle, so ist die erste Behauptung unrichtig, fehlt sie, die zweite.

Es ist offenbar von der größten Wichtigkeit, daß alle zugänglichen Beweismittel über diesen wichtigen Gegenstand dem Publikum vor Augen geführt werden, und was ich Ihnen jetzt hauptsächlich mitzutheilen habe, sind meine Untersuchungen über zwei lateinische Handschriften, welche von einem früheren Datum sind, als dasjenige ist, welches von den Gegnern der Aechtheit denjenigen beigelegt wird, welche die Stelle enthalten. Daß sie dieselbe enthalten, wird nachgewiesen werden.

Das erste Beweismittel, auf welches ich die Critiker aufmerksam mache, ist eine schöne Handschrift der Vulgata, welche in dem ehrwürdigen Benedictiner-Kloster von La Cava zwischen Neapel und Salerno aufbewahrt wird. Die Archive dieses alten Klosters enthalten über dreißigtausend Pergamentrollen aus sehr früher Zeit; die Bibliothek besitzt auch einige werthvolle Handschriften. Eine von diesen ist die angeführte Vulgata; und als ich vor einigen Jahren diesen Theil von Italien bereiste, machte ich einen Abstecher in das Kloster, hauptsächlich in der Absicht, sie einzusehen. Ich habe indessen noch eine günstigere Gelegenheit gefunden, ihren Text zu studiren; denn der unermüdliche Bibliothekar des Vaticans, Monsignor Mai, [2]) legte dieser Handschrift einen solchen Werth bei, daß er sie einer vollständigen Abschrift werth hielt. Der Befehl dazu wurde vom Papst Leo XII. gegeben und im Laufe des letzten Sommers (1831) wurden die letzten Bogen von Vater Rossi, dem Archivar von La Cava, in der Vatikanischen Bibliothek niedergelegt. Es wird schwer sein, von weitem die Genauigkeit und die Sorgfalt zu beurtheilen, mit welcher diese Abschrift gefertigt wurde. Sie enthält das alte und neue Testament, Linie für Linie, Wort für Wort mit einer genauen Nachahmung der Malereien und sonstigen Zierrathen. Außerdem hat der fleißige Archivar, während er zwei so genaue Abschriften der Handschrift fertigte, in zwei

---

1) Introduction to the critical Study and Knowledge of the Holy Scriptures. 6th. ed. Lond. 1828. Bd. IV. S. 468.

2) Ist jetzt Cardinal.

Jahren das ganze Archiv classificirt und in elf Columnen einen beschreibenden Katalog über neuntausend Urkunden verfaßt.

Die Einsicht, die ich von der Original-Handschrift genommen habe, war zu flüchtig, als daß ich daraus einen Schluß auf das Alterthum, welches ihr gebührt, machen könnte. Sie ist auf schönes Pergament geschrieben in groß Quart; jede Seite enthält, wie das berühmte vatikanische Manuscript (1209), drei Columnen. Zwischen den Worten findet nur hie und da eine Abtheilung statt. Die Schrift ist äußerst klein; die Anfangsbuchstaben der Paragraphen sind etwas größer und stehen vor den Linien; die Rand-Noten sind so winzig geschrieben, daß man ein gutes Glas braucht, wenn man sie entziffern will. Eine ganz ins Einzelne gehende Beschreibung unserer Handschrift indessen wurde von dem Abbé Rozan veröffentlicht, welcher sorgfältig alle Eigenthümlichkeiten gesammelt hat, welche zur Bestimmung ihres Alters von einiger Wichtigkeit sein können. [1]) Das Folgende ist das Resultat seiner Untersuchungen.

Einunddreißig charakteristische Merkmale werden von ihm angeführt; dreizehn kommen vor in dem Traité de Diplomatique, welche ein sehr hohes Alter anzeigen; fünf bezeichnen eine ältere Periode, als das neunte Jahrhundert; drei beurkunden wenigstens das achte; vier entscheiden spätestens für das siebente; und vier sind maßgebend für das sechste. Die zwei fehlenden sind zu unbestimmt, um sie benützen zu können. [2]) Es ist wahr, daß der Abbé Rozan sich selbst Schwierigkeiten in den Weg legt, welche bei dieser Handschrift auf kein hohes Alter schließen lassen, nemlich hauptsächlich das kleine Format und die winzige Gestalt einiger Buchstaben. Allein er löst diese Schwierigkeiten, indem er Beispiele von ähnlichen Buchstaben aus Handschriften des fünften Jahrhunderts anführt; und mit großer Ueberraschung findet der Leser, daß er zu dem Schlusse kommt, diese Handschrift sei mindestens tausend Jahre alt. Dieser Schluß scheint nach seinen Aeußerungen, nicht sofast das Resultat seiner Voraussetzungen, als seiner Furcht zu sein, in seinem Lobe für zu ausschweifend gehalten zu werden. [3]) Es wird hier die Bemerkung wohl am Platze sein, daß viele Mißgriffe gemacht wurden

---

1) Lettre à M. le Bibliothécaire de la Bibliothéque du Roi à Naples. 1822.

2) Seite 136—144.

3) Seite 148.

durch die Meinung, welche seit der Veröffentlichung der Mauriner diplomatischen Canones zu vorherrschend ist, daß nemlich in den früheren Jahrhunderten die großen Buchstaben vorgeherrscht haben. Eine gewisse mehr currente Schreibart muß gewöhnlich angewendet worden sein; dies ersieht man ganz deutlich aus einer sehr schätzbaren Handschrift vom heiligen Hilarius, welche in dem Archiv des Kapitels von Sankt Peter aufbewahrt wird.

Am Schlusse desselben ist eine Note in einer so zusammenfließenden und flüchtigen Schreibart, als es sich nur von einer modernen Schrift erwarten läßt; der Inhalt ist: „Contuli in nomine Domini Jesu Christi apud Kasulis constitutus, anno quartodecimo Transamundi regis.“ [1]) Diese Note wurde also im Jahre 509 geschrieben und folglich muß das Manuscript, dessen „recensor“ sie beisetzte, noch viel älter sein. Nun gleicht aber die Form der Buchstaben in dieser werthvollen Handschrift sehr der in der Handschrift von La Cava; und wegen dieser Aehnlichkeit nimmt der gelehrte und erfahrene Monsignor Mai keinen Anstand, die letztere Handschrift spätestens in das siebente Jahrhundert zu verlegen; sie kann aber noch älter sein. Das Alter dieser Urkunde wird ferner noch durch die Eigenthümlichkeiten ihres Textes bestätigt, welcher der des heil. Hieronymus ist.

Ich will jetzt den Abschnitt des ersten Briefes des heil. Johannes geben, welcher den Vers von den drei himmlischen Zeugnissen enthält. Ich beginne mit dem vierten Verse des fünften Kapitels und behalte genau die Ordnung und die Orthographie der Worte und die Randbemerkungen bei:

Quoniam homne quod natum est ex deo vincit mundum
Fides nra. Quis est autem qui vincit mundum nisi
qui credit quia* Ihs filius dei est. hic est qui venit
per aquam et sanguinem et spm Ihs xps
Et non in aqua solum sed in aqua et sanguine et spu·
Spiritus * est qui testificatur. qam Ihs est veritas.
Quia tres sunt qui testimonium dant in terra.
Spiritus et aqua et sanguis: et hii tres hunum sunt.
in xpo Ihu. Et tres sunt qui testimonium dicunt
in caelo. Pater. verbum. et sps. et* hii tres hunum
sunt. Si testimonium hominum accipimus etc.

Randbemerkungen:

* Et arius praedicat creaturam

* Si veritas quomodo creatura quum creatura vera esse possit. denique de nullo angelorum legitur quod veritas sit.

* Audiat hoc arius et ceteri.

---

1) Ein Facsimile dieser Handschrift vom heiligen Hilarius und ihrer schätzbaren Aufschrift sieht man in Monsignor Mai's Symmachus. Rom 1823.

Einige wenige Bemerkungen mögen den Bericht über diese interessante Urkunde schließen:

1. Im vierten Verse haben wir ein merkwürdiges Beispiel von der Macht des „alles verschlingenden Ungeheuers homoioteleuton", wie es Porson an einer Stelle scherzhaft nennt. Für den weniger erfahrenen Leser wird die Bemerkung nicht unnöthig sein, daß sowohl in der heiligen als profanen Critik die Aehnlichkeit neben einander stehender Wörter in den Handschriften eine der häufigsten Ursachen ist, etwas wegzulassen. Das Auge des Abschreibers hat das Bild der erstern Stelle und wenn es wieder auf das Original blickt, nimmt es aus Mißgriff das nemliche Wort, welches weiter unten steht, und so wird Alles, was zwischen beiden Wörtern steht, in der Schrift weggelassen. Diese Aehnlichkeit der Wörter ist was man mit dem technischen Ausdrucke „homoioteleuton" bezeichnet. Es wird zu Gunsten unserer Stelle von den Schriftstellern im Allgemeinen angenommen, daß sie in den griechischen Handschriften durch einen derartigen Irrthum verloren gegangen sei, weil nemlich der unmittelbar vorhergehende Satz mit denselben Worten schließt. Nun liefert uns unser Manuscript, wie eben bemerkt wurde, in den zwei ersten oben abgedruckten Zeilen ein interessantes Beispiel, wie leicht ein solcher Irrthum vorkommen kann. Vor fides nostra sind die Worte et haec est victoria quae vincit mundum ausgelassen, ohne Zweifel, weil der vorhergehende Satz gleichfalls mit den Worten vincit mundum schließt, so daß der Abschreiber dieselben verwechselte. Wie leicht kann ein ähnlicher Mißgriff im siebenten Verse Statt gefunden haben.

2. In dieser Handschrift kommt der achte Vers vor dem siebenten, und Griesbach hat in der That darauf aufmerksam gemacht, daß dies in allen alten Manuscripten der Fall ist. „Antiquiores fere anteponunt comma otavum septimo." [1])

3. Der dogmatische Gebrauch, der auf dem Rande von diesem Text gemacht wird, ist gleichfalls einer besondern Aufmerksamkeit werth. Das eifrige Bestreben, womit der Schreiber jeden Beweis für die Göttlichkeit Christi in die Noten zu setzen scheint, kann uns auf die Vermuthung leiten, sie seien während des arianischen Streites geschrieben. Die energische und markige Anmerkung „audiat hoc Arius et ceteri", zeigt besser als der breiteste Commentar, wie großen Werth

---

1) A. a. O.

der Verfasser auf unsern Vers legte und daß er nicht den geringsten Zweifel an seiner Aechtheit hatte. Die zweite Anmerkung mag etwas dunkel scheinen, weil das zweite Glied der Antithese ausgelassen ist. Sie will sagen, von einem Geschöpf könne man mit Recht sagen, es sei wahr, aber es könne nicht wohl die Wahrheit genannt werden.

Schließlich haben wir also hier eine lateinische Handschrift, welche den Vers enthält, und welche wenigstens drei Jahrhunderte älter ist, als der Zeitpunkt, in welchem nach der Annahme der Gegner derselbe in den Text aufgenommen wurde; die Urkunde zeigt zugleich den dogmatischen Gebrauch, den man von der Stelle gemacht hat.

Die zweite Autorität, auf welche ich die Aufmerksamkeit der Critiker zu richten wünsche, ist noch viel gewichtiger, es ist dies nicht die einer bloßen Handschrift, sondern die eines alten Schriftstellers, der dabei den ausdrücklichen Zweck hat, die Dreieinigkeit zu beweisen.

In der Bibliothek von Santa Croce in Jerusalem befindet sich eine Handschrift, welche zwei kirchliche Abhandlungen enthält. Die zweite ist das Werk des heiligen Cyprian's ad Quirinum. Die erste trägt von dem ursprünglichen Abschreiber keinen Titel; aber ihr Zweck ist in den Worten ausgesprochen: Explicit liber testimoniorum. Dieser Umstand veranlaßte wahrscheinlich eine viel spätere Hand, den Titel vorzusetzen: „De testimoniis Scripturarum Augustini contra Donatistas et Ydola." Aber nach dem, was der heilige Augustinus selbst von dem Buche erzählt, das er unter diesem Titel geschrieben hat, ist dieser nicht der einzige. In seinen Retractationes spricht er von diesem Buche unter dem Titel: „Probationum et Testimoniorum adversus Donatistas (als widerlegte es diese Ketzer), sive de Ecclesiasticis sive de Publicis Gestis, sive de Scripturis Canonicis." [1]) Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies das nemliche Werk ist, welches sein fleißiger Biograph Posidius unter dem Titel anführt: „De Testimoniis Scripturarum, contra supra scriptos, et Idola." [2]) Unser Werk ist indessen bloß aus biblischen Citaten zusammengesetzt und enthält keineswegs eine Widerlegung der Donatisten.

Eine frühere Hand hat dieser Abhandlung einen wahrscheinlicheren Titel gegeben, indem sie auf die erste Seite schrieb: „Liber de speculo". Dies führt uns auf eine interessante Erörterung, welche für

1) Retract. l. II. cap. 27, tom. I. p. 51. ed. Maur.

2) Indical. opusculor. Ib. tom. X. pag. 284.

den Gegenstand unserer Untersuchung von großer Wichtigkeit ist. Haben wir das ächte Werk des heiligen Augustinus, mit dem Titel Speculum, oder ist dieser Titel unterschoben? Ich will bei meiner Untersuchung so unpartheiisch als möglich sein. Ich werde dabei folgende Ordnung einhalten: Erstens werde ich eine Beschreibung des Werkes geben, in welcher Gestalt es in unserer Handschrift vorhanden ist; zweitens werde ich die Beweise vorbringen, welche gegen die Behauptung gehen, es sei ein Werk des heiligen Augustinus, drittens die Beweise vorlegen, welche für ihn als dessen Verfasser zu sprechen scheinen. Hernach werde ich untersuchen, welchen Grad der Autorität das Werk, mag man eine Ansicht haben, welche man will, in Bezug auf den Beweis der Aechtheit unseres Verses hat.

1. Das Werk, welches wir betrachten wollen, besteht aus mehr als hundert Capiteln, welche die wichtigsten Punkte des christlichen Glaubens und Lebens umfassen. Ueber jeden dieser Gegenstände sind alle betreffenden Texte des alten und neuen Testaments gegeben ohne eine einzige Anmerkung oder Erläuterung. Ueberhaupt ist das Werk das nemliche, welches von Jerome Vignier unter dem Titel: speculum des heiligen Augustinus herausgegeben wurde.[1]) Aber es unterscheidet sich durch einen sehr wichtigen Umstand; der Text nemlich in unserer Handschrift ist nicht die Uebersetzung des heiligen Hieronymus in dem alten und nicht seine Verbesserung in dem neuen Testament, sondern die alte Vulgata, wie sie sich in den Stellen der heiligen Väter findet und in den großen Werken eines Nobilius, Bianchini, Sabbatier gesammelt ist. Es füllt in der That viele „lacunae" des letzteren unschätzbaren Werkes aus und ist ein werthvoller Beitrag zu der Geschichte der biblischen Critik. Der thätige und intelligente Bibliothekar von Santa Croce bereitete das ganze Werk zur Veröffentlichung vor, hauptsächlich zu dem Zweck, um unseren Text der alten Vulgata dadurch zu verbessern und zu vervollkommnen.[2])

Die Handschrift selbst ist in Quart auf Pergament mit eckigen Unzialbuchstaben geschrieben und gleicht in Form und Größe dem Lateinischen des codex Bezae oder der Cambridg'schen Handschrift des neuen Testamentes. Sie ist im Ganzen schön geschrieben, und man darf sie ja nicht nach der Probe beurtheilen, die Bianchini davon ge-

1) S. Aur. Augustini Operum omnium Supplem. Par. 1655. tom. I. p. 517.

2) Ich bedaure bemerken zu müssen, daß der Tod dieses viel versprechenden Cisterziensers vor der Hand das Unternehmen unterbrochen hat.

geben hat,[1]) dessen Facsimilien oft fehlerhaft sind, weil sie nicht genau nachgezeichnet wurden.[2]) Man darf sie kecklich ins sechste oder siebente Jahrhundert verlegen. Ein Facsimile ist diesem Aufsatze beigegeben.

Um nun auf die Hauptsache zu kommen, so führt dieses Werk den Text über die himmlischen Zeugnisse als einen dogmatischen Beweis für die Dreieinigkeit an. In dem zweiten Capitel, welches betitelt ist: De Distinctione Personarum, fol. 19., ver, ist folgender Passus: Item Johannis in aepistula . . . Item illic tres sunt qui testimonium dicunt in caelo Pater,[3]) Verbum et Spiritus, et hii tres unum sunt. Ich brauche meine Leser schwerlich auf die Uebereinstimmung aufmerksam zu machen, welche im Gebrauche des Wortes dicunt statt dant zwischen dieser Handschrift und der oben angeführten herrscht. Es ist dies die Lesart des Idatius Clarus, des ältesten Kirchenschriftstellers, welcher diesen Theil des Textes anführt.[4])

2. Ist der ältere Titel, der diesem Werk in unserem Manuscript gegeben wird, richtig und haben wir hier das ächte Speculum des heiligen Augustinus? Es ist bei der Geschichte dieses Textes von dem größten Interesse, darüber gewiß zu sein, ob er von diesem großen Lichte der Kirche herrührt, und wir wollen zuerst die Beweise anführen, welche gegen ihn als Autor sprechen. Zwei vollkommen verschiedene Werke erschienen unter dem Titel: Speculum des heiligen Augustinus. Das erste ist das bereits erwähnte von Vignier herausgegebene, welches mit dem unsrigen eine große Aehnlichkeit hat. Es wurde von den Maurinern als unächt verworfen, und diese unter-

---

1) Evangelior. Quadrup. Romae 1748. tom. II. fol. 595, pl. 2. No. 2.

2) Dies ist der Fall bei den meisten alten Facsimilien, welche bloß aus freier Hand gezeichnet sind. Die Probe aus dem Codex Vatic., welche Zacagni für Grabe gefertigt hat und die von Horne veröffentlicht wurde, thut dieser schönen Handschrift sehr Unrecht, welche Aehnlichkeit mit dem Bankesianischen Homer hat, der in der ersten Nummer des Museum Philologicum veröffentlicht wurde. Bei der Erwähnung dieses werthvollen Ueberbleibsels des Alterthums will ich gelegentlich anführen, daß in der vatikanischen Sammlung von Papyrusrollen ein sehr kleines Fragment der Iliade sich befindet, von dem ich fast behaupten möchte, es sei ursprünglich ein Theil der nemlichen Handschrift gewesen, wie das des Mr. Bankes.

3) Dieses Wort war anfänglich irrthümlich PARTER geschrieben; allein der Abschreiber selbst hat nachher das erste R durchstrichen.

4) Diesen Namen nahm Vigilius Tapsensis an. Op. ed. Chifflet p. 306. Der heilige Eucherius ist älter; aber sein Text ist noch sehr bestritten.

schoben dafür ein anderes Werk von ganz verschiedener Form.[1]) Dieses besteht bloß aus auserlesenen Stellen der heiligen Schrift, in der nemlichen Ordnung wie diese; es beginnt mit dem Exodus, ist aber nicht nach Kapiteln oder Materien abgetheilt. Aber es hat einen entschiedenen Vorzug vor dem anderen Werk und folglich auch vor dem unsrigen; es hat nemlich eine Vorrede, was dem unsrigen fehlt. Nun berichtet uns aber Posidius, das Speculum habe eine Vorrede gehabt. Ich will seine Worte hersetzen, da ich noch öfters Gelegenheit finden werde, darauf zurückkommen zu müssen. „Quique prodesse omnibus volens, et valentibus multa librorum legere et non valentibus," ex utroque divino Testamento, Vetere et Novo, praemissa praefatione, praecepta divina seu vetita ad vitae regulam pertinentia excerpsit, atque ex his unum codicem fecit; ut qui vellet legeret, et in eo vel quam obediens Deo inobediensve esset agnosceret, et hoc opus voluit Speculum appellari.“[2]) Das Speculum des heiligen Augustinus hatte also eine Vorrede, und wenn die Vorrede in der benediktinischen Ausgabe ächt ist, so ist auch das ganze Werk ächt. Denn die Vorrede schließt mit folgenden Worten: „Ab ipsa igitur lege, quae data est per Moysen, divinorum praeceptorum, qualia nos commemoraturos esse promisimus, aggrediamur exordium.“ Die benediktinischen Herausgeber führen noch einen andern Grund an, warum sie Vignier's Speculum verwerfen und das ihrige vorziehen; sie sind nemlich der Ansicht, ein Werk, in welchem die biblischen Belegstellen nach gewissen Kapiteln abgetheilt sind, scheine mehr geeignet, den Geist zu bilden, denn als ein Gesetzbuch der Moral zu gelten. Dieser Meinung werden, glaube ich, Wenige beipflichten. Es ist doch gewiß viel leichter, die Vorschriften der heiligen Schrift über irgend einen Gegenstand der Moral zu übersehen und sich darnach zu richten, wenn Alles, was über einen Gegenstand geschrieben wurde, zusammengestellt ist, als wenn man die verschiedenen betreffenden Stellen, welche durch die ganze heilige Schrift zerstreut und unter andere und ganz entgegengesetzte Materien gemischt sind, zuerst aussondern muß. Dies sind die einzigen Beweise, worauf die benediktinischen Herausgeber den Vorzug, den sie ihrem Texte geben, stützen. Der einzige, der einiges Gewicht hat, ist der Umstand mit der Vorrede, die Posidius erwähnt.

---

1) Op. tom. III. p. 1. p. 681.

2) Vita Aug. a. a. O. p. 277.

3. Zu Gunsten der Aechtheit des Textes von S. Croce können wir einen sehr gewichtigen Beweis aus dem Umstande entnehmen, daß seine Citate alle aus der alten lateinischen Uebersetzung und nicht aus der des heiligen Hieronymus genommen sind. Es ist bekannt, daß der heilige Augustinus sehr gegen den Plan seiner Freunde war, die heilige Schrift aus dem Hebräischen ins Lateinische zu übersetzen, und daß er diese Uebersetzung nie billigte. „Ich wollte wahrhaftig lieber," schreibt er an sie, „wenn Ihr die kanonischen Schriften in dem Sinn übersetzen würdet, wie er in der griechischen Uebersetnng der **LXX** angenommen ist. Denn es wird eine schlimme Sache werden, wenn Eure Uebersetzung in einigen Kirchen angenommen wird, weil dies unter die Lateiner und Griechen einen Zankapfel werfen wird." [1]) „Ich wünsche, Ihr legtet Eurer Uebersetzung die **LXX** zu Grunde, damit diejenigen, welche Eure nützliche Arbeit tadeln, endlich einsehen mögen, daß ich aus keinem andern Grunde wünsche, es möge Eure Uebersetzung aus dem Hebräischen in den Kirchen nicht verlesen werden, als aus Furcht, sie möchte, wenn sie etwas Neues und von der **LXX** Abweichendes gibt, unter den Gläubigen, deren Ohren und Herzen an jene Uebersetzung gewöhnt sind, großes Aergerniß und Verwirrung veranlassen; zudem ist jene von den Aposteln gebilligt." [2]) Und er gibt auch wirklich ein Beispiel von einem großen Aergerniß, welches dadurch gegeben wurde, als man in einer benachbarten Kirche den Versuch machte, die neue Uebersetzung einzuführen. „Als ein gewisser Bruder Bischof den Versuch machte von Eurer Uebersetzung in der Kirche, welcher er vorsteht, Gebrauch zu machen, zog eine Stelle im Jonas die Aufmerksamkeit auf sich, welche Ihr auf eine ganz andere Art gegeben habt, als die ist, woran das Gefühl und das Gedächtniß aller längst gewöhnt und die durch langjährigen Gebrauch geheiligt war. Es entstand ein solcher Tumult unter dem Volke, namentlich von Seite der Denkenden unter den Griechen, welche Euch heftig der Fälschung beschuldigten, daß der Bischof (denn es geschah in einer Stadt) sich auf das Zeugniß der Juden berufen mußte . . . . Und was war die Folge? Daß er, nach beträchtlichen Gefahren, lieber als daß er von seiner Heerde verlassen werden wollte, sich gezwungen sah, Eure Uebersetzung als falsch zu verwerfen." [3])

1) Ep. LXXI. (ol. X.) Op. tom. II. p. 160.

2) Ep. LXXXIII. (ol. XIX.) ib. p. 203.

3) Ib. p. 161.

Bei diesen augenscheinlichen Beweisen von der Anhänglichkeit des heiligen Augustinus an die alte Uebersetzung, von seiner Ansicht, wie unklug, ich will nicht sagen profan, es war, die Einführung der neuen zu versuchen, von seiner gewissenhaften Ueberzeugung, daß das Zeugniß des Alterthums, das Ansehen der Apostel, die Einheit der Kirche durch die Annahme derselben in Gefahr kämen, im Besitze ferner der Thatsache, daß er in keiner seiner unbestrittenen Schriften eine andere citirt, als die alte, können wir keinen Augenblick mit der Annahme zögern, daß das Speculum, welches von den Benediktinern veröffentlicht wurde und ganz aus Citaten aus der Uebersetzung des heiligen Hieronymus besteht, bei dieser Sachlage unmöglich das ächte Werk des heiligen Augustinus sein kann.

Die gelehrten Herausgeber haben wirklich auch versucht, diese Schwierigkeit zu beseitigen, indem sie die Vermuthung aufstellten, unser Kirchenvater sei später von seinen Vorurtheilen gegen die neue Uebersetzung zurückgekommen, und habe sich derselben bedient, so namentlich in einem Werke, das zum Gebrauch des Volkes bestimmt war. Sie berufen sich darauf, daß er in einigen späteren Werken diese Uebersetzung anführt, namentlich in den vier Büchern über die christliche Lehre, welche er gegen das Ende seines Lebens schrieb. Darauf nun möchte ich erwiedern: erstens, daß der Umstand, daß das Buch vornehmlich für das Volk geschrieben ist, eher ein Grund war, die alte Uebersetzung vorzuziehen. Sogar in Rom wurde die alte Uebersetzung noch im fünften Jahrhundert vom heiligen Leo gebraucht, und der heilige Gregor gebrauchte sogar noch im sechsten beide ohne Unterschied, was ganz genau den Zeitpunkt bezeichnet, wo man von der einen zur anderen überging. Zweitens ist ein Blick auf die Stelle, auf welche die Mauriner anspielen, hinlänglich, um jeden Leser zu überzeugen, daß der heilige Augustinus, wenn er außerordentlicherweise von der neuen Uebersetzung Gebrauch machte, eine Erklärung für nothwendig hielt, und daß er sogar voraussetzte, es seien nicht alle seine Leser nothwendig mit der Uebersetzung bekannt, welche verfertigt wurde von „dem Priester Hieronymus, einem in beiden Sprachen bewanderten Mann". [1])

Es gibt indessen, ich muß es aufrichtig gestehen, noch einen Weg, die Schwierigkeit zu heben, indem man annimmt, es habe eine spätere

1) De Coct. Christ. lib. IV. c. 7, tom. III. pa. I. p. 71.

Hand den Text geändert und das Werk nach der Uebersetzung des heiligen Hieronymus umgestaltet. Wir müssen anerkennen, daß dies leicht der Fall sein konnte, und das Vorhandensein von zwei Exemplaren unseres Speculum, das eine mit dem alten, das andere, in Vigniers Ausgabe, mit dem neuen Text, beweist, daß es Leute gegeben hat, die es der Mühe werth hielten, sich einer solchen Arbeit zu unterziehen. In Betreff des benediktinischen Textes indessen ist diese Vermuthung unhaltbar. Wir haben keinen Beweis, daß ihr Buch je in einer andern als in seiner neuen Form bestanden habe, und in dieser kann es unmöglich das Werk des heiligen Augustinus sein; was dagegen das andere Buch betrifft, so können wir positiv nachweisen, daß es ursprünglich den Text enthielt, dessen sich dieser Kirchenvater bediente.

Folgendes ist noch ein Beweis für die Aechtheit unserer Abschrift, auf welchen der Gelehrte, welcher beauftragt war, die Veröffentlichung vorzubereiten, aufmerksam machte. Er theilt mir mit, daß er eine sehr genaue Aehnlichkeit zwischen den Titeln einiger Abschnitte und des heiligen Augustinus mystischer Erklärung der entsprechenden Stellen gefunden habe. Es würde nicht schwer sein, ein paar Beispiele zu geben, indem ich einige aufgezeichnet habe; aber ich will es aus Rücksicht für den Herausgeber nicht thun und mich begnügen, ihm die völlige Enthüllung dieses wichtigen Beweises zu überlassen.

Bevor wir weiter gehen, stoßen wir auf eine ernstliche Schwierigkeit, welche eine weitläufige und kitzliche Untersuchung braucht. Man kann mit viel Anschein von Wahrheit den Einwurf machen: beweist nicht gerade das Dasein des Verses von den drei Zeugnissen in diesem Werke seine Unächtheit? Ist es glaublich, daß der heilige Augustinus diesen Vers hier zum Beweise der heiligen Dreieinigkeit anführt, und ihn doch in seinem Commentar über den Brief des Johannes und in seinen Werken über die Dreieinigkeit, wo der Zusammenhang und seine große Beweiskraft ihn dringend hätten auffordern sollen, ihn zu citiren, gänzlich übergeht. Diesen anscheinenden Widerspruch zu heben, ist ein Theil meiner Aufgabe; mögen meine Leser nicht stutzen, wenn wir anscheinlich weit zurückgehen, um unsern Zweck besser erreichen zu können; denn der Künstler muß seinen Faden, aus dem er nach und nach ein festes und dauerhaftes Gewebe fertigen will, oft an einem sehr entfernten Punkte befestigen.

Wir wollen zunächst unseren Lesern mittheilen, daß der heilige Augustinus der einzige alte Schriftsteller ist, welcher eines lateinischen

Textes der heiligen Schrift unter dem Titel: „Itala“ erwähnt. Seine Worte sind folgende: „In ipsis autem interpretationibus Itala ceteris praeferatur; nam est verborum tenacior, cum perspicuitate sententiae.“ [1]) Diese Stelle hat Anlaß zu einem der schwierigsten Probleme in der biblischen Critik gegeben, und ich will es jetzt selbst versuchen, dasselbe zu lösen. Es ist unumgänglich nothwendig, um die eben erwähnte Schwierigkeit zu lösen. Es wird aber meiner Meinung nach zugleich auch von Nutzen und Wichtigkeit sein, um die ganze Controverse über die drei Zeugnisse von einigen großen Schwierigkeiten zu befreien, um einige auffallende Anomalien zu ihren Gunsten zu erklären, und den Weg für den Hilfsbeweis zu bahnen. Abgesehen von diesen Beweggründen habe ich ja gleich anfangs dem Leser aufrichtig über meinen eigentlichen Zweck Aufschluß gegeben, und die Hoffnung, einen ernsthaften und verwickelten Streit in der biblischen Wissenschaft zu lösen, wird mich hinlänglich wegen meiner langen Abschweifung rechtfertigen.

Es wurden zwei Hypothesen über die oben angeführte Stelle aufgestellt. Die erste ist, es habe in der ersten westlichen Kirche Eine authentische Uebersetzung gegolten unter dem Namen „die Itala“, und diese habe der heilige Augustinus allen andern vorgezogen. Diese Hypothese wurde beinahe allgemein angenommen. Flaminius Nobilius, Bianchini und Sabatier, welche darauf einwirkten, daß dies mit Gewißheit vermuthet wurde, haben sich bemüht, diese Uebersetzung ohne Unterschied aus den Citaten aller Kirchenväter, ohne Rücksicht, aus welchem Lande sie waren, zusammenzusetzen, und die meisten biblischen und theologischen Schriftsteller haben ihr Dasein als unzweifelhaft angenommen unter dem Namen: „Vetus Itala“. Diese Benennung darf man als unwiderruflich sanctionirt ansehen.

Die andere Hypothese stützt sich theilweise auf eine andere Stelle des heiligen Augustinus, an welcher er von einer Mehrheit von lateinischen Uebersetzungen spricht. Diese Stelle wollen wir jetzt anführen und erörtern. Die Vertheidiger dieses Systems, welches man allgemein Mosheim [2]) zuschreibt, das sich aber viele Jahre vorher bei Dr. Whitby [3]) findet, nehmen an, die Itala sei die einzige von den

---

1) Ib. lib. II, c. 15, p. 27.

2) Comment. de Rebus Christian. ante Constant. Helmest. 1753. p. 225.

3) Observat. Philol. Crit. cum Praef. Havercamp. Lugd. Bat. 1733. p. 84.

vielen Uebersetzungen, die im Gebrauche waren, welche unser Kirchenvater aus Gründen, die wir nicht angeben können, vorzog.

Die Schwierigkeiten, welche diese beiden Hypothesen darbieten, sind so groß, daß einige kühne Critiker beide verlassen haben, und anstatt den Versuch zu machen, den Text des heiligen Augustinus zu erklären, es versucht haben, ihn zu verbessern. Bentley schlägt vor, Itala in illa zu verwandeln, und nam in quae; Ernesti, kein unbedeutender Name in solchen Dingen, unterstützt diese Conjectur warm; Castley dagegen wagte es, von einer einzigen Handschrift einigermaßen unterstützt, die Wortfolge zu ändern. Dieser Versuch, den Text der Stelle zu ändern, wird jetzt wohl von seinen Vertheidigern aufgegeben worden sein.

Ich habe gesagt, daß beide oben erwähnte Hypothesen unübersteigliche Schwierigkeiten darbieten.

1. Was die erste anbelangt, wenn „Itala" der Name einer in den westlichen Kirchen allgemein angenommenen Uebersetzung ist, ist es möglich, daß dieser im ganzen Alterthum nie erwähnt werden sollte, als in dieser einzigen Stelle des heiligen Augustinus? Ist es glaublich, daß der heilige Hieronymus, der heilige Gregor, der heilige Isidor, Cassiodor, Alcuin und andere, welche über die alte Uebersetzung geschrieben haben, ihren Namen nie genannt haben sollten? Daß kein altes Manuscript sollte gefunden werden können, das den Titel hat? Jedermann wird anerkennen, daß diese Schwierigkeit nie befriedigend gehoben werden kann.

2. In Betreff der zweiten darf man sagen, daß sie allein auf dem Ansehen einer fast gleichlautenden Stelle beruht, welche jetzt erörtert werden soll. Die Sammlung verschiedener Lesarten der heiligen Väter, welche einige Schriftsteller ausdrücklich in der Absicht gemacht haben, diese Hypothese aufrecht zu erhalten, erreichen diesen Zweck bei weitem nicht. Denn die Kirchenväter weichen in ihren Citaten oft von einander ab, und zwar auf eine Weise, die der scharfsinnigsten Conjectur Trotz bietet. Ferner kommt es nicht selten vor, daß ein Kirchenvater, wenn er bei verschiedenen Gelegenheiten die nemliche Stelle anführt, von sich selbst so weit abweicht, wie von den übrigen; können wir deßwegen die Vermuthung aufstellen, er habe die Gewohnheit gehabt, bei verschiedenen Gelegenheiten verschiedene Uebersetzungen zu benützen? Es werden aber auch bei den griechischen Kirchenvätern eben so auffallende Anomalieen dieser Art gefunden, und Christian

Bened. Michaelis hat in seinem berühmten Streite mit Bengel eben so außerordentliche Beispiele von unerklärlichen Abweichungen ihrer verschiedenen Lesarten gegeben, als man nur immer von den lateinischen Schriftstellern anführen kann. [1]) Noch Keiner hat je deßwegen die Vermuthung aufgestellt, sie haben viele unabhängige Texte oder Uebersetzungen gehabt. Obgleich auf der andern Seite unzählige Beispiele einer solchen großen Verschiedenheit gesammelt worden sein mögen, obgleich es allen kritischen Scharfsinn zu Schanden machen mag, die zufällig verschiedenen Lesarten, welche angeführt werden, um eine Mehrheit von Uebersetzungen zu beweisen, zu vereinigen, so bin ich doch, wenn ich mir vorstelle, das Citat sei aus dem Gedächtniß entweder aus Gewohnheit oder Vergeßlichkeit verschieden angeführt, der Ueberzeugung, daß eine flüchtige Prüfung der Citate der lateinischen Kirchenväter im Allgemeinen jeder Critik, die auf gewöhnliche Erfahrung und Scharfsinn Anspruch macht, die genügende Auskunft geben wird, daß ihre Uebereinstimmung in vielen besonderen Lesarten allein aus dem Gebrauche einer einzigen Uebersetzung hervorgehen kann, welche indeß in andern Fällen umgeändert wurde. Was aber dies einigermaßen zweifelhaft machen kann, ist der Ton und Styl, welcher in den biblischen Citaten der heiligen Väter sich findet. Die durchgängige Rauheit der Sprache, das öftere Wiederkehren von Wörtern, welche unter classischen Schriftstellern nicht im Gebrauch sind, das beständige Streben, sich dem Original zu nähern, kurz die durchaus bewahrte Gleichförmigkeit, welche sich in ihren Texten gebildet hat, beweist in allen dasselbe Urbild, das Hervorgehen aus Einem Lande, ja von Einem Manne. Und wenn nun auch in der Kirche vollkommene Freiheit herrschte, die Bibel zu übersetzen, wie dies von einigen Schriftstellern aus dem Texte des heiligen Augustinus behauptet wird, und wenn auch die Gewohnheit herrschte, so verschiedene Uebersetzungen zu benützen, was Einige aus den verschiedenen Lesarten der heiligen Väter ableiten, können wir annehmen, daß die eleganteren Schriftsteller und die tüchtigeren Gelehrten aus diesen verschiedenen Uebersetzungen ohne Auswahl die roheste und unbeholfenste gewählt haben? Oder können wir annehmen, daß das Privilegium, eine neue Uebersetzung zu machen, bloß den weniger gewandten Federn überlassen

---

1) Tractatio Critica de Variis Lectionibus N. T. colligendis et dijudicandis. Hallo 1749, p. 20.

wurde? Endlich wenn so viele Uebersetzungen vorhanden waren, und doch, wie wir vom heiligen Augustinus erfahren haben, zur nemlichen Zeit die Einführung eines neuen Wortes den Zuhörern anstößig und ärgerlich war, wie konnte ein Bischof oder ein Priester einer Diöcese in einer andern predigen oder Unterricht ertheilen, ohne Unfug oder Verwirrung zu veranlassen? Diese Beweise werden in meinem zweiten Briefe ausgeführt werden.

Aber berechtigt uns der Text des heiligen Augustinus zu den Schlüssen, welche so viele tüchtige Schriftsteller und gerade in unserer Zeit daraus gezogen haben? Folgendes sind seine Worte: „Qui enim Scripturas ex Hebraea lingua in Graecam verterunt, numerari possunt: Latini autem interpretes nullo modo. Ut enim cuique, primis fidei temporibus, in manus venit codex Graecus, et aliquantulum facultatis sibi utriusque linguae habere videbatur, ausus est interpretari.“ [1]) Auf den ersten Anblick scheinen die Worte interpretari und verterunt deutlich eine wirkliche Uebersetzung zu bezeichnen. Wir müssen aber vorsichtig sein und solchen Ausdrücken nicht zu viel Gewicht beilegen. Sie wurden bei den Alten oft in weniger strengem Sinne genommen und bezeichnen nicht mehr als Verbesserung oder Recension einer bereits bestehenden Uebersetzung. Ich habe dies schon bei einer andern Gelegenheit nachgewiesen, in so weit es griechische und syrische Schriftsteller betrifft; [2]) und es wird nicht schwer werden, es in Bezug auf den heiligen Augustinus auch nachzuweisen. So schreibt er z. B. an den heiligen Hieronymus: „Proinde non parvas Deo gratias agimus de opere tuo, quod Evangelium ex Graeco *interpretatus es*.“ [3]) Die Ausdrucksweise ist hier ganz die nemliche, wie in der oben angeführten Stelle. Nun weiß man aber gewiß, daß der heilige Hieronymus das neue Testament nicht übersetzt, sondern bloß emendirt hat. Denn seine Worte sind folgende: „N. Testamentum Graecae fidei reddidi auctoritati.“ [4]) Dann ist es auch gewiß, daß er den Ausdruck des heiligen Augustinus nur in diesem engeren Sinne aufgefaßt hat; denn seine Antwort enthält folgende Stelle: „Et si me in *emendatione* Novi Testamenti suscipis.“ [5]) Der heilige Augu-

1) De Doct. Christ. l. c. c. XI. p. 25.

2) Horae Syriacae. Rom, 1828, p. 94. 3) Epist. LXXI. ut sup. p. 161.

4) De Viris illustribus, cap. CXXXV. tom. II. p. 941, ed. Vallars.; ep. ad Lucin. LXXI. (ol. 28) tom. I. p. 432.

5) In Op. S. Aug. ep. LXXV. tom. II. p. 178.

stinus selbst erklärt den Ausdruck an einer andern Stelle. Er schreibt an seinen Freund: „Ego sane te mallem Graecas potius canonicas nobis *interpretari* Scripturas, quae LXX interpretum auctoritate prohibentur." Einige Zeilen weiter unten erklärt er seine eigenen Worte also: „Ac per hoc plurimum profueris, si eam Graecam Scripturam quam LXX operati sunt, *Latinae veritati reddideris.*" [1]) Das Wort *vertere* bietet größere Schwierigkeiten dar. Der heilige Hieronymus schreibt in seinem Briefe an Sunnias und Fretela: „Ea autem" (die Uebersetzung der LXX) „quae habetur in Hexaplis, et quam nos *vertimus.*" [2]) An einer andern Stelle nun versichert er uns, er habe eine schon vorhandene Uebersetzung nur emendirt: „Septuaginta interpretes ... quos ante annos plurimos, diligentissime *emendatos* meae linguae studiosis dedi." [3]) „Septuaginta interpretum editionem et te habere non dubito, et ante annos plurimos diligentissime *emendatam* studiosis tradidi." [4])

Daraus geht nun hervor, daß der große und einzige historische Beweis für die Mehrheit der Uebersetzungen nicht nothwendig mehr beweist, als eine Verschiedenheit der Recensionen oder Verbesserungen des Textes. Man darf also Itala nicht als den Namen einer besondern Uebersetzung im Gegensatz zu andern ansehen. Auch haben wir gesehen, daß man ihn nicht als den Namen der einzigen recipirten Uebersetzung betrachten darf. Diesen Beweisen müssen wir noch beifügen, daß man nach Analogie anderer Kirchen annehmen darf, daß im Westen nur eine einzige Uebersetzung im Gebrauch war, welche zwar zufällig oder absichtlich viele Modifikationen erlitt, ihrem Wesen nach aber doch immer die nemliche blieb. Die große Ausdehnung dieser Aenderungen wird nothwendig, um gewisse Verschiedenheiten zu erzeugen, welche durch die großen geographischen Entfernungen bedingt und durch die Grenzen der verschiedenen kirchlichen Gerichtsbezirke begrenzt sind. Diese Verschiedenheiten kennt man in der biblischen Critik unter dem Namen Familien oder Recensionen. Im Osten wird der griechische Text den Leser hinlänglich darüber aufklären; die syrische Uebersetzung mußte sich nach den nemlichen Gesetzen ändern, und die Katholiken, die Nestorianer, die Jacobiten haben je ihre eigenen Texte von den Peschito. Nicht bloß die heilige Schrift, sondern jedes andere

1) Ib. p. 160. 2) Ad Sunniam et Fretel. ep. CVI. tom. I. p. 637.
3) Adv. Rusin. lib. II. tom. II. p. 518. 4) Epist. ad Lucin. l. c.

Werk, das öfters abgeschrieben wird, wird natürlich die nemliche Erscheinung darbieten. Dies hat Herr Gence in seiner kritischen Ausgabe der „Nachfolge Christi" aus flämischen, französischen und italienischen Recensionen klar nachgewiesen, wofür die Handschriften der Abtei von Moeck, der Karthäuserklöster von Villeneuve und Arona die Grundlage bilden, und welche viele Handschriften umfassen, die wesentlich unter sich selbst übereinstimmen, aber eine Reihe kritischer sowohl als geographischer Einschränkungen enthalten. [1])

Dies wird denn auch der Fall bei der lateinischen Uebersetzung sein, und die gallischen, italienischen und afrikanischen Texte werden natürlicherweise verschiedene Züge darbieten, was das charakteristische der Recensionen ist; und diese eigenthümlichen Züge werden denjenigen, welche nicht bloß Fragmente, sondern den ganzen Text besitzen, leicht in die Augen fallen. Mag nun Griesbach oder Scholz die griechischen Recensionen entdeckt haben, so müssen wir doch bemerken, daß sie bloß auf die zerstreuten Citate der heiligen Väter eingegangen sind. Es scheint daher historisch und kritisch nachgewiesen zu sein, daß der heilige Augustinus in der Stelle über die Itala nichts anders sagen will, als daß er dem Texte in italienischen Handschriften den Vorzug gebe; mit andern Worten, daß der Ausdruck Itala kein Gattungswort ist, sondern bloß relativ gemeint, den er brauchte, weil er in Afrika lebte.

1. Wenn ein Einzelner, sei es nun aus Zufall oder aus Wahl einen gewissen Text oder eine gewisse Ausgabe angenommen hat, so wird er natürlich sich desselben fortwährend bedienen und ihm den Vorzug geben. Aus der Geschichte des heiligen Augustinus ist nun sicher zu entnehmen, daß die Abschrift oder die Abschriften, welche er von der heiligen Schrift benützte, italienische waren. Er berichtet uns, er habe in Karthago vor seiner Bekehrung die heilige Schrift wegen ihres rauhen Styls äußerst verachtet und hintangesetzt. [2]) Er kam ohne irgend eine religiöse Absicht nach Mailand, und hier zeigte sie sich ihm endlich in einem ganz andern Lichte. [3]) Als er den heiligen Ambrosius gehört hatte, erschien ihm Vieles, was er vorher als abgeschmackt und unedel verworfen, voll von Geist und Erhabenheit.

---

1) De Imit. Christi, lib. IV. ad pervetustum exemplar, nec non ad codd. complures ex diversa regione, variis nunc primum lectionibus subjunctis, recensiti. Par. 1826. 2) Confess. lib. III. c. 5, tom. I. p. 91.

3) Ib. lib. VI. c. 3, 4. pp. 118, 122.

Er blieb noch einige Zeit in einem Zustand des Zweifels und des Schwankens und große Hindernisse stellten sich seinem eifrigen Streben nach Wahrheit entgegen. Eines von diesen Hindernissen wollen wir mit seinen eigenen Worten anführen: „Ecce jam non sunt absurda in libris ecclesiasticis quae absurda videbantur, et possunt aliter atque honeste intelligi. Figam pedes meos in eo gradu, in quo puer a parentibus positus eram, donec inveniatur perspicua veritas. Sed ubi quaeretur? quando quaeretur? Non vacat Ambrosio, non vacat legere. *Ubi ipsos codices quaerimus? unde aut quando comparamus? a quibus sumimus?* [1]) Um eben diese Zeit indessen verschaffte er sich selbst eine Abschrift der heiligen Schrift. Unmittelbar nach seiner wunderbaren Bekehrung zog er sich nach Cassiciacum, der Villa des Verecundus, zurück, und von dort aus schrieb er an den heiligen Ambrosius und frug, welche Bücher der heiligen Schrift er lesen solle. Dieser heilige Bischof empfahl ihm den Isaias, und der heilige Augustinus las ihn zuerst. „Veruntamen, ego primam hujus lectionem non intelligens, totumque talem arbitrans, distuli repetendum, exercitatior in dominico eloquio.“ [2]) Hierauf las er die Psalmen. [3])

Nach seiner Taufe ging der heilige Augustinus nach Rom. In der Zwischenzeit zwischen seiner Bekehrung und seiner Rückkehr nach Afrika schrieb und veröffentlichte er einige Werke, nemlich seine Selbstgespräche, seine Abhandlungen: De Beata Vita, De Ordine, De Libero Arbitrio, De Immortalitate Animae, De Moribus Manichaeorum, De Moribus Ecclesiae. Einige dieser Schriften, namentlich die letzte, beweisen neben seiner Gewandtheit in Anführung der heiligen Schrift, daß er dieselbe vollständig im Gedächtniß und aus dem Grunde studirt hatte. Diese kurze historische Skizze wird Beweis genug sein, daß der heilige Augustinus die heiligen Bücher bloß nach dem italienischen Text studirt hat; und es ist äußerst unwahrscheinlich, daß er nach seiner Rückkehr nach Afrika ihn auf die Seite legte und einen andern dafür benützte. Es ist im Gegentheil wahrscheinlicher, daß er sein ganzes Leben hindurch dem Text den Vorzug gegeben hat, den er zuerst studirt hatte.

2. In einem seiner polemischen Werke findet sich eine Stelle, welche seine Ansichten und seine Aeußerungen in Betreff der Itala

---

1) Ib. c. 11, p. 128. 2) Ib. lib. IX, c. 5. p. 162. 3) Ib. c. 4. p. 160.

vollständig zu enthüllen scheint. In seiner Schrift gegen Faustus gibt er eine kritische Regel, wie man zu entscheiden habe, wenn zwei Lesarten sich widerstreiten. „Ubi, cum ex adverso audieris „proba“, non confugias (*a*) ad *exempla veriora* vel (*b*) plurium codicum, vel (*c*) antiquorum, vel (*d*) linguae praecedentis, unde hoc in aliam linguam interpretatum est.“ [1]) Seine Vorschrift ist also erstens (*a*), man soll die Handschriften zu Rathe ziehen, welche einen richtigeren und ächteren Text haben; zweitens (*b*), man soll die Zahl abwägen; drittens (*c*), man solle das Alter der Beweismittel prüfen; und viertens (*d*) solle man, wenn die Sache noch nicht entschieden sei, auf den Originaltext zurückgehen. Nach einigen Sätzen fährt er so fort: „Quid agis? quo te convertes? quam libri a te probati (*a*) *originem*, quam (*c*) vetustatem, quam (*d*) seriem successionis testem citabis?“ Wenn wir diesen Text mit dem vorhergehenden vergleichen und bemerken, daß die Zahl der Manuscripte (*b*) nicht erwähnt wird, weil es sich hier um die Prüfung eines einzigen Codex handelt, so sehen wir, daß die *exempla veriora* nach ihrem Ursprung zu beurtheilen sind. Denn in der Reihenfolge der kritischen Autoritäten wird eines für das andere gesetzt. Denn er wiederholt die nemliche Reihenfolge mit einem neuen und wichtigen Zusatz, und in der Form einer Folgerung aus seinem vorhergehenden Schlusse: „Itaque si de *fide exemplarium* quaestio verteretur . . . vel (*a*) *ex aliarum regionum codicibus unde ipsa doctrina commeavit*, nostra dubitatio dijudicaretur; vel si ibi ipsi quoque codices variarent, (*b*) plures paucioribus, aut (*c*) vetustiores recentioribus praeferrentur; et si adhuc esset incerta varietas (*d*), praecedens lingua, unde illud interpretatum est, consuleretur.“ Es möge mir erlaubt sein, über diese Stelle Einiges zu bemerken. Für's erste meint der heilige Austinus mit den Worten *codices aliarum regionum* etc. sicherlich lateinische Abschriften, denn er gibt dem Griechischen, der *praecedens lingua*, als dem letzten und vornehmsten Hülfsmittel einen Vorzug. Zweitens berechtigt uns diese Stelle zu dem Schlusse, daß verschiedene Kirchen nicht auch verschiedene Uebersetzungen hatten; denn es würde abgeschmackt sein, wenn ein Critiker, wenn es sich um verschiedene Lesarten handelt, sich an eine völlig verschiedene nnd gänzlich unabhängige Uebersetzung halten würde.

---

1) Adv. Faust. lib. X. c. 2, tom. VIII. p. 219.

Des heiligen Augustinus dritte Regel der Kritik ist, daß, wenn ein Zweifel über die Richtigkeit einer Lesart herrscht, man zuerst auf die Abschriften desjenigen Landes, aus dem die christliche Lehre kam, Bedacht nehmen müsse. Der heilige Augustinus nun schrieb in Afrika; wir haben daher blos zu untersuchen, woher seiner Ansicht nach der Glauben in dieses Land verpflanzt wurde; und aus meiner ersten Bemerkung folgt, daß er von irgend einer lateinischen Kirche ausgegangen sein muß. Die afrikanische Kirche hatte ohne Zweifel den Glauben, die Quelle ihres Christenthums sei Italien und vornehmlich Rom. Der heilige Gregor schreibt an den Bischof von Karthago, Dominikus, Folgendes: „Scientes praeterea unde in Africanis partibus sumpserit ordinatio sacerdotalis exordium, laudabiliter agitis quod, sedem apostolicam diligendo, ad officii vestri originem, prudenti recordatione recurritis, et probabili in ejus affectu constantia permanentis." [1]) Und der heilige Augustinus war offenbar derselben Meinung, wie aus folgender Stelle hervorgeht: „Erat etiam (Carthago) transmarinis vicina regionibus, et fama celeberrima nobilis, unde non mediocris utique auctoritatis habebat episcopum, qui posset non curare conspirantem multitudinem inimicorum, cum se videret et Romanae ecclesiae, in qua semper apostolicae cathedrae viguit principatus, et ceteris terris unde Evangelium in ipsam Africam venit, per communicatorias literas esse conjunctum." [2]) „Die römische Kirche und a n d e r e Länder, aus denen das Evangelium nach Afrika kam," ist hinlänglich deutlich. Aber ich möchte noch weiter bemerken, daß die überseeischen Länder, welche Karthago benachbart sind und diese anderen Kirchen, offenbar in dieser Stelle einerlei sind; denn das Ansehen des Bischofs in den erstern und seine Verbindung mit den letztern werden als zwei ganz gleich bedeutende Gründe angeführt, warum nichts zu befürchten sei. Es kann nun aber kein Zweifel sein, daß er unter den ü b e r s e e i s c h e n Kirchen die Italiens meint. Denn indem er auf die über den Cecilianus geführte Untersuchung anspielt, bedient er sich folgender Worte: „An forte non debuit Romanae ecclesiae Melchiades episcopus, cum collegis *transmarinis* episcopis, illud sibi usurpare judicium?" [3]) Wir wissen aber von dem heiligen Optatus, daß die Collegen des Papstes Melchiades lauter Italiener waren, mit Ausnahme von drei

1) Epist. lib. VIII. No. 33, ed. Maur. tom. II. p. 922.
2) Ad Glor. et Eleus. ep. XLIII (al. CLXIII.) vol. II. p. 91.
3) Ib. p. 94.

gallischen Bischöfen, welche von den Donatisten ausdrücklich verlangt wurden.[1]) Der heilige Augustinus sah also die italienische als die Mutterkirche der afrikanischen an.

Wir haben also von diesem Kirchenvater eine klare critische Regel, daß nämlich, wenn ein Zweifel über den Vorzug verschiedener Lesarten entstehen sollte, Bezugnahme auf die italienischen Codices oder die italienische Recension, die erste critische Operation sein soll. Wir wollen nun mit dieser Regel die Stelle vergleichen, in der er der Itala erwähnt, und sehen, ob sie einiges Licht auf jene wirft. Fürs erste spricht der heilige Augustinus hier, wie in seinem Werk gegen den Faustus, nur von verschiedenen Lesarten und von den Verbesserungen des Textes. Folgender Satz geht unmittelbar vorher: „Plurimum hic quoque juvat interpretum numerositas, *collatis codicibus*, inspectaque atque discussa, tantum absit falsitas; nam *codicibus emendandis* primitus debet invigilare solertia eorum qui Scripturas nosse desiderant, *ut emendati non emendatis cedant ex uno duntaxat interpretationis genere venientes.*“ [2]) Zweitens, nachdem er gesagt hat, die correkteren Codices müssen vorgezogen werden, vorausgesetzt, daß sie von der nämlichen ursprünglichen Uebersetzung abstammen, bestimmt er sofort, welcher Text vorgezogen werden müsse; und dieß thut er nicht in der Form einer einfachen Behauptung, sondern in der eines kritischen Gesetzes: „In ipsis autem interpretationibus Itala ceteris *praeferatur.*“ Drittens fährt er gerade, wie in der Stelle des Werkes gegen den Faustus mit der Behauptung fort, als die letzte Zuflucht sei das Griechische zu betrachten: „Et Latinis *quibuslibet* emendandis, Graeci adhibeantur.“

Eine unparteiische Betrachtung beider Stellen wird, dessen bin ich gewiß, jeden überzeugen, daß sie vollkommen gleich sind; daß ferner der Vorzug der Itala nichts anderes bedeutet, als den Vorzug der authentischeren Urkunde der nämlichen Uebersetzung, welche in dem Lande, aus dem das Evangelium nach Afrika kam, sich befand. Es handelt sich bei der Frage um Handschriften und Recensionen und keineswegs um Uebersetzungen.

3. Es scheint nun nichts mehr zu fehlen, um die in Betreff der Itala vorgebrachte Schwierigkeit vollends zu heben, als daß sie kritisch

---

1) Adv. Parmen. lib. I. c. 23. ed. Dupin, Paris 1702. p. 23.

2) De Doctr. Christ. lib. II. c. 14, tom. III. pa. I. p. 27.

und praktisch untersucht wird. Wenn der heilige Augustinus Abschriften derselben aus Italien mitgebracht und in Afrika benützt hat, so ist die Frage, stimmt der gegenwärtige Text natürlich mit einer solchen Voraussetzung überein? Weicht er, obgleich er wesentlich die nämliche Uebersetzung benützte, wie die afrikanischen Kirchenväter, doch hie und da von denselben bedeutend ab, wenn sie selbst unter einander einig sind, und stimmt er dann mit den italienischen Kirchenvätern überein? Diese Untersuchung würde uns zu einer weitläufigen Prüfung verschiedener Lesarten führen, was den meisten unserer Leser wenig Interesse gewähren kann, wenn dies auch bei dem Bisherigen nicht der Fall gewesen sein mag. Wir wollen deßhalb kurz sein. Seit mehreren Jahren, in denen ich dem kritischen Studium der heiligen Schrift mehr Muße zuwandte, widmete ich diesem Punkte einige Aufmerksamkeit. Obgleich ich bald unterbrochen wurde, so befriedigte mich dieses Studium doch in dem Grade, daß die Theorie der Vulgata, die hier dem Publikum mitgetheilt wird, schon zu wiederholten Malen in dem theologischen Theile dieser Zeitschrift besprochen wurde. Ich werde nun einige wenige Beispiele verschiedener Lesarten der italienischen und afrikanischen Kirchenväter aus den ersten Psalmen geben, aus welchen hervorgehen wird, daß der heilige Augustinus von den afrikanischen Kirchenvätern abweicht und mit den italienischen übereinstimmt, mögen nun die Schriftsteller beider Nationen sich auch auf die entgegengesetzte Seite neigen.

Ps. I. Psalt. Rom. et Mediol.; Codd. Corbej., Sangerm., Amb., Hil., Cassiod., etc. lesen „In lege Domini *fuit* voluntas ejus.“ Tert., Cyp., Opt. (opus imperf. in Mat.) lassen das *fuit* weg. Der heilige Augustinus stimmt mit den ersteren überein; und diese Lesart ist *tenacior verborum*, indem das Griechische *ἐστι*, hat, und sie ist auch deutlicher.

II. Tertullian und der heilige Cyprian betrachten diesen Psalm als den ersten; der heilige Augustinus dagegen behandelt ihn mit den italienischen Kirchenvätern als den zweiten.

II. 1. Cod. Sangerm., Amb. Hil., haben „Quare *fremuerunt* gentes.“ Tert., Cyp., durchaus „*tumultuatae sunt.*“ Der heilige Augustinus wie die ersteren.

2. Sangerm., Amb., Hil., „*convenerunt.*“ Tert. (meistens), Cyp., „*congregati sunt.*“ Der heilige Augustinus wie die ersteren.

VI. 6. Psalt. Rom., Cod. Sangerm., Amb., Hil., Leo, Cassiod.,

Philast., etc. haben *„in inferno."* Tert,, Lucif., Calar,[1]) *„apud inferos."* Der heilige Augustinus wie die ersteren.

XVIII. 6. Psalteria, Cod. Sangerm., Amb. Hil., Cassiod., Maximus Taurus, Philast., *„sponsus procedit."* Tert., Cyp., *„egrediens."* Der heilige Augustinus wie die ersteren.

Die weitere Ausdehnung dieser Untersuchung muß ich Kritikern überlassen, welche mehr Muße haben, als mir gegönnt ist. Es ist ein mühseliges und oft undankbares Unternehmen; denn gewöhnlich sind die verschiedenen Lesarten voll von Unregelmäßigkeiten und Verwirrung, sie lassen sich unter kein Gesetz bringen und sind jeder scheinbaren Konjektur günstig. Doch zweifle ich, ob in dem von mir untersuchten Theile Ein Beispiel angeführt werden kann, wo die afrikanischen Schriftsteller insgesammt den italienischen gegenüber stehen, ohne daß der heilige Augustinus auf Seite der letzteren war. Dies genügt, um alle Schwierigkeiten zu heben. Denn während auf der einen Seite die Uebereinstimmung der Kirchenväter verschiedener Länder zur Genüge beweist, daß sie alle die nämliche Uebersetzung benützt haben, so ist auf der andern ihre zufällige Trennung in Nationalitäten ein Beweis dafür, daß in den verschiedenen Ländern verschiedene Recensionen existirten. Fügt man diesen bereits gelieferten, historischen Beweisen, noch dem Umstand bei, daß der heilige Augustinus immer mit den italienischen Kirchenvätern übereinstimmt, so beweist dies, daß er sich der italienischen und nicht der afrikanischen Recension bediente, und daß er in allen kritischen Fragen betreffs der heiligen Schrift kein Gewährsmann für die afrikanische, wohl aber für die italienische Kirche ist. Die wichtigen Folgen, welche aus diesem Schlusse abgeleitet werden können, werden die Länge der Erörterung rechtfertigen. Sollten wir bei der gegenwärtigen Untersuchung die Bescheidenheit hintangesetzt haben, so wird uns dies hinlänglich entschuldigen, daß wir den Worten des heiligen Augustinus betreffs der Itala einen Sinn gegeben haben, der sich mit Thatsachen, mit seiner eigenen Geschichte und seinen Aeußerungen und mit dem völligen Schweigen aller andern alten Schriftsteller vereinigen läßt.

---

1) Ich betrachte diesen als einen afrikanischen Schriftsteller, weil Sardinien in der That als die siebente Provinz Afrikas angesehen wurde, und ein Theil der Diözöse war. Zudem geht die Verbindung beider Länder aus der Kirchengeschichte zur Genüge hervor.

Aber mag dies noch so entschuldbar sein, so fühle ich doch, daß meine Leser Recht haben, wenn sie vergessen haben, was uns ursprünglich darauf brachte und wenn sie von mir erwarten, ich werde sie auf den Punkt zurückführen, von dem wir ausgegangen sind. Die Sache ist einfach die: Der heilige Augustinus läßt in allen seinen andern Werken den Vers von den drei Zeugnissen aus; ist nun der Umstand, daß sich derselbe in der Handschrift von Santa Croce findet, nicht ein hinlänglicher Beweis, daß dieses Werk nicht von diesem Kirchenvater geschrieben wurde? Um diesem Einwurf zu begegnen, wurde diese lange Erörterung anfänglich unternommen; und die Antwort, welche sie ertheilt, ist folgende: — Der heilige Augustinus benützte gewöhnlich bei seinen Schriften die italienische Recension, aus welcher sich der Vers schon in sehr früher Zeit verloren hatte. Sein *Speculum* war, wie wir aus dem Posidius wissen, für das ungelehrte Volk geschrieben, weßhalb er dabei die afrikanische Recension benützte, welche durchgängig den Vers enthielt. Ich bat den gelehrten Mönch, der die Veröffentlichung dieses Werkes unternommen hat, in dieser Hinsicht den verschiedenen Lesarten seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und er hat mir versichert, sie stimmen im Allgemeinen auffallend mit den afrikanischen Kirchenvätern überein.

In meinem nächsten Briefe nun will ich den Beweis, der aus dieser Handschrift für die Hypothese, daß der heilige Augustinus nicht ihr Urheber sei, genommen wird, einer Prüfung unterwerfen und dann noch einige andere Punkte, die mit dieser berühmten Controverse verwandt sind, berühren. Ich bin 2c.

Englisches Kollegium. Rom, den 26. Juni 1832.

N. Wiseman.

Zweiter Brief.

Werther Herr!

Nachdem wir die Frage erörtert haben, ob der heilige Augustinus der Verfasser der Abhandlung ist, welche sich in der Handschrift von Santa Croce findet, müssen wir jetzt unserm Versprechen gemäß, untersuchen, welchen Grad von Autorität sie in der Controverse über die drei Zeugnisse hat, wenn wir auch annehmen, ein minder berühmter Schriftsteller sei der Verfasser derselben. Wir erlauben uns einige Worte über das Alter und das Land derselben vorauszuschicken.

Vielleicht würde eine genauere Prüfung der Abhandlung, als ich anzustellen gegenwärtig im Stande bin, noch mehr Knoten zu lösen geben, als eine flüchtige Untersuchung entdeckt hat; letztere wird indessen zu unserem Zwecke genügen. Die Sorgfalt, mit der einige Behauptungen über die Dreieinigkeit hervorgehoben werden, deuten an, daß das Buch geschrieben wurde, nachdem die Controversen über diese wichtige Lehre entstanden waren. Das Kapitel, aus dem ich den Vers des heiligen Johannes genommen habe, ist betitelt: „De distinctione *personarum*.“ Nun aber scheint das Wort *persona* vor dem dritten Jahrhundert nicht in dem engern Sinne, denn es hier hat, gebraucht worden zu sein. Dr. Waterland hat die Bemerkung gemacht, daß es von Tertullian gebraucht worden sei zur Bezeichnung der *Hypostases*, oder Personen der Dreieinigkeit.[1]) Und in der That kommt in dem Werke dieses Kirchenvaters gegen den Praxeas das Wort häufig vor, namentlich vom eilften bis zum fünfzehnten Kapitel.[2]) Indeß scheint es doch kaum so frühe ein bestimmter, theologischer Ausdruck geworden zu sein. Fakundus Hermianensis sagt, es sei in der Kirche zuerst bei Gelegenheit der Sabellianischen Ketzerei gebraucht worden, im Jahre 257. Seine Worte sind folgende: „Per-

1) Waterland's Werke, von Van Mildert. B. III. S. 200.
2) Tert. adv. Prax. pp. 505—508, ed. Rigalt.

sonarum autem nomen nonnisi cum Sabellius impugnaret Ecclesiam, necessario in usum praedicationis assumptum est, ut qui semper tres crediti sunt... communi personarum nomine vocarentur.“ [1]) Diese Behauptung aber ist der des heiligen Gregor von Nazianz geradezu entgegengesetzt, daß nämlich der Sabellianismus im Westen wegen des Gebrauchs dieses Wortes entstanden sei. Die Lateiner, sagt er, mußten

„Propter egestatem linguae et rerum novitatem“

das Wort *persona* zur Bezeichnung der Dreieinigkeit gebrauchen, und der Sabellianismus entstand in Folge der verkehrten Anwendung dieses Wortes. [2]) Um diese widerstreitenden Zeugnisse zu vereinigen, brauchen wir blos zu bemerken, das Wort war wirklich seit Tertullian im Gebrauch, obgleich es die entschiedene, bestimmte theologische Bedeutung noch nicht hatte, welche die sabellianische Streitigkeit und später die Meinungsverschiedenheit auf dem Concil von Alexandria ihm gaben. Die Weise aber, wie es in unserem Buche gebraucht ist, zeigt, daß es zu einer Zeit geschrieben wurde, in der das Wort schon jene Bedeutung hatte.

Es gibt noch einen andern Umstand, der unsere Abhandlung in eine spätere Zeit versetzt. Nach dem Abschnitte, in welchen, wie wir angeführt haben, der Text des heiligen Johannes steht, kommt ein anderer, welcher ausdrücklich bestimmt ist, die Göttlichkeit des heiligen Geistes zu beweisen. Daraus können wir mit Grund entnehmen, daß der Streit über dieses wichtige Dogma, als unabhängig von der allgemeinen Frage über die Dreieinigkeit, bereits begonnen hatte. Dieser Umstand wird das Alter unserer Abhandlung in die Zeit der Macedonianer, oder in die Mitte des vierten Jahrhunderts versetzen. Der Gebrauch der alten Uebersetzung in derselben erlaubt uns nicht, sie in eine spätere Zeit zu versetzen, noch auch beruhigt uns hiezu irgend ein Grund, den wir aus der Betrachtung des Werkes selbst ziehen können.

---

1) Def. trium. Capit. lib. II. p. 19.

2) Ἀλλ᾽ οὐ δυναμένοις (τοῖς Ἰταλοῖς) διὰ τὴν στενότητα τῆς παρ᾽ αὐτοῖς γλώττης, καὶ ὀνομάτων πενίαν, ἀπὸ τῆς οὐσίας τὴν ὑπόστασιν, καὶ διὰ τοῦτο ἀντεισάγουσι τὰ πρόσωπα, ἵνα μὴ τρεῖς οὐσίαι παραδειχθῶσι, τί γίνεται; ὡς λίαν γελοῖον ἢ ἐλεεινόν; — εἶτα Σαβελλιανισμὸς ἐνταῦθα ἐπενοήθη τοῖς τρισὶ προσώποις. — Greg. Nazian. De Laud. Athan. Op. Paris, 1602, tom. i. pag. 395.

Das Land, welchem die Abhandlung angehört, zu bestimmen, kann nicht schwierig sein. Der Umstand, daß es mit einem Werke des heiligen Cyprian in Einem Bande steht, macht es *a prima facie* augenscheinlich, daß es Afrika angehört. Dies wird zur vollen Gewißheit durch die genaue Uebereinstimmung ihrer Lesarten, mit denen der afrikanischen Kirchenväter. Die Veröffentlichung des Originals wird diesen wichtigen Punkt ganz außer Zweifel setzen.

Vielleicht mag es einigen Lesern vorkommen, als habe das Zeugniß eines unbekannten afrikanischen Schriftstellers aus dem vierten Jahrhunderte, welches zu Gunsten des Verses angeführt wird, nicht viel zu bedeuten. Ich muß indessen gestehen, daß ich ganz anderer Ansicht bin. Wir müssen dem Zeugniß eines afrikanischen Schriftstellers viel mehr Autorität beilegen, als einem aus einem anderen Theile der westlichen Kirche. Der Grund dieses Vorzuges wird vielen noch weit paradoxer vorkommen; es ist nämlich der, daß man von allen Autoritäten, die man bis jetzt aufgefunden hat, sagen kann, sie seien afrikanische.

Jeder, der in der biblischen Wissenschaft bewandert ist, wird bekannt sein mit dem wichtigen, kritischen Grundsatze, den zuerst Bengel aufgestellt hat, der aber vor dem Erscheinen von Griesbach's Recensionen nicht zu voller Geltung und Anwendung gekommen ist, daß nämlich die Zeugnisse zu Gunsten einer verschiedenen Lesart keine selbstständige, von den Recensionen oder Familien, zu denen sie gehören, unabhängige Beweiskraft haben, und daß man sich nicht durch die Anzahl der verschiedenen Lesarten, sondern durch das Ansehn der Recension, welche sie enthält, zu Gunsten einer gewissen Lesart bestimmen lassen darf.

Es ist klar, daß dieser Grundsatz bei jedem andern Text, in welchem sich Recensionen finden, so gut als bei dem Griechischen Anwendung findet. Da wir gezeigt haben, daß dies bei der alten Vulgata der Fall ist, so wollen wir jetzt den Beweis für den bestrittenen Vers des heiligen Johannes nach diesem Grundsatze prüfen. Es ist nun von Allen, die über die Controverse geschrieben haben, zur Genüge dargethan worden, daß beinahe alle Zeugnisse zu Gunsten des Verses afrikanische sind. Der heilige Cyprian, Marcus Celedensis, der heilige Fulgentius, Victor Vitensis, die vierhundert unter Hunnerich zu Karthago versammelten Bischöfe gehörten alle der afrikanischen Kirche an. Maximus, der Bekenner, lernte die Stelle von dem-

selben Lande;[1]) Eucherius war ein Spanier und sein Text ist zu unsicher, als daß er angeführt werden dürfte; Phöbadius war ein Mönch von Lerins, beide letzteren standen indessen wahrscheinlich mit der afrikanischen Kirche in Verbindung. Während aber so viele Schriftsteller diese Uebereinstimmung von Schriftstellern, die Einer Kirche angehörten, bemerkt haben, so haben sie doch ihr Zeugniß nicht ins gehörige Licht gestellt. Sie haben sie angeführt, als so und so viele afrikanische Schriftsteller oder wohl auch als den Kern der afrikanischen Kirche, die Zeugniß für das Dasein einer Stelle ablegt, aber nicht als die Vertreter der afrikanischen Recension oder des afrikanischen Textes, nicht als die Stimme einer großen kritischen Familie, deren Alterthum und Autorität im Vergleich mit dem anderer Texte von der Kritik anerkannt werden muß.

Wir wollen diese Thatsachen und namentlich die im ersten Brief angeführte, im Gedächtniß behalten, daß nämlich die afrikanischen und italienischen Kirchenväter, nicht allein in Betreff dieses Verses, sondern bei vielen andern Stellen, sich in verschiedene Klassen trennen, wodurch die Verschiedenheit ihrer Recensionen zur Genüge bewiesen wird; und jetzt will ich noch einige Bemerkungen über die Haupt-Controverse im Zusammenhang mit der Handschrift von Santa Croce mittheilen.

1) Der Umstand, daß es eine afrikanische Recension gibt, welche den Vers enthält, gibt uns ein Recht, Stellen afrikanischer Schriftstellen als Citate dafür anzuführen, welche in den Werken italienischer Autoren sehr zweifelhaft sein würden. Griesbach und andere haben, indem sie bei der unvollständigen Form der Citate im Tertullian und heiligen Cyprian stehen blieben, sich die Mühe gegeben, denselben ganz mystische Auslegungen zu unterlegen. Nun ist die Gewißheit, die wir aus spätern Zeugnissen erlangt haben, daß nämlich die ganze Kirche, zu der sie gehörten, den Vers kannte und anführte, für uns ein kritischer Grund, ihre Citate für die richtigen zu halten. Das System der Gegner des Textes, der heilige Augustinus habe aus Achtung für den heiligen Cyprian und Tertullian zunächst auf den vorhergehenden Vers angespielt und ihm dann einen neuen Text unterschoben, ist ganz unhaltbar. Diese zwei Schriftsteller standen in gleichem, vielleicht noch in größerem Ansehen, und es ist kein Grund vorhanden, warum ihre Schriften auf andere afrikanische Schriftsteller einen größern Einfluß

---

1) Siehe Nelan's Inquiry into the integrity of the Greek Vulgate, p. 302. —

sollten ausgeübt haben, als auf ihre Bewunderer jenseits des Meeres. Und auf jeden Fall, warum schlug der heilige Augustinus nicht den nämlichen Weg ein? Warum hat er nicht wie die anderen afrikanischen Schriftsteller gethan haben sollen, durch die allegorische Erklärung des achten Verses seinen Beweis geführt? Warum soll er den Vers nie angeführt haben?

2) Wenn wir nun aber diese Stelle statt als eine Beweisstelle als ein bloßes Citat ansehen, wenn wir, statt von afrikanischen Schriftstellern, blos von einem afrikanischen Texte sprechen, so ist eine Schwierigkeit, die bisher allen Partheien unlösbar erschien, gehoben, nämlich die daß der heilige Augustinus den Vers sonst nie anführt. Ein späterer Schriftsteller[1]) hat die anscheinlich sehr überzeugende Bemerkung gemacht, Sabatier habe aus diesem Kirchenvater, der so viel über jenen Brief geschrieben hat, die Materialien genommen, um ihn bis auf diesen Punkt ganz wieder herzustellen, und er habe ihn in Betreff dieses Verses unmittelbar zu Hülfe gezogen; aber er läßt ihn hier gänzlich im Stiche. Dies scheint auf den ersten Anblick ein sehr gewichtiger Beweis für das Gegentheil zu sein. Ich möchte sogar sagen, daß man bei der gewöhnlichen Ansicht über die Controverse, keine Antwort auf ihn finden kann. Aber die bereits aufgestellten Sätze entfernen jede Schwierigkeit. Der Vers gehört wesentlich dem afrikanischen Texte an, und unser Schriftsteller hat den italienischen benützt. Jede Anomalie, jede Schwierigkeit fällt damit weg. Wir könnten sogar die Behauptung wagen, daß, würde der Vers in den Werken des heiligen Augustinus gefunden, dies eine Erklärung erfordern würde. Diese kann auch leicht gefunden werden, und ich selbst habe es bei einer früheren Gelegenheit aus seiner Verbindung mit der afrikanischen Kirche und der Eigenthümlichkeit erklärt, um der Meinung und dem Nutzen des Volkes Rechnung zu tragen, einen minder begünstigten Text zu wählen, wozu er zufällig gekommen sein mag. Indessen sind es trotz aller Classifikationen und Eintheilungen in Familien die sporadischen Verschiedenheiten, wie sie von den Naturalisten genannt werden, welche uns in Verlegenheit und Verwirrung bringen. Je abgerundeter und je genauer die Grenzen einer jeden Klasse bezeichnet, je bestimmter die Gesetze und Umstände sind, nach denen sie

1) Horae Biblicae, by C. Butler, Esq. Works. Lond. 1817. vol. I p. 396.

sich bildeten, je weniger Ausnahmen sie haben, je entschiedener die Ausdehnung und der Werth einer jeden ist, desto befriedigender sind die Schlüsse, die man aus denselben ziehen kann. Weit entfernt also, daß das Schweigen des heiligen Augustinus eine Schwierigkeit darbietet, den Text zu beweisen, es entfernt vielmehr ein Hinderniß.

3) Aus dem Gesagten folgt, daß die Entdeckung eines frühen afrikanischen Schriftsteller, der den bestrittenen Vers citirt, mag er in anderer Hinsicht noch so unbedeutend sein, viel mehr für die Aechtheit desselben beweisen würde, als das Zeugniß eines italienischen Schriftstellers, von viel größerem Ansehen, weil die erstere immer den Zweck hätte, die Autorität einer Recension zu befestigen und zu kräftigen, während der andere blos seine individuelle, und von den andern abweichende Stimme abgäbe. Und nach diesem Grundsatz ist die Wichtigkeit des Zeugnisses zu beurtheilen, welches die Handschrift von Santa Croce abgibt. Sie ist eine neue Zugabe zu dem vereinten Zeugnisse der afrikanischen Schriftsteller zu Gunsten des Verses, der in dem Text oder der Recension dieser Kirche stand.

Da nun die Controverse zu einem Streit zwischen zwei Recensionen, der afrikanischen und italienischen, geworden ist, bleibt zu untersuchen, welche von diesen hat Anspruch auf größeres Ansehen; welche kann gerechter Weise als die wahre Vertreterin der ursprünglichen Uebersetzung angesehen werden? Wenn es nun sehr wahrscheinlich oder sogar gewiß ist, daß die lateinische Uebersetzung in Afrika verfertigt wurde, und daß folglich der afrikanische Text, den die Schriftsteller dieser Kirche bewahrt haben, ein höheres Alterthum erreicht nicht nur als die Lateinische, sondern als jede griechische Handschrift, die wir haben, so haben wir einen bündigeren, bestimmteren und solideren Beweis für die Aechtheit des bestrittenen Verses, als wenn wir, wie gewöhnlich geschieht, die Citate und Texte gegeneinander abwägen.

Mr. Nolan hat einige Gründe angegeben, warum man die Autorität der afrikanischen Kirche in diesem Punkt für sehr wichtig halten solle;[1]) aber er geht nicht auf das einzige Mittel, die Controverse zu lösen, ein, nämlich auf die Bestimmung, welches der ursprüngliche Text ist.

Es ist nicht so fast meinetwegen, als wegen der Sache, die ich

---

1) Inquiry p. 295.

vertheidige, wenn ich mich für verpflichtet erachte, vorauszuschicken, daß die folgende Untersuchung wie die in meinem ersten Brief ohne Beziehung auf die Controverse unternommen werde; sie ist das Resultat von Untersuchungen, die zu einem akademischen Zwecke angestellt wurden, als ich nämlich einen theologischen Cursus über die Vulgata las.

Ich habe vor einigen Jahren in Würzburg ein Palimpsest von einer antihieronymischen lateinischen Uebersetzung aufgefunden. Dr. Feder schrieb Alles, was lesbar war, ab, nämlich den Jeremias, den Ezechiel und den Daniel. Diese Fragmente schickte er an den verstorbenen gelehrten Dr. Münster, Bischof von Seeland, welcher einen Bericht darüber in einem Briefe an den bekannten Grégoire veröffentlichte. Dieser Brief erschien in der *Revue Encyclopédique* Märzheft, 1819, Seite 545. Der Brief ist vom 7. Februar aus Kopenhagen datirt. In diesem Briefe stellt er die Vermuthung auf, diese Fragmente seien afrikanischen Ursprungs; er sagt, sie können nicht zu der Itala gehören, weil ihnen „Deutlichkeit" mangle. Er verspricht, dieselben zu veröffentlichen, und wenn ich mich recht erinnere, ist dies in der dritten Nummer der *Miscellanea Hafnensia* geschehen, da ich aber dieses Blatt nicht bei der Hand habe, so kann ich es nicht gewiß behaupten.

Eichhorn war indessen der erste, welcher die allgemeine Vermuthung aufzustellen wagte, die lateinische Vulgata sei ursprünglich in Afrika verfertigt worden. Es ist dies blos eine Muthmaßung; denn er versucht es nicht, uns Gründe dafür anzuführen. Der hauptsächlichste oder vielmehr der einzige wirkliche Grund ist der Barbarismus der Sprache in der sie geschrieben ist.[1]) Gegen das Wort Barbarismus müssen wir protestiren; und dazu haben wir die Zustimmung des berühmten Lexicographen Gesner, welcher zu sagen pflegte, er halte die Vulgata für ein klassisches Werk, weil sie fähig gewesen sei, die lateinische Sprache in ihrer ganzen Ausdehnung zu überleben.[2])

Statt eine solche vage Vermuthung aufzustellen, wollen wir lieber versuchen, einige eigenthümliche Beweise zu sammeln, welche nach meiner bescheidenen Meinung, zu beweisen im Stande sind, daß Afrika das Geburtsland der lateinischen Uebersetzung ist.

---

1) Einleitung in das A. T. Vierte Ausg. Götting. 1823, B. II., S. 406.
2) Michaelis Introduct. by Marsh. vol. II. p. 116.

Fürs erste mag bemerkt werden, daß die griechische Literatur unter den Cäsaren, namentlich unter Trajan und den Antoninen in Italien in solcher Achtung stand, daß eine Uebersetzung der heiligen Schrift kaum nöthig gewesen sein würde. Es ist auffallend, daß beinahe alle Namen, welche in der ersten römischen Kirche vorkommen, griechische sind, z. B. Kletus, Anakletus, Soter, Eleutherius, Linus, Evaristus, Telesphorus, Hyginus. Einige von diesen waren wirklich von Geburt Griechen und ihre Wahl zu Päpsten beweist das Uebergewicht dieser Nation in der römischen Kirche, und die Bekanntschaft ihrer Gemeinde mit der griechischen Sprache. Aber ein noch deutlicher Beweis hiefür ist der Umstand, daß wir in den ersten zwei Jahrhunderten und sogar noch später kaum ein einziges Beispiel haben, daß ein Kirchenschriftsteller, welcher der italienischen Kirche angehörte, seine Werke in einer anderen Sprache, als der griechischen, geschrieben hätte.

Der Brief des heiligen Clemens oder des Clemens *Romanus*, wie er emphatisch genannt wird, wurde um das Jahr 96 in griechischer Sprache geschrieben. [1]) Clemens war zwar Römer von Geburt, es findet sich aber nichts in seinen Schriften, aus dem man schließen könnte, er habe sich eines Uebersetzers bedient, oder er habe diese Sprache nicht geläufig geschrieben. Wir wollen noch beifügen, daß der Brief im Namen der ganzen römischen Kirche geschrieben ist.

Den heiligen Justinus und Tatian darf ich nicht erwähnen; denn man kann von keinem sagen, er sei ein Mitglied der römischen Kirche gewesen, obgleich beide ihre griechischen Schriften in Rom veröffentlicht haben.

Modestus, den Cave um das Jahr 176 leben läßt, scheint seinem Namen nach ein Lateiner gewesen zu sein, und doch in griechischer Sprache geschrieben zu haben; denn der heilige Hieronymus sagt: „Feruntur sub nomine ejus et alia *συντάγματα*.“ [2]) Eusebius nennt ihn in Verbindung mit dem heiligen Irenäus. [3])

Es scheint ganz ohne Zweifel zu sein, daß der Briefwechsel zwischen den Kirchen von Rom und Korinth unter Soter in griechischer Sprache geführt wurde. [4])

---

1) Eusebius, H. E. lib. III. c. XVI. p. 107. ed. Reading.

2) De viris illustr. c. XXXIII. tom. II. p. 858, ed. Vallars.

3) Lib. IV. c. 25. p. 188. 4) Ib. lib. V. c. XXI p. 239.

Der heilige Irenäus, Bischof von Lyon, ums Jahr 178, schrieb seine sämmtlichen Werke in dieser Sprache. Der berühmte Brief der Kirchen von Vienne und Lyon ist ebenfalls griechisch.

Der heilige Hieronymus sagt: Tertullian sei nach Viktor und Apollonius der älteste lateinische Schriftsteller.[1]) Der erstere ist unstreitig der Papst dieses Namens, die Geschichte des letzteren ist dunkler. In dem Verzeichnisse des heiligen Hieronymus sind zwei Schriftsteller unter diesem Namen aufgeführt. Der zweite von diesen war ein Römischer Senator, der eine Apologie und sicherlich in griechischer Sprache schrieb.[2]) Denn an einem andern Orte wird er unter den griechischen Schriftstellern erwähnt;[3]) und es ist kein Zweifel, daß er der nämliche ist, dessen Apologie Eusebius veröffentlichte.[4]) Er schrieb wahrscheinlich einige andere Werke in lateinischer Sprache; für unseren gegenwärtigen Zweck genügt es, daß er ohne Unterschied beide Sprachen gebrauchte.

Der berühmte römische Priester Kajus, um 212, hat, wie allgemein anerkannt wird, seine zahlreichen Abhandlungen in griechischer Sprache geschrieben. Dies wird von Tillemont und nach ihm von Lardner bestätigt.[5])

Der Dialog gegen Artemon, dessen Verfasser unbekannt ist, wurde, nach den Fragmenten, die Eusebius daraus gegeben,[6]) und nach andern Umständen zu schließen, offenbar von einem Geistlichen in Rom und ohne Zweifel in griechischer Sprache geschrieben.

Asterius Urbanus scheint seinem Namen nach ein Italiener zu sein und doch hat er in griechischer Sprache geschrieben und disputirt. Sein Werk war dem Abercius Marcellus gewidmet. Nach dem Bericht des Eusebius kam er zufällig nach Galatia, wo seine Disputationen Statt fanden.[7])

Der heilige Hippolytus Portuensis war nach einigen Bischof von Portus Romanus oder von Adan in Arabien, nach andern von Portus, jetzt Porto an der Mündung der Tiber. Die Gründe für beide Ansichten kann man bei Lardner nachsehen,[8]) der indessen den Umstand nicht hat, daß die Kirche von Porto und eine Quelle, die dort in großer Verehrung steht, seinen Namen tragen. Diese Frage gehört

---

1) L. c. c. LIII. p. 875.
2) Ib. c. XLII. p. 869.
3) Ep. ad Magn. LXX. tom. I. p. 427.
4) H. E. lib. V. c. 21, p. 189.
5) Works. Lond. 1827, vol. I. p. 396.
6) Lib. V. c. 28. p. 195, seqq.
7) Ib. c. 16. p. 182.
8) Wie oben, p. 426.

aber nicht hieher; Hippolytus lebte und starb in Rom, das ist die Hauptsache. Der Ostercyclus ist in seinen Stuhl in der vatikanischen Bibliothek eingegraben. Er ist griechisch, wie alle seine Werke.

Aus diesen Beispielen, die uns die Geschichte liefert, geht hervor, daß Viktor der einzige Schriftsteller ist, der zu der römischen, italienischen oder gallischen Kirche gehörte, von dem erwähnt wird, er habe vor dem Jahre 230 in lateinischer Sprache geschrieben; es fehlt jedoch auch nicht an Gründen, anzunehmen, er habe gleichfalls griechisch verstanden. Zur nämlichen Zeit treffen wir in Afrika keinen einzigen griechischen Kirchenschriftsteller, während auf der andern Seite Tertullian, Cyprian, Laktantius, und Municius Felix, welche die ersten lateinischen Kirchenväter sind, diesem Lande angehörten. Wir können noch beifügen, daß das Evangelium des heiligen Markus, wie alle alten Schriftsteller anerkennen, für die römische Kirche verfaßt und doch in griechischer Sprache geschrieben wurde; daß ferner der Brief des heiligen Paulus an diese Kirche ebenfalls griechisch ist. Sie würden dies gewiß nicht gethan haben, wenn eine Uebersetzung ins Lateinische nothwendig gewesen wäre, und wir müssen also den Schluß ziehen, daß das Griechische von den dortigen Gläubigen vollkommen verstanden wurde, und dies mochte noch einige Zeit dauern. Dies geht aus den oben angeführten Beweisen hervor.

Nach diesen Betrachtungen können wir mit großer historischer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die erste lateinische Uebersetzung nicht in Italien, sondern in Afrika verfaßt wurde. Und dies ist mehr als bloße Vermuthung, denn wir haben in den Citaten der afrikanischen Schriftsteller positive Beweise, daß in ihrem Lande eine solche Uebersetzung vor dem vierten Jahrhundert existirte, während alle historischen Beweismittel, die wir in Bezug auf Italien besitzen, bloß den Schluß zulassen, daß der griechische Text daselbst bis zum Anfang dieses Zeitraums benützt wurde. Da ich nun in meinem ersten Brief gezeigt habe, daß die Uebersetzung, welche in beiden Ländern benützt wurde, die gleiche war, so folgt daraus, daß der lateinische Text von Afrika aus nach Italien kam.

Um das Land der Vulgata bestimmen zu können, wird die Prüfung ihrer Worte und Phrasen die ergiebigste Methode sein. Das Resultat einer solchen Untersuchung wird ein zweifaches sein. Fürs erste werden wir finden, daß sie von Archaismen, oder veralteten Ausdrucksformen wimmelt, die blos bei Schriftstellern gefunden werden,

die vor dem Augustinischen Zeitalter lebten. Dies beweist viel für den provinziellen Ursprung der Uebersetzung, weil solche Eigenthümlichkeit in den entfernteren Gegenden länger beibehalten werden, als in der Nähe der Hauptstadt. Wer immer die afrikanischen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte einigermaßen studirt hat, wird bemerkt haben, wie viele Archaismen bei ihnen sich finden.[1]) Dies wird sich auch aus den Beispielen ergeben, die wir jetzt anführen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß die alte Vulgata ursprünglich mehr solche Archaismen hatte, als gegenwärtig, was die Folge der verschiedenen Verbesserungen ist. Z. B. In der alten Abschrift des heiligen Matthäus, die Monsignor Mai, in seiner *Scriptorum Veterum Nova Collectio,* 3 Bände, Rom 1828, veröffentlicht hat, steht Matt. IV, 18., (S. 257) das Wort *retiam* für *retem.* Dies bestätigt die nämliche Lesart im Plautus, die von Priscian citirt wird:[2]) „Nam tunc et operam ludos fecisset et *retiam.*“[3]) Zweitens werden wir viele entschiedene Afrikanismen, oder Ausdrücke entdecken, die sich blos bei afrikanischen Schriftstellern, die um die Zeit der alten Uebersetzung lebten, finden.[4]) Der wichtigste von diesen ist Tertullian. Die Bei-

---

1) Arnobius z. B. gebraucht oft offenbar veraltete Wörter und grammatikalische Formen. Wir könnten leicht einige Beispiele geben. So z. B. lib. I. *adv. Gent.* p. 35 (Lugd. Batav. 1651) gebraucht er das Wort *Stribiligines.* Von diesem Wort sagt Aul. Gellius, Noct. Att. lib. V. cap. XX. p. 341 (ed. Gronov. Lugd. Bat. 1706): „*Soloecismus* . . *vetustioribus* Latinis *stribiligo* dicebatur, quasi *sterobiligo* quaedam.“ In der angeführten Stelle vertheidigt Arnobius den rauhen Styl der heiligen Schrift, wahrscheinlich des Originals. Comp. Clem. Alex. *Protrept.* Ferner gebraucht Arnobius oft die alte Form des Infinitivus Passivi, z. B. S. 160, *velarier* und *coronarier;* Seite 186, *convestirier.* Siehe Note, S. 5.

2) P. 759, ed. Putsch. Diese Ausgabe der Grammatiker werde ich immer citiren.

3) Rud. act. IV. sc. 1, 9.

4) Jeder, der die ersten christlichen Schriftsteller, die zu der afrikanischen Kirche gehören, gelesen hat, muß sich wundern über die Aehnlichkeit, die unter ihnen herrscht, namentlich im Gebrauche von eigenthümlichen Wörtern und Formen, die sich uns gelegentlich bei alten Schriftstellern finden. So kommt das Wort *striculus* oder nach einigen Ausgaben *hystriculus* für „ein Knabe“ blos im Arnobius (lib. V. p. 174) und Tertullian (De Pallio, c. IV.) vor. Die älteren Ausgaben haben *ustricolas*, was keinen Sinn gibt. Arnobius gebraucht oft qu statt c, z. B. „*arquata sella*“ (lib. II. p. 59), *arquitenens*, *hirquinus* (p. 165) etc. Dies hat seinen Grund in einer allgemeinen Verwirrung bei den alten Schriftstellern. Die nämliche Verwechslung der Buchstaben, nur umgekehrt (c für qu) finden wir

spiele, die wir geben werden und die wenigstens genügen können, um die Aufmerksamkeit tüchtigerer Philologen auf diesen Punkt zu richten, wollen wir aus dem neuen Testament, den Psalmen und den Ecclesiasticus nehmen, weil diese Schriften in der von der Kirche benützten Uebersetzung aus der alten Vulgata beibehalten worden sind. Ich will die Verweisungen auf die Autoren gleich in den Text setzen, um den Leser nicht zu verwirren und zu ermüden, wenn er jeden Augenblick in den Noten nachsehen muß.

I. Ein gewöhnlicher Archaismus oder wie man es oft irrthümlich nennt, Solöcismus in der alten Uebersetzung ist der Gebrauch des Deponens mit passiver Bedeutung. Priscian nennt dies ausdrücklich einen Archaismus: „Ex his multa *antiqui* tam passiva quam activa significatione protulisse inveniuntur" (p. 790.). Ferner: „Multa similiter ancipiti terminatione, in una eademque significatione praetulerunt *antiqui*" (p. 799). Daraus geht hervor, daß diese verba deponentia in der alten Zeit activa waren. An einer andern Stelle (p. 797) sagt er von den verba deponentia: „Praeterea plurima inveniuntur *apud vetustissimos* quae contra consuetudinem, activam pro passivam habent terminationem." Darunter zählt er *consolo* und *horto*. Aullus Gellius (lib. XV. c. 13. p. 161) sagt von diesen zwei Wörtern genau dasselbe. Beide Wörter haben eine passive Bedeutung in 2. Cor. I, 6. Das erste wird so gebraucht Ps. CXVIII, 52.; Luc. XVII, 25.

Ein ähnliches Beispiel findet sich Hebr. XIII, 16.: „Talibus enim hostiis *promeretur* Deus." Daß *mereo* in der vergangenen Zeit oft vorkommt, kann leicht durch Verweisung auf die Klassiker gezeigt werden. *Promereo* indessen scheint den Schriftstellern des goldenen Zeitalters nicht so geläufig gewesen zu sein. Nonnius (De *Cont. Gen. Verb.* Opp. p. 475, ed. Par. 1641) hat einen Artikel über

---

bei Tertullian, der z. B. *licet* für *liquet* hat. (De Paenit. c. IV. Ich citire hier zufällig nach der alten Pariser-Ausgabe von 1545, sonst nach der Ausgabe von Rigaltius.) Plautus und Terenz haben dieselbe Verwechslung. Heraldus (Animadv. ad Arnob. p. 77) scheint dies für einen Afrikanismus zu halten; aber nach den Bemerkungen des Gellius über *Insece* und *Inseque*, scheint es bei den alten Schriftstellern gewöhnlich gewesen zu sein. (Lib. XIII. c. 9, p. 282.) Ich könnte noch viele Beispiele anführen; einige werden im Texte vorkommen. Man könnte also sehr leicht noch andere Aehnlichkeiten in der Ausdrucksweise zwischen Tertullian und Laktantius oder dem heiligen Cyprian herausfinden, es ist aber nicht nothwendig.

promeres statt *promereris*, und führt dafür den Plautus an (*Trinum*. act. III, sc. II, 15). Es kommt dies bei ihm oft vor (z. B. *Amphit*. act. V, sc. II, 12), sowie bei Terenz (*And*. act. II, sc. I, 30; *Adelph*. act. II, sc. I, 47). Auch Ovid und vielleicht noch einige andere gebrauchen es. Aber abgesehen davon, daß das Wort offenbar veraltet ist, scheint es Beachtung zu verdienen wegen seiner Bedeutung „durch Opfer versöhnen“, welche es bei keinem Klassiker hat; und so viel ich mich erinnere, kommt sie nur bei Arnobius, einem Afrikaner, in dem Satze vor: „Ita nihil prodest *promereri* velle per hostias Deos laevos.“ (*Adv. Gent*. lib. VII, p. 229.)

Das Passivum *ministrari* kommt oft im neuen Testament vor; z. B. Matth. XX, 28; Mark. X. 45; 2. Kor. VIII, 19, 20; 2. Petr. I, 11. Dies wird man schwerlich bei einem wirklich italienischen Schriftsteller finden. Plautus wird von Nonius citirt wegen der Stelle: „Boni *ministrantur*, illum nunc irrident mali.“ Die älteren Ausgaben indessen, wie die oben angeführte (p. 138) haben: „Boni *immiserantur*, illunc irrident mali.“ Auch Columella, der aus Cadix gebürtig ist, benützt dieses Wort, obgleich er sonst sehr elegant schreibt (lib. XII, 1).

Die Endung des Futurums der vierten Conjugation in *ibo* wurde von dem Uebersetzer der Vulgata zufällig beibehalten, z. B. Ps. LIX, 8. *partibor* und *metibor;* sie wird von den alten Grammatikern für eine veraltete Form erklärt. Nonius gibt viele Beispiele, alle aus den ältesten Schriftstellern; z. B. aus Ennius, Accius, Novius. Die Beispiele sind *reddibo*, *expedibo* (S. 476), *esuribo*, *invenibo* (S. 479), *audibo* (S. 505), *aperibo* (S. 506), *operibo* und *oboedibo* (S. 506) u. s. f. Es ist auffallend, daß Charisius (Instit. Gram. S. 222, ed. Putsch) *feribo* als das regelmäßige Futurum von *ferio* aufführt. Horaz hat zwar (Od. II, 17, v. 32): „Nos humilem *feriemus* agnum.“ Er hat indessen auch (Od. III. 23, v. 19): „*Mollibit* adversos Penates.“ Die Form bleibt nichtsdestoweniger ein entschiedener Archaismus.

In der alten Vulgata kam das Wort *odio* viel häufiger vor, als es uns jetzt scheint; sie hat sogar einige Formen, welche in Klassikern nicht vorkommen; z. B. *odientes*. So steht in dem oben angeführten Fragment des Evangeliums des heiligen Matthäus, Kap. V, v. 44 (S. 259) *odiunt*, und VI, 24 (S. 260) *odiet*. Tertullian citirt aus Levit. XIX. 6: Non *odies* fratrem tuum“ (*adv. Marcion* lib. IV, c. 25.), wo der heilige Augustinus *odio habebis* liest. (Quaest. LXX.

in Levit. tom. III. S. 520.) Festus sagt *(sub voce)*, die Alten haben das Wort *odio* gebraucht; aber Beispiele sind schwer zu treffen, außer im Tertullian, der *odientes* (ib. c. XII.), *oditur* (Apolog. c. III.) hat. Es wird einmal auch dem Petronius Arbiter zugeschrieben; doch ist hier die bessere Lesart *audientes*. Wäre nicht die Autorität des Festus dagegen, so würde ich es für einen Afrikanismus halten.

In Matth. XXII, 30 finden wir *nubentur*. Nonius sagt: „nubere, *veteres*, non solum mulieres sed viros dicebant." (S. 143.) Man kann diesen Ausdruck also für einen Archaismus ansehen; indessen kommt er fast ausschließlich bei afrikanischen Schriftstellern vor. Tertullian sagt (ad Uxor. lib. I. c. 1): „Apud Patriarchas, non modo *nubere*, sed etiam multifariam matrimoniis uti fas fuit. (cf. c. 7.) Ferner (adv. Marc. lib. IV. c. 38): „Praestruxit hic quidem *nubi*, ubi sit et mori." Ebenso Plautus (Persae act. III, sc. I. 58): „Cujusmodi hic cum fama facile *nubitur*." Auch der heilige Hieronymus, der die afrikanischen Schriftsteller, von deren Bewunderung er hingerissen war, oft nachzuahmen scheint, gebraucht das Wort; aber vielleicht spielt er auf den Text des heil. Matth. an. (Epist. XXII. Nr. 19.)

Ps. LXI, 7: „*Emigrabit* te de tabernaculo tuo." Ein offenbarer Archaismus. Die Stelle wird von Nonius aus dem Titinnius citirt (S. 2): „Quot pestes, senia, jurgia *sesemet* diebus *emigrarunt*;" und von späteren Kritikern wird sie verbessert in „sese meis aedibus emigrarunt." Gellius gebraucht das Wort in Lib. II. c. XXX. S. 201: „Atque ita cassita nidum *migravit*."[1]) Thysicus bemerkt in seinem Commentar, es sei eine veraltete Phrase. Gronov läugnet es und beruft sich auf Cicero. (De off. lib. I. c. 10.) Aber wenn er es hier und an anderen Stellen gebraucht (z. B. de fin. III, 20; de leg. III, 4), so hat es immer den Sinn „ein Gesetz, eine Pflicht überschreiten", und in diesem Sinn wird es auch von Tertullian gebraucht (De Cor.

---

1) Der Umstand, daß ein Ausdruck bei Gellius vorkommt, kann kein Beweis sein, daß er kein Archaismus ist. Im Gegentheil, das lange Studium der alten Schriftsteller machte ihn mit ihrer Ausdrucksweise vertraut, so daß er sie sich selbst aneignete. Deßhalb sagt Salmasius von ihm: „Antonianorum aevo Agellius (A. Gellius) politissime et elegantissime scripsit, et prorsus ἀρχαικὸν dicendi modum imitatus est." (De Hellen. S. 37.) Wir werden daher in Folgendem oft finden, daß er einen Ausdruck, der im Tertullian oder in andern Schriftstellern dieser Klasse vorkommt, bestätigt.

Mil. c. 18): „Nec dubita quosdam scripturas *emigrare.*“ Der Sinn dieser Worte ist übrigens sehr dunkel.

Ich weiß nicht, ob ich den Ausdruck *contumeliam facere* als Beispiel anführen soll; er kommt oft vor, z. B. 2. Mac. VII, 27; Luk. XI, 47; Hebr. XI, 29, und einmal in der Uebersetzung des heiligen Hieronymus, Mic. VII, 6. Einigen Lesern fällt wahrscheinlich Cicero's strenge Kritik dieses Ausdrucks ein, als er von Antonius gebraucht wurde (Phil. III. §. 9.): „Quid est porro *facere contumeliam?* quis sic loquitur?“ Dies geht jedoch uns nichts an, indem Quintilian (Instit. IX, 3) uns berichtet, Antonius habe ihn passiv gebraucht, etwa wie man sagen kann *facere jacturam.* Gleichwohl wurde die Stelle des Cicero ein fruchtbares Feld für scharfsinnige Kritiker, wie meine Leser selbst sehen können, wenn sie den Muret (Var. Lect. lib. VI, c. 18) oder den Gronov (Observ. lib. III, c. 8, ed. 2, S. 488) zu Rathe ziehen wollen. Indessen wird, glaube ich, der Ausdruck, selbst in activem Sinn, nur bei den ältesten Schriftstellern gefunden werden. Er findet sich in einem Fragment einer Rede des Qu. Metellus Numidicus, das uns A. Gellius aufbewahrt hat (lib. XII. c. IX. S. 564): „Tanto vobis quam mihi majorem *contumeliam facit.*“ Es ist bemerkenswerth, daß Gellius, der nachher den Satz in seinem Namen wiederholt, diese Wendung sorgfältig vermeidet und ihn erklärt: „majori vos contumelia affecit quam me.“ Der Ausdruck findet sich auch im Plautus (Asin. act. II. sc. IV. 82) und im Terenz (Hecyr. act. III. sc. V.; Phorm. act. V. sc. VII.).

Ich habe bis jetzt einige Beispiele von Archaismen der alten Vulgata gegeben, von denen viele hauptsächlich bei afrikanischen Schriftstellern sich finden. Ich will nun Beispiele von Afrikanismen geben.

II. Wir können nicht umhin, uns über die große Anzahl der mit *super* zusammengesetzten Wörter zu wundern, die in den Theilen der Vulgata, die der alten Uebersetzung angehören, vorkommen. Ich werde ein Verzeichniß derjenigen geben, welche bei keinem profanen Schriftsteller sich finden; und es ist auf der andern Seite interessant, zu bemerken, daß der heilige Hieronymus in dem Theil, der von ihm herrührt, keines hat, das nicht klassisch geworden wäre, ausgenommen *superexaltatus*, welches er aus der alten Uebersetzung beibehielt. Ps. XXXIV, 19, 24; XXXVII, 17: *supergaudeo*; XXXVI, 35; Jak. II, 12: *superexalto;* Ps. LVII, 9: *supercado;* LXXI. 16: *superextollo;* CXVIII, 43 etc.: *superspero;* Ecclef. XLIII, 32: *supervaleo;* 4. Es-

dras (*Apocrypha*) VII, 23: *superdico;* XV, 6: *superpolluo;* 29: *superinvalesco;* VI, 20: *supersignor;* Matth. VI, 11: *supersubstantialis;* XIII, 25: *supersemino;* XXV, 20: *superlucror;* Luc. VI, 38: *supereffluens;* X, 35: *supererogo;* 1. Cor. VII, 36: *superadultus;* 2. Cor. V, 4: *supervestior;* XVI, 15: *superimpendor;* Jud. III.: *supercerto.* Ich habe dieses lange Verzeichniß gegeben, weil es eine Klasse von Wörtern, die eine sprachliche Richtung anzeigen, bestimmt hervorzuheben scheint. Ich will noch das Wort *superaedifico* anführen, welches sieben Mal im neuen Testament und nie bei einem Klassiker vorkommt. Vielleicht waren in älteren Handschriften diese Wörter noch häufiger; denn Tertullian (adv. Gnostic. c. 13) hat in einem Citat von Röm. VIII, 37 das Verbum *supervenio,* wo unsere Handschriften *supero* haben. Es ist nun interessant, in den Schriften dieses Afrikaners, welcher der Zeit der lateinischen Uebersetzung am nächsten war, genau dieselbe Richtung zu bemerken, und ich werde nun ein Verzeichniß von Wörtern von der nemlichen Form geben, welche sich bloß in diesem alten Schriftsteller finden: *Superinduco* (adv. Hermog. c. 26); *superargumentor* (ib. c. 37); *superacervo* (adv. Nat. lib. I. c. 15); *superfrutico* (adv. Valent. c. 39); *superinductitius* (adv. Marcion lib. V. c. 3); *superordino* (ib. c. 5); *superindumentum* (ib. c. 12; De Resur. Car. c. 42); *superextollo* (De Resur. c. 24); *superterrenus* (ib. c. 49); *supercoelestis* (ib. et De Anima, c. 23); *superinundo* (ib. c. ult.); *supermundialis* (De Anima, c. 18); *supersapio* (ib.); *superseminator* (ib. c. 16); *supermetior* (ib. c. 38); *supernomino* (Apol. c. 18); *superscendo* (De Poenit. c. 10); *supervecto* (De Baptis. c. 4). Um nun eine specifische Vergleichung anzustellen, wollen wir noch anführen, daß Tertullian auch das Wort *superaedificatio* hat (adv. Marcion. lib. V. c. 6), und gleichfalls kommt es bei Victorinus, der ebenfalls ein Afrikaner ist, vor. (Mai. Script. Vet. wie oben S. 112.) Es würde gewiß schwer oder vielmehr unmöglich sein, aus irgend zwei andern so kleinen Schriftsammlungen, wie die angeführten eine solche Anzahl von zusammengesetzten Wörtern von der nemlichen Form zu finden. Denn sowohl in der Vulgata, als im Tertullian oder vielmehr in den kleinen Abschnitten, die ich von ihnen benützt habe, habe ich viele derartige Zusammensetzungen, welche sie je mit andern Schriftstellern gemein haben, übergangen.

Eine andere nicht minder auffallende Klasse von Wörtern, die in

der Vulgata und den afrikanischen Schriftstellern vorkommen, bilden die auf *ifico* endenden Zeitwörter; viele von ihnen wurden später in der Vulgata beibehalten. Die folgenden Beispiele mögen genügen, um über diesen Punkt das gehörige Licht zu verbreiten. *Mortifico* kommt häufig vor statt tödten (to kill). Ps. XXXVI, 42; XLIII, 22; LXXVIII, 11; Röm. VIII, 36 u. s. w. Der heilige Hieronymus hat dieses Wort ein- oder zweimal in die Uebersetzung aufgenommen. Sogar in den Stellen, in welchen wir es, dem Gebrauche zufolge, den die Kirche von demselben macht, durch abtödten (mortify) übersetzen, wie z. B. Röm. VII, 4; VIII, 13, bezeichnet es in der That bloß tödten (to kill); wie *mortificatio* im 2. Kor. IV, 10 ohne Zweifel *death* (Tod) bedeutet oder nach der Douay'schen Uebersetzung *dying* (Sterben). Ueber diese Uebersetzungen werde ich mich später bei einer andern Gelegenheit äußern. Für jetzt genügt, daß dieses Zeitwort *mortifico* mit seinen Ableitungen nirgends bei den Klassikern vorkommt, aber es ist bei Tertullian ganz gewöhnlich, der es, ohne die geringste Rücksicht auf diese Stellen zu nehmen, gebraucht. So z. B. (De Resur. c. 57): „Caro non prodest quidquam, *mortificatur* enim.“ Ferner (adv. Marc. lib. V. c. 9): „Quod si sic in Christo vivificamur omnes, sicut *mortificamur* in Adam, quando in Adam corpore *mortificamur*, sic necesse est et in Christo corpore *vivificemur*. Caeterum similitudo non constat, si non in eadem substantia *mortificationis* in Adam, *vivificatio* occurret in Christo.“ Es mag hier am Platze sein, eine Stelle aus dem Festus anzuführen (De verb. signif. Amst. 1700, lib. IX, S. 253), in der er das Wort munitio durch mortificatio ciborum erklärt. Scaliger schlägt vor, morsificatio zu lesen. Meursius indessen zieht die gewöhnliche Lesart vor, nur leitet er das Wort von *montare-conterere* ab, welches sich meines Wissens in keinem alten Schriftsteller findet. *Vivifico* ist ein anderes Wort, das bloß in der heiligen Schrift und bei keinem Profan-Schriftsteller vorkommt. Es ist überflüssig, Beispiele dafür anzuführen, da es sich fast in jedem Buche findet. Der heilige Hieronymus war gezwungen, es oft beizubehalten, indem die Idee, Leben geben und wieder geben, so wesentlich christlich ist, daß kein heidnisches Wort gefunden werden konnte, sie auszudrücken. Von Tertullian haben wir bereits Beispiele gegeben, sowohl vom Verbum als vom Substantiv. Er hat auch das Wort *vivificator* (De resur. c. 37; adv. Marc. II, 9). *Glorifico* kommt so häufig vor, wie das letztere Wort und ist gleichfalls in die zweite Vulgata aufgenommen wor-

den. Die älteste Autorität dafür ist wieder Tertullian (Idol. c. 22; adv. Prax. c. 25 und öfters). *Clarifico* findet sich bloß in der alten Uebersetzung, z. B. 3. Esdr. VIII, 28, 82; IX, 53; Jon. XII, 18, 23, 28 u. s. w.; Gal. I, 24, und sonst. Die älteren Ausgaben von Plinius haben das Wort (Hist. Nat. lib. XX. c. 13) in dem Sinne von klären („*visum clarificat*"); aber F. Harduin hat aus Handschriften *compurgat* hergestellt. Die älteste Autorität für den biblischen Sinn ist Lactantius (lib. III, cap. 18); und das Wort *clarificatio* finden wir zuerst im heiligen Augustinus (De divin. Quaest. c. LXII. tom. VI. S. 37) und diese beide sind Afrikaner. *Sanctifico* ist ein anderes Verbum, das die Profan-Schriftsteller nicht kennen, das aber sehr häufig in der Vulgata vorkommt. Es findet sich bei Tertullian in seiner Erklärung des Vater Unsers (De orat. c. 3) und an anderen Stellen (Exhort. ad Cast. c. 7), ebenso *sanctificator* (adv. Prax. c. 2; S. Aug. Conf. lib. X. c. 34) und *sanctificatio* (Exhort. c. 1). *Salvifico* gehört in die nemliche Klasse und findet sich im Jo. XII, 27, 47. Sedulius gebraucht es, aber offenbar, indem er auf diese Stelle anspielt (lib. VI, 7). Tertullian hat, in Uebereinstimmung mit mehreren Ausgaben, das Wort *salvificator* (De Pudicit. c. 2): „*Salvificator* omnium hominum maxime fidelium." Die älteren Ausgaben indessen haben *salutificator*. *Justifico* ist ein anderer biblischer Ausdruck, den die Klassiker nicht kennen, und findet sich beinahe in jedem Buche Tertullian's und in allen möglichen Formen. (Adv. Marcion. lib. II, c. 19; IV, 17; de Orat. c. 13 etc.) *Magnifico* ferner kommt oft in einem den Klassikern unbekannten Sinn vor, nemlich in dem von groß machen; z. B. Ps. XVII, 54; LVI, 11. Ich weiß nicht, ob es sich in diesem Sinne bei Tertullian findet. So haben wir nun acht Beispiele von Wörtern, die den Klassikern völlig unbekannt sind, aber die fast alle unter den afrikanischen Schriftstellern, die dem Zeitalter der Vulgata am nächsten waren, allgemein im Gebrauch waren. Wollte aber Jemand behaupten, sie haben diese Ausdrücke dieser Uebersetzung entnommen, und wenn es bloße Erfindungen seien, so können sie eben so gut in Italien gemacht worden sein, so möchte ich erwiedern, daß dies gewiß keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn abgesehen von diesen Wörtern, finden sich noch andere von sehr ähnlicher Form überall bei diesen afrikanischen Schriftstellern, während sie anderen Autoren ganz unbekannt sind; und deßhalb scheint es wahrscheinlich, daß sie die Gewohnheit hatten, solche Formen zu bilden und zu gebrauchen, und daß diese

Formen mit ihnen zu Ansehen gelangten. Um nur wenige Beispiele zu geben: Tertullian hat das auffallende Wort *angelifico* (De Resur. Car. c. 25): „Quae illam (carnem) manent in regno Dei reformatam et *angelificatam*.“ Er hat auch die abgeleiteten *salutificator* (ib. c. 47; De Car. Christi, c. 14); *vestificina* (De Pallio, c. 3); *deificus* (Apol. c. 11). Auf gleiche Weise gebraucht Arnobius oft das Wort *auctifico* für ehren, namentlich die Götter durch Opfer (adv. Gent. S. 224 u. 233); ein Wort, das ihm ganz eigenthümlich ist, wie die anderen dem Tertullian.

Im Briefe an die Epheser V, 4 haben wir das Wort *stultiloquium*; in Matth. VI, 7 *multiloquium*; und beibehalten in Prov. X, 19. Diese Wörter werden wahrscheinlich bei keinem alten Schriftsteller gefunden, außer bei Plautus, der *stultiloquium* hat (Mil. Glor. act. II, sc. III, 25); *stultiloquus* (Pers. act. IV, sc. III, 45) und *stultiloquentia* (Trinum. act. I, sc. II, 185); ebenso *multiloquus* (Pseud. act. III, sc. II, 5; Cistel. act. I, sc. III, 1); *multiloquium* (Mercat. prolog. 31). Was den Afrikanismus dieser Zusammensetzungen genügend darthut, ist die Wiederkehr ähnlicher Formen im Tertullian; z. B. *turpiloquium* (De Pudic. c. 17); *spurciloquium* (De Resur. Carn. c. 4), und sogar *risiloquium* (De poenit. c. 10). Die Wörter *vaniloquus* (Tit. I, 10) und *vaniloquium* (1. Tim. I, 6) gehören in die nemliche Klasse; das erste kommt in dem Sinn, den es im Text hat, bloß bei Plautus vor (Amph. act. I, sc. I, 223), mit einem anderen Sinn gelegentlich auch bei anderen. Das zweite findet sich bei keinem alten Autor.

Der eben angeführte Text hat mich auf einen anderen aufmerksam gemacht, wo ich das griechische zusammengesetzte Wort αἰσχροκερδῆ durch *turpis lucri cupidum* übersetzt finde. Plautus gebraucht diesen nemlichen Ausdruck, aber in zusammengesetzter Form: „*Turpilucricupidum* vocant te cives tui.“ (Trinum. act I, sc. II, 63).

Condignus ist ein Lieblingsausdruck des Uebersetzers der alten Vulgata. Er findet sich z. B. 2. Mac. 4, 38; Röm. VIII, 18. Er kommt häufig bei Plautus vor (Amph. act. I, sc. III, 39; cf. Cass. act. I, v. 42; Bacch. act. III, sc. II, 8) und ein- oder zweimal bei A. Gellius (S. 51 u. 222). Auch Arnobius hat das Wort. (Lib. I, S. 1, 15; II, 55.)

Minoro und das abgeleitete *minoratio* kommen nur, aber sehr häufig, in den alten Theilen der Vulgata vor. Das Verbum z. B. Ps. LXXXVIII, 46; Ecclus. XXXI, 40; XLI, 3; 2. Mac. XIII, 19; 2. Cor.

VIII, 15; Heb. II, 9; und sonst noch oft; das Nomen kommt vor Ecclus. XX, 11; XXXIX, 23; XL, 27. Diese Wörter kommen bloß bei den afrikanischen Schriftstellern vor. Tertullian gebraucht das Zeitwort oft: „Perit anima si *minoratur*“ (De Anima, c. 43); „a quo et *minoratus* canitur in psalmo modicum quid citra angelos“ (adv. Prax. c. 7. wiederholt in De Cor. Mil. c. 14). Das Nomen habe ich bloß bei Ferrandus Carthaginiensis getroffen: „Aequalitas quippe ejus secundum divinitatem non accepit initium, *minoratio* secundum carnem accepit initium.“ (Script. Vet. wie ob. S. 172.) Tertullian hat auch das Zeitwort *diminoro*. (De Anima, c. 33; adv. Prax. c. 15, wo *minoro* auch steht.)

In Levit. XX, 20 hat die alte Uebersetzung: „Non accedat ad ministerium Dei si fuerit . . . *ponderosus*;“ wofür der heilige Hieronymus *herniosus* gesetzt hat. Wahrscheinlich ist die einzige Stelle, in der dieses Adjektiv in dem nemlichen Sinn vorkommt, eine von Arnobius (lib. VII, S. 240): „Ingentium herniarum magnitudine *ponderosi*.“

Ein Wort, das in der alten Vulgata oft gebraucht und einmal auch vom heiligen Hieronymus angewendet wird (Zach. XIII, 7), verdient unsere Aufmerksamkeit wegen der eigenthümlichen Bedeutung, die es hat. Es ist das Wort *framea*, in der Bedeutung Schwert, die es in der alten Vulgata immer hat; z. B. Ps. IX, 7; XVI, 7; XXI, 21; 4. Esdr. XIII, 9 u. s. w. Tacitus belehrt uns über den Ursprung dieses Worts: „*Hastas* vel ipsorum vocabulo *frameas*, gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum belli habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel cominus *vel eminus* pugnent.“ (De Mor. Germ. c. 6.) Wachter leitet das Wort von dem alten deutschen frumen = werfen ab (Glossar. Germ. Lips. 1737. Bd. I, S. 471); aber der heilige Augustinus berichtet uns ausdrücklich (Epist. 140, B. II, S. 437, cf. mit B. V, S. 1259), daß das Wort ein Schwert bedeute; es ist dies das Zeugniß eines Afrikaners für die Bedeutung eines Wortes, welche es in der Vulgata hat, obgleich sie ganz verschieden ist von der, die es in den Klassikern hat.

Improperium kommt in unserer Uebersetzung sehr häufig vor und gehört so gut als sein Zeitwort *impropero* zu den alten Theilen. Es ist zweifelhaft, ob es für beide eine klassische Autorität gibt, sicherlich nicht für das Nomen. Einige Ausgaben des Plautus haben das Verbum (Rud. act. III, sc. IV, 48); aber vielleicht ist *opprobras* die bessere Lesart. Wir finden beide Wörter in einigen arianischen Reden,

die Mai veröffentlicht hat und die mir entschieden afrikanischen Ursprungs zu sein scheinen: „Ne ab aliquo super eo *improperium* accipiat.“ (Script. Vet. S. 219.) Einige Zeilen weiter unten kommt das Verbum vor.

Das Nomen *pascua* kommt als Femininum oft in der alten Vulgata vor; z. B. Ps. XXII, 2; LXXVIII. 13; und ist auch in der neuen beibehalten. Diese Form ist den Klassikern unbekannt, findet sich aber bei Tertullian: „Quae illi accuratior *pascua* est.“ (Apol. c. 22.)

Das Adjektiv *linguatus* kommt in dem Buch Ecclesiasticus VIII, 4; XXV, 27 vor. Tertullian ist wieder die einzige Autorität, in der es vorkommt: „Apostolus Athenis expertus est *linguatam* civitatem.“ (De Anima, c. 3.)

Ich weiß nicht, soll ich die Wörter *salvo, salvator, salvatio,* für welche die frühesten Autoritäten Afrikaner sind, anführen; z. B. Tertullian (adv. Marc. lib. III, c. 18), Lactantius, Viktorinus (Script. Vet. S. 24 u. sonst), der *salvatio* hat. Diese Worte sind wesentlich christlich, weßhalb der heilige Augustinus sagt: „*Salvare* et *salvator* non fuerunt haec Latina, antequam veniret Salvator, quando ad Latinos venit, et haec Latina fecit.“ (Serm. CCXCIX, sec. 6, B. V, S. 1213.) Wirklich sagt auch Cicero das griechische Wort σωτήρ „Latino uno verbo exprimi non potest.“ (In Ver. 4, c. 63.)

Evacuare kommt im neuen Testament häufig vor für das griechische καταργέω, unbrauchbar machen, vernichten u. s. w.: — 1. Kor. XIII, 8 u. 10; XV, 24; Gal. V, 11 und sonst noch oft. Tertullian hat in einem Citat (1. Kor. VI, 13): „Deus autem et hunc *evacuabit*“ (Epist. de Cibis Jud. am Ende), wo wir jetzt lesen *destruet.* So findet sich auch in den alten Ausgaben: hanc *evacuationem* et subjectionem bestiarum pollicetur.“ (Adv. Marcion. lib. IV, c. 24, al. 40.) Er hat zuvor Is. XXVII, 1 citirt und versteht folglich darunter Tod oder Vernichtung. Ich glaube, diese Worte noch öfter bei ihm gefunden zu haben; ich kann aber die Stellen nicht finden. *Vacuus* kommt bei ihm oft in dem Sinn von nicht fest, nicht solid vor; z. B. „phanatasma res *vacua*“ (ib. c. 20); ebenso bei Arnobius „periculum cassum et vacuum.“ (lib. II, S. 44.) In der ersten Stelle von Tertullian hat Rigaltius, ich muß dies bemerken, *erogationem* statt *evacuationem.*

Das Wort *intentator* (Jak. I, 13) ist äußerst hart, und man wird selbst in den rohesten Schriftstellern unmöglich ein Wort von ähnlicher

Form finden. Man muß sich über die große Zahl fremdartiger Zusammensetzungen mit dem in negativum wundern, die auf jeder Seite des Tertullian und der Schriftsteller aus dieser Schule vorkommen. So kommt bei ihm vor: *imbonitas* (adv. Martyr. c. 3); *immisericordia* (De Spectac. c. 20); *incriminatio* (De Resur. Car. c. 23); *ingratia* (De Poenit. c. 1, 2); *insuavitas* (ib. c. 10), welches Wort sich auch bei Gellius findet (lib. I. c. 21, S. 107); *impraescientia* (adv. Marcion. lib. II, c. 7); *illaudandus* (ib. lib. III, c. 6); *invituperabilis* (lib. II, c. 10, IV. 1); *incontradicibilis* (lib. IV. 59); *ininventibilis, ininvestigabilis* (adv. Hermog. c. 45); *innascibilis* (De Praescript. c. 49); *incontemptibilis* (Apol. c. 45); *illiberis* (adv. Marc. lib. IV, c. 34); *intestis* (De Pallio, c. 3, nach der Lesart des Salmasius); letzteres Wort findet sich auch im Arnobius (lib. V, S. 160); *investis* (ad Uxor. II, 9); *incommunis* (De Pall. c. 3); *inunitus* (adv. Valent. c. 29; kommt auch bei Apulejus vor; *inemeribilis* (De Resur. c. 18); Lactantius hat auch *illibabilis* (II, 2); Arnobius hat *incontiguus* (lib. I, S. 7) und andere eigenthümliche Wörter von dieser Form. A. Gellius zumal liebt diese Form vorzüglich, wie man aus dem wenn auch unvollständigen Verzeichnisse sehen kann, das Fabricius Censorinus von den Wörtern, die ihm eigenthümlich sind, angelegt hat. (*Biblioth. Lat.* Lips. 1774, tom. III, S. 77.) Apulejus ferner, ein afrikanischer Schriftsteller, der im Gebrauche von Wörtern zufällig mit Tertullian übereinstimmt, hat diese Form häufig. Wirklich ist auch die Redensart, die sich der Vulgata am meisten nähert, „Deus enim intentator malorum est“ aus dem Apulejus, der Gottauch „malorum improbator“ nennt. (*De Deo Socr.* Lug. Bat. 1823, B. II, S. 156.) Dieses Wort *improbator* findet sich ebenfalls im Tertullian. (De Patient. c. 5.)

Ich will nun noch einige Beispiele von grammatischen Constructionen geben, die einen afrikanischen Ursprung anzudeuten scheinen.

Das Verbum *dominor* ist beinahe durchaus mit dem Genitiv verbunden; z. B. Ps. X, 5; XXI, 29; Luk. XXII, 25 u. s. w. und so ist es auch in die neue Vulgata übergegangen. Diese Construction nun findet sich, so viel ich weiß, bloß bei afrikanischen Schriftstellern. So hat Tertullian: „Nunquam *dominaturi ejus*, si Deo non deliquisset.“ (Apol. c. 26.)

Ps. XXXVI, 1 haben wir *zelare* mit einem Accusativus; ebenso Eccles. IX, 1, 16; u. a. a. O. Der heilige Hieronymus gebraucht diese

Construction zweimal, obgleich er gewöhnlich sagt *zelatus sum pro.* Diese Construction gehört ebenfalls den afrikanischen Schriftstellern an. So hat der Verfasser des Gedichtes gegen den Marcion, mag er nun Tertullian oder Cyprian sein (Carm. adv. Marc. lib. IV, v. 36. in Opp. Tertul. Rigalt. S. 636):

„Qui *zelat populum* summo pietatis amore."

Ebenso der heilige Augustinus (De civit. Dei, III, 3): „Dii credo non *zelant conjuges* suas." Ferner cont. Faust. XXII, 79.

Der Gebrauch eines activen oder passiven Infinitivs nach *facio* ist sehr hart; z. B. Matth. IV, 19: „Faciam vos fieri piscatores hominum." Act. VIII, 45: „Figuras quas fecistis adorare." Bei den Klassikern wird man diese Construction nicht finden, außer es bedeutet vorstellen oder einbilden; z. B. Cicero sagt: „Plato construi a Deo atque aedificari mundum facit." (De Nat. Deor. I, 8.) Arnobius indessen gebraucht diese harte Form öfters; z. B. „Fecit oppidum claudi." (Lib. V, p. 159.) „Fecit sumere habitum priorem." (Ib. p. 174.)

Joh. XIX, 10: „Potestatem habeo crucifigere te, et potestatem habeo dimittere te." Die Dichter gebrauchen freilich den Infinitivus nach *potestas;* z. B. Lukan (Phars. lib. II, 40): —

. . . . „Nunc *flere potestas*
Quum pendet fortuna ducum."

und Statius (Theb. lib. IV, 249) —

„Neque enim haec juveni foret *ire potestas*."

Diese poetischen Wendungen jedoch können mit den aus der Vulgata angeführten Wörtern nicht verglichen werden, weil in ihnen die Verba nicht activ nach dem Wort *potestas* gebraucht sind, welches hier gewissermaßen gleichbedeutend mit dem Impersonale *licet* ist. Viktorinus indessen, der bereits angeführte afrikanische Schriftsteller, hat den Ausdruck: „*potestas dare vivere.*" (Bei Mai, praef. ad Script. Vet. p. XVII.)

In Ps. XLIV. 14 haben wir den Ausdruck *ab intus.* Dieser findet sich gleichfalls in einem Commentar über den heiligen Lukas, den Monsignor Mai (ib. p. 192) veröffentlicht hat, und dessen Latinität afrikanischen Ursprung anzudeuten scheint.

In der alten Uebersetzung kommt eine Enallage der Tempora oft vor. So steht der Conjunctiv des Imperfectums statt des Plusquamperfectums, z. B. Act. II, 1: „Cum complerentur dies Pentecostes" für *completi essent.* Es könnten noch viele Beispiele angeführt wer-

den. Ich will bloß eine Anmerkung des Heraldus zu folgenden Worten des Arnobius hersetzen: „Nunquam rebus ejusmodi credulitatis suae commodarent assensum.“ (Lib. I, p. 33.) Die Anmerkung lautet: „Afri utuntur saepissime praeterito imperfecto pro plusquam perfecto, ut loquuntur grammatici. Extat haec ἐναλλαγὴ apud Arnobium et Tertullianum, locis quam plurimis; quin et apud antiquos scriptores, ut apud Plautum non raro. Hinc igitur Augustini celebre dictum illud „Non crederem Evangelio, nisi me Ecclesiae commoveret auctoritas.“ Id est, non *credidissem*, tum quum eram Manichaeus. Sic hoc loco *commodarent* pro *commodassent*.“ (Desid. Heraldi Animadvers. ad Arnob. lib. I, p. 54.)

Ich will nun das Urtheil einiger gelehrten Kritiker über eine andere Construction, die nicht selten in unserer Vulgata vorkommt, anführen, — ein plötzlicher Uebergang aus einer indirecten Construction in den Infinitiv. Z. B. Luk. I, 72: „*Ad faciendum misericordiam* cum patribus nostris, et *memorari* testamenti sui sancti.“ Arnobius hat (lib. II, p. 64) die Stelle: „Illibatum necesse est *permaneat* et intactum, neque ullum sensum mortiferae passionis *assumere*.“ Ueber diese Worte sagt sein Commentator: „Proba lectio. Nam qui scribendum existimant, *assumat*, plane falluntur. His modorum mutationibus delectantur Afri scriptores. Infra, „causam convenit *ut inspiciatis*, non factum, nec quid reliquerimus *opponere*.“ (Ib. p. 83.) Ich will bemerken, daß der Wechsel der Modus, den ich aus der Vulgata angeführt habe, offenbar aus dem Geschmack des Uebersetzers und keineswegs aus dem Original hervorging, welches in dem Satze eine feste Construction hat: ποιῆσαι ἔλεος . . . . . καὶ μνησθῆναι διαθήκης.

Vielleicht werden einige die bisherige Untersuchung über den Ursprung der Vulgata noch nicht hinlänglich finden, um bestimmt zu beweisen, daß sie in Afrika verfertigt wurde. Ich will indessen bemerken, daß die besten Schriftsteller über die lateinische Sprache darin übereinstimmen, daß die afrikanischen Autoren eine eigene, von denen der übrigen Nationen ganz getrennte Familie bildeten. So sagt z. B. Walch: „Afri propria dicendi ratione Latinum sermonem omnino corruperunt, constat id idem de Tertulliano, Cypriano, Arnobio, aliisque.“ [1])

1) Johannis Georgii Walchii Historia critica Latinae Linguae. Ed. nova. Lips. 1729. p. 188.

Ich zweifle nun, ob es möglich ist, so viele entschiedene Aehnlichkeiten zwischen zwei anderen afrikanischen Schriftstellern aufzufinden, wie ich gethan habe, um die Gleichheit der Ausdrücke und Constructionen in der Vulgata und im Tertullian oder Arnobius zu zeigen. Wenn einer behaupten wollte, die Klassifikation dieser Schriftsteller sei mehr nach den allgemeinen Grundzügen ihres Styles und der Rauheit ihrer Sprache als nach bestimmten Uebereinstimmungen in der Ausdrucksweise gemacht worden, so würde ich antworten, daß die Aehnlichkeit des Styls z. B. zwischen Arnobius und dem heiligen Cyprian keineswegs so entschieden ist, um daraus ihre Verbindung beweisen zu können, und daß gerade in dieser Hinsicht die Vulgata in Rücksicht darauf, daß sie bloß eine Uebersetzung ist, wohl in die nemliche Klasse gehören mag. Mich für meinen Theil hat diese Untersuchung vollständig überzeugt, daß die Uebersetzung in Afrika geschrieben wurde, und daß Tertullian in Bezug auf das Zeitalter und das Land der ihr zunächst stehende Schriftsteller ist.

Ich habe in meiner bisherigen Erörterung meinen Lesern den schlagendsten Beweis geliefert, auf den ich in meinem ersten Briefe anspielte, [1]) daß nemlich die Uebersetzung, welche in den westlichen Kirchen benützt wurde aus Einer Quelle entsprang, in der Folge aber sehr verändert wurde. Denn in den Citaten aller Kirchenväter, seien es nun italienische, gallische oder spanische, finden wir dieselben außergewöhnlichen Wörter. Wenn eine jede Kirche eine verschiedene Uebersetzung benützte, noch mehr, wenn Jeder, der sich befähigt glaubte, selbst eine Uebersetzung zu machen, sich anmaßte, ist es glaublich, nein, ist es möglich, daß Alle, aus welchem Lande sie seien, welche Fähigkeiten und welche Ausbildung sie haben mochten, die nemlichen Wörter und die nemlichen Formen gebraucht haben sollten, und zudem noch die ungewöhnlichsten, welche sich bloß bei Schriftstellern einer einzigen Provinz, einige sogar bei keinem Schriftsteller, außer in diesen verschiedenen Uebersetzungen finden? Kann man glauben, daß z. B. die Wörter *glorifico, clarifico, salvifico, magnifico, justifico, mortifico, vivifico* von mehreren Schriftstellern, die unabhängig von einander übersetzten, sollten erfunden oder angenommen worden sein, wenn wir erwägen, daß sich diese Wörter bei keinem italienischen Autor finden, bevor die Vulgata allgemein in Gebrauch kam? Warum sagte

---

1) Siehe S. 25.

kein Einziger von diesen unzähligen Uebersetzern, die man annimmt, *justum reddere, vitam dare,* oder warum gebrauchte keiner irgend einen andern Ausdruck? Diese Fragen können, wie es mir scheint, bloß auf Eine Art beantwortet werden; wenn man nemlich annimmt, sie sei das Werk eines Einzigen oder mehrerer demselben Lande und Zeitalter Angehöriger, welche ihr diesen gleichförmigen Charakter und Anstrich gaben, in dem sie sich in allen Exemplaren, die wir besitzen, zeigt.

Aber in einer Rücksicht fürchte ich zu weitläufig gewesen zu sein; denn ich fühle, ich muß meine Leser wieder zu dem Punkte zurückführen, der diese abschweifende Untersuchung veranlaßt hat. Ich hatte versucht, die Frage über die Autorität der lateinischen Kirchenväter zu Gunsten der Stelle in 1. Joh. V, 7 auf Eine der Recensionen zurückzuführen. Dies brachte mich auf die Untersuchung über den Ursprung der Vulgata, und da dies ein bis jetzt noch unberührter Punkt und von der größten Wichtigkeit für die biblische Kritik im Allgemeinen ist, so ist zuletzt daraus mehr eine eigene Abhandlung, als eine bloße Abschweifung geworden. Das Resultat ist, daß Afrika das Geburtsland der Vulgata, und daß folglich die afrikanische Recension ihr Urbild und der italienischen in Bezug auf Autorität weit überlegen ist. Dies gibt uns die Ueberzeugung, daß in der ursprünglichen Uebersetzung der Vers stand, und daß er, wenn die italienischen Kirchenväter ihn nicht haben, in ihrer Recension sich verloren hat. Wir kommen nun zu dem Schlusse, daß die Handschriften, welche bei Verfertigung dieser Uebersetzung benützt wurden, den Vers hatten, und dies waren nothwendig Handschriften von größerem Alter, als diejenigen sind, die wir jetzt nachsehen können.

Da wir so häufig auf den Tertullian verwiesen haben, will ich noch die Bemerkung wagen, daß der Stelle, welche gewöhnlich aus ihm in Bezug auf unseren Text angeführt wird, nicht Gerechtigkeit widerfahren ist. (Adv. Prax. c. 25.) Um das volle Gewicht seiner Worte zu fühlen, müssen wir noch etwas weiter lesen, bis wir zu folgenden Worten kommen: „Nam et Spiritus substantia est Sermonis, et Sermo operatio Spiritus, *et duo unum sunt.*“ Tertullian bezieht sich hier gewiß nicht auf die Stelle, die er schon so vollständig erörtert hat: „ego et Pater unum sumus“; denn diese könnte nie beweisen, daß der Sohn und der heilige Geist Ein Gott sind. Er scheint nun hier auf einen gleich wichtigen Text anzuspielen, wo das Wort

und der heilige Geist als Einheit erwähnt werden, und dieser Text kann allein der sein, den er bereits in der gewöhnlich angeführten Stelle mit dem, der sich auf den Vater und den Sohn bezieht, verglichen hat. Er sagt: *„duo unum sunt"*, weil zu seinem Beweis in diesem Augenblick nicht die Erwähnung aller nöthig ist, und er führt hier kein Citat an, sondern es ist eine bloße Anspielung. Aber ich muß jetzt eilen, um zum Schlusse zu kommen.

Ich habe bloß versprochen, über einige Handschriften, welche den bestrittenen Vers des heiligen Johannes enthalten, Bericht zu erstatten, und hiebei hatte ich hauptsächlich die zwei lateinischen in meinem ersten Briefe beschriebenen Handschriften im Auge. Ich habe indessen versucht, die abgesonderte Beweiskraft Eines meiner Zeugnisse mit der allgemeinen Masse der Beweise zu Gunsten des Gegenstandes zu verbinden, und ich habe, glaub' ich, bewiesen, daß sein Gewicht größer ist, als sein individueller Umfang annehmen zu lassen schien. Auf diese Weise habe ich versucht, die Beweiskraft der Handschriften zu Gunsten des Verses so hinzustellen, daß sie für den Kritiker eine größere Autorität gewinnt, als die zerstreuter Beweise ist, und habe zugleich einige Einwürfe, die aus dem Schweigen des heiligen Augustinus mit Triumph dagegen angeführt wurden, beseitigt. Ich will indessen meine Leser noch einige Augenblicke aufhalten, um einige Bemerkungen über die griechischen Handschriften, welche den Vers enthalten sollen, zu machen.

In der Vorrede zu der zweiten Auflage eines Briefes des Bischofs von Salisbury an Mrs. J. Baillie, worauf ich jedoch nicht genauer verweisen kann, weil sie mir von Seiner Herrlichkeit abgesondert mitgetheilt wurde, wird eine Handschrift, die einmal in Venedig gesehen worden sei und die den Vers enthalte, als Beweismittel angeführt. Diese Angabe beruht auf dem Zeugniß von Harenberg in der Bibliotheca Bremensis, [1]) daß eine wichtige griechische Handschrift — auctoritatis non modicae codicem graecum — von einem Griechen in Venedig dem F. Antoine gezeigt worden sei. Dies wurde namentlich bestätigt durch eine Randbemerkung eines der kanonischen Manuscripte, das sich jetzt unter den Bodley'schen befindet. Ein noch auffallenderes Zusammentreffen war eine dritte Verweisung auf ein griechisches Manuscript in Venedig, die ich hier (in Rom) entdeckte. Dies theilte ich Seiner Herrlichkeit kurz mit und dieser gab dann einen Auszug aus meinem

1) Biblioth. Brem. Nova. Brem. 1762. Class. II. p. 428.

Brief in einem Anhang zu seiner Abhandlung über 1. Joh. V, 7, den er mir freundschaftlichst auf einem besonderen Blatt mittheilte.

Ich will nun die Art und Weise dieser Verweisung näher bezeichnen. In der Angelica-Bibliothek, welche den Augustinern dieser Stadt gehört und ihren Namen von ihrem Stifter F. Angelo Rocca hat, wird die Abschrift der Bibel aufbewahrt, die letzterer benützte, als er als Sekretär der Congregation von Papst Clemens VII. den Auftrag erhalten hatte, die Vulgata zu verbessern. Es ist die römische Ausgabe von 1592, die zweite, die unter Sixtus V. erschien. Dem Bande sind Entwürfe für die Verhandlungen der Congregation vorausgeschickt, und auf dem Rande sind solche Stellen bemerkt, welche der Sekretär einer Erörterung unterwerfen wollte, nebst den kurz angeführten Beweisen, auf welche er die Verwerfung, die Beibehaltung oder die Aenderung gründet. Ueber den Text des heiligen Johannes findet sich nun daselbst Seite 1114 folgende Randbemerkung, die mit unzähligen Zusammenziehungen geschrieben ist: „Haec verba sunt certissime de textu et allegantur contra haereticos ab Athanasio, Gregorio Nazianzeno, Cyrillo, et Cypriano; et Hieronymus in prologo dicit ab infidelibus scriptoribus fuisse praetermissa. *In Graeco etiam quodam antiquissimo exemplari quod habetur Venetiis leguntur;* unde colligitur Graeca, quae passim feruntur, in hac parte esse mendosa, et omnia Latina manuscripta in quibus non habentur illa verba signata.“ Diesem Zeugnisse müssen wir, da es durch die zwei bereits angeführten bestätigt wird, ein großes Gewicht beilegen; die Gelegenheit vollends, bei welcher es angeführt wird, macht es unserer Aufmerksamkeit noch werther.

Ich habe nun noch zwei Handschriften, welche den Vers enthalten sollen, deren Dasein aber nicht gewiß ist, zu erwähnen, und wünschte, die Kritiker und Reisenden möchten ihnen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Ich habe von einem Herrn, der in der literarischen Welt als tüchtiger Kenner der griechischen und orientalischen Literatur bekannt ist, öfters gehört, er habe im Orient Handschriften gesehen, die den Vers enthalten. Er hat auch wirklich einen großen Theil Griechenlands bereist, bloß in der Absicht, Handschriften des neuen Testaments zum Zwecke einer lateinischen Uebersetzung, die er auch nachher veröffentlicht hat, zu sammeln. [1]) Ich war eifrig bemüht, mit großer Genauig-

1) Dieser Herr ist Leopoldo Sebastiani, jetzt gestorben.

keit die Angaben zu sammeln, die er über diesen Gegenstand zu machen hatte, und bat ihn angelegentlichst, mir mitzutheilen, was er in Beziehung darauf gesehen habe. Ich notirte mir die Angaben, die er in den wenigen Minuten unseres Gesprächs gemacht hatte, und da seitdem mehr als ein Jahr entschwunden ist, will ich mich begnügen, sie hieher zu setzen.

„Seine Angabe ist, er habe einige Handschriften gesehen, in denen der Vers ausgekratzt war, und zwei andere, in denen er *prima manu* auf den Rand geschrieben war. Eine davon war in Nicosia in Cypern, im Besitz eines gelehrten Griechen, der, wenn ich recht verstanden habe, zugleich Kaufmann war. Sie ist mit großen Unzialbuchstaben geschrieben; auf den Rand war der Vers von der nemlichen Hand, jedoch mit der Bemerkung, er gehöre zum Text, geschrieben. Was das Benehmen und den Charakter des Mannes betrifft, so habe ich keinen Grund zu zweifeln, daß seine Angaben vollkommen aufrichtig waren.“ Ich will diesem Zeugniß keinen Commentar beifügen; vielleicht ist ein Reisender im Stande, die Wahrheit auszumitteln.

Es sind noch einige andere Punkte zu berühren, namentlich der Einwurf, der häufig gegen die freie Erörterung dieser Controverse erhoben wird, nemlich daß das Konzil von Trient einen Beschluß darüber gefaßt habe. Einige Schriftsteller haben hierüber ganz falsche Ansichten aufgestellt, welche leicht zu widerlegen wären durch die Verhandlungen der verschiedenen Kongregationen, die ernannt wurden, um den Text der Vulgata zu verbessern. In einer von diesen scheinen die Beweise für Verwerfung der Stelle ernstlich in Erwägung gezogen worden zu sein. In der Bibel, die eine von diesen Kongregationen benützte und die sich jetzt in der Bibliothek der Barnabiten-Väter befindet, wurde auf den Rand von dem Sekretär folgende Bemerkung geschrieben:

„*in* grae. cod. vati. et
al. grae codd. necnon et
*in aliqu*ibus latinis non habentur
*ver*ba virgula signata.“

Die mit Kursivschrift geschriebenen Buchstaben wurden ergänzt, weil sie beim Binden abgeschnitten worden waren. Einen schätzbaren und interessanten Bericht über die Verbesserungen der Vulgata, der meistens aus ungedruckten Quellen genommen ist, haben wir aus der Feder meines gelehrten Freundes, F. Ungarelli, in Bälde zu erwarten. Viele Irrthümer werden dadurch zerstört werden. Ich will nun einen

bereits zu stark angewachsenen Brief nicht mehr weiter ausdehnen, und nicht tiefer auf diese wichtige Erörterung eingehen; gleichwohl kann ich nicht umhin, meine Leser vor den irrigen Schlüssen zu warnen, auf welche das Werk eines verstorbenen gelehrten Katholiken zu führen scheint, daß nemlich der Beschluß des Konzils von Trient und der kritische Beweis sich geradezu widersprechen. Er bemerkt: „Wer im Einverständniß mit dem heiligen Stuhl den Vers annimmt, hat einen höheren Grund . . . . . . Diejenigen aber, die in Gemeinschaft mit dem römischen Stuhle stehen und jetzt den Vers verwerfen, fallen unter das Anathema des Konzils." [1]) Die Einwürfe dagegen sind sehr lau und mit wenig Interesse an der Sache geltend gemacht; die ganze Abhandlung zielt darauf hin, daß man den Vers aus kritischen Gründen verwerfen müsse. Eine Opposition aber, wie sie darin vorausgesetzt wird, kann nicht existiren, und gewiß nicht von unserer Seite. Ich verharre ꝛc.

Englisches Kollegium. Rom, 27. März 1833.

N. Wiseman.

---

1) Horae Biblicae. Lond. 1817. Appendix, p. 383.

Katholische Uebersetzungen

der

heiligen Schrift.

(Aus dem Dublin Review, April 1837.)

Katholische Uebersetzungen

der

heiligen Schrift.

IX. Art. — *A new Version of the Four Gospels, with notes, Critical and Explanatory.* By a Catholic.[1]) London 1836.

Ein Werk über die biblische Literatur ist unglücklicherweise eine seltene Erscheinung bei uns. Wenn dieser Zweig der theologischen Wissenschaft von den Katholiken Großbritanniens und Irlands, wie er es verdient, gepflegt würde, so könnte man es für Anmaßung halten, die Sache zu besprechen; da aber die Früchte eines solchen Studiums auf flacher Hand liegen, so können wir nicht umhin, uns damit zu befassen. Was in der Zurückgezogenheit des akademischen Lebens, in den Klöstern unserer religiösen Orden, in der ländlichen Einsamkeit unseres Klerus dafür geschehen ist, mag viel mehr sein, als zur öffentlichen Kenntniß gelangte; die Erscheinung eines Werkes, wie das am Anfang unseres Artikels angezeigte, beweist, daß sich bedeutende Talente im Geheimen mit biblischen Studien beschäftigt haben und daß wir den eiligen Schluß, es sei wenig gethan worden, weil wenig in die Oeffentlichkeit drang, nicht machen dürfen. Zu gleicher Zeit war das plötzliche und unangekündigte Erscheinen einer neuen Uebersetzung der heiligen Schrift nicht das erste Anzeichen, das wir von der vergrößerten Aufmerksamkeit, die diesen Studien geschenkt wurde, erwartet hätten. Gerade mit

---

1) Es ist jetzt bekannt, daß dieses Werk aus der Feder des Dr. Lingard ist.

elementarischen und einleitenden Werken in dieselbe, sei es nun zur Erziehung des Klerus oder zum Unterricht des Volks, sind wir gar nicht versehen; wir besitzen keinen Commentar, der den Bedürfnissen der Zeit oder den Fortschritten, die die biblische Wissenschaft gemacht hat, entspräche, und sind gezwungen, unsere Belehrung entweder bei voluminösen, seltenen und alten Schriftstellern, oder in den Werken von Männern zu suchen, deren Religion eine von der unsrigen wesentlich verschiedene ist. Und gerade bei diesen Letzteren finden wir nur in geringem Grade Hülfe. Das protestantische England ist ebenso schlecht wie wir mit Werken von praktischer Brauchbarkeit versehen, und es scheint fast, als ob das Wasser ein eben so schlechter Leiter der Kenntnisse, wie der Elektricität sei; denn der schmale Streifen desselben, der unsere Inseln umringt, ist sehr wirksam, jede Mittheilung der verschiedenartigen und interessanten Untersuchungen, die den Kontinent beschäftigen, zu verhindern.

Aber das Anzeichen der dem biblischen Studium geschenkten Aufmerksamkeit, welches, wie wir sehr zuversichtlich erwartet hatten, irgend einer neuen Uebersetzung der heiligen Schrift hätte vorausgehen sollen, und wollen wir noch beifügen, der Beweis ihrer Existenz, der sehr dringend zu wünschen war, ist eine Durchsicht und Verbesserung der Uebersetzung, die bei den Katholiken unter dem Namen der *„Douay version,“* gegenwärtig im Gebrauch ist. Wir setzen dabei nicht voraus, der gelehrte Verfasser der neuen Uebersetzung habe sich nur einen Augenblick eingebildet, oder die Absicht gehabt, die einzige allgemein verbreitete Uebersetzung durch die seinige unnöthig zu machen. Die sanktionirte Authenticität der Vulgata, ihr Gebrauch in allen katholischen Kirchen, der Halt, den sie in dem Gedächtnisse des Klerus und der Laien hat, dann die Begrenztheit der neuen, blos die vier Evangelien umfassenden Uebersetzung und endlich die Form, in der sie erschien, sind hinlängliche Beweise, daß er den Gedanken nie gehabt hat. Der Briefwechsel zwischen dem heiligen Hieronymus und dem heiligen Augustinus über die Schwierigkeiten, die die Einführung der Uebersetzung des ersteren statt der alten der Siebenzig zu überwinden hatte, zeigt wie schwer sich derartige Aenderungen ausführen lassen. Wir bemerken dieß bloß, um den Schluß zu ziehen, daß die Nothwendigkeit einer vollständigen Durchsicht des bei uns allgemein benützten Textes jetzt gerade noch so gut vorhanden ist, wie vor dem Erscheinen dieser Uebersetzung. Während wir indessen den Eifer und das Talent,

das dieser Arbeit gewidmet wurde, gerne anerkennen, müssen wir gleichwohl bedauern, daß sich noch keiner gefunden hat, der die gehörigen Eigenschaften und Kenntnisse gehabt hätte, um solche Aenderungen und Verbesserungen in der bei uns angenommenen Uebersetzung vornehmen zu können, daß dadurch ihr Text endlich genau bestimmt und sie vor den wiederkehrenden Freiheiten, die man sich mit ihr genommen hat, bewahrt würde.

Die Benennung Douay oder Rheimisch version ist fortan nicht mehr richtig. Es ist so viel an ihr geändert und gemodelt worden, daß kaum Ein Vers seine ursprüngliche Gestalt beibehalten hat, und in so weit diese Aenderungen die Einfachheit und Kraft des Styles betreffen, fielen sie gewöhnlich nicht günstig aus. Denn obgleich Dr. Challoner gut daran gethan hat, viele allzu auffallende Latinismen, welche die alten Uebersetzer beibehalten hatten, zu verbessern, so schwächte er doch die Sprache bedeutend dadurch, daß er Inversionen, wo sie zugleich dem Genius und der Konstruction des Originals angemessen waren, ausmerzte und Partikeln einschob, wo sie keineswegs nöthig waren. Ein Kapitel aus dem neuen Testament soll die Richtigkeit dieser Bemerkung darthun. Z. B. im 13. Kapitel des Hebräerbriefes, das wir zufällig aufschlagen, hat die Rheims'sche Ausgabe (1582) im 9. Vers: „With various and strange doctrines be not led away.“ Dies wurde geändert in: „Be not carried away with various and strange doctrines.“ Der lateinische Text heißt: „Doctrinis variis et peregrinis nolite abduci.“ Ferner wurde Vers 16: „Beneficence and communication do not forget,“ umgeändert in: „And do not forget to do good and to impart.“ Die Vulgata hat: „Beneficentiae autem et communionis nolite oblivisci.“ Ferner, wir nehmen die Beispiele ganz aufs Gerathewohl, 2. Tim. 2, 16.: „Profana autem et vaniloquia devita; multum enim proficiunt ad impietatem.“ Dies gab die alte Uebersetzung folgendermaßen: „But profane and vain speeches avoid; for they do much grow to impiety.“ In der verbesserten Ausgabe (1750) heißt es: „But shun profane and vain bablings, for they grow much towards ungodliness.“ Diese Verbesserung ist mit Ausnahme der Worte „grow towards“ anstatt „increase unto more“ wörtlich aus der protestantischen Uebersetzung genommen. Aber diese Aenderung war ganz unvernünftig. Denn das lateinische zusammengesetzte Wort *vaniloquium* oder das griechische *κενοφωνία*, ist genau durch „vain speech“ ausgedrückt, während das Wort „babbling“ dem ganzen

Wort entspricht, und deßhalb das Beiwort „vain“ nicht haben kann; denn sonst würde ja der Satz die abgeschmackte Tautologie „vanum vaniloquium“ enthalten. In den spätern Ausgaben, z. B. in der Dubliner (1810), die mit Dr. Troy's Genehmigung veröffentlicht wurde, ist das Wort „speeches,“ nicht aber die Konstruktion wieder hergestellt.

Es wurde noch eine andere Aenderung vorgenommen, die von größerer Wichtigkeit ist, namentlich wenn wir sie in Hinsicht auf unsere Zeit und auf den Einfluß betrachten, den sie auf die Formen, welche in der katholischen Sprechweise gang und gebe sind, ausgeübt hat. In der ersten Ausgabe ist in Uebereinstimmung mit dem katholischen Gebrauche in England, das Wort „Dominus“ beinahe durchaus mit „*Our* Lord“ übersetzt. Der verbesserte Text verwandelte das Pronomen in einen Artikel und sagt: „*The* Lord.“ Im *Ave Maria* waren die Katholiken immer bis auf die neueste Zeit gewohnt zu sagen: „*Our* Lord is with thee,“ wie es in dieser Uebersetzung stand, und wie es von jeher der Brauch in England war, selbst ehe die Uebersetzung gemacht worden war. Aber in Uebereinstimmung mit der Textveränderung haben wir in letzterer Zeit das Streben bemerkt, in diesem Gebet die nämliche Aenderung einzuführen und zu sagen: „*The* Lord is with thee,“ eine Aenderung, die wir uns ernstlich verbitten müssen, als steif, pöbelhaft, die die Salbung, welche in dem Gebete athmet und die Einheit, die das Pronomen zwischen dem Betenden und dem, an welchen das Gebet gerichtet ist, herstellt, vernichtet. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß dieser Unterschied, mögen ihn auch Viele für noch so unbedeutend halten, den verschiedenen Geist unserer und anderer Religionen genau ausdrückt. Es war in der katholischen Kirche nie der Brauch zu sagen: „*The* Redeemer, *the* Saviour, *the* Lord, *the* Virgin;“ „Redemptor *noster*, Dominus *noster*“ und darnach „*our* Saviour, *our* Lord, *our* Lady“ sind die sanktionirten Ausdrücke, und deßhalb seit den Zeiten der Kirchenväter durch den katholischen Gebrauch geheiligt. Wir gestehen, es beleidigt unsere Ohren und kränkt unser Gefühl, wenn wir hören, wie Prediger und Schriftsteller jener wesentlich unkatholischen Formen sich bedienen; sie haben keine Wärme, sind fade Formen ohne Ausdruck, sie sind ein Ueberbleibsel der Genfer Hüte und riechen nach der Prädestination. Die Rheims'schen Uebersetzer haben ihren Grund für ihre Uebersetzung in einer Note, Seite 585 folgendermaßen angegeben:

„Wir Katholiken müssen nicht sagen *the Lord*, sondern *our Lord*, wie wir seine Mutter *our Lady* und nicht *the Lady* nennen. Laßt uns die Wörter unserer Vorfahren beibehalten, dann werden wir auch leicht unseren alten und wahren Glauben, den wir von den ersten Christen haben, beibehalten." Diese Ausdrucksweise für das Wort „Dominus" ist den englischen Katholiken nicht allein eigen; die syrische Uebersetzung und ihr zu Folge die syrische Kirche, nennt Christus nicht einfach *morio „the* Lord" (der Herr) sondern *moran*, „*our* Lord," (unser Herr), selbst wo im Griechischen *ὁ Κύριος* steht. Wenn wir nun auch zugeben können, daß eine Uebersetzung, die das Pronomen im Texte wieder aufnehmen würde, sehr ungenau wäre, so wollen wir es doch bei unserem Unterricht und noch mehr in unseren Gebetsformeln beibehalten.

Es würde aber doch sein Gutes gehabt haben, wenn die Aenderungen Dr. Challoner's dem Texte Stabilität gegeben und eine Richtschnur aufgestellt hätten, nach welcher die spätern Herausgeber sich hätten richten können. Aber weit entfernt, daß dies der Fall war, es wurden vielmehr in jeder folgenden Auflage neue und wichtige Umänderungen vorgenommen, bis zuletzt viele eher eine neue Uebersetzung zu sein schienen, als eine Durchsicht der alten. Wir glauben, das katholische Britannien ist das einzige Land, in welchem der Reinheit der als rechtmäßig erklärten Uebersetzung so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde.[1]) Wir würden uns immerhin noch weniger zu beklagen haben, wenn diese systematischen Aenderungen die einzigen Veränderungen gewesen wären, denen sie unterworfen war. Die Masse der Druckfehler, die sich in einigen Ausgaben finden, ist ganz schrecklich, weil viele ganz wichtige Wörter betreffen, und sie nicht so fast entstellen, was sie leicht verdächtig machen und auf ihre Berichtigung führen würde, sondern ganz andere Wörter dafür setzen, die zwar einen richtigen grammatikalischen, aber einen falschen theologischen Sinn geben. Im Jahre 1632 wurden die königlichen Buchdrucker, Barker und Lucas, wegen der Auslassung eines einsylbigen Worts um dreitausend Pfund gestraft, und die oxforder Bibel von 1792 wird als eine Kuriosität betrachtet, weil sie (Luk. XXII, 34.) statt Peter, Philip liest. Aber in der von uns angeführten Ausgabe, — der

---

1) Wir haben den letzten Brief des Ehrw. Mr. Curtis an den Bischof von London nicht vergessen.

Dubliner von 1810, — die unter der Leitung des Dr. Troy von dem ehrwürdigen B. Mac Mahon durchgesehen wurde, finden sich viele noch ärgere Entstellungen. Ein Verzeichniß am Ende derselben zählt sie auf, z. B. Matth. XVI, 23., „thou *favourest not,*“ statt thou *savourest* not;“ Röm. VII, 18., „to accomplish that which is good I find *out*“ statt „I find *not.*“ Das Druckfehler-Verzeichniß ist indessen bei weitem nicht vollständig, so sind z. B. unter anderen folgende ausgelassen: Gal. IV, 9.: „How turn you again to the *work*“ (statt *weak*) „and poor elements.“ Ib. V, 23.: modesty, continency, *charity*“ statt „*chastity.*“ In einer Anmerkung auf Seite 309 lesen wir: Sin—which was asleep before, was *weakened* by the prohibition,“ statt „*awakened.*“

Unser Hauptzweck indessen ist für jetzt, den katholischen Klerus, und namentlich die Bischöfe von Irland und die apostolischen Vikare von England und Schottland darauf aufmerksam zu machen, wie sehr eine vollständige Durchsicht der Uebersetzung selbst noth thut, um einen festen Text aufzustellen, von dem die künftigen Herausgeber nicht mehr abweichen dürfen. Auf diese Art allein werden die Katholiken des Reiches Etwas erhalten, was jeder andere Theil der Kirche schon längst besitzt. Es ist entfernt nicht unsere Absicht, eine vollständige Bezeichnung aller Stellen, die eine Verbesserung nöthig haben, zu geben, — dies würde ein eigenes Buch erfordern. Um uns selbst vernünftige Grenzen vorzuzeichnen, wollen wir bloß betrachten, wie nothwendig für diejenigen, die einer neuen Durchsicht sich unterziehen wollten, ein genaues und oft verwickeltes Studium der Originaltexte sein würde. Wir haben diesen Gesichtspunkt gewählt, weil wir glauben, dieser Punkt sei bis jetzt am meisten vernachläßigt und übersehen worden, und werde für jede künftige Durchsicht der Stein des Anstosses sein. Denn auf den ersten Anblick scheint es ein beinahe überflüssiges Geschäft zu sein, bei einem solchen Unternehmen über das gründliche Studium des Werkes selbst, das übersetzt werden soll, hinauszugehen. Die Vulgata nun ist lateinisch geschrieben und es könnte demnach scheinen, eine gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache reiche hin, um ein Werk, das in ihr geschrieben ist, in unsere Muttersprache zu übersetzen. Wir wünschen die Falschheit dieser Meinung darzuthun und im Gegentheil zu zeigen, wie verschiedene und wie delikate philologische Fragen bei einer Uebersetzung zur Sprache kommen; und wie unmöglich es ist, die Irrthümer unserer Douay'schen Ueber-

setzung aufzufinden und zu verbessern, ohne beständige Rücksichtnahme auf das hebräische Original und auf die griechischen Texte. Der Zweck einer solchen Bezugnahme wird der sein, Ausdrücken, die im Lateinischen dunkel oder zweifelhaft sind, ihren wahren Sinn zu geben. Bei den wenigen Beispielen, die wir zu geben beabsichtigen, werden wir die alexandrinische Uebersetzung, oder wie sie gewöhnlich genannt wird, die Septuaginta als den Urtext der Psalmen berücksichtigen; denn es ist ja bekannt, daß der von uns benützte und in die Vulgata aufgenommene lateinische Text nach dieser Uebersetzung und nicht nach dem hebräischen Original verfertigt wurde.

I. Wir wollen zunächst ein ganz einfaches Beispiel herausgreifen. In dem fünfzigsten Psalm, Vers 14 (im hebr. Orig. LI. 14.) hat die Vulgata et spiritu *principali* confirma me." Die Douay'schen Uebersetzer nahmen das Adjektivum in dem Sinne von *principal, excellent,* und übersetzten demzufolge: „and strengthen me with a *perfect* spirit." Wenn wir einfach den lateinischen Text ansehen, so kann das Wort ohne Anstand diesen Sinn haben; Cicero z. B. sagt: „Causarum aliae sunt *perfectae* et *principales.*" Aber die Frage ist die, hat der Verfasser der Vulgata das Wort in diesem Sinne gebraucht, und nicht vielmehr in einem andern, in dem von *princely?* Der griechische Text, aus dem die Uebersetzung gemacht ist, entscheidet die Frage. Denn in diesem lesen wir, *πνεύματι ἡγημονικῷ στήριξόν με,"* — „strengthen me with a *princely* spirit." Im Hebräischen ist das Wort, נדיבה gebraucht, welches denselben Sinn hat, obgleich es auch den abgeleiteten Sinn „generous," „noble" hat.[1])

II. In Weish. Sal. VIII, 21., steht folgender Satz: „And as I knew that I could not otherwise be *continent*, except God gave it." Dies ist eine wörtliche Uebersetzung des Lateinischen: „Et ut scivi quoniam aliter non possem esse *continens* nisi Deus det." Das Wort *continens* entspricht dem griechischen *ἐγκρατής*, sowohl in dieser, als in allen anderen Stellen, in denen es in den Büchern der Weisheit vorkommt, und ist in unserer Uebersetzung nirgends als an dieser Stelle durch *continent* gegeben. Dieses ist nun sehr bequem. In Eccles: VI, 28., wird derselbe Gegenstand, nämlich die Erwerbung von Weisheit, wie in unserem Texte abgehandelt und zwar

1) Vielleicht würde das alte Wort „lordly" am besten den doppelten Sinn ausdrücken, wie das ihm entsprechende Wort „herrlich" im Deutschen.

mit folgenden Worten: „Investiga illam, et manifestabitur tibi, et *continens factus*, ne derelinquas eam.“ Unsere Uebersetzer gaben nun diese Worte nicht durch „being made *continent,*“ sondern durch „when thou *hast gotten* her.“ Das Griechische hat *και εγκρατης γενομενος* (V, 27. ed. Bos.) Diese Worte kommen an zwei andern Stellen auch vor, wo indessen keine Ellipse stattfindet, sondern der Gegenstand vollständig ausgedrückt ist: XV, 1. „Qui *continens* est justitiae apprehendet illam;“ übersetzt: „he that *possesseth* justice shall lay hold on her.“ Ferner XXVII, 33: „Ira et furor utraque execrabilia sunt, et vir peccator *continens* illorum erit“ wird übersetzt: „and the sinful man shall be *subject* to them;“ d. h. wird dieselben haben oder besitzen (contain or possess). Dieses letzte Beispiel beweist, daß *continens* oder *εγκρατης,* nicht den bezeichnet, „qui *se* continet,“ nicht einen, der sich enthält, sondern einen, der etwas anderes hat oder hält, und das erste Beispiel, welches wir angeführt haben, beweist, daß es elliptisch so gebraucht wird, nämlich mit Weglassung des besessenen oder gehabten Gegenstandes.

Dies sind, wenn wir uns nicht irren, die einzigen Stellen in diesen Büchern, in denen das lateinische Wort mit dem angeführten griechischen gleichbedeutend ist. Wir fragen nun zunächst: War es nothwendig in Weish. Sal. VIII, 21., von der Bedeutung, die es an den übrigen Stellen hat, abzuweichen? Und unsere Antwort ist unbedingt Nein. Die ganze Stelle handelt von der Erwerbung der Weisheit. Von Vers 9 bis Vers 19 gibt uns der Verfasser Rechenschaft von seinem Streben nach ihr. In den Versen 19 und 20 gibt er die Ursachen an, die ihn zu ihr führten; die erste ist seine aufrichtige Neigung und die zweite seine Unbeflecktheit von der Sünde. Nun folgt ganz natürlich der betreffende Vers: „And as I knew that I could not otherwise *possess it* (wisdom), unless God gave it (for this was also a point of wisdom, to know whose gift it was), I went to the Lord,“ u. s. w. Aber wenn wir nun mit unserer gegenwärtigen Uebersetzung lesen „as I knew I could not *be continent,*“ u. s. w., so stoßen wir auf eine Menge Schwierigkeiten. Erstens wurde kein Wort von Enthaltsamkeit gesprochen, sondern alles Vorangehende handelt von Weisheit; zweitens gibt die Parenthese keinen Sinn, denn das dort als eine Gabe Erwähnte kann nicht Enthaltsamkeit sein, weil sich das *it* auf ein Substantiv, und nicht auf ein Adjektiv wie *continent,* beziehen muß; und zudem ginge der

Gegensatz verloren, — „it was a point of wisdom to know whose gift *wisdom* is;" das darauffolgende Gebet um die fragliche Eigenschaft, will blos Weisheit, und nicht Enthaltsamkeit, welche nie gewünscht wurde. Diese Gründe sind mehr als genügend, um auch in dieser Stelle den Sinn, den *continens* in allen andern hat, beizubehalten.

III. Ps. LXVII, 12., gibt uns ein Beispiel, bei welchem eine Zweideutigkeit uns nöthigt, nicht nur auf den griechischen, sondern noch weiter auf den hebräischen Originaltext zurückzugehen. Der lateinische Text lautet: „Dominus dabit verbum evangelizantibus, *virtute multa;*" und ist in der Douay'schen Uebersetzung so gegeben: „The Lord shall give the word tho them that preach good tidings, *in great power.*" Das Wort virtus ist offenbar zweideutig, da es oft *host* (Heerschaar) oder *multitude* (Menge) bedeutet. Daher die gewöhnliche Redensart, „Dominus virtutum" immer durch „the Lord of Hosts" und „virtutes coelorum" durch „the hosts of heaven" gegeben wird. Es war also für die Uebersetzer eine Pflicht, auf das Griechische zurückzugehen, wo sie die Worte „δυναμει πολλη" gefunden hätten. Aber hier ist die nämliche Zweideutigkeit. Denn das Wort δυναμις entspricht den hebräischen Wörtern, die Stärke bezeichnen z. B. כח,[1]) גבורה,[2]) און,[3]) und die von עז[4]) abgeleiteten; aber ebenso häufig entspricht es den Wörtern, die Menge bedeuten, z. B. עם = Volk,[5]) המון = Menge,[6]) מחנה = Feldlager,[7]) חיל = Heer,[8]) und vor allen entspricht es dem Worte צבא, das am gewöhnlichsten für einen Haufen von Menschen, oder für eine Heerschaar gebraucht wird. Als gleichbedeutend mit δυναμις kommt es an mehreren hundert Stellen in der Bibel vor und die von uns besprochene Stelle ist eine davon; denn der hebräische Text liest (LXVIII, 12.) צבא רב. So bleibt denn kein Zweifel, daß das zweideutige Wort δυναμις für „multitude" oder „crowds" (Menge, Haufen) steht, und dies wieder bestimmt die Bedeutung des nicht minder zweideutigen lateinischen Ausdruckes „virtus."

---

1) 1. Chron. XXIX, 2.; Es. II, 69.; Jer. XLVIII, 45.

2) Jud. VIII, 21.; 2. Kön. XVIII, 10. u. s. w. 3) Job. XL, 11.

4) Job XLI, 14.; Ps. XX, 1.; XLV, 1. 5) 1. Chron. XXI, 2.

6) 2. Sam. VI, 19.; 1. Reg. XX, 28.; Jer. III, 23. 7) 1. Chron. XII, 22.

8) Dieses hebräische Wort ist ebenso zweideutig, wie das lateinische oder griechische; aber gewöhnlich bezeichnet es ein Kriegsheer, z. B. Exod. XIV, 28.

Diese ganze Untersuchung war unbedingt nothwendig für den Uebersetzer, bevor er ein so einfaches Wort richtig übersetzen konnte; und der Gebrauch des Adjektivs *multa* hätte ihn auf die Vermuthung führen können, daß Menge, und nicht Stärke gemeint ist. Dieser Vers könnte uns Gelegenheit zu noch einigen anderen philologischen Bemerkungen geben, die für die Aufhellung unseres Gegenstandes von Interesse sein würden; wir wollen sie aber der Kürze wegen, übergehen. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß es eine Anspielung auf den in der heiligen Schrift [1]) oft erwähnten und auch bei andern östlichen Nationen [2]) außer den Juden vorkommenden Gebrauch ist, daß weibliche Chöre den Kriegern, die vom Felde heimkehren, entgegen gehen, um ihre Thaten zu rühmen. Das Wort, welches im Original dem „evangelizantibus“ entspricht, steht im Hebräischen im Pluralis und zwar als Femininum, und konnte also nicht wie in unserer Uebersetzung durch „them that *preach* good tidings“ gegeben werden. Das Wort *proclaim* würde besser gepaßt haben.

IV. Wir wollen jetzt unsere Leser auf eine sehr auffallende Uebersetzung in der Vulgata aufmerksam machen, indem auch unsere Uebersetzer, weil sie anf das Original keine Rücksicht genommen haben, dieselbe gänzlich mißverstanden zu haben scheinen. Die Stelle ist Sophon. III, 18., wo der hebräische Text lautet: נוגי ממועד אספתי ממךָ היו. Die Vulgata übersetzt: „Nugas qui a lege recesserunt, congregabo, quia ex te erant,“ und von den Douay'schen Herausgebern wird die Stelle so gegeben: „the *triflers* that were departed from the law I will gather together, because they were of thee.“ Ich muß bemerken, daß das lateinische Wort *nugae* absichtlich dem hebräischen נוגי (nughe) entspricht. Dies ist ein Participium passivum von dem Verbum יגה und bedeutet „afflictet“ (niedergebeugt) [3]), gleichwohl ziehen einige Lexikographen den Sinn von „removed“ (entfernt, verbannt) vor, welchen das Wort ursprünglich hat und den ihm die griechische Uebersetzung und einige jüdische Kommentatoren [4]) gegeben haben. Die Uebersetzung des heiligen Hieronymus gibt ihm einen gänzlich verschiedenen Sinn, mögen wir sein nugae nun durch „*trifles* oder *triflers*“

1) Siehe Exod. XV, 20.; Jud. XI, 34.; 1. Sam. XVIII, 6. 7.; 2. Sam. I, 20.

2) Siehe z. B. den Bericht von J. Rawlins über die Bergbewohner von Tripura, in den Asiatic Besearches, vol. II, London 1799. p. 191.

3) Siehe Winer's Lexicon manuale, p. 396.

4) Rosenmüller's Prophetae Minores. Lips. 1816, vol. IV. p. 68.

geben. Es gibt aber eine alte Bedeutung des Wortes *nugae*, welche mit der ersteren der von uns erwähnten vollständig übereinstimmen würde. Im Plautus bedeutet es „*lamentation*," die „*naenia*," oder den Trauergesang der *praefica;* und dies ist wahrscheinlich die älteste Bedeutung des Wortes. Später mochte es per Synecdoche für „mourner" (Leichenbegleiter, Leidtragender) gebraucht worden sein, wie es für „trifler" (Possenreißer) gebraucht wird. Die Frage nun, die ein Uebersetzer der Vulgata an sich zu richten hätte, wäre die: „Kann der heilige Hieronymus an dieser Stelle das Wort *nugas* in diesem älteren Sinne gebraucht haben?" Und wir würden diese Frage bejahen und zwar aus folgenden Gründen.

1) Dem heiligen Hieronymus scheint es in seinem Kommentar ganz gleichgiltig zu sein, welche Auslegung wir annehmen, seine eigene oder die Aquila's. „*Nugas*, sive ut Aquila interpretatus est, *translatos* qui a te recesserunt congregabo.[1]) Gebrauchte er das Wort in dem gewöhnlichen Sinne, so können die beiden Uebersetzungen keinen Augenblick mit einander verglichen werden. Aber *sorrowful* (kummervoll) und *banished* (verbannt) sind Ausdrücke, von denen leicht eines fürs andere stehen kann, indem sie als Ursache und Wirkung genau mit einander zusammenhängen.

2) Jeder, der die Uebersetzung und die Kommentare dieses Kirchenvaters studirt hat, muß bemerkt haben, wie sie fortwährend mit den Ueberlieferungen und Ansichten der Juden übereinstimmen; und wenn es für uns nothwendig wäre, diesen Punkt durch Beispiele zu erläutern, so könnten wir viele Stellen aus seinen Anmerkungen zu den kleinen Propheten, die wir jetzt eben betrachten, anführen. Er berichtet uns aber selbst, daß er bei schwierigen Stellen es sich zur Aufgabe gemacht habe, den jüdischen Gelehrten zu folgen.[2]) Nun geben die jüdischen Uebersetzer und Kommentatoren zwei Bedeutungen des Wortes an. Die Targum oder die chaldäische Paraphrase und R. Salomon Jarchi geben die Bedeutung wie Aquila und wie sie von dem heiligen Hieronymus gebilligt wurde, nämlich „the removed" (der Verbannte); Kimchi und die meisten andern haben die andere Bedeut-

---

1) Comment. l. c.

2) „Haec dico ut noveris quos in Prophetae hujus campo habuerim praecursores, quos tamen ... non in omnibus sum secutus, ut judex potius operis eorum quam interpres existerem, diceremque quid mihi videretur in singulis *et quid ab Hebraeorum magistris acceperim.*"

ung „*the sorrowful*“ (der Kummervolle); und die Gemara, ein alter Kommentar über den babylonischen Talmud, beweist, daß bei den alten jüdischen Lehrern beide Bedeutungen gang und gebe waren, indem sie die eine dem R. Joshua, die andere dem R. Eleazar zuschreibt.[1]) Wenn wir nun annehmen, der heilige Hieronymus habe das Wort „nugae“ in seinem ungewöhnlicheren Sinne genommen, so finden wir, daß er die zwei Auslegungen, welche seine anerkannten Lehrer ihm liefern, vollständig billigt und nur im Zweifel ist, welche er wählen soll. Wenn aber das Wort „trifles“ oder „triflers“ bedeutet, so ist es unmöglich, die Quelle anzugeben, aus der er seine Uebersetzung geschöpft hat, da sie sich nicht aus dem Hebräischen, das jedem anderen biblischen Schriftsteller unbekannt war, herleiten läßt und ihm auch nicht von denjenigen beigebracht wurde, an deren Autorität er sich in solchen Fällen anschloß.

3) Der heilige Hieronymus rechtfertigt sich in seinem Kommentar und gibt Gründe an, warum er dieses Wort gebraucht habe: „Id quod diximus *nugas* sciamus in Hebraeo ipsum Latinum esse sermonem, ut propterea a nobis ita ut in Hebraeo erat positum, ut nosse possimus linguam Hebraeam omnium linguarum esse matricem.“ Dieses läßt vermuthen, daß er dieses Wort gegen seine Gewohnheit gewählt hat, was gewiß nicht der Fall hätte sein können, wenn er es in seiner ordentlichen Bedeutung gebraucht hätte. Auf der anderen Seite dürfen wir auch nicht annehmen, daß er den Sinn einer bloßen Aehnlichkeit zwischen hebräischen und lateinischen Worten aufgeopfert hätte. Wir müssen deßhalb annehmen, daß das Wort *nugae* hier in einem seltenen Sinne gebraucht ist, aber in einem, der zu dem im Originale paßt; und das Resultat dieser Betrachtung scheint nun zu sein, daß dieses Wort in jener Stelle durch *sorrowful* oder *mourners* zu geben ist, und dieser Ausdruck stimmt mit der Uebersetzung des Aquila überein, wird von den Rabbinern ebenso gegeben, und erklärt die Entschuldigungen des heiligen Hieronymus.

V. Es könnte auffallen, daß der heilige Hieronymus bei jeder Gelegenheit, zweimal ausgenommen das hebräische Wort עשק und die von ihm abgeleiteten Wörter durch *calumniari*, oder das Substantivum gibt. Das hebräische Verbum bezeichnet, wie Alle zugeben, *oppression* oder *violence* (Unterdrückung, Gewalt), hie und da auch

---

1) Cod. Berucha, cap. IV. fol. 28.

mit einer Beimischung von *fraud* (List). Der Uebersetzer der Vulgata mußte deßhalb untersuchen, ob der heilige Hieronymus dem Wort *calumniari* den Sinn, den es gewöhnlich hat, beilegen will oder ob es in seiner Uebersetzung die eigentliche Bedeutung von *violence* (Gewalt) hat. Ist das erstere der Fall, so mußte er es mit *calumny* übersetzen, mag er sich dadurch auch vom ursprünglichen Text entfernen, denn des Uebersetzers Pflicht ist blos die, eine treue Uebersetzung der lateinischen Uebertragung zu geben. Brauchte der heilige Hieronymus es aber in dem zweiten Sinn, so kann man das Wort *calumny* nicht brauchen, weil es bei uns die Bedeutung von *violence* nie hat. Man kann unmöglich annehmen, dieser gelehrte Kirchenvater habe diese Ausdrücke in ihrer gewöhnlichen Bedeutung gebraucht, den sie kommen oft an Stellen vor, wo der Text keinen anderen Sinn zuläßt, als den von *violence* oder *oppression*. So werden sie in Verbindung mit Ausdrücken, welche ungerechte Unterdrückung bezeichnen, [1]) gebraucht, es wird von ihnen bei ganzen Nationen gesprochen, von denen man doch gewiß nicht sagen kann, sie seien ein Gegenstand der Verläumdung oder falschen Anklage. [2]) Der Uebersetzer würde dadurch die Ueberzeugung gewinnen, daß *calumnia* und die davon abgeleiteten Wörter in der Vulgata die Bedeutung von Unterdrückung haben. Dies ist jedoch nicht überall der Fall, sondern bloß, wenn sie dem Hebräischen עָשַׁק oder seinem Nomen entsprechen. Denn Gen. XLIII, 18., z. B. haben wie die Worte: „*ut* devolvat in nos *calumniam;*" da aber hier das hebräische Verbum nicht עשק sondern להתגלל ist, so müssen wir es durch *false accusation* übersetzen. Wir können also nur dann, wenn wir in dem Originale nachsehen, darüber Gewißheit erlangen, wann wir das Wort durch *violence* oder *oppression* und wann durch *calumny* oder *false accusation* übersetzen müssen. Die Douay'schen Uebersetzer haben im Allgemeinen das Richtige getroffen, weil der Text gewöhnlich von der Art ist, daß wir richtig zu übersetzen gezwungen sind; wo aber dies nicht der Fall ist,

---

1) Deut. XXVIII, 29. 33.; Eccles. V, 7.; Jer. VII, 6.; Ezech. XXII, 29.; Amos IV, 1. Zwei merkwürdige Beispiele sind Jer. XXII, 3.: „Liberate *vi oppressum* de manu *calumniatoris;*" und XXI, 12., wo beinahe die nämlichen Worte vorkommen.

2) Jer. I, 33.; Os. V, 11., namentlich I. Kön. (oder Sam.) XII, 4., wo das Volk zu Samuel sagt, wegen seines Zurücktretens von der Regierung: „Non es *calumniatus* nos."

haben sie gefehlt, und somit ist ihre Arbeit eine unvollendete. So hat Gen. XXVI, 20.; Levit. XIX, 30.; Prov. XXVIII, 16.: Ezech. XXII, 29. und Job X, 3., unsere Uebersetzung das Wort *calumny.* [1]) Die letzte dieser Stellen ist bemerkenswerth; denn es wird in ihr gesagt, Job habe Gott Vorwürfe gemacht wegen *calumniating* him, während aus seiner ganzen Geschichte sowohl, als aus dem Zusammenhang und aus dem Inhalt seiner Klagen im Allgemeinen, deutlich hervorgeht, daß es harte und drückende Behandlung war, was er der Allmacht in dieser Beziehung vorwirft. In allen diesen Stellen steht im Original das nämliche Wort עשק, und da wir bereits gesehen haben, daß der heilige Hieronymus dieses Wort in dem Sinne von Bedrückung nahm, obgleich er es durch *calumniari* übersetzte, so ist klar, daß er ihm in allen diesen Stellen diesen Sinn gegeben wissen will, und darnach hätte es auch von unseren Uebersetzern wieder gegeben werden sollen.

Es fehlt nur noch Eines, um diese Raisonnement genügend erscheinen zu lassen, und dies ist der Beweis, daß das lateinische Wort *calumnia* wirklich den Sinn von oppression (Bedrückung) oder vielleicht besser den von *vexation* (Plackerei) hatte. Die Wörterbücher geben, das müssen wir zugeben, keine Bedeutung, die hinlänglich dafür spräche; die einzige z. B., welche am meisten nahe kommt, findet sich bei Forcellini [2]) unter Nr. 6.: „Sumitur etiam latius pro quacumque vitiosa calliditate, astutia, vexatione." List indessen und nicht Bedrückung ist hier der wesentliche Bestandtheil, und alle Beispiele, die er gibt, beweisen, daß er allein kleine Plackereien, die bei den Gesetzen vorkommen, gemeint hat. Daraus geht hervor, daß es allein der Zusammenhang war, der unsere Uebersetzer nöthigte, die außergewöhnliche aber richtige Uebersetzung im Allgemeinen zu geben. Es scheint uns aber, dieses Wort sei von seiner Anwendung, die in Bezug auf Prozesse davon gemacht wurde, leicht in die Bedeutung von Bedrückung durch Handlungen übergegangen; namentlich wenn dies unter dem Schutze der Gesetze geschah, und dies scheint mir der gewöhnlichste Gebrauch von עשק zu sein. Deßhalb konnte es im Lateinischen genau durch calumniari gegeben werden. Wir glauben, die

1) Isa. LIV, 14, hat die erste Ausgabe unserer Uebersetzung, Douay, 1609—10, *calumny*, die neueren *oppression.*

2) Sub voce *calumnia*, tom. I. p. 450. col. 1. Patav. 1827.

Autorität, die wir anführen werden, wird diese Behauptung rechtfertigen. Unter Domitian und anderen grausamen Kaisern wurde allen Juden eine drückende Abgabe aufgelegt und mit besonders grausamer Strenge eingetrieben. Suetonius sagt von dem eben genannten Kaiser: „Praeter caeteros Judaicus fiscus acerbissime exactus est.“ [1]) Unter Nerva wurde die verhaßte Auflage abgeschafft und wir haben noch eine Denkmünze, die das Ereigniß erwähnt. Sie hat folgende Inschrift:

FISCI. JUDAICI. CALUMNIA. SUBLATA. [2])

Hier bezeichnet das Wort *calumnia* offenbar „tyranny“ (Tyrannei) oder *„suppression“* (Bedrückung) und rechtfertigt den Gebrauch dieses Wortes in diesem Sinne in der Vulgata vollständig und folglich auch die Uebersetzung, welche wir vorschlagen.

Wir können dieses Wort nicht verlassen, ohne unseren Lesern noch einen andern bemerkenswerthen Text vorzulegen, in welchem es auch vorkommt. Wir meinen Luk. III, 14. Der Täufer gibt an dieser Stelle den Soldaten Vorschriften, wie sie sich im Felde [3]) zu benehmen haben. Er gibt ihnen drei Punkte zu beobachten: der erste ist, Niemanden Gewalt anzuthun, der dritte, mit ihrem Solde zufrieden zu sein. Diese zwei Punkte passen nun ganz zu der Beschäftigung und den Gewohnheiten der Leute, denen sie gegeben werden, und stimmen auch unter sich sehr gut zusammen. Der Soldat soll sich nicht durch Plündern bereichern, sondern mit dem zufrieden sein, was man ihm gibt. Wir sollten nun erwarten, der zweite Rath sei von der nämlichen Art; er heißt: *μηδὲ συκοφαντήσητε.* Dies gibt die Vulgata durch *neque calumniam faciatis.* Die Douay'sche Uebersetzung hat wieder: „neither calumniate any man.“ [4]) Dies paßt nun gar nicht in den Zusammenhang. Die Sache ist aber die, daß das Verbum *συκοφαντέω* in dem Griechischen der LXX so viel als *oppress* (bedrücken) bedeutet und häufig statt des hebräischen עשק

---

1) Domit. c. XII. tom. II. p. 328. ed. Burm.

2) Eckhel, Doctrina Num. Vet. tom. VI. p. 404. Aus dem kaiserlichen Kabinet in Wien.

3) Dieser Umstand ist für die Uebersetzung von Wichtigkeit. Das Wort ist *στρατευόμενοι.* S. Michaelis, Marsh's translat. tom. I. p. 51.

4) Die autorisirte englische Uebersetzung hat neuerdings ebenso: „Neither accuse any man falsely.“

steht.[1]) Es hat im Jüdisch-griechischen, wie so viele andere Wörter[2]) diese Bedeutung erhalten, und muß so übersetzt werden. Dies wurde bereits von Schriftstellern über das Griechische des Neuen Testaments behauptet.[3])

VI. Wir müssen vielleicht die Nachsicht unserer Leser noch mehr in Anspruch nehmen bei den Bemerkungen über eine andere Stelle aus dem alten Testament. Ps. XXXIX, 9., (in d. LXX) hat die griechische Uebersetzung σωμα δε κατηρτισω μοι, „thou hast fitted a body to me." Die lateinische Uebersetzung der Psalmen ist wie bereits bemerkt, nach dieser griechischen, verfertigt, und hat doch an dieser Stelle: „aures autem perfecisti mihi," was die Douay'sche Uebersetzung nicht weniger auffallend gibt: „thou hast *pierced* ears from me." Denn das Verbum „perficio" hat gewiß bei keinem alten Schriftsteller diese Bedeutung gehabt. Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als habe die Vulgata, wenn wir auch die Richtigkeit der englischen Uebersetzung zugeben, bei diesem Verse das hebräische zu Grunde gelegt; dieses hat אזנים כרית לי „aures perforasti mihi." Bevor wir jedoch indessen die Douay'sche Uebersetzung unserer Beurtheilung unterwerfen, und daraus beweisen, wie nothwendig das Zurückgehen auf den Originaltext ist, müssen wir beweisen, daß der Vulgata in diesem Vers nicht das Hebräische, mit dem er so ähnlich zu sein scheint, sondern der Text der LXX, der ihm so wenig gleicht, zu Grunde liegt.

Eine kurze Vergleichung des ganzen Psalmes, wie er in der Vulgata steht, mit den zwei Texten, wird dem oberflächlichsten Gelehrten zur Genüge beweisen, daß jeder andere Vers nach dem Griechischen übersetzt ist, und dies läßt uns sicher vermuthen, daß auch diese Stelle aus der nämlichen Quelle geflossen ist. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß statt σωμα, „body" *„aures"* „ears" unterschoben ist. Diese Aenderung läßt sich leicht auf zweierlei Weise erklären. Erstens, einige Abschriften der LXX lesen ωτια, „ears" statt σωμα. In Parsons's Fortsetzung von Holmes's kritischer Ausgabe dieser Uebersetzung

---

1) Job XXXV, 9.; Ps. CLXVIII, 121.; Proverb. XIV, 33.; XXII, 16.; XXVIII, 13.; Eccles. IV, 1.

2) Es ist ein in der Hermeneutik angenommener Grundsatz, daß das Griechische der LXX. ein Hauptschlüssel für die richtige Uebersetzung des Griechischen im Neuen Testament ist. S. Arigler, Hermeneutica Biblica Generalis. Vienna 1813, p. 103.

3) Vid. Schleusner sub voce συκοφαντέω, und Kuinoel in loc.

steht folgende Anmerkung bei der Stelle: „Σωμα δε] ωτια δε (Cod.) 39, ωτα δε, 142, 156 (292 marg.)“ [1]) Die nämliche Lesart gibt Vos aus einem griechischen Kommentar, der Vulgata kann indessen eine Handschrift zu Grunde liegen, die diese Lesart hatte; und wenn wir dies annehmen, so ist kein Einwurf mehr dagegen vorhanden, daß dieser Vers aus dem Griechischen übersetzt ist. Zweitens ist es wahrscheinlich, daß es im lateinischen ursprünglich „corpus“ und nicht „aures“ hieß; und in diesem Fall wäre zwischen ihm und dem griechischen Text keine Abweichung mehr vorhanden. Die mosarabischen und römischen Psalter lesen so, wie auch der heilige Augustinus, Kassiodorus, Ambrosius und Hilarius. [2]) Der veronesische Psalter, den Bianchini herausgegeben hat, enthält die nämliche Lesart. [3]) Der Gebrauch des Wortes „perfecisti“ läßt dem Zweifel, daß dies die ursprüngliche Lesart war, wenig Raum. Substantiv und Verbum stimmen vollkommen zusammen; wenn später das erstere geändert wurde, blieb letzteres stehen und paßte jetzt nicht mehr so gut.

Sobald diese Schwierigkeit entfernt und kein Zweifel mehr vorhanden ist, daß der Vers aus der LXX übersetzt ist, ist es klar, daß „perfecisti“ dem κατηρτισω entspricht. Nun bedeutet dieses Verbum in der heiligen Schrift hie und da „to complete, to perfect“ (vervollkommnen), wie z. B. 1. Thess. III, 10., wo die Vulgata es übersetzt „ut compleam,“ und demnach ist ohne Zweifel „perficio“ hier in diesem Sinne gebraucht. Die alte Douay'sche Uebersetzung hat richtig „eares thou hast perfited to me,“ was später in die jetzige Lesart verwandelt wurde. Wenn diese Aenderung in Rücksicht auf das hebräische Original gemacht wurde, wurde ein Grundsatz des Uebersetzens

1) Die hier citirten Handschriften werden in den Prolegomena zu dem Werke folgendermaßen beschrieben: „39. Codex Dorothei, II. Membr. soc. IX. — 142. Bib. Aulier Vindob. Theol. X.; membr. pervet. optimae notae. — 156. Bib. Basil. membr. 4. adm. antiqu. sine accent. cum vers. lat. interlin. — 292. Cod. Bib. Medic. num. III. Plut. VI. opt. notae membran. in fol. saec. XI.“

2) Bei Sabatier, Bibliorum Sacrorum Versiones Antiquae. 1743.

3) Psalter. duplex cum Canticis, p. 63. Veröffentlicht in seinem Vindiciae Canonicarum Scripturarum Vulgatae Latinae editionis. Rome, 1740. In einer Anmerkung zu dieser Stelle sagt er: „Favet utrique Lectioni versio Arabica.“ Dies ist ein Irrthum, der uns indessen nicht Wunder nehmen darf, um so mehr, da das, was über die arabische Uebersetzung der Psalmen geschrieben wurde, sehr ungenau ist. Dies ist indessen nicht der Platz, diesen Punkt zu untersuchen, und genaue Beobachtungen darüber anzustellen.

verletzt; denn das Griechische hätte zu Rathe gezogen werden sollen, und die Vulgata hätte wegen des Hebräischen nicht verlassen werden sollen, so wenig als bei tausend andern Stellen, wo sie von einander abweichen.

VII. Wir wollen nun noch einen Fall anführen, welcher zeigt, wie die unvorsichtige Einschiebung auch der kleinsten Sylbe den Sinn gänzlich ändern kann. Es ist die bekannte Stelle in Jo. II, 4.: „Quid mihi et tibi mulier?“ Die alten rheimisch'schen Herausgeber von 1582 haben ängstlich Wort für Wort wiedergegeben, nicht ohne Klarheit und Genauigkeit aufzuopfern. „*What is to me* and to thee woman?“ In einer Anmerkung begründen sie dies durch die zweideutige Natur der Stelle, welche sie nicht genauer ausdrücken zu können glaubten. In der Verbesserung durch Dr. Challon, wurde diese Zweideutigkeit beibehalten und sie steht jetzt noch in vielen modernen Ausgaben. Einige indessen, z. B. die Edinburger von 1792 haben „*it*“ eingeschaltet und lesen: „What is *it to* me and to thee?“ Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß diese Uebersetzung falsch ist und zwar aus vielen Gründen.

Fürs erste ist diese Ausdrucksweise, wie sie in unserem Texte vorkommt, sehr gewöhnlich im alten Testamente, und will immer sagen, es sei keine Verbindung zwischen den so erwähnten Personen. Es wird genügen, die in der Anmerkung angeführten Stellen nachzusehen.[1])

Zweitens kommt sie häufig bei den griechischen und lateinischen Klassikern vor und hat immer den nämlichen Sinn. So Anakreon:

Τί γὰρ μάχαισι κἀμοι.

* * *

Τί Πλειάδεσσι κἀμοι.[2])

Aulus Gellius citirt aus Epiktet (lib. II.) *τί ἐμοὶ καὶ σοὶ ἄνθρωπε; ἀρκεῖ ἐμοὶ τὰ ἐμὰ κακά.*[3]) Quintus Kurtius hat ganz ähnlich: „Quid nobis tecum est,“[4]) und Ovid:

„Quid mihi cum Siculis, inter Scythiamque Getasque?“[5])

---

1) Jos. XXII, 24.; Jud. XI, 12.; 2. Sam. XVI, 10.; 1. Reg. XVII, 18.; 2. Reg. III, 13.; Mic. II, 2.; cf. Glassius, Philologia Sacra. Leips. 1776. tom. I. p. 491. 2) Ode XVII, 264. 276.

3) Noct. Att. ed. Gronov. l. I. c. II p. 37.

4) Lib. VIII, c. VIII. §. 16. 5) Trist. lib. III. eleg. XI, 54.

Im Martial kommt vor: „Martialis Deciano suo S. Quid nobis inquis cum epistola? parumne tibi praestamus si legimus epigrammata?“ [1]) Wir könnten noch Beispiele aus orientalischen Schriftstellern geben. Was aber hauptsächlich noch zu erwähnen ist, ist, daß die Klassiker die Ellipse oft durch ein Adjektiv oder Substantiv ausfüllen. So Philostratus: „Σοὶ δὲ τί καὶ Πρωτεσίλεῳ κοινόν;“ [2]) Properz gebraucht dazu das Wort „gratia“.

„Cum Tiberi Nilo gratia nulla fuit.“ [3])

Und Klaudian „ratio“.

„Quae tibi cum pedibus ratio? quid carmina culpas?
Scandere qui nescis, versiculos laceras.“ [4])

Die Perser, z. B. Firdausi, haben das Substantiv Kar = „negotium.“

Drittens kommt die Redensart im Neuen Testament sonst noch einige Mal vor und will offenbar das Nemliche sagen. Wir wollen für jetzt nur die Botschaft, welche die Frau des Pilatus an diesen sandte, (Matth. XXVII, 19), anführen: „Have thou nothing to do with that just man;“ in der Vulgata: „Nihil tibi et justo huic.“ Was diese Uebersetzung rechtfertigt, ist, daß, wenn gesagt werden soll, es gehe irgend eine Sache Jemand Nichts an, die Präposition mit dem Accusativ gebraucht wird. Wie Judas den Preis seines Verrathes mit den Worten zurückgibt, er habe unschuldiges Blut verrathen, wird ihm erwiedert: *τί πρὸς ἡμᾶς; σὺ ὄψει* — „Quid *ad nos*? tu videris.“ (Ib. 4.) Und Petrus erhält, als er wegen des Johannes fragte, von unserem Heiland zur Antwort: *Τί πρός σε;* — „Quid *ad te*?“ [5]) „What is *it* to thee? Ganz wie bei den Klassikern; Martial z. B. hat:

„Sobrius siccus est Aper: quid *ad me*? [6])

Diese Betrachtungen genügen, um zu beweisen, daß die genaue Uebersetzung dieser Worte die nemliche ist, wie in Matth. XXVII, 19: „What have I to do with thee?“ Und wir ziehen diese derjenigen

---

1) Vorrede zum 2. Buch der Epigramme.

2) Philostr. Her. p. 8. ed. Boiss. Aehnlich sagt Schiller, Jungfrau von Orleans, 5. Akt. 5. Scene:

„Nichts kann gemein sein
Zwischen Dir und mir.“

3) Lib. II eleg. XXXIII, 20.
4) Epigr. XXVIII. In Podagr.
5) Joh XX, 22.
6) Lib. XII, epig. 30.

vor, welche in der neuen Uebersetzung, die am Anfang unseres Artikels angeführt ist, gegeben wird: „What hast thou to do with me?“ Bei dieser scheint es nemlich, als bedeute die Antwort: „Why dost thou interfere with me?“ ein Sinn, den die Redensart im Allgemeinen nicht hat; denn sie bedeutet bloß die Abwesenheit oder die Verweigerung einer Gemeinschaft zwischen den Partheien.

Die Einschaltung des Pronomens „it“ indessen zerstört diesen Sinn vollkommen, und gibt dem Text eine offenbar ungenaue beschränkte Bedeutung. [1])

Die philologische Erörterung dieses Textes muß natürlich hier ein Ende nehmen. Ein Einwurf aber gegen die von uns vorgezogene Uebersetzung wird sich gewiß in dem Geiste des frommen Lesers erheben. Ist die Ausdrucksweise nicht allzu roh? Können wir annehmen, unser gepriesener Heiland habe seine heilige und geliebte Mutter in Ausdrücken angeredet, die sie verläugneten und alle Verbindung zwischen ihnen absprachen? Nimmermehr, wir könnten selbst wenig mit unserer Erörterung zufrieden sein, wenn wir bei ihrem Schlusse das Gefühl hätten, wir haben dadurch derjenigen, die wir von Jugend auf vorzüglich zu verehren gelernt haben, irgend Etwas von ihrer Ehre genommen, oder wir haben mit glücklichem Erfolg eine Uebersetzung zur Geltung gebracht, welche offenbar die Spitzfindigkeiten der uns feindlichen Religionen begünstigt. Denn wir wissen wohl, daß diese Uebersetzung von einigen so angesehen worden ist, als vertrage sie sich nicht mit unsern katholischen Gefühlen gegen die Mutter Gottes, weil sie beweise, daß ihr eigener Sohn sie mit wenig Achtung behandelt habe. Dies ist z. B. der Gesichtspunkt eines gewissen Ford Vance, der gerne gegen unsere Lehre eifert; dieser bemerkt, nachdem er die protestantische Uebersetzung angeführt hat: „Die römischen Katholiken sagen, diese Uebersetzung der Stelle sei schlecht und man sollte übersetzen: „Woman, what is that to you and to me?““ Und um uns zu widerlegen, beruft er sich auf Matth. VIII, 29. [2]) Unsere vorhergehenden Bemerkungen werden genügen, um zu zeigen, daß es nie in

---

1) Indessen hat Professor Scholz in seiner Uebersetzung der Evangelien (Frankf. 1829) diesen Sinn beibehalten: „Weib, was kümmert das dich und mich!“ Die von Augusti und de Wette (Heidelb. 1814) hat: „Weib, was habe ich mit dir zu beschaffen?“

2) Sermons on the Invocation of Angels and Saints. Serm. II. p. 40.

unserem Sinne lag, irgend so etwas zu behaupten. Aber wir verbitten uns alle Folgerungen, die er oder andere aus unserer Uebersetzung ziehen sollten, und versichern, daß der ängstlichste Katholik nichts zu befürchten braucht, wenn er sie annimmt.

Es ist leicht zu beweisen, daß die fragliche Redensart oft bei der größten Achtung und sogar Zärtlichkeit gebraucht wurde; und da einige unserer Beispiele noch nicht angeführt wurden, so wollen wir genauer auf die Sache eingehen. Wir haben dafür noch einen stärkern Beweggrund, weil sogar Schriftsteller, die sich mit der Controverse nicht befaßt haben, sich anders über den Gegenstand geäußert haben, als es sich nach unserem Dafürhalten in Wahrheit verhält. So nennt Lambert Bos die Redensart im Allgemeinen eine „qua molestia et contemptus innuitur." [1])

Im neuen Testament ist sie gewiß von der Frau des Pilatus, wenn sie Jesus „diesen gerechten Mann" nennt, mit Achtung gebraucht. Nun kann man, glaube ich, auch nicht zweifeln, daß die Klage der bösen Geister, auf welche sich Mr. Vance bezieht, den nemlichen Charakter hat. Denn sie geben ihm seinen glorreichsten Titel, indem sie sagen: „Was haben wir mit dir zu thun, Jesus, Gottes Sohn?" und dann bitten sie um die Erlaubniß, in die Schweine fahren zu dürfen, was ihnen gestattet wird. Im alten Testament kommt die Redensart ebenso vor. Z. B. es war gewiß weder Verläugnung noch Verachtung, was die Wittwe durch die Worte ausdrücken wollte, womit sie vom Propheten die Wiedererweckung ihres Sohnes erbat: — „Was habe ich mit dir zu thun, du Mann Gottes? Bist du gekommen, dich meiner Sünden zu erinnern und meinen Sohn zu tödten?" [2]) Es kommt an einer andern Stelle eine Ausdrucksweise vor, die den nemlichen Sinn hat, und offenbar auch mit den nemlichen Gefühlen gebraucht wurde. Wir meinen Luk. V, 8, wo Petrus, vor Jesus auf die Kniee fallend, ausruft: „Gehe hinweg von mir, denn ich bin ein sündhafter Mensch!" Es ist große Achtung, welche in diesen zwei Fällen Ausdrücke gebraucht, die auf den ersten Anblick den Wunsch auszudrücken scheinen, man wolle keine Gemeinschaft mit der betreffenden Person haben.

Es wird sich leicht nachweisen lassen, daß die Redensart bei den

1) Ellipses Graecae, ed Schäffer, 1808, p. 227.

2) 1. Reg. XVII, 18.

Profan-Schriftstellern ebenso gebraucht wurde. Wenn der verbannte Dichter seine Schriften mit folgenden Worten anredet:

„Quid mihi vobiscum est, infelix cura, libelli,
Ingenio perii qui miser ipse meo?“ [1])

so ist dadurch gewiß ein Gefühl der Zuneigung und Anhänglichkeit an die Erzeugnisse seines Unglücks ausgesprochen. Am ehrerbietigsten kommt die Redensart im Oriente vor. In der Erzählung „der gute Rathgeber“, die Kosegarten herausgegeben hat, wird uns berichtet, wie er auf die Botschaft, der Kalif wünsche ihn zu sehen, antwortet: Mah li v' al Emir al Mumemin „Was habe ich zu thun mit dem Beherrscher der Gläubigen?“ [2]) Dies sagte er gewiß nicht, um dadurch die Person, dessen Ruf er gehorcht, herabzusetzen; denn seine Aufführung wird in der Absicht, sie zu empfehlen und als Beispiel aufzustellen, geschildert.

Wir wollen noch ein anderes Beispiel anführen, welches, wie wir uns selbst schmeicheln, keinem Zweifel darüber mehr Raum lassen wird, daß diese Redensart in der wohlwollendsten Weise gebraucht werden kann. Der Kaiser Mark Aurel schließt einen Brief an seinen geliebten Lehrer Fronto mit folgenden Worten: „Valebis mihi Fronto, ubi ubi es, mellitissime, meus amor, mea voluptas. *Quid mihi tecum est?* amo absentem.“ [3])

Diese Beispiele sind mehr als genug, um zu beweisen, daß unser Heiland diese Redensart so wie wir sie übersetzt haben, gebrauchen konnte, ohne sich den Vorwurf von Unehrerbietigkeit zuzuziehen, den ihm einige Schriftsteller in ihrem Eifer gegen die Katholiken aufzubürden sich bemühen. Sie kann in der ehrerbietigsten und wohlwollendsten Meinung gebraucht werden; auch sah sie, wie Commentatoren bemerkt haben, die heilige Jungfrau nicht als eine Verweigerung oder einen Verweis an, denn sie fühlt nachher ganz sicher, daß ihr Gebet erhört ist und trifft Anordnungen, damit das Wunder vor sich gehe.

VIII. Die Länge, zu welcher wir einige unserer Beispiele ausgesponnen haben, zwingt uns, viele andere, über welche wir uns sehr gerne verbreitet hätten, wegzulassen. Wir müssen sie für den Augenblick bei Seite lassen und wollen nur noch ein einziges in Kürze anführen. Dies steht Hebr. XI, 1, wo das lateinische Wort „substantia“

---

1) Trist. lib. II. eleg. I, 1. 2) Chrestom. Arab. Lips. 1828. p. 36.
3) M. C. Frontonis et M. Aurelii Epist. Romae, 1823. p. 105.

durch „substance" übersetzt wird. „Faith is the *substance* of things to be hoped for." Diese Uebersetzung führt den Leser auf schlimme Folgerungen, indem faith dasjenige anzeigen oder darauf hinweisen, aber unmöglich „the substance" dessen sein kann, was wir hoffen. Die rheims'schen Uebersetzer sagen, das lateinische Wort habe hier den Sinn des ihm entsprechenden griechischen ὑπόστασις = „groundwork" oder „fundation" (Grundlage); und obgleich sie mit ihrer gewöhnlichen Aengstlichkeit das Wort „substance" beibehielten, fügten sie doch in einer Randnote hinzu: „durch das Wort substance soll ausgedrückt werden, daß der Glaube die Grundlage unserer Hoffnung ist." Die Note ist verschwunden, aber das Wort, welches sie ohne dieselbe für unverständlich ansahen, ist beibehalten. Die anglikanische Uebersetzung hat dasselbe Wort, aber auch sie hat eine erklärende Anmerkung dabei. Bezugnahme auf das Original konnte den Uebersetzer der Vulgata allein leiten, weil man dem lateinischen Wort diese Bedeutung nie beilegen kann, außer als gleichbedeutend mit dem griechischen Wort.

Es wird sogar hie und da nothwendig sein, den Kommentar des heiligen Hieronymus zu Rathe zu ziehen, um den genauen Sinn, in dem er Redensarten oder Worte gebrauchte, genau bestimmen zu können. Z. B.: „Butyrum et mel comedet, *ut* sciat reprobare malum et eligere bonum." [1]) Aus seinem Kommentar über diese Stelle geht hervor, daß er die Partikel *ut* im Sinne von *quamvis* gebrauchte, wie Ovid:

„Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas." [2])

Der Sinn ist, der Messias werde die gewöhnliche Nahrung der Kinder genießen, obgleich er in Wirklichkeit schon die Gabe der Unterscheidung und die Kenntnisse eines Erwachsenen habe.

Diese Beispiele genügen, wie ich glaube, um unsere Ansicht in Betreff einer vollständigen und von der Kirche angeordneten Durchsicht unserer katholischen englischen Uebersetzung ins rechte Licht zu setzen. Viel wäre noch zu sagen in Betreff der Einleitungen und Anmerkungen, der Register und Ueberschriften, was alles bei einer solchen als gültig erklärten Ausgabe nicht fehlen sollte. Hierüber uns auszusprechen wird es noch Zeit genug sein, wenn wir einmal erfahren werden, daß man die hier gegebenen Winke der Beachtung werth gefunden, und daß man einsehen gelernt hat, wie nothwendig und wie

---

1) Isa. VIII, 15. 2) De Ponto, l. III, ep. IV. 19.

angemessen es ist, uns eine unveränderliche Ausgabe zu geben, die nicht mehr länger den Launen und der Ignoranz Einzelner unterworfen ist. Die neue Uebersetzung, welche zu den hier gemachten Bemerkungen Veranlassung gegeben hat, kann, wie wir bereits bemerkt haben, eine solche neue Durchsicht nicht überflüssig machen. Mit einigen Wortänderungen derselben sind wir zufrieden; aber dann sind wieder andere vorgenommen worden, welche wir nicht billigen können. Die Aenderung von „Christ“ in „Messiah“ und „gospel“ in „good tidings“ scheinen uns unnöthig und für die gewöhnlichen Leser beunruhigend zu sein, denn die verworfenen Wörter sind lang schon in unserer Sprache eingebürgert.

Aus den Noten und der Einleitung ist ein Streben zu ersehen, welches nicht übersehen werden kann, und das unsere herzliche Billigung hat; es ist dies das Bestreben, die Evangelien in ihr eigenthümliches Licht zu stellen, nicht in erzählender Form, um eine vollständige Lebensgeschichte unseres Heilandes zu liefern, sondern so zu sagen als „occasional pieces“, welche durch besondere Umstände veranlaßt werden und ursprünglich für Leser bestimmt sind, deren Befähigung von der unsern verschieden ist, die Vieles verstehen können, was für uns dunkel bleiben muß. Der Eindruck, den das Durchlesen dieser Ausgabe macht, muß der sein, daß die Sammlung dieser Urkunden nie Gesetze und Beweismittel für das Christenthum sein können, und daß die Absicht ihrer Verfasser nie sein konnte, eine Glaubensregel aufzustellen. Indem wir das Werk in diesem Lichte betrachten, sei uns noch das Vergnügen gewährt, die Gelehrsamkeit, den Fleiß und den Scharfsinn seines Verfassers zu bezeugen.

Die Parabeln

des

Neuen Testamentes.

(Aus dem Dublin Review, September, 1849.)

Die Parabeln
des
Neuen Testamentes.

(Zur Erläuterung der katholischen Lehre.)

The Four Gospels, translated from the Latin Vulgate, and diligently compared with the original Greek Text, being a Revision of the Rhenish Translation, with Notes, Critical and Explanatory. By F. P. Kenrick, Bishop of Philadelphia. 8vo. New York, 1849.

Jedes Werk aus der Feder des Bischofs Kenrick muß von allen Katholiken, die englisch sprechen, mit Interesse und Achtung aufgenommen werden. Seine vielseitige und ausgedehnte Gelehrsamkeit, seine tiefen Forschungen, seine ausgezeichneten Talente und seine strenge Rechtgläubigkeit müssen in Verbindung mit seiner hohen kirchlichen Stellung Alles, was er veröffentlicht, wichtig erscheinen lassen. Das vor uns liegende Werk ist ein neuer Beweis von dem Eifer Seiner Herrlichkeit und ein neues Denkmal seiner Gelehrsamkeit; und somit heißen wir es aufrichtig willkommen. Der Zweck dieser neuen Uebersetzung nebst ihrem Kommentar, erscheint als ein zweifacher. Für's erste wird beabsichtigt, die katholische Vulgata zu rechtfertigen und ihren Vorrang vor der englischen Uebersetzung nachzuweisen; zweitens will sie durch Aenderungen der gewöhnlichen katholischen Uebersetzung und durch kurze Noten Schwierigkeiten entfernen, und die Lekture der Evangelien erleichtern. Das Werk ist keineswegs polemisch; die Anmerkungen bezwecken nicht, den Verdrehungen, die aus einer irrigen Lehre hervorgingen, entgegen zu wirken; und im Ganzen werden sie wahrscheinlich von Protestanten so gut geschätzt und gelesen werden, als von Katholiken.

Das Werk ist nach unserer Meinung noch in einer anderen Beziehung von Wichtigkeit. Es ist der erste Versuch, gewöhnliche katholische Leser mit dem kritischen Studium des Textes bekannt zu machen. Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß alle neueren scharfsinnigen Kritiker der Vulgata oder der lateinischen Uebersetzung großes Gewicht beilegen und ihr sogar den Vorzug vor dem gewöhnlichen griechischen Text geben, wenn sie von einander verschieden sind. Der Grund ist einfach. In diesen Fällen stimmen die ältesten und besten Handschriften und die ältesten Uebersetzungen beinahe durchaus mit der Vulgata überein; und daraus kann man sicher schließen, daß die Vulgata aus genaueren Handschriften genommen wurde, als diejenigen sind, welche zu dem angenommenen griechischen Text benützt worden sind. Wenn wir an die Verachtung denken, die von den Reformatoren auf die Vulgata geworfen wurde, und wie sie zu dem Griechischen, als der einzigen genauen Richtschnur ihre Zuflucht nahmen, so können wir bloß des stillen Triumphes uns freuen, den die Wahrheit endlich über schreiende Irrthümer davongetragen hat. Denn wirklich sind es hauptsächlich protestantische Schriftsteller, welche die Vulgata gerächt und ihr kritisches Uebergewicht wieder zur Geltung gebracht haben. Obgleich aber dieses Urtheil längst von allen Gelehrten angenommen worden ist, so wähnt doch ohne Zweifel der große Haufe der Leser, selbst Männer von Bildung nicht ausgenommen, das Griechische müsse immer den Vorzug haben; und sogar Katholiken sind nicht frei von dieser Meinung. Bischof Kenrick hat nun den einfachsten Weg eingeschlagen, diesen Irrthum zu vernichten. Er zeigt mit wenigen Worten, daß wo die anglikanische Uebersetzung mit dem Griechischen übereinstimmt, aber von dem Lateinischen abweicht, die besten neuern protestantischen Kritiker letzterem den Vorzug geben.

Wir zweifeln nicht, daß diese Darlegung viel Gutes wirken wird. Zugleich bewirkt sie auch ein Gefühl der Furcht und wollen wir beifügen der Scham, daß wir nicht auch diese kritischen Bemerkungen zu machen im Stande sind. Wir glauben nicht, daß die Katholiken schlimmer daran sind, als ihre Nachbarn, welche bekennen, daß sie all ihren Glauben aus der heiligen Schrift ziehen. Aber da es nicht zur Sache gehört, uns hierüber auszulassen, beschränken wir unsere Bemerkungen auf unser eigenes Gebiet, und sagen es mit Bedauern, daß wir kein englisches katholisches Elementarbuch zur Einleitung in die heilige Schrift besitzen. In unseren Schulen wird wenig oder gar

keine Zeit auf die Gegenstände verwendet, welche erforderlich sind, um in die Lektüre der Bibel einzuführen, obgleich wir gewiß wissen, daß dieser Gegenstand ebenso interessant dargestellt werden kann, als er wichtig ist. Wir würden uns über dieses Thema gerne verbreiten, sähen wir nicht, daß es mit tieferen Betrachtungen und mit noch mehreren Mängeln zusammenhängt, worüber wir uns jetzt nicht auslassen können. Wer immer den biblischen kritischen Studien einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, und die spitzfindigen Fragen, welche sie veranlaßt haben, kennt, wer es versucht hat, in die Verworrenheit der Recensionen und ihrer Theorien Ordnung zu bringen, und die Erfahrung gemacht hat, wie schwer es ist, das Datum einer Handschrift oder einer Uebersetzung zu bestimmen oder die Beweise für oder gegen einen Text abzuwägen, der wird, glauben wir, mit uns fürchten, daß sehr wenige von den Lesern, die Dr. Kenrick sicher zu erhalten glaubt, fähig sein werden, den kritischen Theil seiner Noten zu würdigen, oder ihren Zweck zu verstehen. Auch können wir uns nicht der Hoffnung hingeben, daß die sehr kurzen „explanations“ am Anfange des Bandes, die nothwendig so viele harte Wörter und Anspielungen auf Sachen enthalten, mit denen gewöhnliche Leser nicht vertraut sind, ihnen bedeutende Hülfe gewähren werden. Wenn Dr. Kenrick oder irgend ein anderer tüchtiger Theologe, der in den neuen biblischen Schriftstellern die Spreu vom Korn zu sondern verstünde, den Mangel, auf den wir angespielt haben, ausfüllen wollte, so würde er unserer Kirche einen dauernden Gewinn verschaffen.

Der zweite Zweck, den der gelehrte Bischof in seinen Noten verfolgte, ist, glauben wir, von größerm praktischen Nutzen; und wir zögern nicht zu behaupten, daß viele Leser sie mit großem Vortheile benützen werden. Sie werden viele Ausdrücke und Redensarten erklärt finden, die sie möglicherweise schon oft gelesen haben, ohne einen bestimmten Begriff mit ihnen verbunden zu haben; sie werden anscheinende Widersprüche auf ganz einfache Art ausgeglichen und dunkle Stellen kurz, aber gewandt erläutert finden. Das Buch wird in vielen Fällen, einen größeren Kommentar entbehrlich machen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir die Hoffnung aussprechen, daß dieses Werk andere in der biblischen Wissenschaft nach sich ziehen möge, und zwar nicht blos elementarische, sondern gründliche, ernste und solide; denn wir sind der vollsten Ueberzeugung, daß dieses Feld ausschließlich den Katholiken gehört, und daß sie es allein gehörig be-

bauen können. Nach all den prahlerischen Untersuchungen der Neuzeit, was ist daraus geworden? Was sind die Kommentare eines Kuinoel, eines Rosenmüller, Campbell oder Bloomfield? Bloße kritische und philologische Noten ohne Saft, ohne Herz, ohne Liebe, die keinen Deut dazu beitragen, die Lieblichkeit der göttlichen Erzählung zu kosten und zu empfinden und ihre wahren Lehren zu verstehen. Ihr Gesichtskreis ist zu enge, ihr Eindringen in die Sache zu seicht; sie führen euch blos über die Oberfläche hin, und wenn je etwas, so sind sie es, die die Benützung der inneren und verborgenen Schätze, und der reichen Minen, welche unter ihr liegen, verhindern. Und dieß muß der Fall bei aller protestantischen biblischen Wissenschaft sein. Das zarte Geheimniß von der Geburt und heiligen Kindheit unseres Heilands, an das sich jeden Augenblick die Erinnerung an seine gebenedeite Mutter knüpft; seine Sanftmuth gegen Sünder, seine Vertraulichkeit mit dem Armen; die schmerzensvollen Scenen seiner Leidensgeschichte, wie sie in ihren Einzelnheiten von katholischen Heiligen betrachtet worden sind,[1]) all dies mit der Innigkeit und Zärtlichkeit, die ein katholisches Herz besitzt, zu erfassen und dabei zu verweilen, ist für ein protestantisches Gemüth unmöglich. Denn was kann ein Protestant anfangen mit den evangelischen Räthen, Armuth und Keuschheit, und Verzicht auf alle Besitzthümer, was mit den Aposteln, die ausgesandt wurden ohne Stab und Tasche, um das Himmelreich zu predigen; was mit Cölibat und Jungfrauschaft; was mit Fasten und Wachen; was mit der Vergebung der Sünden und der Speise des Leibes Christi; was mit Wundern und Mirakeln, die in der Kirche geschehen? Er muß zu beweisen suchen, daß einige von diesen Dingen blos bildlich gemeint sind, und daß andere allein den apostolischen Zeiten angehören. Nur der Katholik kann völlig und mit Liebe in das Innere des Wortes Gottes eindringen und seine ganze Wahrheit und vollständige Wirklichkeit fühlen. Die andern müssen vernünfteln, während wir zufrieden sind, Eindrücke in uns aufzunehmen.

Wir sind indessen innigst überzeugt, daß wir, wenn wir vollen

1) Eine interessante Untersuchung, die jedoch nicht hieher gehört, würde die sein: In wie weit hat die Verwerfung und Verdammung der Gemälde und Bildwerke von Seiten der Protestanten zur Unterdrückung der religiösen Betrachtung, als einer geistigen Abbildung, beigetragen? Wir glauben sehr viel. Man nehme nur Ein Beispiel: Kann eine Person, die nie ein Krucifix gesehen hat, sich im Geiste die Kreuzigung vorstellen?

Besitz von der heiligen Schrift nehmen, und sie denjenigen, die sie lieben, oder zu lieben sich anstellen, in ihrem wahren und katholischen Lichte zeigen, und die praktischen und rührendsten Lehren in katholischem Geiste aus ihr ziehen würden, unsere Gegner leicht überzeugen könnten, daß unsere Religion allein die der heiligen Schrift, und daß ihre Auslegung unsere Erbschaft ist. Aber vielleicht werden wir unsere Meinung am besten klar machen, wenn wir das Gesagte durch Beispiele erläutern. Wir wollen z. B. einen charakteristischen Punkt aus der Lehre unseres Heilands herausgreifen und versuchen, in ihm und durch ihn das Princip, welches wir aufgestellt haben, zu entwickeln: das Princip nämlich, daß man nur vom katholischen Gesichtspunkt aus ihm vollständig gerecht werden kann, wobei jedoch die Arten der Erklärung, wozu die gewöhnlichen Eigenschaften eines jeden Gelehrten genügen, nicht ausgeschlossen sind, obgleich zu ihrer sicheren Anwendung die reine Hand der orthodoxen Religion erforderlich ist.

Wenn Einer gefragt würde, was das Eigenthümliche in der Lehrweise unseres Heilandes sei, wie sie in den Evangelien uns aufbewahrt wurde, so würde er antworten, die Eigenthümlichkeit bestehe in seinem beständigen Gebrauch von Parabeln und Gleichnissen. Diese Antwort würde ohne Zweifel richtig sein, insofern die Vergleichung mit anderen bekannten Lehrmethoden uns zur Richtschnur dient. Nicht allein die heiligen Väter und andere Kirchenlehrer, befolgten ein System, das man für das ganz entgegengesetzte ansehen kann, sondern sogar die Apostel, welche den Geist seiner heiligen Methode einsogen und bestrebt waren, ihm zu gleichen, lassen keine Spuren dieser Art, die Lehre vorzutragen, entdecken. Es kann dies aber nicht die Folge eines Mangels an Geist oder Einbildungskraft oder irgend einer andern Fähigkeit sein. Denn sie schrieben unter dem Einfluße göttlicher Eingebung, und der heilige Geist, der in ihnen und aus ihnen athmet und ihre Feder leitete, hätte ihnen diese Parabeln und Erläuterungen so gut eingeben können, als einfache dogmatische Vorschriften. Wenn sie es nicht thaten, wenn es ihnen eingegeben wurde, in dieser Beziehung von dem Vorbild ihres Herrn und Meisters abzuweichen, so müssen wohl Gründe vorhanden gewesen sein, warum diese Lehrweise bloß seine geheiligte bleiben sollte, und warum sie dieselbe nicht nachahmen zu dürfen glaubten. Der Grund konnte es nicht sein, weil die Apostel in ihren Schriften eine andere Klasse von Schülern zu unterrichten hatten. Einige ihrer Briefe sind an das nämliche jüdische Volk

gerichtet, mochte es nun noch in seiner Heimath leben, oder in den Ländern zerstreut sein. In jeder Beziehung tragen diese Schriften den jüdischen Stempel, im Styl, in den Schlußfolgerungen, in Citaten, in Anspielungen, in Erklärungen, in Redefiguren, in der Form der Gedanken. Der gewichtigste innere Beweis für ihre Aechtheit, ergibt sich aus den entschiedenen Kennzeichen ihres Ursprungs, in Verbindung mit der Neuheit ihrer Lehre und ihrem Zusammenhang mit dem System der Evangelien. Wenn demnach unser Heiland die Methode, durch Parabeln zu belehren, gewählt hat, um dem Geschmacke der Juden zu huldigen und ihre Herzen zu gewinnen, so sollten wir natürlich erwarten, daß, nachdem er eine solche Methode gerechtfertigt hatte, sie von seinen ersten Nachfolgern auch angewendet worden wäre. Wenn wir nun auf der andern Seite sagen würden, die Apostel haben für die Kirche der Nachwelt geschrieben, so würden wir sicherlich unsere besten Gedanken und Gefühle verläugnen, wenn wir nicht betrachteten, daß jedes Wort, das unser Heiland gesprochen hat, eben so gut an die ganze Kirche, seine Braut, gerichtet war, als an die ungläubigen Juden.

Es kann uns nicht wundern, daß diese eigenthümliche Lehrmethode, die unser Erlöser gewählt hat, die Aufmerksamkeit religiöser Gemüther und der Kirchenschriftsteller auf sich gezogen hat. Gute und gewichtige Gründe wurden für diese Wahl angeführt; die Schönheiten seiner verschiedenen Gleichnisse haben viele beredte Federn in Bewegung gesetzt, und die Lehren, die jede enthält, sind in unendlicher Mannigfaltigkeit auseinandergelegt, erklärt und eingeschärft worden. Jede kann mit einem einfachen Musik-Thema verglichen werden, worüber viele Komponisten mannigfaltige Variationen entwarfen; durch alle zieht sich die ursprüngliche Melodie durch, gleichwohl schmachtet die eine in trauervollen Tönen und langsamem Takte, während eine andere in aller Ausgelassenheit wilder Laune dahinströmt. Ueber jedes der Gleichnisse ist gepredigt und geschrieben, sind Kommentare verfaßt und Betrachtungen angestellt worden; einzelne Kapitel, Abhandlungen, sogar ganze Bände sind einigen von ihnen gewidmet worden; ihr wissenschaftlicher, ihr allegorischer, ihr mystischer, ihr dogmatischer, ihr ascetischer Sinn ist sorgfältig entwickelt worden, manchmal in einem endlosen Drahte des kleinsten Details, manchmal in schönen, „goldenen, mit Silber eingelegten Ketten," [1]) indem die keusche Zierlichkeit

1) Cant. I, 10.

des Kommentars die reiche Pracht des Textes erhöhte. Was können wir zu gewinnen hoffen auf einem Felde, auf dem schon so oft geerntet wurde? Können wir uns einen Augenblick schmeicheln, wir können einen neuen Gedanken oder eine neue Darstellungsart geben, die die unzähligen vorhergegangenen Ausleger nicht entdeckt hätten, oder wir können auf die Methode der parabolischen Lehrart selbst ein neues Licht werfen nach Allem, was schon über sie geschrieben wurde?

Wir würden die Gedanken unseres Lesers nicht auf solche Fragen leiten, fühlten wir uns selbst gedrungen, sie direkt zu beantworten; denn es wäre nothwendig, entweder eine anmaßende bejahende Antwort zu geben, dann würden wir sein Zutrauen verscherzen, oder durch eine verneinende Antwort uns selbst das Urtheil zu sprechen, dann würden wir unser Recht, noch eine Linie über den Gegenstand zu schreiben, verlieren. Wir wollen keines von beiden thun, sondern uns lieber der Nachsicht und dem Edelmuth unseres Lesers anvertrauen; er darf sicher voraussetzen, daß wir den Raum unserer Zeitschrift nicht gerne unnütz verschwenden, und seine Geduld nicht mißbrauchen werden. Wenn wir indeß, weil wir uns bloß durch vorliegendes Buch leiten lassen, ihn auf einen schon gebahnten Weg führen, so geschieht dies nicht ohne Hoffnung, wir könnten seine Aufmersamkeit auf etwas hinleiten, was ihm vielleicht bisher entgangen ist. Es liegt hierin kein großes Verdienst. Es mag sein, daß wir diesen Weg häufiger zurückgelegt haben, als er, weil uns unser Beruf und unsere Pflicht darauf führten; es mag sein, daß wir mehr Muße hatten, langsam auf demselben hinzuschlendern und uns genau umzusehen; es kann ferner sein, daß wir in Gesellschaft von weiseren Männern waren, als wir selbst, welche, um eine orientalische Redensart zu gebrauchen, die Perlen ihrer weisen Worte auf den Weg streuten, und daß wir uns die Stellen merkten und die Perlen während des Gehens auflasen; es ist auch möglich, daß wir unter Wegs einige niedliche alte Bände in Händen hatten, welche ihre Geschichten, ihre Ueberlieferungen, ihre Verbindungen, und geheime interessante Quellen des Wissens enthielten. Wenn dem so ist, so kann das Verdienst nicht groß sein, daß wir die Resultate eines so geringen und so angenehmen Fleißes zusammenstellen und anderen mittheilen. Wir wollen jetzt diese einleitenden Bemerkungen mit der vertrauensvollen Annahme schließen, daß doch einige Andeutungen über diese Lehrmethode darin gegeben werden, welche ihre vollständige Beleuchtung noch nicht erhalten haben, und

die einen großen Reiz gewähren; daß das System, sowohl in seinem Princip als in seinen Einzelheiten ein mächtiges Zeugniß ablegt, sowohl für das Christenthum im Allgemeinen, als namentlich für den Katholizismus; und daß ferner viele Hülfsmittel, um die volle Schönheit der Lehrmethode unseres Herrn zu würdigen, in Werken verborgen liegen, die gewöhnlichen Lesern nicht zugänglich sind, oder aus Quellen geschöpft werden, die ihnen eben so ferne liegen. Dies ist bis jetzt noch nicht gehörig vorgebracht worden, um das Interesse für diese heiligen Lehren zu erregen und ihre Eindrücke bleibend zu machen.

Wenn wir irgend einen Theil der Reden unseres Heilands aus den ersten drei Evangelien nehmen, müssen wir über den Reichthum des Gewebes staunen. Sie gleichen einem schönen Gemälde auf gewürfelter Leinwand, das aus kleineren, reich colorirten Bildern besteht, von denen jedes in sich selbst schön ist, aber in das nächste übergeht, während in der Mitte, um unser Bild fortzusetzen, ein volleres und vollendeteres Gemälde wie in einem kostbaren Rahmen eingeschlossen ist. Man kann kaum einen Satz finden, der das wäre, was wir Prosa nennen; jeder Gedanke ist in eine sinnreiche, sprüchwörtliche und leicht zu behaltende Form gehüllt; oder es ist eine schöne und vollkommene Aehnlichkeit oder Vergleichung mit Naturgegenständen oder gewöhnlichen Gebräuchen, was die Lehre vertraulich macht und ihr im Herzen und im Gedächtniß einen Halt gibt; oder es ist eine mehr formelle und vollständige Allegorie, in der Punkt für Punkt einer ernsteren Lehre entspricht. Jede dieser Redeformen nun wird mit dem Worte „Parabel" bezeichnet. Wir wollen zugleich bemerken, daß in der Sprache der heiligen Schrift die Wörter **„proverb"** und **„parable"** (Sprichwort und Parabel) oft mit einander verwechselt werden. In den drei ersten Evangelien werden die figürlichen Lehren unseres Herrn *Παραβολη* genannt, im Johannes kommt dieses Wort kein einzigesmal vor, dagegen steht dafür das Wort *Παροιμια*.[1]) Es ist wahr, das letztere bedeutet so gut wie das erstere eine Aehnlichkeit; aber die LXX bezeichnet damit das, was wir die Sprichwörter Salomons nennen; und diese wieder werden im Text *Παραβολαι*[2])

---

1) Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß bloß im heiligen Lukas das Wort von der Vulgata durch *similitudo* gegeben wird, sieben oder achtmal. Im Matth. und Mark. kommt es nie vor.

2) Prov. I, 1.; XXV, 1.

genannt, obgleich sie vollkommen dem entsprechen, was wir Sprüchwörter nennen. Abgesehen von den philologischen Gründen für diese Verwechslung der Ausdrücke,[1]) wollen wir einen ganz natürlichen angeben. Dieser ist, daß das, was wir ein Sprichwort, ein Gleichniß, eine Parabel nennen, bloß mehr oder weniger ausgeprägte Formen derselben Art zu sprechen sind. Ein sprichwörtlicher sinnreicher Ausspruch, der viel Gehalt und praktische Wahrheit enthält, kann leicht als Moral aus einer Fabel oder Parabel angesehen werden und seine häufige figürliche Form wird oft den Schlüssel zu einer solchen Ausführung geben. Es wurden schon so häufig Erzählungen nach Sprichwörtern gemacht, daß es kindisch wäre, mehr darüber zu sagen. Franklin's Erzählung „paying dear for one's whistle," wird als ein Beispiel genügen. Um nun auf unsern Gegenstand zurückzukommen, wenn unser Herr folgende Wörter an seine Mitbürger richtet: „Freilich werdet ihr mir das Sprichwort (*παραβολήν*) vorwerfen: Arzt, hilf dir selbst," [2]) so ist klar, daß die letzten Worte vollkommen dem entsprechen, was wir ein Sprichwort nennen würden; wer aber sieht nicht zugleich darin eine wirkliche Parabel, welche kaum einer Erläuterung bedarf? Ein Arzt, der seine Geschicklichkeit in der Heilung einer jeden oder gewisser Krankheiten laut anpreist, wird von einem Kranken herbei gerufen und dieser sieht, daß der Arzt an dem nämlichen Uebel leidet, und seine gerühmte Heilmethode bei ihm selbst ohne Erfolg geblieben ist. Er macht ihm nun natürlich den Vorwurf eines Empirikers, und sagt ihm, er solle sich zuerst selbst mit seinen Geheimmitteln heilen, ehe er sie an andern versuche. „Arzt," ruft

---

1) Das hebräische Wort, wodurch die Sprichwörter Salomons bezeichnet werden, משל (mashal), entspricht dem arabischen *methel*, ähnlich. Es ist merkwürdig, was für einen Einfluß auf alle modernen europäischen Sprachen das entsprechende lateinische Wort ausgeübt hat. Von *fabula* kommt a fable, (eine Fabel); von *fabulari* (sich unterreden) das alte spanische *fablar* (jetzt bei einem gewöhnlichen Gespräch *hablar*), portugiesisch *fallar*, italienisch *parlare*, französisch *parler*, und das englische *parlour* und *parliament*. Dieß beweist, daß, wo immer die lateinische Sprache einheimisch war, dieses das gewöhnliche Wort für „Sprechen" war. Und von da können wir zu der ältesten Periode der Sprache zurückgehen, wo der Gebrauch von Gleichnissen und figürlichen Erzählungen gewöhnlich war. In der That nennt Livius das Gleichniß des Memmius auf dem Mons Sacer: priscum et horridum dicendi genus.

2) Luk. IV, 23.

er aus, „hilf dir selbst." Es kommt nichts darauf an, ob die Redensart aus einem Gleichniß hervorgegangen ist oder eines zur Folge gehabt hat; es ist ganz gleich, ob sie die Frucht oder der Samen ist.

Wenn demnach ein Sprichwort, ein Gleichniß, eine Parabel unter den Juden nur als verschiedene Abstufungen der nämlichen Redeweise betrachtet wurden, und wenn die Reden unseres Herrn fast ganz aus diesen drei Redeformen bestanden, so ist leicht zu sehen, wie buchstäblich folgende Worte der Schrift zu verstehen sind: „Alles dies sprach Jesus in Gleichnissen zu der Menge und ohne Gleichnisse sprach er nicht zu ihr." [1])

Es ist offenbar, daß zwischen kurzen sprichwörtlichen Redensarten und poetischen Gleichnissen, in welche unser Heiland einfache Sittenlehren und dogmatische Wahrheit kleidet, und zwischen längern Parabeln, welche ein vollständiges Lehrsystem enthalten, eine schärfere Verschiedenheit erwartet werden darf, als die wäre, wenn blos der Abwechslung wegen zwischen ihnen gewählt worden wäre. Niemand, am wenigsten der weise Mann, wird, wenn er mit gewöhnlichen Leuten spricht, lauter originelle Redensarten anbringen, noch weniger lauter originelle Ideen preisgeben. Er muß verstanden werden, und um das Interesse seiner Zuhörer lebhaft zu erhalten, viele Dinge sagen, die schon vorher gesagt wurden. Sprichwörter, welche gute und weise Gedanken und Erfahrungen aussprechen, sind ein Eigenthum Aller geworden; sie müssen von den Weisesten und Besten und von diesen gewandter, glücklicher und schneller angewendet werden, als von andern; sie müssen, was noch wichtiger ist, von diesen frische Kraft und höhere Bedeutung erhalten, und irgend eine große und neue Wahrheit enthalten. Bei der Prüfung der kürzeren Parabeln unseres Herrn muß man sich vor zwei Extremen hüten; man darf auf der einen Seite nicht Alles für neu halten und somit jede Belehrung durch andere Quellen verschmähen, auf der andern Seite darf man sich auch nicht zu sehr auf das Licht verlassen, das diese über sie verbreiten können. Dies letztere war das Verbrechen der verruchten Schule der biblischen Wissenschaft, die im Laufe des letzten Jahrhunderts in Deutschland ihr Haupt erhob; sie reifte zu offenem Rationalismus heran und vergiftete nicht so fast, sondern verzehrte die letzten Fasern des Glaubens, die den Protestantismus noch auf-

---

1) Matth. XIII, 34.

recht erhielten; sie befleckte dieses Land mit einem Gift, das jetzt noch nicht ganz unschädlich gemacht ist; sie schien sich wie ein verpesteter Dampf, der durch eine höllische Flamme genährt wird, auszubreiten. Bei ihrem hinterlistigen Beginnen war dies ihr schlimmster Betrug; indem sie alle kirchlichen Lehren und Ueberlieferungen auf die Seite setzte oder ganz verwarf, suchte sie mit ihrem verkehrten Wissen das Wort Gottes blos aus sich und aus der Natur zu erklären. Diejenigen dagegen, welche die Hülfe solcher subsidiären Auslegungsquellen verwerfen, verwerfen in der That nicht so fast das Licht, das sie auf den geheiligten Text werfen können, sie schließen vielmehr eine Erklärungsart aus, die den Charakter unseres Herrn selbst zu seiner wahren Würde zu erheben viel beträgt. Wir wollen einige Beispiele geben.

Unser Heiland gibt in folgender Stelle eine sehr passende Auslegung: „Wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Halte still! ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen; und in deinem eigenen lässest du den Balken? Heuchler, ziehe vor allem andern den Balken aus deinem eigenen Auge; dann magst du zusehen, wie du aus deines Bruders Auge den Splitter ziehest!“ [1]) Wir können nun kaum zweifeln, daß dies unter den Juden eine sprichwörtliche Redensart war, denn wir finden sie bei den Rabbinen als solche angeführt, jedoch in ganz verschiedener Absicht. „Es steht geschrieben, daß zur Zeit der Richter, wenn einer sagte: „Ziehe den Splitter aus deinem Auge,“ der andere antwortete: „Ziehe den Balken aus deinem eigenen.“ [2]) Rabbi Tarphon sagt: „Ich wundere mich, wenn in dieser Zeit noch Jemand einen Verweis annehmen sollte; denn sagt einer zum andern, „Ziehe den Splitter aus deinem Auge,“ so wird der andere antworten: „Ziehe den Balken aus deinem eigenen.“ [3]) Aehnliche Stellen kommen noch mehr vor. Wie er hier steht, ist der Ausdruck offenbar ein Verweis und derjenige, welcher ihn gebraucht, wird getadelt. Die hochmüthigen Pharisäer, die ungläubigen Sadducäer, die lasterhaften Priester waren ohne Zweifel im Allgemeinen diejenigen, welche Fehler Anderer tadelten, und ihnen wurde der Vorwurf häufig und mit Recht gemacht. Unser Herr stellt sich ausdrücklich auf die Seite derjenigen, welche ihnen den Vorwurf machen, er geht aber noch weiter und macht

1) Matth. VII, 4 u. 5. 2) Bava Bathra, f. x. 2.
3) Erachin, f. XVI, 2.

ihn im Namen Gottes und brandmarkt denjenigen, welcher ungerechterweise andern Vorwürfe macht, während er selbst mit größeren Sünden beladen ist, mit dem schrecklichen Namen „Heuchler." Seine Behandlung derjenigen, welche das im Ehebruch[1]) ertappte Weib anklagten, erklärt seine Gesinnung an besten. Christus aber wendet das ganz bekannte Sprichwort in einem höhern Sinne an; er lehrt, woran ein jüdischer Gelehrter nie gedacht hat, gegenseitige Schonung, Sanftmuth, wenn man die Fehler anderer rügt, strenge Untersuchung unserer eigenen Fehler und Besserung unserer selbst, bevor wir uns dem delikaten Geschäfte, andere zu bessern, unterziehen. So nahm er, wie gerade in der Bergpredigt, die Texte aus dem alten Gesetze und legte sie mit seiner schon berührten Milde im Sinne des neuen Gesetzes aus; ebenso verfuhr er mit den gewöhnlichen Redensarten, die bei den Lehrern des Volkes geläufig waren.

Wir wollen ein anderes Beispiel nehmen, welches eine ganz eigenthümliche Untersuchung veranlaßt hat: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das göttliche Reich komme." [2]) Es scheint aus den Randbemerkungen in Handschriften hervorzugehen, daß man in der ältesten Zeit bemüht war, die anscheinende Härte dieser Stelle zu mildern. Ein Kameel, das durch ein Nadelöhr geht, schien etwas Ungereimtes zu sein; deßhalb suchte man, indem man κάμηλος in κάμιλος, „Kameel" in „Tau" veränderte, einen natürlicheren Zusammenhang zwischen den zwei angewendeten Ausdrücken hervorzubringen: „ein Tau, das durch ein Nadelöhr geht." Drusius hat diese Lesart warm vertheidigt;[3]) und andere sind ihm gefolgt. Aber kein gewandter Kommentator wird jetzt noch einen so nutzlosen Verbesserungsversuch machen. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Ausdruck ein sprichwörtlicher war, um eine Unmöglichkeit auszudrücken. Denn abgesehen von dem erwähnten Thier finden wir in Central- und Ost-Asien das nämliche Sprichwort. In diesen Ländern war der Elephant das größte Lastthier und das Bild in dem Gleichnisse wurde natürlich von ihm genommen. In der Bava Metsia, einer der talmudischen Abhandlungen redet Jemand einen anderen, der an Wunder glaubt, so an: „Vielleicht bist du aus der Stadt Pumbeditha, wo sie einen Elephanten durch ein Nadelöhr gehen lassen." [4]) Und

1) Joh. VIII. 2) Matth. XIX, 24.

3) In loc. und in seiner Abhandlung über hebräische Sprichwörter in Crit. Sac. tom. V. 4) Fol. XXXVIII, 2.

in einem anderen Buche heißt es: „Sie zeigen weder eine goldene Palme, noch einen Elephanten, der durch ein Nadelöhr geht.“ [1]) Dr. Frank hat aus Indien ein ähnliches Sprichwort beigebracht: „Als wenn man glauben könnte, ein Elephant gehe durch eine enge Oeffnung.“ [2]) Was der Elephant den östlichen Asiaten, war das Kameel den westlichen; das Sprichwort zeigt natürlich eine Veränderung der Thiere, ist aber im Wesen das nämliche. Deßhalb kommt bei den Arabern das Sprichwort wie in der Bibel, mit dem nämlichen Thiere vor. [3]) Aber welch' furchtbare Strenge und welch' feine Schärfe erhält diese vage und allgemeine Redensart, die mehr Unglaublichkeit als Unmöglichkeit bedeutet, wenn sie unser Herr auf die Schwierigkeit anwendet, die der Reiche zu überwinden hat, um ins Himmelreich zu kommen. Und wie sehr gewinnt die Vergleichung an Kraft, durch die gleich darauf folgende Berufung auf die Allmacht Gottes, als die einzige Macht, welche das Urtheil aufheben oder ändern kann. „Bei den Menschen ist es unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich,“ [4]) und also auch dies. Die zwei Theile des Satzes sind im Munde unseres Heilandes so aneinander gekettet und in einander verbunden, daß sie keine Macht mehr trennen kann. Wollte man damit wieder im Allgemeinen eine Schwierigkeit oder menschliche Unmöglichkeit bezeichnen, so hieße dies dasjenige profaniren, was er bestimmt dazu angeführt hat, um die schrecklichste moralische Wahrheit seiner göttlichen Religion zu erläutern.

Wir können leicht schließen, wie seine Vertrautheit mit den sprichwörtlichen Redensarten, die unter den Rabbinen und Gelehrten seiner Nation in Gebrauch waren, seine Gewandtheit und Eleganz in Anwendung ihrer Lieblingsausdrücke, und die Kunst, mit der er ihnen neue und eigenthümliche Schönheiten zu geben wußte, ihm die Achtung und das Vertrauen des Volkes gewinnen mußte. Diese Eigenschaften waren zugleich ein Band zwischen ihm und den privilegirten Lehrern, sie schloßen ihrer Eifersucht den Mund, gefielen und entzückten Alle,

---

1) Beracoth, fol. LV, 2.

2) 50te Fortsetzung der Erzählungen der Missionäre. Halle 1742.

3) Es kommt im Koran vor, Sur. VII, 38: „Diejenigen, welche unsere Bilder mit Falschheit beladen und sie verwerfen, vor denen sollen die Thüren des Himmels geschlossen sein, und sie sollen nicht eingehen in's Paradies, bis ein Kameel durch ein Nadelöhr geht.“

4) Matth. XIX, 26.

so daß sie ganze Tage ohne Speise in seiner Gesellschaft zubrachten. Gerade in dieser seiner Sphäre, in der er nicht Prophet war, heißt es von ihm; „Alle fielen ihm bei und waren voll Verwunderung über die Anmuth der Reden, die von seinen Lippen flossen und sagten: „Ist dieser nicht Joseph's Sohn?[1]) Was aber ohne Zweifel noch mehr dazu beitrug, die Schönheit und Anmuth seiner Reden zu erhöhen, war seine Gewandtheit, mit der er seine Auslegungen und Vergleichungen aus der nächsten Umgebung oder aus dem gemeinen Volke nahm. Wie wichtig diese Betrachtung ist, wenn wir die mehr formellen Parabeln unseres Heilandes studiren wollen, werden wir später sehen; aber die kürzeren Bilder, die *fabellae breviores*, wie sie Quintilian nennt, wurden durch diese natürliche Leichtigkeit in ihrer Anwendung viel eindringlicher und interessanter. Die weißen Fruchtfelder drücken den Gedanken aus, die geistliche Erndte sei reif zur Sichel;[2]) der ausschlagende Feigenbaum bezeichnet das Nahen des Reiches Gottes. „Sehet den Feigenbaum und jeden andern Baum an; wenn ihr sie jetzt ausschlagen sehet, so schließet ihr von selbst daraus, daß der Sommer nahe sei."[3]) Welch' ein schönes Bild geben ihm in seiner Bergrede die herumflatternden Vögel: „Sehet die Vögel in der Luft an;" die aufsprießenden Lilien belehren uns als Wanderer, sie geben eben deßhalb zu den noch anmuthigeren Gleichniß Veranlassung: „Sehet, wie die Feldlilien wachsen! Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht; und doch sage ich euch: Nicht einmal Salomon in seiner ganzen Pracht war wie eine von diesen gekleidet."[4]) Ferner jedes Geschäft, jede Handthierung im Hauswesen, im gewöhnlichen Leben; — das Mahlen in der Mühle;[5]) das Durchsäuern des Teiges;[6]) der Vorrath der guten Hausfrau;[7]) die Leitung des Hauswesens;[8]) das Bebauen des Weinbergs, von seiner Anpflanzung[9]) an bis zur Lese;[10]) das Be-

---

1) Luk. IV, 22. 2) Joh. IV, 35. 3) Luk. XXI, 29.

4) Matth. VI, 26. 28. Salomon ist der Krösus der orientalischen Poesie. Der Fürst der persischen Dichter, Hafiz, hat eine ähnliche Figur:

„Wenn die Rose aufsproßt, gleich Salomon."

(Rosseau's Blüthen der persischen Literatur S. 165.) Die Rose bedeutet in der persischen Poesie, was die Lilie in der hebräischen.

5) Matth. XXIV, 41. 6) Luk. XIII, 21.

7) Luk. XV, 8. 8) Luk. XII, 35.

9) Matth. XX, 1.; XXI, 33.; Mark. XII, 1.; Luk. XX, 9.

10) Joh. XV, 1—6. „Jedes Schoß, das keine Frucht trägt, schneidet er

sämen des Feldes[1]) und des Gartens;[2]) das Hirtenleben in seinen kleinsten Einzelheiten[3]) — jedes liefert ihm das geeignetste Bild und die passendste Erklärung. Aber auch das verfeinerte und luxuriöse Leben der höhern Klassen gibt ihm nicht weniger Stoff; die Verwaltung des Vermögens;[4]) die Vertheilung von Kapital an die Knechte;[5]) das große Festmahl;[6]) der feierliche Aufzug der Bräute;[7]) Streitig-

---

(der Weingärtner) weg; jedes hingegen, das Furcht trägt, reinigt er, damit es noch mehr trage." (V. 2.) Dieses nämliche Bild wendet der persische Dichter Saadi, beinahe mit den nämlichen Worten, sehr schön an:

„Gib einen Theil deines Vermögens den Armen, denn je mehr der Weingärtner von den überflüßigen Reben wegnimmt, um so mehr Früchte gibt es." — Gulistan, Kap. II, Erzählung XLIX.

1) Matth. XIII, 3. 24.; Mark. IV, 3 26.; Luk. VIII, 4.

2) Luk. XIII, 6. 3) Matth. XVIII, 12.; Luk. XV, 4.; Joh. X, 1.

4) Luk. XVI, 1. 5) Matth. XXV, 1.; Luk. XIX, 12.

6) Matth. XXII, 12.; Luk. XIV, 16. Wir können der Versuchung nicht widerstehen, diese Parabel noch in einer andern orientalischen Gestalt anzuführen. (V. 11.) Alle Gäste, die man von den Straßen hereingeholt hatte, waren in einem hochzeitlichen und festlichen Kleide (denn γάμος bedeutet Fest), entsprechend dem römischen coenatorium. Nur ein einziger macht eine Ausnahme. Da er deßwegen strenge getadelt und gestraft wird, und alle Gäste arm waren, so müssen wir annehmen, daß ihnen reiche Kleider gegeben wurden, und daß sich der nicht festlich gekleidete Gast irgend eine Nachläßigkeit oder sonst einen Fehler hat zu Schulden kommen lassen. Nun erzählt uns Fakr-Eddin Razi, daß Jaffar, der Sohn des Yaya, zur Zeit des großen egyptischen Kalifen Harun al Raschid, die Gewohnheit gehabt habe, in seinem Palaste geheime Schmausereien zu veranstalten, wobei die Gäste alle mit bunten Kleidern, entweder roth oder gelb oder grün gekleidet gewesen und die verbotenen Becher frei unter ihnen herumgegangen seien. Eines Tages hatte er in seinen Gemächern diese ganze gute Gesellschaft versammelt, nur einer, Namens Abd-el-melik, fehlte, und er befahl seinem Thürsteher, Niemand mehr einzulassen, als diesen. Es gab nun zufällig am Hofe noch einen anderen dieses Namens, der ein Mann von strengen Sitten war, und den Jaffar vergebens zu seinen lustigen Gelagen beizuziehen versucht hatte. Dieser kam nun gerade in der Absicht, Geschäfte halber vorzusprechen, gab seinen Namen an, und wurde von dem nichts ahnenden Thürsteher eingelassen. Die Gäste wurden bei seinem Erscheinen von Staunen und Bestürzung ergriffen; er aber machte ohne verlegen zu werden, sogleich mit und sagte: „Bringet mir auch eines von diesen reichen Kleidern;" und nachdem er es angezogen hatte, verlangte er auch einen Becher Wein. — Sacy's Chrestom. Arabe, pp. 35. u. 36 im Texte.

7) Matth. XXV, 1.

keiten vor Gericht;[1]) sogar politische Ereignisse[2]) dienten ihm als Grundlage zu den nachdrücklichsten und schönsten Lehren. Und man hat allen Grund, anzunehmen, daß solchen ins Einzelne gehenden und treffenden Parabeln, wie die vom reichen Mann und vom Lazarus, ein Faktum zu Grunde lag und daß darin auf wohl bekannte Charaktere und Vorfälle angespielt wurde.

Wenn wir ferner noch betrachten, daß er sich beinahe in allen Fällen nicht darauf vorbereiten konnte, sondern daß er sie in Reden, die einem zufälligen Ereigniß ihre Entstehung verdankten, anbrachte oder als Antwort auf plötzliche Fragen gab, so werden wir uns nicht mehr über das Entzücken, das seine Zuhörer dabei empfanden, wundern, und daß sie so viel Feinheit und Anmuth in seinen Worten fanden. Was wir gesagt haben, wird es uns möglich machen, die schöne Beschreibung, die unser Herr selbst von seiner Lehrmethode macht, zu erklären. Nach einer Anzahl merkwürdiger Parabeln im dreizehnten Kapitel des heiligen Matthäus, in denen die Kirche unter dem Bilde eines Ackers, eines Schatzes, einer Perle, eines Netzes dargestellt wird, redet unser Heiland seine Jünger, nachdem er ihnen diese Gleichnisse erklärt hat, mit folgenden Worten an: „Habt ihr nun dieses Alles verstanden?" „Ja," antworteten sie. „So ist denn, sprach er, jeder Lehrer, der vom himmlischen Reiche unterrichtet ist, einem Hausherrn gleich, der aus seinem Vorrath Altes und Neues hervorgibt." V. 41, 42. Nachdem unser Heiland verschiedene Parabeln erzählt hat, von denen einige wie das Bestellen eines Ackers oder der Fischfang aus dem alltäglichen Leben genommen sind, andere, wie das Finden eines Schatzes oder einer unschätzbaren Perle selteneren Vorkommnissen ihre Entstehung verdanken, fragt er seine Apostel, ob sie die Auslegung machen können. Sie bejahen diese Frage. So sehet ihr denn, fährt er fort, weil euch diese verschiedenen Bilder so klar sind, hierin die Gewandtheit des erfahrenen Religionslehrers. Er gleicht einem Hausvater, der Sachen jeder Art, alte und neue, sorgfältig aufbewahrt und jedes Ding, dessen er bedarf, sogleich zu finden weiß. So ist der gute Lehrer, der in seinem Geiste einen reichen Schatz des Wissens aufgehäuft hat, jederzeit bereit, Alles, was Noth thut, Altes und Neues mitzutheilen; Altes, indem er in seinen Unterricht alte Lehrsätze, Sprichwörter, weise Aussprüche so gut, als histo-

1) Matth. V, 25. 2) Luk. XIX, 14.

rische Ereignisse einflicht, und Neues, indem er sich des Augenblicks und gegenwärtiger Ereignisse bemächtigt und sie zum Vortheile seiner Schüler anwendet.

Wir haben gesehen, welche bewunderungswürdige Meisterschaft Christus hierin besaß. Aber seine Zuhörer fanden in seinen Worten nicht nur eine Fülle von Anmuth, sondern sie bemerkten auch den Unterschied zwischen seiner Lehrweise und der ihrer gewöhnlichen Lehrer, was in folgender Stelle ausgedrückt ist: „Denn er lehrte sie, wie einer, der Gewalt hat und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer." [1]) Abgesehen von dem bemerkenswerthen und höchst wichtigen Sinn, den wir später aus diesen Worten zu ziehen hoffen, können wir uns leicht erklären, was die Juden damit sagen wollten, wenn wir auf die entsprechende Lehrweise der Schriftgelehrten und Pharisäer Rücksicht nehmen. Denn wir dürfen annehmen, daß ihre Lehrweise uns genau in den gesammelten, ihre Lehre enthaltenden Parabeln und Aussprüchen der ältern Rabbinen aufbewahrt ist. Es wäre dieß leicht zu beweisen. Wir haben aber weder Zeit, noch Raum dazu. Wir könnten nachweisen, daß der heilige Hieronymus sich in seiner Uebersetzung nicht blos auf die traditionellen jüdischen Erklärungen, wie sie sich in den Schriften über den Talmud finden, bezieht, sondern ihnen als Autorität folgt, und wenn sich Jemand von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen will, so verweisen wir ihn auf seinen Kommentar zu dem Oseas. Ebenso hat der heilige Ephremus einige eigenthümliche Bemerkungen, welche offenbar auf Tradition beruhen und höchst merkwürdiger Weise mit dem Koran [2]) übereinstimmen, der sicher die jüdischen Schriften zu Quellen hat, auch der heilige Jakob von Edessa führt einige dieser Erzählungen von Melchisedech an und bemerkt zugleich, er habe sie aus den jüdischen Ueberlieferungen. [3]) Der heilige Jakob von Sarug thut das Nämliche. [4]) Wenn wir deßhalb darin Recht haben, daß wir die jüdischen Geschichten, welche sich in spätern Schriftstellern finden, für Ueberlieferungen einer viel frühern Periode halten,

---

1) Matth. VII, 29.

2) Wie z. B., daß Jakob wußte, daß dasjenige, was ihm seine Söhne über den Tod Josephs erzählten, unwahr sei, dies wird im Koran bestättigt. (Sur. Jusuphu.) Ferner, daß aus den Felsen, an die Moses mit seinem Stabe schlug, zwölf Quellen hervorsprudelten, (op. tom. I. p. 263), findet sich ebenfalls im Koran. (Sur. II.)

3) Op. S. Ephrem. tom. I. p. 273. 4) Ib. p. 274.

so wird es uns gestattet sein, die Lehrweise unseres Heilandes mit der dort vorkommenden zu vergleichen; und das Resultat wird sein, wie es das Volk im eben angeführten Texte bezeichnet. Die Lehrweise der jüdischen Gelehrten und Gesetzausleger war frivol, trivial und kindisch, und enthielt die kleinlichsten Unterscheidungen und Streitigkeiten in Bezug auf das Gesetz, Ceremonienwesen und Sittenlehre. Wir erinnern uns keines einzigen Beispiels, in welchem wichtige Grundsätze meisterhaft durchgeführt wären, in welchem das ganze Gesetz oder eine einzelne Vorschrift von einem umfassenden, geistreichen und erhabenen Standpunkte aus aufgefaßt wäre. Der Charakter dieser Lehrweise konnte unmöglich genauer und richtiger ausgedrückt werden, als es unser Herr selbst gethan hat, wenn er ihnen den Vorwurf macht, daß sie Krausemünze und Kümmel verzehnten, aber das Wichtigere des Gesetzes, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Treue bei Seite setzen, daß sie die Mücke durchseigen, aber das Kameel verschlucken. [1]) Im Vergleich hiemit, wie gesund, wie kräftig, edel und erhaben muß die Lehrweise unseres Heilandes erschienen sein. Da ist der Geist des Gesetzes klar aufgefaßt und bestimmt, und das neue und höhere Gesetz, welches in der Bergrede auf das alte gepflanzt wird, war offenbar die richtige Folge davon und seine natürlich herangereifte Vollendung und jede Erläuterung, die er gab, anstatt wie bei der rabbinischen Lehrweise Verwirrung zu verursachen, vereinfachte und erläuterte sehr glücklich seine Ansichten und eröffnete edle und erhabene Gesichtskreise.

Was wir bis jetzt geschrieben haben, wird uns einen Schritt der Beantwortung der Frage, welche wir oben gestellt haben, näher bringen, nämlich: warum zog es unser Herr vor, in Parabeln zu lehren, und warum thaten dies seine Apostel nicht? Weil es für ihn nothwendig war, sich den Titel eines Meisters in Israel, eines öffentlichen Lehrers zu verschaffen und zu sichern und so die falschen Lehrer aus dem Felde zu schlagen, welches sie behaupteten; denn sie hatten das alte Gesetz so durch und durch verderbt, daß es nothwendig war, das, was sie angesteckt hatten, daraus zu entfernen, bevor das neue darauf gebaut werden konnte. Dieß, was man den angreifenden Theil in dem Wirken unsers Heilandes nennen kann, geschah nicht ohne große Kraft, Macht, fast möcht' ich sagen, Gewaltthätigkeit. Dahin gehören die strengen und großartigen Strafreden, in welchen er ihrer Heuchelei,

---

1) Matth. XXIII, 23. ff.

Lieblosigkeit und ihren geheimen Lastern die Maske abnimmt; dieses große Werk war nur dadurch möglich, daß Christus sich diesen Nebenbuhlern in Allem, was sie und das ganze Volk für Weisheit hielten, vollkommen ebenbürtig zeigte und gerade in ihrer eigenen Lehrweise seine Ueberlegenheit fühlen ließ. Und in der That sehen wir, daß er, obgleich er nicht in ihren Schulen gelernt, noch an eine von ihren Sekten sich angeschlossen, noch mit einem von ihnen einen vertrauten Umgang gehabt hatte und demnach mit Pharisäern, Sadducäern, Herodianern und Priestern, die, obgleich sie einander von ganzem Herzen haßten, sich gegen ihn vereinigten, in keiner Verbindung stand, dennoch den Titel erhielt, den sie am meisten begehrten,[1]) den eines Meisters,[2]) eines Lehrers,[3]) eines Rabbi.[4]) Aber obgleich dieses für ihn nothwendig war, so war es nicht für seine Nachfolger nöthig, im Gegentheile, da sie blos Einen Meister, Christus, haben konnten, so durften sie sich auch diesen Titel[5]) nicht anmaßen.

In Verbindung mit dieser Stellung, die unser Herr einnahm, war der Umstand, daß er die christliche Religion auf den Grund einer früheren Offenbarung baute, ein anderer Grund, warum man annehmen muß, daß er gezwungen war, die Lehrmethode durch Parabeln sich anzueignen; dieß kommt daher, weil diese Methode im ganzen Orient von dem Begriff der Weisheit unzertrennlich ist. Salomon, der Typus der Weisheit, war der große Parabeln- oder Sprüchwörter-Schreiber der Juden.[6]) Als die Königin von Saba zu ihm kam, geschah es ausdrücklich deßwegen, um seine Weisheit durch Räthsel,[7]) was in jenen Zeiten gleich Parabeln war,[8]) auf die Probe zu stellen. Das Folgende ist die Beschreibung eines weisen Mannes: „Die Weis-

---

1) Matth. XXIII, 7.

2) Matth. XIII, 19.; XII, 38.; Luk. IX, 38.; XX, 21. 28. 39.; Joh. VIII, 4. u. a. a. O.

3) Luk. V, 5.; VIII, 24. 45. u. a. a. O. ἐπιστάτης kommt im neuen Testament bloß beim heiligen Lucas vor.

4) Matth. XXVI, 25. 49.; Mark. IX, 4.; Joh. I, 38.; III, 2. 26. u. a. a. O.

5) Matth. XXIII, 8. 10.

6) 3. Reg. IV, 32.

7) 3. Reg. X, 1. Menander und Dius, die Geschichtschreiber von Tyrus, deren Fragmente uns Eusebius aufbewahrt hat, erzählen uns, die Freundschaft zwischen Salomon und Hiram sei dadurch angeknüpft worden, daß sie einander Räthsel zum Auflösen schickten.

8) Jud. XIV, 14.

heit aller Vorgänger durchforschet der Weise .... die Mittheilung berühmter Männer merket er, und in die Räthsel der Gleichnisse dringet er ebenfalls ein. Der Sprüche Dunkel erforschet er, und in den Geheimnissen der Gleichnisse macht er sich bewandert." [1]) Jeremias rühmt die Weisheit der Einwohner von Theman, der Hauptstadt der Idumeer [2]) und Baruch erzählt uns, worin die Weisheit besteht, wenn er von den Kindern von Agar sagt, es suchen nach Weisheit, die auf Erden ist, die Kaufleute von Merrha und Theman, und die Erzähler von Fabeln und die nach Klugheit und Verstand streben." [3]) Wir könnten noch mehrere Beispiele anführen, aber es war dieß im ganzen Osten der Fall. Die Geschichte des Oedipus beweist es für Egypten. In Aesop ist diese orientalische Weisheit in der Gestalt, wie sie sich in Griechenland zeigt, personifizirt und seine Fabeln können wir durch das Arabische von Lokman, der als ihr Verfasser den Zunamen der „Weise" hat, und das Persische des Bidpai, der gewöhnlich unter dem Namen Pilpay bekannt ist, auf den indischen Hipotadesa zurückführen; eine Genealogie, die so klar ist, wie daß unsere arabischen Zahlen auch aus dem Indischen stammen. Die Armenier bilden mit den Fabeln des Vartbran ein Glied der Kette. Der Gulistan oder der Rosengarten von Saadi, eines der schönsten orientalischen Gedichte, welches wir schon in einer früheren Anmerkung angeführt haben, besteht ganz aus in Klassen eingetheilten kurzen Parabeln oder Erzählungen, von denen einige blos den Ausspruch irgend eines Weisen enthalten; jedem ist ein oft sehr scharfsinniger Vers angehängt, welcher die Moral oder die Nutzanwendung enthält. Um jedoch die Zahl der Beispiele nicht zu vergrößern, genüge es, wenn wir noch anführen, daß diese Lehrart unter den Muselmännern zu solchem Ansehen gelangt war, daß das Verbot, Wein zu trinken, welches ein so wichtiges Religionsgesetz bei ihnen ist, nicht auf dem Koran, sondern auf der Lehre einer Parabel in dem Taalim, ihrem zweiten Religionsbuche, beruht. So lange denn in dem Lande und Zeitalter, in welchem unser Heiland lebte, die Idee der Weisheit so vollständig mit der Lehrweise durch Gleichnisse und Parabeln verbunden war und dies nicht durch Zufall, sondern in Uebereinstimmung mit den Bestimmungen der heiligen Schriften und dem Charakter anerkannter Weisen, mußte

---

1) Ecclus XXXIX, 1 — 3. 2) Jerem. XLIX, 7.
3) Bar. III, 23.

er sich, wenn er diesen gewöhnlichen und vielfach betretenen Weg einschlug, die Aufmerksamkeit und die Achtung sichern, die man einem Weisen zollt. Es war unbedingt nothwendig, daß er sich selbst in der eigenthümlichen Form seiner Weisheit mit Salomon verglich, denn so konnte er mit Vertrauen und Innigkeit zu den Juden sagen: „Sehet, hier ist mehr als Salomon.“ [1]) Der Sinn dieser Worte ist in der That sehr tief und feierlich. Denn während diesem König die Gabe der Weisheit in Ausdrücken, die jede Nebenbuhlerschaft ausschlossen, [2]) gegeben worden war, ist die so entschiedene und direkte Behauptung der Ueberlegenheit über ihn und zwar von einem, bei dem Demuth ein Hauptheil der Weisheit war, zugleich auch die Erklärung seiner erhabeneren, seiner göttlichen Natur. Denn nur derjenige, der Salomon die Weisheit gegeben hatte, konnte mehr Weisheit besitzen als er.

Diese Beweggründe, in der Weise seine Lehren vorzutragen, in der sie sich von selbst den Juden empfahlen und ihm ihre Achtung sicherten, können theilweise die erhabenen Stellen erklären, in welcher unser Heiland zu verstehen gibt, daß er sie deßwegen in Parabeln unterrichte, damit sie ihn nicht verstehen sollten. [3]) Wir sehen aber, daß dies ihre eigene Schuld war, und daß ihre Taubheit und ihre Blindheit die Folge ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an eine so unvollkommene Lehrmethode waren.

Allein der Sinn solcher Stellen wird vielleicht durch unsere nächste Betrachtung, welche uns auf den Hauptpunkt unserer Untersuchung führt, verständlicher werden. Wenn wir das ganze System der parabolischen Lehrweise, das unser Herr angenommen hat, genau untersuchen, werden wir finden, daß es den Prophezeiungen im alten Testamente entspreche, daß in der That in ihnen der Sinn des ganzen christlichen Systems ligt, wie sich z. B. die Geschichte von Israel und Juda, und von Christus und seinem Reiche in den Propheten findet. Ueber die letzten Gegenstände haben wir selten einen zusammenhängenden Text, sondern müssen unser Gewebe aus Fragmenten und zerstreuten Stücken nicht ohne Studium und Auswahl zusammensetzen;

---

1) Luk. XI, 31.

2) Ich „habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben, so daß es vor dir keinen gegeben hat, noch nach dir einer erstehen soll, der dir gleich wäre.“ — 3. Reg. III, 12.

3) Matth. XIII, 13. ff.

so finden wir in den Parabeln vielerlei anscheinend unzusammenhängende Lehren, welche einzeln betrachtet nur ein ungenügendes Resultat geben, die aber, wenn man sie miteinander vergleicht und in Verbindung bringt, auf die ganze Theorie der Religion und der Kirche ein wunderbares Licht werfen. Gerade wie die Prophezeiungen ursprünglich für ihre Leser oder Hörer im Allgemeinen sehr dunkel, oft unverständlich waren und sogar diejenigen, an die sie gerichtet waren,[1]) erzürnten und noch hartnäckiger machten, als sie zuvor waren; so waren die Parabeln, welche auf ein System anspielten, das damals noch nicht vollständig ausgebildet war, nothwendig unverständlich, außer in so weit sie, wie die Prophezeiungen, deren Erfüllung bevorstand, auf den Anfang des Systems anspielten. Und da der Anfang dieses Systems die Vernichtung des bestehenden Zustandes und seiner Träger in sich schloß, so wurden dadurch natürlicherweise diese unglücklichen Männer erbittert, aufgeregt und in ihrer hartnäckigen Verkehrtheit bestärkt. Zu gleicher Zeit aber konnte es vorkommen und kam auch wirklich vor, daß eine Parabel, die als Antwort auf eine Frage gegeben wurde, während sie sehr schön paßte und ihrem gegenwärtigen Zweck genügte, zugleich in sich Schätze der Weisheit für die künftige Kirche verbarg, welche das Auge des ersten oberflächlichen Beobachters unmöglich entdecken konnte. Wir wollen unsere Behauptung durch ein Beispiel erläutern:

Im XIII. Kapitel des heiligen Matthäus findet sich eine Reihe von Parabeln, die sich auf das „Himmelreich" d. i. die Kirche beziehen. Sie müssen nicht nothwendig alle zu der gleichen Zeit gesprochen worden sein. Die erste von ihnen, die Parabel von dem Sämann, kommt in den drei ersten Evangelien vor, und alle Evangelisten bemerken, daß sie an eine große Menschenmenge[2]) gerichtet war, und man kann sie wirklich als die Vorläuferin oder als einleitende Parabel der ganzen nachfolgenden Reihe ansehen. Denn sie legt auseinander, welche Geistesstimmung nothwendig ist, um die Worte unseres Heilandes mit Nutzen anzuhören und sie beschreibt namentlich das Amt des letzteren. Bei den andern Parabeln kann man folgende Reihenfolge annehmen: 1) Von der Saat, die Christus ausstreute, wurde derjenige Theil, welcher auf guten Boden fiel, vom Feinde bald verdorben, das Unkraut wuchs bald unter ihr auf und wucherte neben der ächten

1) Jerem. XXXVII. XXXVIII.

2) Matth. XIII, 3.; Mark. III, 3.; Luk. VIII, 4.

Saat fort, d. h. in der Kirche selbst und unter den Gläubigen werden Verderbnisse, Laster und Aergernisse entstehen. Dies die Parabel vom Unkraut.[1]) 2) Das Ausstreuen dieser Saat hat offenbar zwei verschiedene Wirkungen, die eine auf den Einzelnen, die andere auf die Kirche oder die Welt im Allgemeinen. Das Herz, die Anlagen derjenigen, denen die Lehre beigebracht wird, sind wesentlich für das Gedeihen derselben; haben sie viele angenommen, so bilden diese miteinander die Kirche. Für jeden also ist diese Saat der wahren Lehre von unermeßlicher Wichtigkeit und unschätzbarem Werthe; sie ist der Schatz, die ächte Perle, welche man suchen muß mit Aufopferung alles Uebrigen.[2]) Ist sie einmal in das Herz eingedrungen, so ist sie wie ein Sauerteig, der seine Eigenschaft überall hin mittheilt und Alles, was mit ihm vermengt wird, durchsäuert.[3]) 3) Diese Saat, welche Anfangs so klein, verborgen und so beschränkt war, wird nun aus der Erde emporsprießen, das lange vergrabene Körnlein wird ein großer und prächtiger Baum werden.[4]) Von all diesem geht bloß ein Theil die Juden an, die Pflicht, die christliche Lehre anzunehmen, wird ihnen an's Herz gelegt und sie werden aufgefordert, Alles für sie aufzuopfern. Das Uebrige ist prophetisch, bezieht sich auf die Zukunft und weder Freund noch Feind konnte es damals verstehen. Es mußte vorerst erfüllt werden und sowie keiner außer unserm Herrn selbst wußte, was sein Reich oder seine Kirche zu bedeuten habe, so konnte auch keiner, ehe die Zeit kam, die Schönheit der Beziehungen dieser Parabel vollständig erkennen. Diese Zeit kam und wir werden sehen, wie bewunderungswürdig die Weisheit ist, die uns in seiner Lehre aufbewahrt ist.

Es hat noch nie einen Gründer irgend einer Sekte gegeben, der nicht, sei es nun, daß er sich selbst durch Fanatismus täuschte, oder aus Bosheit Andere verführte, versprochen und sich angemaßt hätte, ein vollkommenes System zu liefern. Die Welt werde, wenn sie ihre Lehre annehme, wieder geboren, die Auserlesenen allein haben das Recht zu regieren, ja sogar überhaupt zu leben; Laster und Uebel verschwinden vor ihrer Lehre und ihren Grundsätzen. Dies war die Lehre Mohamets und er gebrauchte das Schwert der Vernichtung, um sie einzuführen. Sie bildet die Grundlage der sogenannten Reformation, die mit den Irrlehren eines Wicleff und Huß begann, daß

1) Matth. XIII, 24. 2) Ib. 44. und 45.
3) Ib. 33. 4) Ib. 31.

nämlich die Sünde alles Recht aufhebe, und führte nachher bei den deutschen Wiedertäufern zu Raub und Mord, bei den Cromwell'schen Puritanern zu fanatischer Brutalität und bei den Mormonen oder Agapemoniten zu wilden Träumereien. Gewiß konnten sich beim Beginn der Kirche leicht einige zu den nämlichen Träumereien verleiten lassen und sanguinische Gläubige mochten beim Anblick der einmüthigen Kirche von Jerusalem oder des Liebesbundes von Alexandrien leicht die Hoffnung schöpfen, ein Zustand ungetrübter Tugend sei jetzt auf die Erde niedergestiegen. Es zeigte sich jedoch bald Eifersucht und Streit, um die Vision zu zerstören; es dauerte indessen noch viele Jahre, bis dieser falsche Grundsatz die Form einer wirklichen Ketzerei annahm. Er ist wesentlich mit jeder Ketzerei verbunden; er zeigte sich in den ersten Sekten, er erschien buchstäblich im Novatianismus und Montanismus; aber im Donatismus ist er vollends zu Fleisch geworden. Die Grundlage dieser Ketzerei und dieses Schismas war der Satz, daß die Kirche blos aus unbescholtenen Mitgliedern bestehen könne, und daß jeder Theil derselben, der mit einem schweren Verbrechen Beladene dulde oder ihnen verzeihe, seine Ansprüche verwirkt habe. Der Protestantismus ist nichts anderes als Donatismus, sowohl in seiner hochkirchlichen Theorie von der Trennung vom Stamme als in seiner gewöhnlichen evangelischen Idee von einer unsichtbaren, auserwählten Kirche. Wo konnte man die Widerlegung dieser gefährlichen Theorie finden? In den von uns angeführten Parabeln und in einer noch später kommenden, welche jedoch blos die Bestätigung einer vorhergehenden ist; ich meine die, in welcher das Himmelreich mit einem Netze verglichen wird, das alle möglichen Arten von Fischen enthält, die jedoch erst am Ufer ausgelesen werden.[1]) Wenn unser Heiland hier Engel als diejenigen anführt, welche die Guten und die Bösen von einander sondern, so bezieht er sich ganz deutlich auf die Erklärung, die er selbst von der Parabel vom Unkraut gegeben hat. Um die Wichtigkeit dieser Parabel in der angegebenen Hinsicht zu beurtheilen, wolle der Leser blos auf's Geradewohl eines der Werke des heiligen Augustinus gegen die Donatisten aufschlagen. Er wird kaum eine Seite finden, auf der nicht diese zwei Parabeln citirt werden oder darauf angespielt wird nebst dem Gleichnisse des Täufers, daß auf der Tenne Waizen und Spreu untereinander liegen, bis einer

---

1) Matth. XIII, 47.

mit der Wurfschaufel kommt und sie säubert. [1]) „Novit dominus triticum suum, novit et paleam“ ist eine stehende Redensart bei diesem Kirchenvater. Er wird nicht müde, die nämlichen Beweise zu wiederholen, diese Bilder werden einmal übers anderemal citirt, nach allen Seiten gedreht, werden abwechslungsweise als ganz klare Beweise und als Erläuterungen seiner eigenen Behauptungen angeführt.

So viel ist klar, daß in ihnen der Schwerpunkt der Frage liegt; und daß unser Herr mit großer Sorgfalt seine Lehre als Saat in sie gelegt hat, welche erst dann zur Reife gelangen sollte, wenn diejenigen, die sie gehört haben, längst nicht mehr waren.

Wir wollen jetzt noch ein anderes Beispiel anführen, in dem ein Lehrsatz durch eine Parabel vortrefflich erläutert wird, welche in der Kirche von der höchsten Wichtigkeit geworden ist. Eine der größten Gefahren für die Schüler unseres Herrn war, daß sie so gerne den Ton eines falschen Eifers, der in jener Zeit etwas sehr gewöhnliches war, annahmen und ihn als einen Beweis von großer Tugend ansahen. Denn es ist für Männer, namentlich wenn sie keinen Unterricht genossen haben, sehr schwer, sich von nationalen Vorurtheilen frei zu erhalten, und es zeigten sich auch hievon bald Symptome. Es waren anfangs keine pharisäische Zänkereien, die unter diesen kindlichen Gemüthern entstanden; [2]) sie gingen bald so weit, von ihrem Meister ein Urtheil über diejenigen zu verlangen, die sich ihm widersetzten; [3]) und sie wiesen die Kleinen, welche zu ihm kommen wollten, zurück, weil sie dieß für zu vertraulich hielten. [4]) Die Pharisäer (es ist zwar unnöthig, dieß zu bemerken) zählten unsern Heiland zu denjenigen, welche sie verachteten, nämlich zu den Sündern und Zöllnern, weil er sich gegen diese so liebreich betrug. Für jede dieser zwei Classen, für seine Apostel und für die stolzen Pharisäer erzählte er die nämliche Parabel, nämlich die von dem Manne, der hundert Schafe hatte und eines davon verlor, dann die neun und neunzig in der Wüste zurückließ und das verlorne Schaf aufsuchte. Im Matthäus ist diese Parabel angeführt, um den Werth, den eine verlorne Seele vor Gott hat, zu zeigen, und es wird dadurch eine der müßigen Fragen, die seine Jünger an ihn richteten, beantwortet. „Zu derselben Stunde kamen die Schüler zu Jesus und fragten: wer hat wohl im himmlischen

---

1) Matth. III, 12.; Luk. III, 17. 2) Luk. XXII, 24.
3) Ibidem. IX, 54. 4) Matth. XIX, 14.; Luk. XVIII, 15.

Reiche den Vorrang? Jesus rief ein Kind zu sich, stellte es mitten unter sie u. s. w." Und so geht er von der Sünde des Aergernisses zu dem ernstlichen Wunsche über, den Gott hat, daß ein verlornes Kind gerettet werde. Dann endigt die Parabel von dem verlornen Schaf mit folgenden Worten: „Eben so wenig ist es der Wille eures himmlischen Vaters, daß eines von diesen Kleinen verloren gehe." [1]) Im Lukas hat unser Heiland Zöllner und Sünder um sich versammelt und die Pharisäer lassen sich darüber aus mit den Worten: „Dieser Mann nimmt Sünder bei sich auf und speist mit ihnen." Er antwortet durch die nämliche Parabel, nur mit einer verschiedenen Folgerung: „So wird auch im Himmel eine größere Freude über einen Sünder sein, der sich bessert." [2]) Die Parabel indessen dient dazu, um zwei Punkte von unmittelbarem Interesse zu erläutern: 1) daß seine Schüler anstatt über ihren Vorrang zu streiten und die Kinder zu verachten, diese vielmehr sich zum Muster nehmen sollen, da sie die Günstlinge des Himmels sind, für deren Wohl Gott so besorgt ist wie ein Hirt für das eines verlornen Schafes; 2) daß, so wie ein verlornes Schaf dem Schäfer theurer ist, als diejenigen, die wohlbehalten zu Hause sind, ein bekehrter Sünder im Himmel mehr Freude erweckt als viele Gerechte.

An einer andern Stelle sagt unser Heiland von sich: „Ich bin der gute Hirt" [3]) und führt in einer besondern Parabel alle Eigenschaften eines solchen an; diese Worte werfen ein neues Licht auf obige Parabel und zeigen sie uns in einer viel zarteren und tröstlicheren Gestalt. Wir denken nicht mehr länger an die unmittelbare Anwendung derselben und betrachten diese als ihre Auslegung; sie wird vielmehr eine Beschreibung seiner selbst in seinem Umgange mit den Juden und mit jeder einzelnen Seele, mit Magdalena, mit Petrus, mit Saul, mit jedem andern Sünder bis zu dem Schreiber und dem Leser dieser Zeilen. Aber wie könnte ein Pharisäer in seinem Stolze oder einer seiner Jünger in seiner Einfalt, ja sogar ein Engel des Himmels, wenn ihm nicht vorher Licht darüber zu Theil würde, die ganze Schönheit, Wahrheit und Erhabenheit dieser Parabel verstehen, bevor das verlorne Schaf gesucht worden ist, vom Oelberg bis auf den Berg Sion, von Sion bis auf den Kalvarienberg und das verlorne

---

1) Matth. XVIII, 1—14. 2) Luk. XV, 1—7.
3) Joh. X, 11.

Schaf die Mühe gesehen hat, mit welcher der Berg erstiegen wird mit dem schweren Kreuze auf den ermatteten Schultern? So lange die Welt stehen wird, wird diese kurze Parabel, welche anfangs nur als eine sehr passende Vergleichung erscheint, mancher von Kummer betrübten Brust Trost, manchem im Finstern umherirrenden Geiste Licht bringen, und manchem einen heilsamen Gedanken eingeben.

Wenn wir diese beiden Klassen von Parabeln betrachten, so behaupten wir ohne Zögern, daß bloß ein Katholik sich dieselben vollständig vergegenwärtigen und anwenden kann. Ein Protestant kann in ihnen gerade so viel sehen wie die Juden; er wird aus der ersten Klasse entnehmen, daß die christliche Religion ein Schatz, eine Perle, und jedes Opfers werth sei. Aber wenn er bei seinen Homilien oder dem gewöhnlichen Glauben seiner Kirche stehen bleibt, kann er nicht lehren, der Feind habe Unkraut oder Wicken unter den christlichen Waizen gesät, sondern er muß lehren, daß die ganze Ernte verdorben wurde, daß vieles von der Saat vom Anfange an verdorben war und als Unkraut aufsproßte, und daß das übrige bald aufgefressen und krank wurde und in der Wurzel erstarb, so daß das Ackerland wenig besser erscheint als die Landstraße und der Felsen. Denn so muß man die Parabel auslegen, wenn man sie mit der Theorie in Einklang bringen will, das ganze Christenthum sei seit hunderten von Jahren der pure Götzendienst gewesen. Ferner wenn man, um aus der Parabel eine Theorie der protestantischen Kirche zu entwickeln, annimmt, daß die schlechte Saat Irrthum in der Lehre so gut, als Aergerniß in der sittlichen Aufführung bezeichnet, so daß die Kirche als eine Art von Verbindung aller möglichen Arten von Sekten erscheint, oder wie der Anglikanismus jedem bloßen Namen oder Schatten einer solchen ein friedliches Bestehen in seiner Mitte gönnt; — dann müssen wir in der That auf jede historische Verwirklichung derselben verzichten. Denn die Kirche hat immer gegen jedes andere System gekämpft und keinem gestattet, auf dem nämlichen Raume mit ihr zu leben. Dann haben wir das Bild des Baumes, der aus Einem Samenkörnlein entspringt, und dieses Gleichniß wirft jene Theorie ganz über den Haufen. Der Begriff eines Baumes, der aus Einer Wurzel entspringt und dessen Zweige mit Einem Stamme zusammenhängen, kann unmöglich auf ein anderes System, als auf das katholische angewendet werden. Daraus ersehen wir leicht, wie die Parabeln unseres Herrn, die die künftige Kirche beschreiben, oder eine seiner großen

Charakteristiken nur von Katholiken richtig ausgelegt werden, und blos in unserer Kirche ihre Verwirklichung erlangen können. Und was insbesondere die schöne Parabel vom verlornen Schaf betrifft, müssen wir, so peinlich es ist, ohne Zaudern noch ferner behaupten, daß bloß ein Katholik ihre Anwendung fühlen kann. Ohne Zweifel gibt es auch andere, die sündigen, bereuen, und wenn sie durch ihre religiösen Begriffe darauf geleitet werden, den Sinn einer Vergebung fühlen. Eine kleine Anzahl, die katholische Institutionen nachahmt, mag in falschem Bekenntniß und ungültiger Freisprechung, was Beides unter dem Scheine eines bischöflichen Tadels erscheint, Vergebung zu finden hoffen. Ein System der Gnade dagegen, das vom Anfang an bis zum Ende durch einen bestimmten Akt dem reuigen Sünder die lebendige Ueberzeugung und das Gefühl gibt, daß er auf allen seinen Wegen von einem aufrichtigen und beständigen Freunde begleitet wird, daß er die Zuneigung desselben wieder gewonnen hat, daß ihm seine schwere Bürde mit sanfter Hand abgenommen, sein krankes Herz geheilt und sein Kummer gelindert ist, daß die Dornen, auf denen er sich auf seiner Wanderung verwundete, nicht ausgerissen, sondern mit zarter Hand abgezupft und jede Wunde und jede Beule untersucht, und pünktlich geprüft werde, um sie zu reinigen und zu verbinden, daß er endlich wie ein Säugling auf den Armen in sein Haus zurückgetragen wird; — ein System oder vielmehr eine Macht der Gnade, welche ihm den Tag und die Stunde, ja den Augenblick nennt, in welchem er wieder Gottes Kind ist, dies findet sich nirgends, gar nirgends, als in der einzig wahren, heiligen, katholischen Kirche. Und brauchen wir dafür einen kurzen, überzeugenden Beweis? Nirgends anders steht das Mahl immer bereit, zu dem die Engel geladen werden, um sich über das verlorne und wiedergefundene Schaf zu freuen. Nirgends anders wird das Abendmahl als das Pfand für die Reue des Sünders angesehen, und als solches gereicht. Der protestantische Sünder ist, wollen wir annehmen voll von Zerknirschung und Schmerz, aber er darf Monate lang warten, bis es seinem Geistlichen einfällt, daß dies ein Grund sei, in der Pfarrei einen außerordentlichen Kommuniontag anzuordnen; in der katholischen Kirche dagegen geht er voll von Liebe, zu dem Mahl, von dem Platze Magdalenas zu den Füßen, gelangt er zu dem des heiligen Johannes am Busen Jesu.

Zu diesem vollendeten Resultat, das aus einer kirchlichen Einrichtung hervorging, bildet die moralische Anwendung der Parabel ein

gleich vollkommenes Gegenstück. Wie sehr liebten die ersten Christen dieses Bild! Sie gruben es auf ihre Grabmäler, malten es in die Betsäle ihrer Katakomben, schliffen es in ihre Gläser ein. Das Bild unseres Heilandes, als des guten Hirten, mit dem wiedergefundenen Schaf auf den Rücken, mit welchem Nachdruck legte es ihnen die Gnade ihrer Bekehrung ans Herz! Wie zart ist die Behandlung des Sünders, ihn als ein Schaf, als einen Angehörigen des Lammes Gottes darzustellen! Wie natürlich ist es ferner, daß die Anstalt, welche dazu gegründet ist, um Seelen, die sich vom rechten Wege verirrt haben, zurückzubringen und zu retten, das nämliche Sinnbild und den nämlichen Namen hat. Es stellt den heiligen Ordensmännern, die es zu ihrem Zeichen gemacht haben, immer die Liebe, mit der ihr Beruf erfüllt, und die Milde, mit der diese gefallenen Seelen behandelt werden müssen, vor Augen. In anderen Beziehungen üben die Parabeln, die sich dem katholischen Geiste so leicht anpassen, auf die Institutionen und die Sprache der Kirche ihren Einfluß aus. Die Pflichten der Geistlichkeit „die Arbeit im Weinberg oder die Bebauung desselben" zu nennen, vom Klerus als von Verwaltern, oder einfach von „operariis" zu sprechen, und dem Bischof den Namen Hirte oder Schäfer zu geben, dies sind unter den Katholiken gewöhnliche, bei den Anglikanern nur selten vorkommende Ausdrucksweisen, welche sich vielleicht in andern Ländern noch häufiger finden, als bei uns. Dieser an sich unbedeutende Umstand zeigt, daß die Parabeln ganz in unser System passen, wie wir schon oben bemerkt haben.

Da wir darauf angespielt haben, daß unser Herr das Gleichniß vom guten Hirten auf sich selbst bezieht, so wollen wir bemerken, daß, da er das Muster der Hirten ist, alle Eigenschaften, die er sich beilegt, von den andern Seelenhirten erstrebt werden sollen. Dies kann wieder bloß bei einem katholischen Gemüthe praktisch werden, selbst wenn es darauf ankommt, sein Leben für seine Schafe zu lassen. Der Protestantismus hat allerdings vorgebliche Märtyrer, die englische Kirche hat Bischöfe unter denselben, z. B. Cranmer und Ridley. Aber kann einen Augenblick behauptet werden, daß sie oder einer ihrer Anhänger ihr Leben für ihre Heerde ließen, sich selbst hochherzig zwischen ihr Volk und die Ungerechtigkeit stürzten, und mit Freuden sich zum Opfer darboten? Der heilige Thomas, der letzte Erzbischof von Paris, der heilige Stanislaus, der heilige Nepomuk, (obgleich kein Bischof) thaten

dies buchstäblich. Und die Zahl derjenigen, welche sich selbst bereitwillig zum Opfer angeboten haben, ist noch viel größer.

Aus dem, was wir geschrieben haben, wird sich ergeben, daß wir der Ansicht sind, die parabolische Lehrweise unseres Herrn enthalte viele Lehren und Vorschriften, die sich auf die erstehende Kirche beziehen. Dies ist in der That unsere Idee und wir glauben, daß sie noch weiter verfolgt werden kann. Wenn wir nicht so fast von den treffenden, kurzen, sprichwörtlichen Erläuterungen, als von solchen Gleichnissen sprechen, die rein erklärend sind, (mit Beiden sind die Reden unseres Herrn so gut wie mit weiter ausgeführten formellen Parabeln angefüllt), so ist in Bezug auf die Wahl zwischen den verschiedenen Evangelien ein genauer Unterschied zu machen. Man wird sehen, daß der heilige Matthäus, der für die Juden schreibt und dessen Hauptzweck es ist, zu zeigen, wie es die Bestimmung des Christenthums sei, an die Stelle ihrer Religion zu treten, beinahe ausschließlich Parabeln anführt, die diesen Punkt erläutern. Seine Parabeln beziehen sich auf die Verdrängung der Juden, um dem Christenthum den Weg zu bahnen. Außer den bereits angeführten Parabeln im dreizehnten Kapitel, die alle die Wichtigkeit, die neue Religion anzunehmen, ans Herz legen, sind die folgenden die wichtigsten; alle aber, die bei ihm vorkommen, sind an die Juden gerichtet. 1) Die Arbeiter im Weinberge, von denen die am Ende des Tages gerufenen, denen, welche den ganzen Tag gearbeitet hatten, gleichgestellt werden, bedeuten, daß die Juden keinen Vorzug vor den Heiden mehr haben sollen.[1]) 2) Die zwei Söhne, die zum Arbeiten gesendet werden; der eine, der sagte, es wolle gehen, es aber nicht that, bezeichnet die Juden; — der andere, der anfangs nicht wollte, nachher aber doch ging, bezeichnet die Zöllner und Sünder, welche vor jenen in die Kirche aufgenommen werden sollten.[2]) 3) Der Weinberg, der an Weingärter vermiethet wird, die ihn nicht mehr zurückgeben wollen, sondern die Boten und Knechte ihres Herrn mißhandeln und seinen Sohn tödten, worauf er an andere vermiethet wird, — eine Parabel, deren Auslegung so klar ist, daß „die Oberpriester und Pharisäer, nachdem sie seine Gleichnisse gehört hatten, wohl merkten, daß er sie damit meine.“[3]) 4) Das Hochzeitsfest, zu dem die zuerst eingeladenen Gäste nicht kamen, und nachher die Armen von der Landstraße geladen wurden, bezeichnet sehr gut

1) XX, 1. 2) XXI, 28. 3) Ib. 45.

die verachteten Heiden.[1]) Die Parabeln von den zehn Jungfrauen, von denen fünf zurückgewiesen wurden, und von den zehn Talenten, waren zwar bloß an seine Schüler gerichtet, aber beide, namentlich die letztern, können auch in dem Sinne, wie die andern ausgelegt werden, — die Zurückweisung derjenigen, welche die ihnen anvertrauten Güter nicht vortheilhaft verwendeten;[2]) und zu diesen gehörten gewiß vor Allen die Juden. Es kann kein Zweifel sein, daß alle diese Parabeln absichtlich von den vielen, die Jesus vorgetragen hat, ausgewählt wurden, um dem eigenthümlichen Zwecke, den der heilige Matthäus verfolgte, zu dienen. Sie sind der Schlüssel zu seinem ganzen Evangelium; und wenn wir gerade die Unterredung mit seinen Schülern, in welcher die zwei letzterwähnten Parabeln vorkommen, ins Auge fassen, und sehen, daß sie sich bloß um die Zerstörung von Jerusalem dreht, wenn wir ferner die Einzelnheiten, mit denen der Evangelist in seinem 23. Kapitel die erhabene und heftige Rede gegen die Heuchelei der Schriftgelehrten und Pharisäer wiedergibt, und seinen vollständigen Bericht über die Bergrede vergleichen, in der die jüdische Moral verworfen, und die neuen Entstellungen gleich Spinngeweben vom Heiligthum weggefegt werden, so finden wir, daß das Evangelium des heiligen Matthäus den Beweis in sich selber trägt, daß es in der Absicht geschrieben wurde, seinen Landsleuten den Untergang des Judenthums zu verkünden.

Wenn aber diese Absicht in den einzelnen Parabeln, die er uns aufgezeichnet hat, gefunden werden kann, so beziehen sie sich auf der andern Seite, in mancherlei Hinsicht auf die Kirche, und konnten in diesen ihren Theilen von den Juden nicht verstanden werden. Um ein Beispiel anzuführen, — die Parabel von dem Hochzeitfeste gibt den Pharisäern klar zu verstehen, daß sie die Einladung zu dem Mahle Gottes zurückgewiesen haben und daß diejenigen, die sie von ganzem Herzen verachteten und haßten, berufen wurden, ihre Stelle einzunehmen. Aber das jetzt Folgende geht sie nichts mehr an. Derjenige von den letzteren, welcher ohne hochzeitliches Kleid erscheint, und hinausgeworfen wird, bezeichnet einen Christen, der dieses Namens nicht werth ist, und eben so gestraft wird, wie sie. Sie hätten dieß nicht mit der gleichen Schärfe auslegen können, da die Sache uns angeht. Aber in den Augen des Christen ändert sich die ganze Scene. Die

1) XXII, 2. 2) XXV, 1. 14.

Parabel stellt ihm die Kirche oder das Reich Gottes vor, nicht in seiner weitern und äußerlichen Ausdehnung, sondern wie es sich allein den Kindern des Reiches darstellt. Die Juden konnten allein den äußern Wall, der es absperrt, erreichen. Das Innere der Kirche zeigt uns nicht ein System von trockenen Glaubensvorschriften, sondern eine Festhalle, voll von häuslicher Freude und Frieden, worin Gott eine immer gefüllte Tafel aufgestellt hat. Daß sie im Inneren einig, Ein Haus, Eine Familie, Ein Leib ist, wird von selbst unter dieser Form dargestellt. Das Reich Gottes ist für uns ein Fest, nein, das Fest; und wir können uns die thätige, lebendige Religion eben so wenig ohne das Opfer und Mahl in der heiligen Eucharistie vorstellen, als einen Menschen ohne Herz, oder eine Familie ohne gemeinschaftlichen Tisch. Die Kirche ist nicht bloß ein Lehr- sondern ein Festsaal. Und welche Kirche ist dies ausschließlich? Tritt ein in die katholische Kirche, und du findest, wenn man so sagen darf, einen gedeckten Tisch, der dir sagt, daß heute bereits ein Fest gefeiert worden ist und morgen wieder eines gefeiert werden wird und so jeden Tag. Wenn der Katholik es anders findet, wenn er den Altar unbedeckt, entblößt und seines Schmuckes beraubt, das Tabernakel, in welchem das Mahl immer bereitet ist, offen und leer sieht, so wird er sagen, daß der Ort nicht als Kirche gebraucht werde; er kann diese zwei Dinge nicht trennen, Kirche und Fest. Wo anders finden wir dies? In einem gewöhnlichen Betsaal erinnert uns die Kanzel nicht an ein Fest. Und wenn auch in einer eingerichteten anglikanischen Kirche die piscina hergestellt ist und zwei neue aus Eichenholz geschnitzte Bänke an dem Kommunikanten-Tische hinlaufen, so sind dies doch bloß einzelne Stücke, die zugedeckt werden, wenn die Familie nicht zu Hause ist. Auch können wir nicht glauben, daß der Frohn-Geistliche an einer anglikanischen Kirche seine Religion und den Kommunikantentisch in eine passende und natürliche Verbindung bringen kann; oder daß er, wenn auch eine instinktmäßige Ideenassociation zwischen Beiden vorhanden ist, an den letzteren denkt, wenn er vom „Kirchgehen" spricht. Niemand, wir wiederholen es, Niemand, als ein Katholik, kann diese Parabel vollständig verwirklichen. Denn da unser Heiland die Parabel den Juden vortrug, um ihnen sein Reich und folglich die Kirche anschaulich zu machen, so ist es ihre Sache, wie sie dieselbe anwenden. Aber wenn sie so ausgelegt wird, wie sie ein katholisches Gemüth auslegen muß, so stimmen alle Theile zusammen, das Bild ist ein Ganzes, und im

Einzelnen überaus schön und lehrreich. Sie vereinigt zwei Begriffe, den der Kirche und des heiligen Abendmahles, welche beim Katholiken sich gegenseitig entsprechen. Und so allein läßt sich das Problem lösen, wie eine Parabel, die des einen erwähnt, so wunderbar schön auf das andere angewendet werden kann.

Der heilige Markus stimmt hier, wie in anderen Beziehungen mit Matthäus überein, und braucht deßhalb hier nicht besonders berücksichtigt zu werden. Wenn wir aber den heiligen Lukas studiren, finden wir in den Parabeln, die in seinem Evangelium vorkommen, einen ganz verschiedenen Zweck. Er hat es nicht mit den Juden zu thun, er will weder ihre Vorurtheile ausrotten, noch dem Bekehrten derselben beweisen, daß ihre Religion und ihr Staat ihr Ende erreicht haben. Er schreibt für die griechischen Bekehrten, für Leute, welche auf diesen Punkt weniger Gewicht legten; und deßhalb ist es seine Aufgabe, ihnen den höheren moralischen Standpunkt des Christen vorzuhalten, die Schönheit seiner Religion ihnen auszulegen, und dadurch auf die natürlichen und geistigen Fähigkeiten einzuwirken. Er hat Parabeln mit dem heiligen Matthäus gemein; z. B. den Sämann, das hundertste Schaf, den Weinberg und die Verwalter, das Hochzeitfest. Die Parabeln vom Senfkorn und vom Sauerteig hat er auch, aber sie beziehen sich bei ihm nicht auf die Kirche.[1]) Folgende schöne Parabeln dagegen gehören ausschließlich ihm an: 1) Der barmherzige Samaritaner;[2]) 2) Der verlorne Sohn;[3]) 3) Der ungerechte Haushalter;[4]) 4) der reiche Mann und Lazarus;[5]) 5) der Pharisäer und der Zöllner;[6]) 6) endlich die kurze, aber sehr liebliche Parabel von den zwei Schuldnern, denen die Schuld von ihrem Gläubiger nachgelassen wird, und deren Liebe zu letzterem nach der Größe der Schuld bemessen wird, womit er Maria Magdalena bei dem Pharisäer entschuldigt.[7]) Wir müssen noch bemerken, daß viele von diesen nicht eine Antwort auf eine Frage enthalten, sondern direkte und freie Ergießungen der göttlichen Weisheit Jesu Christi sind; folglich müssen wir annehmen, es werden in ihnen große und umfassende Lehren mitgetheilt. Und in der That, wenn wir sie aufmerksam betrachten, in der Ordnung, wie wir sie aufgezählt haben, werden wir finden, daß sie die ganze Theorie folgender praktischer Punkte enthalten:

1) Luk. XIII. 2) Ib. X, 30. 3) Ib. XV, 11.
4) Ib. XVI. 5) Ib. 19. 6) Ib. XVIII, 10. 7) Ib. VII, 40.

1) Thätige Nächstenliebe in ihrer Vollendung; 2) die ganze Geschichte vom Falle, der Umkehr und Versöhnung des Sünders; 3) die Pflicht Almosen zu geben, und die Gründe dazu; 4) das Grundprinzip der Bestimmung des Menschen, des Nutzens und Werthes der Geschöpfe, und die Folgen einer nach diesem Principe guten oder schlechten Handlungsweise![1]) 5) die vollständige Lehre vom Gebet;[2]) und 6) der wahre Charakter und die Beweggründe der Reue, und das richtige Prinzip der Vergebung und Rechtfertigung.

Bevor wir uns näher auf das Einzelne dieser Punkte einlassen, müssen wir bemerken, daß sich diese Parabeln auf die praktischen Pflichten und die thätige Moralität in der Kirche beziehen. Sie enthalten eine Reihe von Handlungen, welche Grundsätze für das praktische Leben liefern: sie geben die innern Beweggründe oder die Antriebe der Gnade, welche sie leitet, an, so wie sie mit den Beschreibungen der Handlungen die entsprechenden innern Wünsche und Gedanken verbinden. Den anderen Evangelisten ist es vorbehalten, die direkten und unsichtbaren Einflüsse der Gnade zu schildern. Diese Parabeln dagegen enthalten im Allgemeinen neue Grundsätze für die Handlungsweise und beschreiben eine Reihe von Verfahrungsarten, welche in der alten Offenbarung nicht vollständig verstanden werden konnten, und sich auf das beziehen, was in der neuen enthüllet werden sollte. Und obgleich es den Anschein hat, als passen einige von ihnen, die bloß moralische Vorschriften enthalten, für die eine Form des Christenthums so gut als für die andere, so ist dem doch nicht so. Es ist keine einzige unter ihnen, die nicht eine mit dem Protestantismus unverträgliche Idee enthielte. Z. B. der Zöllner stand, als er im Tempel betete, „von ferne;" von was nun stand er ferne? Der Katholik sagt sogleich: „vom Altar, denn dies ist das Wesentlichste in der Kirche;" und wenn er besser unterrichtet ist, wird er noch beifügen „und von dem in Uebereinstimmung mit ihrem Gefühl die früheste Kirche die Büßenden ferne stehen ließ und vor dem büßende Pilger nicht knieen durften. Der Protestant wird sagen: „Die Parabel bezieht sich auf den jüdischen Tempel

---

1) Das Prinzip der Exercitien des heiligen Ignatius findet sich vollständig in dieser Parabel.

2) In der vorhergehenden Parabel vom ungerechten Richter, der sich durch die Zudringlichkeit der Wittwe bewegen läßt, Recht zu sprechen.

und nicht auf eine christliche Kirche." Was versinnlicht denn die Parabel? Aber wenn er als ein der Hochkirche Angehöriger glaubt, sie müsse für unsere Zeit so materiell ausgelegt werden, so fragen wir, — Stehen an einem Kirchentage in seiner Kirche die Büßenden aus Ehrfurcht, so ferne vom Altare? Ist dies natürlich? Bei uns wohl. Und warum? Weil der Katholik, mehr als die Juden in ihrem Tempel, einen Heiligen der Heiligen auf dem Altare hat, nämlich in der heiligen Hostie, während der protestantische Abendmahlstisch, wenn es hoch kommt, ein Kreuz und ein paar Leuchter trägt, von denen man unter dem einen sich möglicherweise ein Bild, unter dem andern ein unterdrücktes oder nicht zugelassenes Licht denken kann. Ferner die Parabel vom ungerechten Richter enthält die Idee der Vermittlung durch die Heiligen; nimmt man diese Idee weg, so fällt auch dies Gleichniß weg. Die Parabel, in welcher Maria Magdlena in Schutz genommen wird, will ausdrücklich beweisen, daß Liebe und nicht bloßer Glaube, die Grundlage der Zerknirschung ist; und sie zeigt das Verdienst und den Werth äußerlicher Handlungen, die die Reue und den Wunsch nach Verzeihung zu erkennen geben. Thränen, Buße, Genugthuung, sind so gut nothwendig, wie eine äußerliche Verzeihung.

Die Parabel vom verlornen Sohn würde mehr Raum fordern, als wir ihr einräumen können; aber wir behaupten ohne Zögern, nur ein katholisches Auge kann ihre Schönheiten in ihrer Fülle sehen. Wer außer einem Katholiken kann die Parallele zwischen dem väterlichen Hause, und der Heimath des frommen Sohnes in der Kirche vollständig durchführen? Wer, als einer, der mit der Geschichte vieler Sünder vertraut ist, die ihm ihre Herzen öffnen, kann jedem Schritte Anderer folgen; wer anders kann so vielen verhärteten Zuhörern seine eigene trübe Geschichte, oder vielmehr die des verlornen Sohnes erzählen, so daß sie wie ein Spiegel vor ihm steht, und ihn seine eigene so bitter als eine Eichel schmecken läßt? Und wenn wir ihn so aufgemuntert haben, in sein Vaterhaus zurückzukehren, wo außer der Kirche findet er eine so warme Umarmung; wo wird die Bitterkeit der Selbstanklage durch solche Zärtlichkeit des Verzeihenden versüßt? Wo sonst findet sich das Kleid der Gnade, der Ring der Wiederaufnahme an Kindes Statt, die Schuhe der Ermuthigung? Wo endlich ist das Freuden- nicht blos das Stärkungsmahl zubereitet, um ihn zu bewillkommnen? Sind all dies kleinliche, ganz natürliche, ausschmückende, aber überflüßige Zuthaten zu der ganz einfachen Idee, daß er durch einen

innerlichen Akt plötzlich seine Sünde einsah und fühlte, daß ihm verziehen wurde? Oder bezeichnet es, daß einer innerlich seine bisherige Lebensweise bereut, vielleicht auch im Stillen Thränen darüber vergießt, und sich zu bessern vornimmt; oder sogar im morgenden Gottesdienste sich Generalabsolution ertheilen läßt, oder daß er zu seinem Pfarrer geht und diesem seine Gefühle und Entschließungen mittheilt, und sich dann mit den Worten abfertigen läßt, es freue ihn unendlich, dies zu hören, und er hoffe, es werden nun in der Nachbarschaft weniger Wilddiebereien und Holzdiebstähle vorkommen. Aber Scherz bei Seite, es gibt keinen Pfarrer, keinen Missionär, keinen Leiter geistlicher Anstalten, der nicht zwanzig Beispiele von Bekehrungen anführen könnte, in denen die Parallele mit der Geschichte des verlornen Sohnes ganz vollständig ist, und es gibt keinen Büßer in der Kirche, der nicht sagen könnte, er habe von seinem ersten Abweichen von der Tugend bis zur Kommunion, die seine Bekehrung krönte, in Handlungen und sinnlichen Einwirkungen all dies so genau gesehen und gefühlt, wie es von unserem Herrn beschrieben wird.

Aber während wir auf diese Art der katholischen Kirche allein die Fähigkeit zugesprochen haben, die Parabeln unseres Herrn zu würdigen, indem sie dieselben in sich verwirklicht, haben wir unserer Ansicht nach Grund zu einem andern Schlusse gewonnen. Wir wollen bemerken, daß wir immer durch zweierlei Arten von Beweisen zur Wahrheit gelangen. Die ersten sind die Haupt- und direkten Beweise, wobei wir es jetzt beruhen lassen; die andern sind die unzähligen, zufällig zusammentreffenden Gründe. Die ersteren führen uns zur Wahrheit, aber die letztern bestärken unsere Ueberzeugung noch mehr. Die einen sind der Stengel einer Pflanze, die andern die Schößlinge und Ranken, die auf jede Seite derselben aufsprossen, und dieselbe vor plötzlichen Windstößen schützen. So oberflächlich auch der Blick ist, den wir hier den Parabeln gewidmet haben, glauben wir doch, daß diese geringeren Beweismittel einiges dazu beitragen können, um uns in unserer Ueberzeugung zu befestigen.

Sicherlich muß es unser Selbstbewußtsein sehr heben, wenn wir finden, daß in keiner andern Religion, als in der unsrigen dieser Theil von unseres Heilandes Lehrweise so verstanden werden kann. Durch andere Mittel sind wir zu einer verschiedenen Auffassung des Dogmas gekommen, durch den vollständigen Text des alten und neuen Testaments, durch die Lehren unseres Erlösers und seiner Apostel, durch

das übereinstimmende Zeugniß des Alterthums und die lebendige Stimme der Kirche. Wenn aus allem diesem ein klares und bestimmtes System von der Kirche, ihrer Regierung, ihren Merkmalen, ihren Pflichten, ihren Sakramenten, ihrem Zusammenhang mit der Welt und der Zeit, sich bildete, und wenn wir diesen dunkleren Theil der Lehren unseres Herrn herausgreifen und durch ihre Auseinanderlegung finden, wie er ausschließlich und überall, jenen Rücksichten Rechnung trug, so müssen wir schließen, daß — diese Kirche und diese Parabeln — eines für das andere gemacht sind und aus einer und derselben Hand hervorgingen. Es ist gerade so, wie die Newton'sche Theorie durch magnetische Experimente bestärkt wird.

Es kommt uns bei diesen geringfügigen Erörterungen ein höherer Gedanke, und wir glauben, man wird es nicht anmaßend finden, wenn wir ihn mittheilen. Unser Heiland trägt seine Parabeln aus dem Stegreif vor, wenn wir uns dieses Wortes bedienen dürfen; und nimmt dabei oft auf früher in Bezug auf seine Lehre an ihn gerichtete Fragen Rücksicht. Sogar diejenigen, welche die gottlose Behauptung aufgestellt haben, das ganze Evangelium sei erst nachher ausgedacht und von Schülern Christi in früher Zeit zusammengeschrieben worden, müssen zugeben, daß diese Parabeln viel früher niedergeschrieben wurden, als der Katholicismus in Bezug auf sie seine gegenwärtige Entwicklung erreicht hatte. Woraus erklärt sich denn nun ihre Uebereinstimmung in allen Punkten? Wir müssen vorerst bemerken, daß das wundervolle Gebäude des Christenthums von Grund auf ohne vorher entworfenen Plan aufgeführt wurde, daß seine Gesetze nicht in einem steifen Codex standen, daß seine Regierung nicht nach Einer formellen Vorschrift gehandhabt wurde, daß seine Lehren sich nicht unter einem Symbol darstellten, und seine Vorschriften und Grundsätze nicht in einer Abhandlung auseinandergelegt wurden. Auch waren keine Männer auserlesen, die fähig gewesen wären, aus dem zerstreuten Material ein schönes und vollendetes Ganzes zusammenzusetzen. Und doch war dies das Resultat. Stein verband sich mit Stein, wie aus Instinkt oder aus gegenseitige Anziehungskraft; der ganze Bau entstand wie durch Magie, gegen das Wetter geschützt, massiv, solid, ja ganz regelmäßig, reich und prachtvoll ausgestattet. Regierung, Gesetze, Glauben, Sittenlehre, Disciplin, Alles fand sich vorgesehen; als er größer wurde und sich nach jeder Seite hin ausbreitete, zeigten sich reiche Vorräthe, sowohl in Beziehung auf Plan als Material, zu seiner

Vergrößerung aufgehäuft. Und so breitete er sich immer mehr aus, ohne daß es Jemand einfallen konnte, er habe sein Maß oder den vorgezeichneten Plan überschritten. Wer sieht in all diesem nicht einen Beweis einer göttlichen Weisheit, die Alles voraus bestimmt und überdacht hatte? Aber wir wollen sogar annehmen, unser Heiland habe, wie einige behaupten, die Einzelheiten des Systems natürlichen Ursachen und der Zeit überlassen; er habe bloß die Grundzüge angedeutet und die Ausführung diesen überlassen; oder die Verderbnisse und der Aberglauben der Zeit habe, wie eine protestantische Theorie behauptet, die katholische Kirche so gebildet, wie sie jetzt ist, — bei jeder dieser Annahmen bleibt die Thatsache die nämliche, und wird all diese irrthümlichen Vermuthungen überwinden. Was immer nun die gegenwärtige Einrichtung und Entwicklung der Kirche herbeigeführt hat, so ist so viel klar, daß die Parabeln unseres Heilandes, welche sich auf sie beziehen, vollständig auf sie passen, wie sie ist. Man mag die Beicht einen Mißbrauch, eine Irrlehre oder was man sonst will, nennen, es gibt eben doch keine Lehre oder Wahrheit auf Erden, die mehr Aehnlichkeit hätte mit dem Schlusse der Parabel vom verlornen Sohn, denn unser Heiland sah all dies vorher und sorgte zum voraus für Regeln und Grundsätze. Er, der bloß die Grundformen einer Religion in die Welt brachte, und in mysteriöser Weise ausführte, was noch nach tausend und mehr wechselvollen Jahren, ihren Zustand ordnen, und ihre Einrichtungen bestimmen sollte, konnte blos der sein, der er selbst zu sein beansprucht, der Gesetzgeber selbst, der höchste Urheber des neuen Gesetzes, das eingefleischte Wort Gottes. Und dieses System, das mit seinen prophetischen Aussprüchen so vollständig übereinstimmt, kann kein Betrug, keine Verfälschung von Menschenhand sein.

Um diesen Beweis noch weiter auszuführen, wollen wir die unendlich erhabenere Stellung betrachten, die er einnahm und sie auf der einen Seite mit der der Propheten, auf der andern mit der der Apostel vergleichen. Der Prophet, der am häufigsten, sowohl in Handlungen als in Worten Parabeln anwendet, ist ohne Zweifel Ezechiel. Aber er wagt es, wie die andern Propheten, nie eine von sich selbst vorzutragen; Beides, die Parabel und die Auslegung, geschieht immer auf Befehl Gottes. Auf der andern Seite berufen sich die Apostel immer auf den, von dem sie ihre Lehre empfangen haben. Sie enthalten auch Worte der Aufmunterung und ertheilen Rathschläge. Unser

Heiland dagegen erzählt seine Parabel immer als seine eigene, und führt nie eine fremde Autorität an. Seine Parabeln enthalten Abänderungen des alten Gesetzes, sprechen die Verwerfung der Juden oder vielmehr das über sie gefällte Urtheil aus, lehren die Verzeihung Gottes, bestimmen die Pflichten der neuen Religion, verkünden das neue Gesetz, und oft, wie als Gegensatz zu der Abhängigkeitserklärung der Propheten: „So spricht der Herr," haben sie die Schlußbemerkung: „Amen, sage Ich euch." Je näher einer Gott kommt, und je größer demnach seine Vollkommenheit ist, desto stärker wird das Gefühl der Abhängigkeit und das demuthsvolle Bewußtsein der Ehre eines solchen Dienstes sein; z. B. Raphael und Tobias,[1]) Gabriel und Maria,[2]) der Engel und der heilige Johannes,[3]) die Propheten, die sich bloß Boten Gottes nannten; dagegen finden wir keinen Unterschied zwischen der Gottheit und Christus, der „es nicht für Raub halten durfte, Gott gleich zu sein."[4])

Was die zweite Vergleichung betrifft, so ist es gewiß bemerkenswerth, daß nicht ein einziges Mal in den Evangelien das Wort, „exhort" (Ermahnung) vorkommt, außer im heiligen Lukas, wo er von den Predigten des heiligen Johannes spricht.[5]) Und dies verdient um so mehr Beachtung, als das Wort von dem nämlichen Evangelisten in seiner Apostelgeschichte sehr häufig gebraucht wird. Unser Heiland befiehlt bloß, er läßt keine Wahl, sondern will Gehorsam. Er gibt keinen Rath, was bloß theilweise Kenntniß verräth, sondern einen bestimmten und bloß Einen Befehl. Und dies ist es, wovon, wie wir bereits erwähnt haben, gesagt wird, er lehrte „mit Gewalt," d. h. er hatte das Gesetz in seiner vollen Gewalt und übte zugleich das damit verbundene rechtmäßige Richteramt aus.

Wir fürchten, zu weit abgeschweift zu sein und müssen unsere Leser bitten, dahin zurückzugehen, wo wir in Kürze die Parabeln im heiligen Lukas aufgezählt haben. Wir machten daselbst keine Bemerkung über diejenige derselben, welche, obgleich die vom verlornen Sohn ihr nahe kommt, von allen Parabeln in der Ausführung die vollkommenste und in Bezug auf den Inhalt die schönste ist. Wir meinen die vom barmherzigen Samaritaner. Wir haben sie absichtlich oben

---

1) Tob. XII, 18. 2) Luk. I, 28.
3) Apoc. XIX, 10.; XXII, 9. 4) Phil. II, 6.
5) Luk. III, 18. Die deutschen Uebersetzungen haben „Lehren."

nicht näher betrachtet, weil wir ihr hier eine Stelle einräumen wollten. Sie kann besser, als unsere Bemerkungen, das erläutern, was wir in Bezug auf die Anwendung der Parabeln zu sagen wünschen. Wenn die Geduld unsers Lesers noch nicht erschöpft ist, wollen wir ihn bitten, mit auf einige Einzelheiten einzugehen.

1) Unser Leser schlage die Parabel im zehnten Kapitel des heiligen Lukas nach; dies wird ihm und uns die Mühe ersparen, sie zu erzählen. Es möge uns aber gestattet sein, in wenig Worten einige Umstände hervorzuheben, welche ihr bei ihren Hörern ein besonderes Interesse bieten mußten. Unser Herr verlegt die Scene zwischen Jerusalem und Jericho. Nun bezeichnet letzterer Name nicht, wie einige behaupten, den Mond, sondern spielt auf den lieblichen Geruch der Balsampflanzungen an, die sich dort in Menge finden. Der arabische Name Rihha, den es noch heute hat, bestätigt diese Ableitung. Es war demnach der Verkehr zwischen ihr und der Hauptstadt, die nur eine Tagreise entfernt war, sehr beträchtlich. Unser Heiland verlegte aber die Scene der Parabel auf die Landstraße, die zwischen ihnen liegt, weil es bekannt war, daß sie durch Räuber sehr gefährdet ward, wie einer, der im letzten Jahrhundert schrieb, dieselbe auf die Haide von Hounslow verlegt haben würde. Die Räuber in Palästina sind immer die gleichen gewesen: bewaffnete Banden verzweifelter Männer oder Beduinenstämme, [1]) die zu jeder Gewaltthat fähig waren, selbst wenn kein Widerstand geleistet wurde. Diejenigen, welche diese Parabel aus dem Munde unseres Herrn vernahmen und die Straße kannten, konnten sich die Stelle sogleich vorstellen. Sie war ungefähr sieben bis acht Meilen von Jerusalem entfernt. Wir können sie jetzt noch genau bezeichnen, denn im Osten hat sich nur wenig geändert. Zur Zeit des heiligen Hieronymus war es die nämliche, und der Name bezeichnete ihre Bedeutung. Man nannte sie, wie er berichtet, *Maledommim,* [2]) d. h. „der Angriff der Idumäer,"

---

1) Der heilige Hieronymus bemerkt zu Jer. III, 2., daß unter den Räubern der Wüste, die dort erwähnt werden, die Araber verstanden werden, welche zum Rauben geboren, die Grenzen Palästinas gefährden und an der Straße von Jerusalem nach Jericho wegelagern."

2) מעלה אדומים wird vom heiligen Hieronymus, nach Eusebius durch *ἀνάβασις πυῤῥῶν,* übersetzt, indem er unter dem zweiten Worte Männer, die von Blut roth sind, versteht. (De situ et nom. Loc. Heb.) Später waren Soldaten daselbst zum Schutze der Reisenden aufgestellt. Siehe auch über die Unsicherheit der ganzen Gegend Buckingham's Reisen unter den arabischen Stämmen, S. 5.

welcher Nation möglicherweise viele dieser Räuber angehören konnten. Wo sich die Art des Reisens nicht ändert, bleiben die Länge eines Tagmarsches und die Zwischenräume zwischen den Ruheplätzen beinahe unverändert. Deßhalb stehen die Herbergen Jahrhunderte hindurch auf der nämlichen Stelle. In Italien ist dies jetzt noch der Fall, wie in der guten alten Zeit in England. Und im Osten, wo noch weniger sich verändert, als in Europa, wird es noch mehr der Fall sein. Der Schritt des Esels oder des Kameels hat sich nicht geändert; und dies sind immer noch die Thiere, deren man sich auf Reisen bedient. Gegenwärtig noch ist, oder war wenigstens vor einigen Jahren, nicht weit von dem in der Parabel bezeichneten Platze ein Khan oder eine Herberge. Und so treu war die Ueberlieferung und so tief ist die schöne Lehre unseres Heilandes sogar „auf den Boden eingedrungen, daß dieses Wirthshaus noch jetzt unter dem Namen Herberge zum barmherzigen Samariter“ bekannt ist. [1]) Es sind aber noch zwei andere Gründe für die Wahl des Platzes vorhanden. Der erste ist, daß sich in Jericho, nach Jerusalem, am meisten Priester und Leviten aufhielten, die abwechslungsweise zum Dienste im Tempel nach Jerusalem kamen. Die Priesterschaft war, wie wir aus jüdischen Schriftstellern wissen, in vier und zwanzig Klassen eingetheilt, wovon zwölf ihren Sitz in Jericho hatten, acht Klassen umfaßten die Leviten. [2]) Es ist deßhalb sehr natürlich, daß Leute dieses Standes auf der Landstraße waren. Und ebenso ist es sehr wahrscheinlich, daß am gleichen Tage, an dem ein Priester von einer Stadt zur andern ging, auch ein Levite zu seinem Dienst im Tempel sich dorthin begab oder von demselben zurückkehrte, und sich in ehrfurchtsvoller Entfernung von seinem Vorgesetzten hielt, jedoch nahe genug, um den Schutz seines Gefolges und seiner Bedeckung zu genießen. Daher geht zuerst der Priester und dann der Levite vorüber, in entgegengesetzter Ordnung, als wir erwartet haben möchten. Der zweite Grund für die Wahl des Platzes ist der, daß Jericho auf dem Wege von Samaria nach Jerusalem liegt, und zwar nicht seitwärts, sondern an der öffentlichen Landstraße. Geschäfte konnten also einen Samariter leicht auf diese Straße geführt haben, die vielleicht die einzige in ganz Judäa war.

---

1) Mariti, Viaggi per l' Isola di Cipro, e per la Soria, e Palestina, vol. III. cap. 6.

2) Talm. H. Taanith, fol. 27.

Wir können uns leicht einbilden, wie schlagend und treffend die Parabel, die er, um die muthwillige Frage: „Wer ist mein Nächster?" zu beantworten, improvisirt hatte, den Leuten vorgekommen sein muß, die den geringsten Umstand und alle Einzelnheiten in seiner Erzählung begriffen. Es verhält sich aber mit den übrigen Einzelnheiten gerade so. Ein Reisender zu Pferde oder zu Fuß würde bei uns nicht leicht bei seinem wenigen Gepäcke Salben und Arzneien mit sich führen, aber glücklicherweise sah man im Osten dasjenige, was zur Nahrung diente, zugleich auch als ein Heilmittel für Wunden und Verletzungen an. Die Herbergen in Asien gewähren bloß Obdach, für seine andern Bedürfnisse muß der Reisende selbst sorgen; zwei der nothwendigsten waren Oel zur Würze und Wein zum Trinken. Der Samariter kam aus dem Lande, wo sich beides in der besten Qualität fand, — das eine[1]) im Land Samaria und an der Seeküste von Karmel gegen Saron hin das andere. Es war deßhalb sehr wahrscheinlich, daß er von beiden einen Vorrath zu seinem Gebrauche mit sich führte. Nun waren Wein und Oel bei den Juden ein gewöhnliches Arzneimittel. Wir wollen ihre eigenen Worte anführen, weil sie zeigen können, mit welchem Rechte unser Heiland bei andern Gelegenheiten gegen ihre abgeschmackte Kleinigkeitskrämerei und Lieblosigkeit eiferte. „Es gibt eine alte Ueberlieferung, daß es gesetzwidrig ist, um einen kranken Mann zu heilen, Oel und Wein am Sabbat mit einander zu vermischen." Ferner „sie bereiten für einen kranken Mann am Sabbat ein Pflaster. Wenn man es am Abend vor dem Sabbat mit Wein und Oel vermischt, ist es nicht verboten." [2]) Was Wunder, daß Männer, welche es für besser hielten, einen kranken Mann sterben zu lassen, als ihm am Sabbat eine Arznei zu bereiten, leicht Entschuldigungen gefunden haben, daß sie einen an der Landstraße liegenden Mann nicht aufnahmen? Der Umstand indessen, daß der Samariter die Wunden des armen Reisenden verband, ist ganz natürlich und die Mittel dazu mußte er nothwendig mit sich führen.

Der letzte Punkt, auf den wir aufmerksam machen wollen, ist von der Art, daß er die Erzählung der Parabel etwas unwahrscheinlich macht. Vom Samariter wird erzählt, er habe, nachdem er dem

---

1) „Oleum ...... pretiosissimum missum est ab Ephraim, cujus terra Samaria olei feracissima est." S. Hieron. in Os. XII, 1.

2) Shabbat, fol. 134, Berachoth. fol. 3, ap. Wetst. in loc.

Verwundeten alle Sorge hatte angedeihen lassen, dem Wirthe zwei Denare[1]) gegeben mit den Worten: „Trage Sorge für ihn, und was du noch überdieß aufwenden wirst, will ich dir bei meiner Rückkehr erstatten.“ (V. 35.) Dieß scheint uns eine armselige Summe zu sein und wenn bei uns einer in einem Gasthofe oder auch nur in einer schlechten Landherberge ein solches Anerbieten machen würde, so würde man ihm ins Gesicht lachen. Aber der Fehler liegt allein in der Uebersetzung (nämlich im Englischen). Unglücklicherweise ist denarius mit penny übersetzt, aber ohne uns in eine gelehrte Untersuchung über den Werth der Münze einzulassen, genügt es für uns, daß wir wissen, daß dies in jener Zeit der Lohn für die Arbeit eines Tages war. Denn die Arbeiter im Weinberge waren damit für den ganzen Tag zufrieden, bis sie sahen, daß das Nämliche auch denjenigen gegeben wurde, welche erst um die eilfte Stunde kamen.[2]) Die gegebene Summe war deßhalb bestimmt, den Kranken zwei Tage zu unterhalten und wenn wir bedenken, daß der Samariter bloß sieben Meilen von Jerusalem, wohin er gehen wollte,[3]) entfernt war und im Laufe

1) Der englische Text hat: to take out twopence.

2) Matth. XX, 13. In der Offenbarung werden die Preise der Lebensmittel so angegeben: Ein Maß Weizen um einen Denar und drei Maß Gersten um einen Denar (VI, 6.). Der englische Text hat: „Two pounds of wheat for a penny, and thrice two pounds of barley for a penny.“ Wir sehen, daß der Unterschied des Preises zwischen Weizen und Gerste, wie er hier angegeben wird, wie 1 : 3 ist, während in Samarien das Verhältniß 1 : 2 war. (4. Kön. VII, 1.) Es ist schwer, die Verhältnisse von Maß und Gewicht verschiedener Zeiten in Uebereinstimmung zu bringen, weil der Werth der Münzen und die Maße sich verändern. Die folgenden Verschiedenheiten scheinen unglaublich, aber wir geben sie, um zu zeigen, wie viel zu Zeiten für einen penny gegeben wurde. In der Chronik des Josua Stylites zu Edessa im Jahre 495 finden wir, daß dreißig Schäffel Weizen und fünfzig Schäffel Gerste um einen Denar gekauft werden konnten. (Assem Bib. Or. tom. I. p. 261.) Später war der Preis für Weizen vier und für Gerste sechs (pag. 271.) und unmittelbar darauf fiel der Preis wieder und man bekam für einen Denar zwölf Maß Weizen und zweiundzwanzig Maß Gersten (p. 272.).

3) Dieß ergibt sich aus der Verschiedenheit der Ausdrucksweise; der Priester und der Levite „gingen denselben Weg“ wie der Reisende (V. 30 und 31.), während der Samariter „des Weges reiste“ (V. 33) und von Zurückkehren spricht, woraus hervorgeht, daß er von Hause kam und demnach nach Jerusalem ging. Dieses Bild ist sehr gelungen; der Priester macht den nämlichen Weg wie der Verwundete, ist aus demselben Lande und von derselben Religion; der Samariter dagegen kommt von der entgegengesetzten Richtung.

des nächsten Tages zurück kommen konnte, so hat der Betrag des Vorschusses nichts Auffallendes mehr für uns.

2) Diese Parabel ist demnach in materieller Hinsicht vollkommen; jeder Theil derselben paßt auf das genaueste. Und wie mannigfaltige, wichtige Lehren enthält sie? Zuerst beantwortet sie die unverschämte Frage, die an ihn gerichtet wurde „wer ist mein Nächster?" Zweitens enthält sie einen sehr liebreichen, aber gleichwohl schrecklichen Vorwurf für den stolzen Fragesteller; denn sie erzählt ihm, daß ein Samariter den Sinn einer Gesetzesvorschrift besser verstehe als ein jüdischer Gelehrter. Drittens lehrt sie praktische Nächstenliebe ohne Rücksicht auf Glauben und Abstammung — eine Lehre, die vollständig von dem Prinzipe abweicht, welches die Nächstenliebe aufhebt, wenn einer seinen Glauben abgelegt hat, sollte er auch vor Hunger und Ungemach zu Grunde gehen.

3) Wer hat je diese Parabel gelesen und erkennt nicht darin die Geschichte der Menschheit, und daß Jesus Christus der darin geschilderte barmherzige Samariter ist? Und von diesem höheren Gesichtspunkte aus muß man in der That diese herrliche Erzählung auffassen. Es ist unmöglich, in weniger Worten eine Skizze der ganzen Geschichte der Menschheit von ihrem Falle bis zu ihrer Erlösung zu entwerfen. Sie ist in jeder Hinsicht meisterhaft, wenige Striche, im Ganzen einfach und großartig, im Einzelnen durchaus bestimmt und charakteristisch. Kann der Fall der Menschheit deutlicher dargestellt werden als unter dem Bilde eines Reisenden (des homo viator der Schulen), der vom Feinde angegriffen aller seiner Habe beraubt, am ganzen Körper verwundet, nackt, halbtodt, hülflos, unfähig sich zu bewegen auf der Landstraße liegen gelassen wird? Und nun kommt der Priester, der Typus aller früheren Religionssysteme, des Noah, des Melchisedech, ja des Götzendienstes Egyptens, Indiens, Griechenlands. Sie alle sahen das gefallene und gebeugte Urbild eines bessern Zustandes, aber sie machten keinen Versuch, der Menschheit zu helfen oder sie zu erheben. Dann kommt der Levite, in welchem das, was der Vorige im Allgemeinen bedeutet, spezialisirt wird; das Gesetz nämlich und die Priesterschaft des alten Testaments, zwar besser bewandert in der Geschichte der Menschheit, aber ebenfalls unfähig, ihr zu helfen. Zuletzt kommt der Samariter, als ein dem Menschen ganz Fremder. Im Ganzen hätte auch ein intelligenter Jude folgen können; aber mit diesem würde es seine Schwierigkeit gehabt haben. Wenn er auch begreifen würde,

was Jesus mit dieser Parabel beabsichtigte, so würde er fragen: „Warum will er diese Wunden verbinden? Was für ein Oel und welchen Wein hat er, um damit das Blut, das aus den Wunden der Menschheit fließt, zu stillen? Wie will er die Last des zusammenstürzenden Gebäudes dieses gesunkenen Geschlechts auf seine Schultern nehmen? War es den Gelehrtesten möglich, dieses Problem zu lösen? Nicht eher, als bis all dies in die Wirklichkeit getreten war, um von diesem Theil der Parabel ein ebenso entsprechendes Bild zu geben, wie von den andern, und sogar nicht eher, als bis das ganze System der Sühne ihm gepredigt war und er begreifen konnte, daß durch seine Wunden, die unsrigen geheilt wurden, und daß er wahrhaftig die Ungerechtigkeiten von uns Allen auf seine Schultern nahm. Und soweit, obgleich nicht vollständig, kann auch der Protestant die Parabel verstehen; aber weiter kann er nicht gehen. Wir sagen, nicht vollständig, denn die sakramentalische Natur der Heilmittel entgeht ihm, der Wein hat für ihn noch einen Sinn, aber was will er mit dem Oele anfangen, das im protestantischen System alle Bedeutung verloren hat? Es salbt ihn nicht bei seiner Wiedergeburt zum Eintritt in das königliche Priesteramt, noch wenn er als Jüngling in die Schranken tritt, um mit geistigen Feinden zu kämpfen, noch als Priester für sein heiliges Amt, noch stärkt es den sterbenden Wanderer zu seinem letzten Kampfe mit dem Riesen der Verzweiflung. Es hat bei ihm keine Bedeutung; es versinnlicht ihm nicht das Licht in Gottes Heiligthum, noch die Salbung seines Wortes, noch die balsamische Lieblichkeit (das oleum effusum) der zwei Namen, die im Munde des Katholiken am süßesten klingen. Es verbindet sich in seinem Geiste nicht mit dem Gedanken der Jungfräulichkeit, zu deren Weihe das Oel der Freude dient. Es klebt nicht wie ein heiliges Siegel auf dem Stein seines Altares, um, wenn Jahrhunderte der Entheiligung über die Mauern der alten Kirche weggegangen sind, der Nachwelt zu erzählen, zu was sie früher diente. Es ist aus seinem Systeme verschwunden, und kein Priester erhebt mehr seine Hand zum Segen. Er kennt keine Segnung eines Menschen oder eines Dinges und versteht ihre Bedeutung nicht mehr. Aber Oel, als das Sinnbild aller Segnungen und der sakramentalischen Gnade, und Wein, als das lauterste Symbol des rettenden Lebensstromes und seiner sakramentalischen Ausgießung unter die Gläubigen, versinnbildlichen dem Katholiken am anschaulichsten, wie in seine Wunden neue Gesundheit, neues Leben, neue Kraft ausgegossen wird.

Aber wie wir schon bemerkt haben, die Protestanten stehen in Bezug auf die Fähigkeit, diese Parabel zu begreifen, bloß eine Stufe höher, als die Juden. Der vom Tode gerettete Mann ist nach dem strengen, protestantischen Lehrbegriff sich selbst überlassen, und es ist seinem eigenen Gutdünken anheimgestellt, welchen Weg er einschlagen will, um nach Hause zu kommen. Bei ihnen läßt der barmherzige Samariter (Christus nämlich) keinen Stellvertreter auf Erden zurück, dem die Sorge für den Kranken gänzlich und ohne Vorbehalt anvertraut wird und der sein Werk auszuführen hat. Die Heilung ist vollständig, wenn er ihn berührt hat, und es gibt keinen, um die wiederaufbrechenden Wunden von Neuem zu verbinden und dem Kranken, sollte er eine Ohnmacht bekommen, Erfrischung zu reichen. Der Katholik dagegen sieht hier von Anfang bis zu Ende Alles erfüllt. Der barmherzige Samariter hat seine Tagereise fortgesetzt und ist noch nicht wieder zurückgekehrt; wir erwarten seine Wiederkunft am Ende der Tage. Und der Mensch bleibt, obgleich seine Wunden geheilt und sein Leben außer Gefahr ist, dennoch ein schwaches und gebrechliches Geschöpf, und hat für sich selbst keine Speise und kein Heilmittel, außer, was ihm dieser mitleidige Fremde zurückgelassen hat. Aber dieser hat es gethan und ihn zudem guten und gläubigen Händen anvertraut. Unterdeß wird ihm sein Lebensunterhalt gereicht, und bei der Unmündigkeit seines geschwächten Geistes und den Schmerzen seiner wiederaufbrechenden Wunden fühlt er mit Dankbarkeit, daß er, bis sein bester Freund wieder kommt, um ihn nach Hause zu geleiten, Leuten anvertraut wurde, die den strengsten Befehl erhalten haben, ihm gute Behandlung angedeihen zu lassen, und mit allen Mitteln dazu reichlichst versehen wurden, und die reichlichsten Versprechungen erhalten haben, für jede Auslage entschädigt zu werden. Sie ist in der That eine Herberge — diese wohlversorgte Kirche Christi, — dieser Khan des barmherzigen Samariters, — denn es ist hier nicht unseres Bleibens, noch unsere Heimath, unser Weg führt nach Jerusalem. Bloß Pilgrime reisen auf demselben. Aber wie passend ist das Bild: ein Haus, welches nicht unsere Heimath ist, in dem wir bloß Wanderer sind, die einen dauernden Aufenthaltsort suchen, in dem wir jedoch Ruhe, Nahrung, Bequemlichkeit, Arznei, Stärkung finden und Alles auf Anordnung dessen, der uns vom Untergang gerettet und unsere Wunden geheilt hat. Dies Alles erhalten wir nicht von einem, der sich bloß zufällig im Hause eingemiethet und einige Zeit lang der Knecht des

Herrn ist, sondern vom Hause selbst; dieses ist immer das nämliche, wer es auch verwaltet; immer das gleiche und für Alle das gleiche. Sicherlich gibt keine Kirche ihren Kindern dieses Gefühl, daß sie unter so besonderer und zuverlässiger Obsorge stehen. Dies ist gerade das Gegentheil von der Theorie, wonach jedem Einzelnen seine Meinung sich zu bilden gestattet wird.

4) Und nun wollen wir sehen, wo die praktische Lehre der Parabel verstanden und befolgt wird. Geschieht dies durch Armengesetze, oder Wohlthätigkeitsvereine, oder Bettlervereinigungen, oder traktätchenvertheilende Häuserbesuche? Sicherlich nicht. Wir haben von einem Wohlthätigkeitsverein unter dem Namen „Samaritan Society“ in London gehört, der sich vor noch nicht langer Zeit zur löblichen Aufgabe gemacht hat, die Wohnungen der Armen mit Arnold's Luftreinigern zu versehen. Dies ist sehr gut, in der That, aber es paßt nicht zu ihrem Namen. Noah, wie er nach der Sündfluth oben an der Arche das Fenster öffnet, würde für diese eigenthümliche Art der Wohlthätigkeit ein passenderes Vorbild gewesen sein. Aber geh' hin in die Caridad in Sevilla, und betrachte jenes Gemälde von Murillo, das einen Mann vorstellt, der nicht prangend in idealer Schönheit, aber einfach, ernst, mit seiner Arbeit beschäftigt ist, der nämlich einen ohnmächtigen, hülflosen Menschen ins Spital trägt, mit einem Engel an seiner Seite, der sich geehrt zu fühlen scheint, ihn unterstützen zu dürfen, dies ist ein katholischer Samariter — der heilige Johannes von Gott. Oder sieh' ihn in Granada, wo er im erleuchteten Spitale wie ein rettender Engel, aufrichtend, stärkend, tröstend von einem Kranken zum andern geht. Oder geh' hin in die eisige Wildniß des Bernhardsberges, und besuche diese Männer, welche sie zu ihrem schauerlichen Aufenthalt gewählt haben, bloß um im Stande zu sein, von den Schneelavinen oder Abgründen gefährdete Reisende zu retten und sie um Christi Willen in ihr Haus aufzunehmen und dort zu erwärmen und zu erquicken. Ja sie haben sogar, in der Uneigennützigkeit ihrer Nächstenliebe, ihre samaritanische Gesinnung auf den Instinkt von Hunden übertragen und diese ihre stummen und treuen Verbündeten gelehrt, mitten in die finstere Nacht hinauszugehen und unter dem Geheul der Windstöße auf die Klagen der verunglückten Reisenden zu hören; und wenn sie einen gefunden haben, ihn mit ihrem Athem zu erwärmen und mit dem Vorrath, den sie an sich tragen, zu erfrischen, und ihn ins Kloster zu schleifen oder wenn er jung ist, zu

tragen, was sie mit wedelndem Schwanze und funkelndem Auge thun, als hätten sie einen Fang gemacht, der mehr werth ist, als ein Haase oder ein Rebhuhn. Oder geh' hin in jeden Welttheil und siehe die barmherzige Schwester, wie sie den Kranken und Verwundeten mit ihren eigenen Händen pflegt, wie sie den alten Veteranen, der in seinem Schmerze ächzt, besänftigt, als wäre er ein Kind, und durch die edle Sprache ihrer Lippen oder das Kreuz in ihrer Hand mehr zu seiner Heilung beiträgt, als alle Kunst des Arztes oder alle Salben des Apothekers. Dies sind die wahren Abbilder des barmherzigen Samariters, welche die katholische Kirche aufstellt, und man braucht nicht in frühere Zeiten zurückzugehen, in denen die Johanniter eben so bereit waren, das Grab Christi wieder zu erobern, als den besiegten Feind in ihre stets offene Wohnung aufzunehmen und dort wie einen Bruder zu verpflegen; man braucht nicht zurückzugehen auf nicht so weit entfernte Bethätigung desselben Geistes, wenn der Loskaufende mit dem Kreuze unseres Herrn auf seiner Brust, sich selbst zum Pfande gibt oder statt des Gefangenen in der Barbarei in die Sklaverei geht.

5) Es ist nun an der Zeit, die Frage aufzuwerfen, welche Art von Weisheit es war, aus der so vollkommene, so großartige und so sanfte Lehren hervorgingen. Der praktischste Philosoph hätte die Sittengeschichte der Menschheit nicht besser zusammenfassen, oder ein treueres Gemälde ihres Falles entwerfen können. Auch können wir uns nicht vorstellen, daß ein Mensch so anmaßend sein könnte, über die Folgen, welche sein eigener Tod für die ganze Welt haben würde, Betrachtungen anzustellen und sich selbst als den hinzustellen, der berufen sei, durch seine schmachvollen Leiden die Wiedergeburt derselben herbeizuführen. Noch weniger konnte ein Mensch sich so tief in die Zukunft versenken, um ein System, als die Folge jenes Ereignisses, so genau auszudenken, daß es noch nach Jahrhunderten bestehen konnte, um die Früchte seines Opfertodes zu bewahren und auszutheilen. In den wenigen Zeilen, die diese Parabel erzählen, haben wir einen überzeugenden und unwiderleglichen Beweis für die göttliche Natur unseres Heilandes.

Wir müssen aber jetzt zum Schlusse eilen. Wir haben zu zeigen versucht, daß die Parabeln des heiligen Matthäus in Uebereinstimmung mit seinem Zwecke gewählt sind; er wollte nämlich den Juden beweisen, daß das alte Gesetz dem neuen Platz gemacht habe, oder vielmehr in demselben aufgegangen sei; die Parabeln des heiligen Lukas

dagegen beziehen sich auf die sittliche Seite der entstehenden Kirche. Beide berechnen ihre Erzählungen auf die äußere Form und die äußeren Aemter der Kirche, auf die Kirche, als das Symbol der heiligen Menschheit unseres Herrn. Das Evangelium des heiligen Johannes trägt einen ganz andern Charakter. Die Kirche ist vollständig ausgebaut, und die Wälle, welche den Weinberg Gottes von den profanen Grundstücken trennen, sind ringsherum aufgeführt. Die ersten Keime des Irrthums zeigen sich unter den ausgewählten Pflanzen. Es war ein Evangelium nöthig für das Innere des Hauses, für diejenigen, zu welchen Jesus nicht in Parabeln sprechen wollte.

Diese Verschiedenheit zwischen dem Evangelium des heiligen Johannes und den andern drei, hat vielleicht nicht jeder Leser beachtet. Es ist aber bemerkenswerth, daß sich im heiligen Johannes bloß drei Stellen finden, die sich Parabeln nähern, [1]) die jedoch von denen der andern Evangelien völlig verschieden sind. Diese drei Stellen sind diejenigen, in denen unser Herr sich mit einer Thüre und mit einem Weinstock vergleicht, [2]) und wo er sich als den guten Hirten darstellt. [3]) In keiner andern Parabel ist er selbst ein Glied der Vergleichung, und wir können, ohne Furcht, zu irren, wohl behaupten, diese drei Vergleichungen seiner selbst mit andern Gegenständen, können kaum Parabeln genannt werden. Jedenfalls bilden sie eine ganz eigene Klasse. Was diese Eigenthümlichkeit des heiligen Johannes noch auffallender macht, ist, daß er uns klar zu verstehen gibt, unser Heiland habe seine Lehren gewöhnlich in Parabeln vorgetragen. Nach seinem letzten Abendmahle sagt er zu seinen Aposteln: „Noch habe ich bildlich zu euch gesprochen; aber die Zeit ist nahe, da ich nicht mehr so verhüllt zu euch sprechen werde.“ [4]) Und gleich darauf sagen seine Apostel zu ihm: „Jetzt redest du frei heraus und unverhüllt.“ [5]) Diese Stellen geben zu erkennen, daß unser Herr gewöhnlich in Sprichwörtern oder in Parabeln lehrte; und doch hätten wir, wäre das Evangelium des heiligen Johannes allein vorhanden, kein Beispiel davon. Dies beweist uns, daß der heilige Johannes voraussetzte oder wußte, daß seine Leser

---

1) Die Stelle IV, 35. nicht gerechnet, denn sie ist mehr eine Erklärung, als eine Parabel.

2) Joh. X, 1.; XV, 1. In der ersten Stelle führt unser Herr zuerst eine Parabel an, wendet sie aber sogleich auf sich selbst an, die zweite war allein an seine Apostel gerichtet.

3) X, 11. 4) Joh. XVI, 25. 5) Ib. 29.

noch andere Berichte in Händen hatten, aus denen sie die Wahrheit und die Deutung dieser Anspielung ersehen konnten. Diese Stellen beziehen sich mehr auf die andern Evangelien, als auf sein eigenes, und sie bilden eines der feinen Glieder der Kette, welche die vier Evangelien umschließt, als wären sie Eine Erzählung.

Wir müssen nun natürlich die Frage aufwerfen, warum wählte der heilige Johannes diejenigen Reden Christi, welche nicht parabolisch waren? Wir können ohne Vermessenheit antworten, weil unser Heiland selbst seine Lehren in zwei Theile abtheilte. So lange er von der Kirche, ihrer Aufgabe und ihren Veränderungen sprach, mit andern Worten, so lange er von dem sprach, was äußerlich und später bloß noch historisch, aber zur Zeit, als er sprach, bloße Prophezeiung war, wandte er die parabolische Lehrweise an, welche, wie wir gesehen haben, das prophetische Element des neuen Testaments ausmacht. Wenn er dagegen von dem sprach, was bereits war, von sich selbst, von seinem Sein vor der Zeit Abrahams, von seiner Einheit mit dem Vater, von seiner Göttlichkeit, vermied er alles parabolische, und sprach offen und bestimmt. Die Bestimmung des heiligen Johannes war es, diese zweite Reihe von Lehren zu sammeln, um entstehende Irrthümer zu widerlegen und die orthodoxe Lehre der ganzen Kirche zu erhalten.

Wo er deßhalb einen Gegenstand berührt, der in den andern Evangelien bereits behandelt ist, werden wir finden, daß er, während die anderen uns das berichten, was sich auf seine äußeren Formen und die äußere Verwaltung, d. h. auf den Leib, bezieht, bloß die Reden aufführt, welche die innern und mehr geistigen Funktionen, d. h. die Seele betreffen. Der heilige Matthäus z. B. hat uns die Einsetzung der Taufe und ihre Form aufbewahrt; der heilige Johannes dagegen macht uns in der Unterredung mit Nikodemus, die unsichtbaren Wirkungen des heiligen Geistes, und die innere Wiedergeburt bei der äußerlichen Handlung anschaulich. [1]) Ferner die drei ersten Evangelisten haben die Einsetzung des heiligen Abendmahls sorgfältig beschrieben; der heilige Johannes geht darüber weg, aber er gibt uns dafür die unschätzbaren Reden in seinem 16. Kapitel, in welchen die Vereinigung mit Christus, die Unsterblichkeit, und das innere Leben, das durch dieses heiligste Sakrament gegeben wird, so trostreich beschrieben ist. Die Aufgabe des heiligen Johannes scheint demnach die zu sein, uns zu

1) Matth. XXVIII, 19.; Joh. III.

verkünden, was unser Erlöser in Beziehung auf die geheimnißvollen Einwirkungen gelehrt hat, die er in seiner göttlichen Natur auf das innere Leben der Kirche und auf die Seele des Gläubigen ausübt, jedoch immer in der Kirche und durch die Kirche.

Dies hat uns jedoch über die Parabeln hinausgeführt, und obgleich wir gerne dabei verweilen würden, müssen wir es doch unterlassen. Wir wünschten, einige Bemerkungen über die Wunder unseres Heilandes beizufügen, um seine Lehre und das katholische Dogma zu erläutern; aber wir haben bereits unsere Grenzen überschritten. Wir wollen deßhalb unsere Gedanken hierüber ein anderesmal mittheilen, wenn uns unsere Leser geduldig anhören wollen. Denn wir müssen gestehen, daß wir uns bloß mit einem armen Lastthier vergleichen können, welches Tag für Tag auf einer langen, staubigen Straße trabend, der Versuchung nicht widerstehen kann, in eine am Wege liegende Wiese einzulenken; dort von dem schmackhaften Futter zu naschen, und sich dabei der Gedanken und Gefühle besserer Tage zu erinnern und sie noch einmal durchzuleben. Wir haben gehört, daß es Leute gibt, die Freude empfinden, wenn sie Wohlstand in ihrer Umgebung sehen; wir haben das Vergnügen von Männern von Geschmack wahrgenommen, das sie unter Kunstgegenständen empfanden; wir haben die Wonne empfunden, unter den Denkmälern der Weisheit vergangener Zeiten oder entfernter Länder zu leben; aber weit, weit erhabener und glücklicher sind die Stunden, die man in dieser Schatzkammer des Wissens zubringt, in dieser Sammlung der unvergleichlichsten Edelsteine, in diesem Buche himmlischer, ewiger Weisheit — der Reden Gottes zu den Menschen. Wenn wir uns in diese Schatzkammer hineingewagt und sie geplündert haben, so geschah dies bloß, weil wir von dem weisen Haushälter, der Altes und Neues in seiner Vorrathskammer aufgespeichert hat, ermuthigt wurden. Das Neue kann durch ernste Studien entdeckt, das Alte nur durch demüthige und aufrichtige Betrachtung erfaßt werden.

Die Wunder

des

neuen Testamentes.

(Aus dem Dublin Review, Dezember 1849.)

Die Wunder

des

neuen Testamentes.

(Zur Erläuterung der katholischen Lehre.)

Wir wollen das Versprechen, womit wir unsern letzten Aufsatz [1]) geschlossen haben, erfüllen und unsere Gedanken über einen Gegenstand, der für jeden Leser der Evangelien von Interesse sein muß, mittheilen — nämlich über die Wunder unseres Herrn.

Bevor wir jedoch darauf eingehen, müssen wir unsere Leser wegen einiger einleitenden Bemerkungen um Nachsicht bitten. Im Anfange unseres Aufsatzes über die „Parabeln" haben wir über das kritische Studium der heiligen Schrift eine kurze Untersuchung angestellt und unser Bedauern ausgedrückt, daß dasselbe bei uns nicht eifriger betrieben wird. In einer Ankündigung jenes Aufsatzes in einer katholischen Zeitschrift bemerkt der Verfasser: „Wir können uns mit den Vorschlägen, die betreffs des Werthes und der Vortheile der biblischen Kritik darin gemacht werden, nicht einverstanden erklären." Ueber eine so unbedeutende Bemerkung, über eine so bescheiden ausgedrückte Meinungsverschiedenheit hätten wir kein Wort verloren, da wir nicht gewohnt sind, von einer Kritik unseres Blattes Notiz zu nehmen, zeigte sich uns nicht darin die Absicht, die biblischen Studien und den theologischen Gebrauch der heiligen Schrift in Mißcredit zu bringen, was wir anderswo, ohne Beziehung auf uns, viel schroffer ausgedrückt ge-

---

1) Seite 139.

funden haben. Diejenigen Männer, welche während eines großen Theiles ihres Lebens den argen und kläglichen Mißbrauch, der mit Gottes Wort getrieben wurde, mit angesehen haben, welche es erlebt haben, daß dasselbe als eine Schlinge für die Füße, ein Schleier für die Augen, ein Deckmantel der Heuchelei, ein Treibbett für Ketzereien und als eine Entschuldigung für jede Sünde gebraucht wurde, diejenigen Männer, welche gesehen haben, wie dasselbe durch seine verkehrte Anwendung die Seelen tödtete und durch seine Verdrehung das Gewissen lähmte; welche es angehört haben, wie jeder Ton des heiligen Instrumentes in unharmonischen Mißtönen kreischt, indem der Evangelische wacker darauf los schlägt und der Hochkirchliche furchtsam darüber wegschleicht; Männer endlich, die sich vielleicht selbst einige Zeit in dem Netz widersprechender Auslegung verwickelt haben und jetzt ausrufen: „Laqueus contritus est, et nos liberati sumus;“ solche Männer können wohl mit Mißtrauen und Abneigung auf Studien hinblicken, welche den Geist an den tödtenden Buchstaben ketten, und das lebendige Wort vernichten; dies wäre vielleicht natürlich und in so fern verzeihenswerth. Aber es ist auch Gefahr in einer zu heftigen Abneigung; und wir werden ängstlich darüber wachen, daß extreme Ansichten bei einem so wichtigen Gegenstand nicht aufgemuntert werden.

Wir wollen jetzt für einen Augenblick dieses kritische Studium des Wortes Gottes betrachten. Kein wissenschaftliches Streben war mehr Mißbräuchen unterworfen, und wir hoffen, der oben angeführte Verfasser habe mehr in Hinsicht auf den Mißbrauch, als auf die richtige Anwendung die Aeußerung gethan, er stimme in Beziehung auf den Werth dieses Zweiges der Wissenschaft nicht mit uns überein. Eusebius, Origenes, Hieronymus, Augustin, Alkuin und viele andere haben sich eifrigst damit beschäftigt und ihre Werke sind von der Kirche Gottes in hohem Werthe gehalten worden. Das Concil von Trient, welches eine neue Durchsicht und folglich eine neue „Recension“ der Vulgata anordnete, empfahl zu diesem Zwecke die tiefen kritischen Studien dieser Männer und hielt sie für unumgänglich nothwendig.

Aber wir wollen die Sache ernstlicher betrachten. Es gibt zwei Wege, auf welchen Kritiker ihren Tadel eines Studiums in flüchtigen und allgemeinen Ausdrücken rechtfertigen können. Der eine ist, indem sie den Erfolg bloß oberflächlich betrachten und, ohne sich die Mühe zu nehmen, auf den Grund einzudringen, sich in den Kopf setzen, es sei

unnütz. Eine Person von weichem Herzen kann zu der Behauptung kommen, die Konchologie z. B. sei zwar eine nette, aber durchaus keine nützliche Wissenschaft, weil ihr Einfluß auf Gesellschaft, Wissenschaft oder auf Einzelne und ihre Resultate für die Menschheit sich sehr geringfügig zeigen. Einen, der eine solche Behauptung aufstellt, kann man durch Schweigen abfertigen, aber eine große Wissenschaft, der viele große und treffliche Männer ihr Leben gewidmet haben, und die von ihnen zu einer Stütze der Theologie und der Erhaltung des Wortes Gottes gemacht wurde, kann nicht so beurtheilt werden, und bloß diejenigen, wir wollen es gerade heraussagen, haben ein Recht, ein Urtheil darüber zu fällen, welche von sich sagen können, sie seien auf ihren innersten Grund eingedrungen und haben dort deren Heiligkeit entdeckt. Wir erklären ohne Anstand ein anderes Resultat für unmöglich. Niemand kann sich mit dem kritischen Studium der Bibel beschäftigen, ohne zu finden, daß es interessant, edel und dazu geeignet ist, die Würdigung der wahren Schönheiten der göttlichen Schriften zu erhöhen und ihm viele verborgene Schätze zu verschaffen, und daß es zugleich auf sichere und solide Grundsätze gebaut, unerschütterlich und unwandelbar auf den Felsen der Wahrheit gegründet und dabei durch menschlichen Scharfsinn elegant und sicher durchgeführt ist. Es gleicht einer Schanze, die um eine uneinnehmbare Festung herum aufgeworfen ist, einem versenkten Wrack, um den Hafen an einem klippenreichen Ufer vor den Wellen zu schützen. Beides ist für die Sicherheit nicht nöthig, aber die eine schreckt die Stürmenden ab und hält sie weiter von den Wällen zurück, das andere drängt die unruhigen Wogen zurück, welche die ruhigen Gewässer des Hafens aufregen würden. Kein Theil der biblischen Wissenschaft hat die Ungläubigen mehr in Verlegenheit gebracht und die Hoffnungen der Katholiken gerechtfertigt, als das kritische Studium der heiligen Schrift.

Wahrscheinlich wird es Manchem etwas fremdartig klingen, daß wir dieses Studium interessant und edel genannt haben. Ein solides Studium mag es sein, aber daß es im Stande ist, den Geist zu fesseln oder unsere Bewunderung zu erregen, dieß scheint nicht der Fall zu sein. Wir sprechen von diesem Studium, wie es von katholischer Seite betrieben wird, und da der Zweck gegenwärtigen Aufsatzes ist, zu beweisen, daß bloß strenggläubige Katholiken die biblische Wissenschaft zu ihrer Höhe bringen konnten, so möge es uns nachgesehen werden, wenn wir ein wenig länger bei diesem Punkte verweilen und

zeigen, daß wir diesen anscheinend so trockenen und geistlosen Theil der biblischen Wissenschaft sehr geschmackvoll, angenehm und geistreich gefunden haben. Daß der Weg zu ihm sehr rauh, sehr verworren und folglich oft sehr ermüdend ist, gestehen wir gerne ein, denn es gilt hier, wie überall, der Grundsatz, daß zur Wissenschaft keine für Alle offene Landstraße führt. Es erfordert Geduld, um den technischen Theil des Studiums zu lernen, sich mit der eigenthümlichen Phraseologie vertraut zu machen, die Verworrenheiten der verschiedenen Systeme, Klassifikationen und Recensionen zu entwirren. Man kann ferner sein Ziel bloß erreichen, wenn man mit gleich großer Geduld sich mehrere Sprachen aneignet, die dem Auge seltsam, dem Ohre rauh und dem Geiste fremdartig erscheinen. Man muß sich ferner eine gewisse praktische Gewandtheit in der Behandlung aneignen, was Anfangs sehr schwierig ist, auch große Ausdauer erfordert. Aber wenn man sich diese Vorkenntnisse erworben hat, ist die Wissenschaft schon an sich selbst interessant und angenehm. Wenn ein Uneingeweihter eine alte Handschrift der Bibel in die Hand nimmt, „miratur pulchros apices," so dreht er sie nach allen Seiten hin und her, bewundert die Regelmäßigkeit der Schriftzüge, die gute Erhaltung der Tinte, und gibt es dem Buchhändler zurück, da es ihm unbegreiflich ist, daß so ein alter Foliant irgend einen Werth haben, oder (wenn er je von solchen Dingen etwas gehört hat) eine neue und fremdartige Lesart enthalten könne, die die Kritiker und Kommentatoren in Verlegenheit bringen könne. Und so bleibt er „oculis laudator, sed mente non cognitor." Nun lassen wir ihn die praktische Kritik in die Hand nehmen und sehen, mit welchem Zutrauen und mit welcher Einsicht er sie handhabt, so sicher, wie ein Kunstkenner ein Gemälde prüft, weiß er seine Untersuchung zu führen. Es spricht ihn bloß das Aeußere des Pergamentes an, ob dick oder dünn, ob fein oder rauh, ob weiß oder gelb, dieß ist's, was seine Berechnung bestimmt. Die Farbe der Tinte, die Retouchirung der verblichenen Buchstaben, die Verbesserungen zwischen den Linien, all dieß erzählt ihm eine Geschichte. Dann betrachtet er die Buchstaben, welche, wie Soldaten bei einer Revue, die Uniform ihres Landes oder ihres Zeitalters tragen. Er untersucht die Art, wie sie verbunden und getrennt sind, die Interpunktion und die Länge der Zeilen, er mißt die Länge und Breite der Buchstaben aus und untersucht, ob sie gerade oder schief stehen, er bestimmt nach gegebenen Zwischenräumen, welche Buchstaben auf dem

Rande stehen, was den andern ganz zufällige Merkmale zu sein scheinen, und nach all diesem bildet er ein zuverlässiges Urtheil über das Alter des Bandes. Nun geht's an die Bestimmung des Landes. Er blickt in den Text, übersieht einige Zeilen, entdeckt gewisse irrthümliche Versetzungen von Buchstaben, die in einigen Ländern so, in andern anders ausgesprochen werden, und dies gibt ihm die erste Richtschnur. Wie ein gewandter Advokat, der in seiner Rechtsausführung die Quintessenz der dickleibigen Akten mit sicherm Blick heraushebt, und seinen Rechtsstreit siegreich durchführt, hebt er mit Kennerblick entscheidende Stellen heraus, wirft nur Einen prüfenden Blick auf sie, und den Band zuschlagend, sagt er euch nicht bloß das Land, sondern vielleicht sogar die Stadt und das Kloster, in dem er geschrieben wurde. So gut als ein Kritiker in der Malerei die spanische von der flämischen Schule unterscheiden und euch sagen kann, ob ein Gemälde aus Andalusien oder Estremadura stammt, eben so genau weiß es jener, ob eine Handschrift in Egypten oder auf dem Berg Athos geschrieben wurde. Und was ist der Nutzen davon? Er weiß, daß ihr, wenn ihr es auch noch so genau durchlesen würdet, nicht eine einzige Neuigkeit darin finden würdet, daß durch kein Spiel des Zufalls ein Wort darin enthalten sein könnte, um dem Skeptiker einen neuen Einwurf an die Hand zu geben, so wenig als die Entdeckung einer vorgeblich ächten Skizze von Raphael uns möglicherweise zu dem Schlusse führen könnte, daß er ein schlechter Zeichner war. Aber wir wollen lieber beweisen, daß dieses kritische Studium der Bibel wirklich eine angenehme und lohnende Beschäftigung ist. Laßt uns ein anderes Beispiel anführen. Wir wollen den Fall setzen, daß wir wünschen, über den Ursprung irgend einer ausländischen Ueebersetzung eine Untersuchung anzustellen. Nehmen wir z. B. die arabische Ueebersetzung der Psalmen, die zu Rom in den Jahren 1614 und 1619 [1]) von Gabriel Sionita veröffentlicht wurde und sehr schön gedruckt ist. Schrecke nicht zurück, werther Leser, wir werden kein einziges hartes Wort oder fremdartige Buchstaben bringen, wie in unserm letzten Artikel. Wir werden keine langen technischen Ausdrücke anwenden. Folge uns ohne Zögern und wenn nur auf den Zehen, und wir werden dir einigermassen einen Begriff von kritischer clairvoyance zu geben suchen.

---

1) Unter letzterem Datum wurde der nemliche Text bloß mit einem neuen Titel abgedruckt.

Blick' in diese Zelle. Sie ist in einem östlichen Kloster auf der felsigen Seite des Berges Libanon, schlanke Palmen sprossen ringsumher und wiegen ihre anmuthigen Gipfel in den Zephyren des Morgens. Alles ist ruhig und still; der Gesang ist verstummt und die frommen Einsiedler haben sich langsam, jeder in seine Zelle zurückgezogen. Blick' in die Eine, welche wir uns erwählt haben, so roh und dürftig sie auch ist. Dort sitzt am vergitterten Fenster, durch das die Strahlen der untergehenden Sonne leuchten, auf seiner kleinen viereckigen Matte, in arabischem Gewande ein bartiger Mönch, ernst und gedankenvoll. An seiner linken Seite hängt sein Schreibzeug mit dem Federnhalter, der wie ein Dolch im Gürtel steckt. In der linken Hand hält er sein Pergamentblatt auf einem dünnen Brettchen, in seiner rechten seine gewandte Rohrfeder; denn er stützt, wenn er schreibt, weder seinen Körper noch sein Buch auf etwas. Er lebt zu einer Zeit, in der die heilige Sprache seines Landes, das Syrische, sogar in den Ordenshäusern wenig mehr bekannt war, und deßhalb eine arabische oder einheimische Uebersetzung der Psalmen dringendes Bedürfniß war. Er, ein würdiger und in den Sprachen wohl bewanderter Mann, hat den Auftrag erhalten, sie zu verfertigen und hat sich bereits an seine heilige Aufgabe gemacht.

Für's erste nun, aus welchem Buche übersetzt er? Auf einem niedern dreibeinigen Stuhle neben ihm liegt es geöffnet. Welche Sprache ist's, die er überträgt? „Wie kann ich," werdet ihr sagen, „das in dieser Entfernung von Zeit und Raum sehen?" Nun denn, so will ich's euch sagen, es ist eine Abschrift der LXX., oder der alten griechischen Uebersetzung der Bibel. Woher wissen Sie dieß? Jeder Vers seiner Uebersetzung sagt es uns. Denn da diese Uebersetzung von der hebräischen in ihren Lesarten sehr verschieden ist, so schließt sich auch die seinige an erstere an. Gut, dies ist eine sehr einfache Sache. Aber wir sehen, daß unser guter Mönch sich an seinen griechischen Text nicht sehr streng hält; denn er nimmt ihn jetzt und gleich darauf blickt er in ein anderes altes Buch oder vielmehr dreht sich nach ihm um. Es ist offenbar das hebräische Original, welches er, da es mit seiner Muttersprache näher verwandt ist, besser handhaben kann. Er benützt es deßhalb, wie ein anderer ein Wörterbuch. Wenn deßhalb ein hartes und unverständliches Wort im Griechischen vorkommt, setzt er geradezu das Hebräische in den Text, und dieses Gemengsel findet sich die ganze Uebersetzung hindurch. Er sagt uns, er habe sich durch keine

andere Uebersetzung, die aus dem Hebräischen schon vorher gemacht worden war, geholfen, sondern frei mit dem Original verkehrt. Wir haben dafür sehr interessante Beweise. Wir wollen ihn nun belauschen, während er den LXXVII. Psalm, Vers 74 (V. 69 im Hebr. und Griech.) übersetzt. Er hat zwei merkwürdige Abweichungen zwischen dem griechischen und hebräischen Text gefunden. Wir können davon leicht Rechenschaft geben, aber nur auf Einem Weg. Wenn wir annehmen, er habe sich in zwei kleinen Wörtern geirrt, indem er in dem einen ein beth für ein caph und im andern ein caph für ein beth (denn diese zwei hebräischen Buchstaben sind sehr ähnlich) setzte, so finden wir seine Lesart richtig. Der nemliche Vers enthält einen andern sicheren Beweis, der aber für unsern gegenwärtigen Zweck [1]) zu verwickelt ist.

Sehen wir nun, wie er in Verlegenheit kommt. Es ist zu Psalm XXXIX. (im Hebr.) Vers 9 (in d. LXX. V. 6) übergegangen und dort findet er beide Texte ganz unvereinbar. Ihr könnt ihn sehen, wie seine Hände auf seine Kniee niedergesunken sind, wie er mit seinem Körper vorwärts und rückwärts wankt, und sich mit Anstand den Bart streicht, wie es die Orientalen zu machen pflegen, wenn sie ihrem Verstande Elektrizität zu geben wünschen. Und nun hat ihn plötzlich ein klarer Gedanke erfaßt. Er weiß nicht, welche Lesart den Vorzug verdient und so setzt er denn beide her und gibt uns in seinem Werke eine doppelte Uebersetzung, aus dem Griechischen und Hebräischen! [2]) Nachdem er einmal diesen Ausweg gefunden hatte, nahm er in ähnlichen Schwierigkeiten wieder seine Zuflucht zu ihm: z. B. in Ps. XLV. (im Hebr.) Verse 13 und 14, wo er nns wieder beide Texte gibt. Dieser Psalm scheint ihn in große Verlegenheit gebracht zu haben; denn hie und da verläßt er, wie in einem Anfalle der Verzweiflung beide Texte, und gibt aufs Gerathewohl eine ganz unerklärliche Umschreibung seines eigenen. [3]) Für diese Schwierigkeiten findet er indessen ein anderes Mittel. Er steht auf und nimmt aus seiner Bibliothek oder vielmehr von seinem Bücherbrett, einen andern Band. Wie können wir das wissen? Sehr gut; denn wir sehen ihn von hier aus, als sähen wir ihm über die Achsel. Es ist dies die syrische Peshito-Uebersetzung. Er ist gerade an Ps. XCVII. (im Hebr.)

---

1) Siehe Note A am Ende dieses Aufsatzes. 2) Siehe Note B.
3) Siehe Note C.

und sieht bei jedem Vers in diese Uebersetzung und nimmt keinen Anstand, sich von ihr leiten zu lassen. Es trifft so merkwürdig zusammen, daß wir daran nicht zweifeln können. [1])

Der gute alte Uebersetzer hat sich wohl eingebildet, wie sehr er seine minder gelehrten Mitbrüder befriedigen und wie sie staunen werden, daß er im Griechischen so bewandert sei und es wie ein Athener lese; uns aber kann er nicht täuschen und wir kennen jedes Buch, das er benützt hat, als haben wir es mit eigenen Augen gesehen. Ja, wir können sogar bestimmen, welchem Lande die Abschrift des griechischen Textes angehörte, daß es der Text war, wie ihn Lucian verbesserte und daß es wahrscheinlich eine s. g. Hexaplar-Abschrift war.

Man kann uns noch weiter fragen, warum wir den Verfasser dieser Uebersetzung auf den Berg Libanon und nicht z. B. nach Chaldäa oder Egypten versetzen. Hier treffen innere Gründe zusammen, um uns zu bestimmen; die Uebersetzung aus dem Griechischen und die Kenntniß des Hebräischen gestatten uns nicht wohl, sie ersterem Lande zuzuschreiben, wo die griechische Sprache schon längst aufgehört hatte, bekannt zu sein, und das Hebräische vor dieser Uebersetzung nur wenig verbreitet war, während der Gebrauch der syrischen Uebersetzung, die man in Egypten nicht kannte und nicht benützte, uns nicht erlaubt, sie letzterem Lande zuzuschreiben. Aber in Syrien trifft Alles zusammen, was erforderlich ist, um den Charakter dieser Uebersetzung zu erläutern. [2])

All dies wird vielleicht zeigen, wie ein Mann, der viele Jahre auf die Vorkenntnisse zu diesen Studien verwendet und vielleicht auch günstige Gelegenheit gehabt hat, sie praktisch anzuwenden, Interesse und sogar Vergnügen an solchen Untersuchungen finden kann; welchen

---

1) Siehe Note D.

2) Was im Kontexte nur leichthin und oberflächlich gesagt ist, ist die wahre Geschichte dieser Uebersetzung. Die Verfasser der „Introductions to Scripture“ haben zur Genüge dargethan, daß sie aus der LXX. übersetzt wurde. Aber bei näherer Untersuchung einzelner Stellen sind wir zu der Ueberzeugung gekommen, daß die oben erwähnten Uebersetzungen mitgewirkt haben, um eine höchst unregelmäßige, ungleichartige und oft sonderbare Uebersetzung hervorzubringen. Wir haben hiefür genaue Beweise. (Dies könnte für eine anonyme Schrift genügen, der Verfasser dieses hat aber seine Pflicht gefühlt, einige dieser Beweise in Noten am Ende dieses Aufsatzes vorzulegen, obgleich sie bloß für biblische Kritiker von Interesse sein können.)

Einfluß aber kann dies auf seine höhere Auffassung des Wortes Gottes haben? Oder wir können sogar fragen, wenden diese Studien nicht natürlicherweise seine Gedanken von den besseren Studien der Anwendung und von dem Werthe der Vervollkommnung des Textes ab? Wir sagen entschieden: Nein. Es fällt uns ein Gleichniß ein, welches unsere Ansicht von der Sache besser als eine lange Auseinandersetzung deutlich machen wird. Wir wollen den Fall setzen, zwei Herren, die für architektonische Schönheit enthusiastisch eingenommen sind, besuchen eine ehrwürdige alte Kathedrale; und beide brechen, wie es bei solchen Leuten natürlich ist, in Begeisterung aus. Sie wetteifern mit einander in ihren Ausrufungen des Entzückens, sie preisen die harmonische Einheit, die richtigen Verhältnisse, die geschmackvollen Verzierungen, die riesenhaften Dimensionen, die Leichtigkeit des Oberbaus, die Festigkeit der Grundmauern. Chor, Schiff, Nebenschiff, Kreuzflügel, Pflaster und Wölbung sind genau abgemessen, ausgerechnet und in ein bestimmtes Verhältniß zu einander gebracht. Der Küster steht staunend da, denn diese Herren wissen offenbar mehr, als er, der doch die Kirche von innen und außen, als Mann und als Knabe seit sechs und dreißig Jahren kennt. Aber von den beiden Bewunderern hat offenbar der eine wieder eine eigene Geschicklichkeit vor dem andern voraus. Während der eine noch immer herumschweift, und die nemlichen Schönheiten wieder und wieder betrachtet, bleibt der andere auf Einem Platze stehen, und Schreibbuch und Stift in der Hand, zeichnet er vielleicht? Nein — er rechnet. Mitten in diesem wundervollen Baue hat er das Herz, an Cocker, an Bonnycastle zu denken, und sich in ein so niedriges Ding, wie Zahlen sind, zu vertiefen. Mit tiefem und umfassendem Blick hat er die ungeheuren Massen des Baues ausgemessen; er hat das Gewicht dieser ungeheuren Steinblöcke ausgemessen, die den Augen so leicht vorkommen, und eher Stalaktiten, die von der Decke einer Höhle herabhängen, als festen Steinen gleichen und kaum auf den schlanken, himmelanstrebenden Pfeilern zu ruhen scheinen. Er hat ausgerechnet, wie dieser Last die Tragkraft der Unterlage genau angepaßt ist, und welch' geschickte Verbindungen erforderlich sind, um eine solche Wirkung hervorzubringen. Noch mehr, er hat genau herausgebracht, welch' zusammengesetzte, wenn auch fehlerfreie Maschinerie nothwendig war, bevor die Hülfsmittel der modernen Mechanik entdeckt waren, um die ungeheure Kraft zu entwickeln, die erforderlich war, um diese Steinmassen in die Höhe

zu heben und sicher auf ihre Unterlage hoch in der Luft zu setzen. Wenn nun sein Freund, während er an ihm, wie er noch ganz in seine unpoetische Arbeit vertieft ist, vorübergeht, einen Blick voll Spott auf ihn wirft, wie wird er ihn erst ansehen, wenn er bemerkt, wie er in jedem Risse des Baues herumtappt und herumkrappelt, die Uebertünchung wegkrazt, den Fußboden und die Grabsteine abschabt? Und dadurch entdeckt er, aus welch' besondern Materialien das Gebäude aufgeführt ist. Diese Säule ist aus Marmor von Devonshire oder Westmoreland; dieses Gewölbe ist von Stein aus Caen; dieses Denkmal von Alabaster aus Tutbury; diese Platte von Granit aus Anglesey; diese gewürfelten Theile des Pflasters sind aus Italien; denn es ist Serpentinstein und Porphyr mit goldenen *smalti;* selbst die Hauptmauern sind aus Quadersandsteinen, die auf der Achse mindestens 20 Meilen weit herbeigeführt wurden.

Wir fragen nun, verliert oder gewinnt dieser Mann, der auf solche Art die Gesetze, nach welchen dieses Bauwerk zusammengesetzt ist und auf welchen seine Erhaltung beruht, und seine innere und verborgene Natur studirt und begreift, an wahrer, tiefer und ernster Bewunderung desselben und seiner wundervollen, architektonischen Ausführung? Wir nehmen keinen Anstand, zu behaupten, daß derjenige, der mit Sorgfalt und in katholischem Geiste das kritische Studium der heil. Schrift betreibt, eben so viel gewinnt. Denn was bezweckt er anders damit, als die Mittel zu entdecken, durch welche Gott das schöne Gebäude seiner Weisheit auf Erden aufgerichtet hat und fort und fort erhält. Es ist weiter nichts anders, als die Geschichte der Entwicklung seines göttlichen Wortes, wie sie von der Vorsehung bestimmt worden war. Wenn wir dieser Geschichte folgen, entdecken wir, durch welch wunderbare Kräfte der heil. Text trotz alles Wechsels der Zeiten, bewahrt wurde. Er ist in die verschiedenartigsten Sprachen, von den verschiedenartigsten Geistern und Talenten übertragen worden; die entgegengesetztesten Beweggründe, freundliche und feindliche, orthodoxe und häretische haben auf seine Zusammensetzung und Umarbeitung eingewirkt. Er ist in jedem Lande überarbeitet worden, von heiligen Schriftstellern, wie Beda und Alkuin sowohl, als von oberflächlichen, gedankenlosen, käuflichen Schmierern. Und so ging es von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; der Jude wollte die eine, der Arianer eine andere Lesart, und der Katholik strebte nach der wahren. Bloß ein genaues, kritisches Studium kann von diesen

verschiedenen Einwirkungen eine richtige Kenntniß verschaffen, indem die einen dahin abzuzwecken scheinen, den ganzen Text in ein unentwirrbares Netz zu verstricken, die andern ihn geradezu in ihr verkehrtes System einzuzwängen suchen. So sicher wie die Dampfmaschine und die hydraulische Presse, die Ponton's und die vielen Kapestane mit ihren Schiffsleuten zuletzt die Schiffsbrücke in ihre rechte Lage bringen und sie dort fest machen, weil sie, wenn es dem bloßen Zuschauer auch scheint, als ziehen sie dieselbe nach verschiedenen und entgegengesetzten Richtungen auseinander, dennoch alle unter der Leitung Eines Geistes stehen, eben so erscheinen dem frommen Gelehrten die vielen einander scheinbar widerstreitenden Einwirkungen auf den Text des alten und neuen Testaments durch eine weise und unsichtbare Leitung beherrscht und scheinen dazu zu dienen, um der heiligen Schrift ihren erhabenen Standpunkt in der Kirche, dieser heiligen und ehrwürdigen Bewahrerin der göttlichen Gnaden, zu verschaffen und zu erhalten. Gerade die widerstreitenden Interessen, die Eifersucht, die Kämpfe des Irrthums gegen Irrthum, so wie gegen Wahrheit, Alles fördert den einen großen Zweck. Und sicher ist das Studium, durch das ein Katholik in die Worte und den Sinn der heil. Schriften eindringt, eine Huldigung der Ehrfurcht und der Liebe, die er dem großen Baumeister, der sie als Material zu jenem seinem Gebäude benützt hat, darbringt. Diejenigen, welche das Heiligthum Gottes lieben, lieben die Steine desselben, auch wenn sie getrennt sind.[1]) Und dieses Studium, welches unsere Aufmerksamkeit auf das Material, aus welchem das heil. Buch zusammengesetzt wurde, lenkt und uns veranlaßt, seinen Ursprung, die Genauigkeit seiner Form, die Richtigkeit seiner Stellung zu untersuchen; welches uns befähigt, die Schätze und die interessanten Fragmente der verschiedenen Alter und Länder zu sehen, die weit hergeholt, und dem Werke angepaßt wurden und jetzt zu seiner Festigkeit beitragen, welches in der Rohheit oder Eleganz der Zusammenstellung uns eben sowohl die Geschicklichkeit und die Absicht des Urhebers erkennen läßt, als auch Beweismittel für die Wahrheit und Aechtheit an die Hand liefert — dieses Studium muß gewiß unsere Verehrung und Liebe zu demjenigen, anstatt vermindern, vergrößern, der sich herabgewürdigt hat, zu dem Menschen in der Sprache des Menschen zu sprechen, und sein geschriebenes, wie ehedem sein

1) Ps. CI., 15.

lebendiges Wort der Bewunderung, Prüfung, ja sogar der Bestrafung der Menschen unterwirft. Wir würden noch länger fortfahren, dürften wir annehmen, daß wir nicht bloß bei den Gelehrten Glauben finden. Wir wollen indessen diese ermüdende Abschweifung damit schließen, daß wir bloß ein einziges Beispiel anführen, nemlich eine Stelle aus dem heil. Matthäus (XXVII., 17), wo die furchtbare Wichtigkeit des Vorschlags, der dort gemacht wird, für einen, der mit den kritischen Studien des Textes nicht bekannt ist, unaussprechlich vergrößert wird. [1])

Die meisten Schriftsteller, welche über die Parabeln unseres Heilandes geschrieben haben, haben damit seine Wunder verbunden. Eine beträchtliche Anzahl von Schriften behandelt Beides und der Grund ist leicht einzusehen. Die Wunder unseres Herrn können in dreifacher Hinsicht betrachtet werden.

1) Einfach als Wunder oder wunderbare Werke, die bestimmt sind, seiner Lehre eine überwältigende Autorität zu verleihen und seine himmlische Sendung und seine göttliche Natur zu beweisen. Deßhalb beruft er sich wiederholt darauf, um seine Ansprüche auf geneigte Ohren und Glauben zu beweisen. [2]) In dieser Auffassung dienen seine Wunder zugleich als Beweismittel des Christenthums, und in diesem Zweige der Theologie ist der Charakter, die Wirklichkeit und die Beweiskraft dieser Wunder gehörig berücksichtigt und gerechtfertigt.

2) Als Werke der Gnade. Er, den Mitleid mit dem gefallenen Menschen vom Himmel auf die Erde herabgezogen hat, und der gekommen ist, um ihn von Sünde und Tod aufzuwecken, konnte keinen andern Wunsch haben, als seine Leiden, welche die Folgen der Ersteren und die Ursachen des Letzteren waren, ihm zu erleichtern. Er besaß hiezu die Macht, während er ein Leben gewählt hatte, das ihn der Mittel, auf gewöhnlichem Wege wohlzuthun, beraubte. Durch die

---

1) Diese Anspielung wird vielleicht nicht recht verstanden, ich will sie deßhalb erläutern. Aus alten Handschriften und anderen Quellen geht hervor, daß Barnabas den nemlichen Namen hatte, wie er, mit dem er hier gottloserweise verglichen wird; ein Name, der in jener Zeit nicht ungewöhnlich war, aber jetzt nur noch mit tiefer Ehrfurcht und zarter Liebe ausgesprochen wird. In Folge dieser Gefühle hat sich der Vorname des Räubers aus dem Texte verloren, der, wenn er darin stünde, uns Schauer erregen würde. Die Bezeichnung unseres Herrn von Pilatus durch: „den man nennt" u. s. w. wird dadurch natürlicher.

2) Matth. XI, 20. 24.; XII, 41.; Mark. IV, 40.; Luk. IV, 36.; VII, 16.; Joh. II, 23.; V, 36.; VII, 31.; X, 25, 38.; XII, 37.; XIV, 12.; XV, 24.

Ausübung seiner Macht indessen gab er uns ein Beispiel, wie wir unsere Pflichten gegen die Armen erfüllen sollen. Er konnte ihnen kein Geld geben, um sich in ihrer Krankheit Brod zu kaufen, aber er gab ihnen Gesundheit und Kraft, um es zu verdienen. Auch der heil. Petrus sah die Macht, Wunder zu wirken, in diesem Sinne an: „Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und gehe." [1]) Wo andere Silber gaben, gab er Gesundheit; wo andere Gold austheilten, wirkte er ein Wunder. Die Juden betrachteten die Wunder unseres Herrn aus diesem Gesichtspunkt; sie bewunderten dieselben nicht bloß als Zeichen einer großen Macht, sondern sie achteten sie auch als Beweise einer unbegrenzten Güte. Sie würden ihn statt geliebt, gefürchtet haben, wären seine Handlungen bloß aus seiner Macht hervorgegangen; hätte der entblätterte Feigenbaum oder die Schweinsheerde von Gerasenes allein seine Größe [2]) bewiesen, sie würden nie ausgerufen haben: „Er hat doch Alles gut gemacht; dem Gehörlosen gibt er das Gehör und dem Sprachlosen die Sprache." [3])

3) Es ist leicht einzusehen, daß die Wunder Christi gerade unter diesen zwei Gesichtspunkten mächtige Hebel seiner Lehre waren. Der erstere erregte bei ernst gesinnten Zuhörern tiefes Nachdenken, der zweite verschaffte ihm bei den lebhafteren willige Ohren. Der eine überzeugte, der andere überredete. Nach den Regeln der Rhetorik dienten sie dazu „reddere auditores *attentos et benevolos*." Die dritte Art, diese großen Werke zu betrachten, diejenige, von der wir jetzt sprechen wollen, machte seine Zuhörer dociles oder gelehrig; denn wir müssen von ihnen als von wichtigen und wahren Lehren handeln.

Wir nehmen als ausgemacht an, daß jeder Katholik wenigstens in dieser Art, die heil. Schrift in Beziehung auf die Wunder unseres Heilands, zu lesen unterrichtet ist. Er hat Kommentare über diese in Handlungen und nicht in Worte eingekleidete Lehren gelesen und gehört. „Dominus ac Redemptor noster, per Evangelium suum aliquando verbis, aliquando rebus loquitur." [4])

Es ist nichts Neues, daß der gereinigte Aussätzige den Sünder vorstellt, dem seine Sünden vergeben sind, und daß das Boot, welches von dem darin befindlichen Christus aus den Wellen gerettet

1) Apostelgesch. III., 6. 2) Matth. XXI., 19.; Luk. VIII., 32.
3) Mark. VII, 37. 4) St. Gregor. Hom. 32 in Evang.

wird, die Kirche bedeutet. Und wenn der Aussätzige zum Priester geschickt wird, so sieht der Katholik natürlich auch die Bedeutung des priesterlichen Amtes bei dem analogen Falle. Wir dürfen deßhalb annehmen, daß die Wunder unseres Heilandes eine Lehre enthalten und einige eine sehr wichtige.

In der Abhandlung über die Parabeln haben wir, glauben wir, nicht ohne Erfolg gezeigt, daß sie einen besonderen Theil seiner Lehre bilden, indem sie den Prophezeiungen des alten Testaments entsprechen, und die Grundsätze, die Geschichte, die Entwicklungen und die Handlungen der Kirche enthalten. Können wir in den Wundern unseres Heilandes hiezu ein Gegenstück finden? Diese wollen wir jetzt untersuchen. Wenn das, was in seinem mündlichen Vortrage unverständlich war, sich auf die Zukunft bezog, so darf man dies noch mehr von dem annehmen, was in seinen Handlungen unverständlich war. Die Analogie zwischen einer durch Worte und einer durch Handlungen anschaulich gemachten Parabel liegt auf flacher Hand, und ein Wunder, das neben seinem unmittelbaren und zufälligen Zwecke noch eine Lehre enthält, ist in jeder Hinsicht eine Parabel, mehr als die symbolischen Handlungen des Ezechiel und Oseas. Z. B. wenn Christus seinen Jüngern befiehlt, ihre Netze auszuwerfen, und wenn sie nun, obgleich sie in den vorhergehenden Nächten nichts gefangen hatten, das Netz wegen der Menge der Fische kaum heraufziehen können, [1]) so sehen wir darin, eine wie passende Vorbedeutung dies ist, daß sie, wenn sie einmal „Menschenfischer“ [2]) geworden sind, eine solche Menge in ihr Netz bekommen werden, was in anderen mündlichen Gleichnissen die Kirche [3]) versinnbildlicht, ohne daß die Menge das Netz zerreißt, [4]) d. h. ohne daß die religiöse Einheit gestört wird, und wie dieß nicht durch menschliche Macht so kommen wird, sondern auf göttlichen Befehl und durch die Einwirkung der Gnade. Denn ehe ihnen der Befehl ertheilt worden war, hinzugehen und zu predigen, hatten sie sich umsonst beeifert. Dies ist nun Alles sehr schön darin enthalten, nicht bloß, weil ein Theil dem andern entspricht, sondern weil sie ganz auf einander passen, auf jeder Seite ein Wunder, jedes in Wirklichkeit vorhanden, keines figürlich. Der Befehl Gottes ist in beiden gleich nothwendig, und der Fischzug ist so wunderbar,

1) Joh. XXI, 6. 2) Matth. IV, 19.
3) Matth. XIII, 47. 4) Joh. XXI, 11.

wie der Menschenzug im apostolischen Netze. Auf der andern Seite stehen das Abschneiden und Verbrennen der Haare,[1]) das Verschwinden durch die Wand,[2]) das Liegen auf der rechten oder linken Seite[3]) bei Ezechiel, oder die Heirathen bei Oseas[4]) in keinem Verhältniß zu der fürchterlichen Machtentwicklung, welche sie vorstellen. Sie sind mehr menschliche Handlungen, veredelt als Ausflüsse eines göttlichen Verstandes, während, wie wir bemerkt haben, im Evangelium das Wunder auf der einen Seite so groß ist, als auf der andern. Zu gleicher Zeit darf man nicht vergessen, daß das eine Wunder unmittelbar, bestimmt und klar zu sehen war, während das andere allmählig und unbestimmt vor sich ging und nur durch Schlußfolgerungen verstanden werden konnte. Denn Niemand zweifelt daran, daß die Fortpflanzung des Christenthums durch die zwölf Fischer aus Galiläa ein göttliches und übernatürliches Werk war. Aber während es vor sich ging, konnte es nicht in dem Lichte erscheinen, in dem wir, die wir zurückblicken können, es sehen; dagegen fährt die Kirche noch heutigen Tags fort, ihr Netz auszuwerfen und ihren reichlichen Fang in der Barke des Petrus niederzulegen.

Wir wollen nun aus der Erläuterung, die wir gegeben haben, einige Hauptgrundsätze ableiten, welche uns allmählig unserem Ziele näher bringen werden.

1) Wenn man annimmt, die Analogie zwischen den Parabeln und Wundern entspreche der Analogie zwischen den Prophezeiungen durch Worte und denen durch Handlungen im alten Testamente, und beide haben einen gemeinsamen Zweck und ein gemeinsames Ziel, so wird uns das gewählte Beispiel noch zu einer weiteren Annahme führen, nemlich zu der, daß die wunderbare Lehre, die unser Herr durch Handlungen gegeben hat, in dem, was er mündlich lehrte, sich wieder finden muß. Wenn in den Propheten die menschliche Handlung zur Versinnlichung des Wirkens Gottes dient, so kann die Ordnung nicht verkehrt werden bei den Handlungen des menschgewordenen Gottes und er kann nicht etwas geringeres beschreiben oder versinnbildlichen als sich selbst. Wunder kann bloß Wunder vorhersagen, vorbilden oder verbürgen. Ja wir behaupten noch mehr. Das Wunder, das als Vorbild dient, kann nicht größer sein, als seine Erfüllung; die letztere muß größer sein. Der Auszug Israels aus Egypten war eine

---

1) Ezech. V. 2) XII, 5. 3) IV. 4) Ose. I, III.

göttliche wunderbare That; die Wunder von Aarons Stab, das Aufthürmen der Wogen, das Versinken von Pharao's Heer in den Abgründen, die Plünderung Egyptens, dieses große Werk, dessen Grundstein das geheimnißvolle Osterfest war, sind wohl würdig, daß man es vollständig betrachtet. All' jenes waren Vorbilder; und als die Erfüllung kam, kam sie mit so überragender Größe und so erhabenen Erfolgen, und bewies dadurch, daß nur Gott sein eigenes Werk übertreffen kann, und es, so groß es auch sein mag, übertreffen muß, sobald es das Vorbild einer andern Einrichtung ist.

2) Aus diesem zweiten Beispiele haben wir ein anderes Resultat gewonnen, was jedoch auch aus dem ersten hervorgehen kann. In beiden finden wir, daß, während die Erfüllung weit erhabener ist, als das Vorbild, doch das Wunder in letzterem größer zu sein scheint. Oder drücken wir uns besser so aus; die Erfüllung geschieht im Gebiete der Gnade und das Vorbild ist in dem der Natur. Die Befreiung der Menschheit aus der Macht des Satans auf dem Kalvarienberge war ein größeres Wunder, als die Befreiung Israels aus der Knechtschaft in Egypten; und doch konnte jenes nicht wie dieses mit den Augen gesehen, mit dem Herzen gefühlt werden. Die Bekehrung der heidnischen Welt war ein größeres Wunder, als der Fang von 135 Fischen; aber die Bekehrung war ein innerlicher, geistiger Akt. Wenn die Wunder unseres Herrn als Vorbilder belehren, so müssen wir erwarten, daß sie andere Akte in der Kirche vorbilden, die nicht bloß ihnen gleich kommen, sondern sie an Wunderbarkeit und Erhabenheit übertreffen; und diese können und werden auch wahrscheinlich unsichtbar sein und dem geistigen Leben angehören.

Wir könnten diese Vergleichung noch weiter bis in's Einzelne fortführen. Das Essen des Manna bedeutet die geistige Nahrung im heil. Abendmahl; [1]) das Trinken aus dem Felsen die Erquickung, die von Christus ausströmt; [2]) die Aufstellung der ehernen Schlange, um den Biß giftiger Schlangen zu heilen, bedeutet die Erhöhung des Kreuzes mit seiner kostbaren Last, um den schmerzhaften Biß der höllischen Schlange zu heilen; [3]) Jonas im Bauche des Fisches und nachher an's Land ausgespieen, bedeutet die Auferstehung unseres Herrn. [4]) Das vorgebildete Ereigniß war in jeder Beziehung viel edler und erhabener, und im Innern viel großartiger und wunderbarer, als sein

---

1) Joh. VI. 2) 1. Kor. X, 4. 3) Joh. III, 14. 4) Matth. XII, 40.

Vorbild; aber dies erscheint den Augen nicht so, und sie halten das geringere Vorbild für wunderbarer. Wir müssen dies immer im Auge behalten.

Die christliche Offenbarung öffnet auf wunderbare Weise den Menschen eine zweite Welt, deren Anblick den Heiden gänzlich entzogen war, und wovon die besseren Juden bloß einen blassen Schimmer erblickten. Der neue, auf diese Art geoffenbarte Himmel und die Erde zeigten auch den Menschen in einem anderen Zustande, ein geistiges Leben mit seinen Gesetzen, seinen Gewohnheiten, seinem Guten und Bösen, seinem Anfang und Fortschritt, ja mit seiner Speise, seinen organischen Wirkungen, seinen Leiden und Heilmitteln, sogar mit seinem Tode, der jedoch keine völlige Vernichtung ist. Die Seele, dieses in der jüdischen Theologie so unbestimmte Wesen, ist mit dem Christenthume in die Wirklichkeit eingetreten, so daß der Christ sie im Geiste individualisiren und in Gedanken von seinem eigenen Selbst trennen kann. Der Christ kann von der Schwäche seiner Seele sprechen, während sein Körper stark ist, von ihrer Stärke, während er selbst schwach ist; sie kann ruhig und in Frieden sein, während er äußerlich mit den Stürmen des Lebens zu ringen hat — die Seele kann, wie Jesus, in der Barke, die auf den Wellen herumgetrieben wurde, ruhig schlafen. Er kann diese Seele sättigen, während sein Körper hungert, er kann sie kleiden, während sein Körper nackt ist. Sie kann sich gen Himmel schwingen, während ihre sterbliche Hülle auf der Erde bleibt und erreicht ihren Zweck, wenn der Körper zu Grunde geht. All dies erfordert ein System, welches zu den „geistigen Dingen", die einem katholischen Munde so geläufig sind, paßt. Die Gnade ist die Sphäre, in welcher dieses geistige Leben seinen Platz hat; sie ist sein Princip, sein Athem; die Seele der Seele, die Nahrung, die Kleidung, die belebende Kraft, der Grund ihres Wachsthums; sie ist die leitende, ordnende und vervollkommende Kraft dieser unsichtbaren Oeconomie. Ein Katholik versteht und begreift all dies, als durchschaute er es. Aber im Sinne des Evangeliums ist diese geistige Ordnung unendlich höher und edler als die, welche den Körper und seine natürlichen Zustände beherrscht. Die Seele zu heilen ist eine unendlich größere That und ein größeres Wunder, als die Heilung des Körpers, und so ist die Erweckung einer Seele vom Tode viel wunderbarer, als die eines Leichnams.

So besteht denn zwischen dem sichtbaren und unsichtbaren Leben

in Bezug auf Sein und Wirkungen eine Wechselbeziehung; beide haben gleiche Realität. Die Wunder unseres Heilandes können, wenn sie andere Handlungen versinnlichen, in diesem geistigen Staate ihre genauesten Gegenstücke finden, die ebenso wahr und wunderbar und von weit erhabenerer Natur sind.

So lange der Mensch nicht ganz in das geistige Leben eingegangen ist, sondern noch als zusammengesetztes Wesen auf der Erde weilt, muß natürlich auch die Anleitung zu diesem geistigen Leben diesem niedrigeren Zustande Rechnung tragen und an die Erde sich halten. Der Regen steigt zuerst von der Erde auf, dann fällt er wieder auf sie zurück, und quillt dann in kühnen Sprüngen aus dem Springbrunnen oder wählt sich ruhig einen Bach oder einen Fluß, um seine befruchtende Kraft zu zeigen. Und so ward die Gnade zuerst auf der Erde erzeugt durch die Verdienste und den Tod des Heiligsten, dann stieg sie in ihre unermeßliche Schatzkammer im Himmel auf, und von da stieg sie auf den reichen Boden der Kirche nieder und ist unter ihre verschiedenen Aemter und Einrichtungen in endlos schönen Formen vertheilt. Die sakramentalische Wirkung der Gnade, die bloß ein Katholik begreifen und verstehen kann, wird allen Bedingungen, die zur Lösung unseres Problems nöthig sind, vollständig entsprechen. Das Sakrament gehört in die höhere Sphäre des geistigen Lebens; es ist in seiner unsichtbaren Wirksamkeit übernatürlich, wie das Wunder in seinem sichtbaren Erfolg; es ist wirklich; es ist ein so vollkommenes Gegenstück, daß es jenes vollständig erfüllen, und steht zugleich so weit über ihm, daß es dasselbe würdig erfüllen kann. Und dies glauben wir, ist die wahre Lehre der gesammten Wunder unseres Heilands, wie sie uns von seinen Jüngern aufbewahrt sind. Wie in den Parabeln die dogmatischen und moralischen Grundsätze die in der Kirche sich entwickeln sollten, enthalten sind, so zeigen die Wunder die übernatürlichen, und in Wahrheit wunderbaren Wirkungen ihres praktischen Wirkungskreises. Die einen sagen uns, was die Kirche sein und sprechen, die andern, was sie thun soll.

Wir müssen nun das Evangelium selbst aufschlagen, um die Grundlage für diesen Gesichtspunkt zu gewinnen.

Unser gebenedeiter Heiland sagt zu seinen Schülern, wie er vor seinem Leiden allein mit ihnen ist: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird auch die Werke thun, die ich thue; ja,

noch größere wird er thun, als diese." [1]) Daß die Kraft Wunder zu wirken, welche im ersten Theil der Stelle erwähnt wird, nicht allen Gläubigen ohne Unterschied verliehen wurde, ist klar. Der heil. Paulus bezeugt, daß sie den ersten Christen in verschiedener Weise verliehen wurde; [2]) nur darf man auch hier nicht annehmen, jeder einfache Gläubiger sei ein Thaumaturgus gewesen. Es wird namentlich vom heil. Stephanus berichtet, er war „voll Gnade und Kraft, that große Wunder und Zeichen unter dem Volke," [3]) als ob diese Gabe etwas ganz Besonderes gewesen wäre. Aber bei den Aposteln und Jüngern war die Gabe, alle Wunder zu thun, sogar die nemlichen, die Christus selbst gethan hatte, ein Theil ihrer Sendung, die allen verliehen ward und der Uebernahme ihres geistlichen oder priesterlichen Amtes vorausging. „Gehet hin, prediget und saget: Das Himmelreich ist nahe. Heilet die Kranken, erwecket die Todten, machet die Aussätzigen rein, treibet böse Geister aus." [4]) An einer andern Stelle wird den zwei und siebenzig Jüngern die nemliche Gewalt verliehen mit den Worten: „Heilet die Kranken . . . . und verkündiget ihnen: das Reich Gottes hat sich euch genahet." [5]) Es scheint unmöglich, dem ersten dieser Aufträge noch etwas beizufügen. Die vier dort aufgezählten, durch Wunder bewirkten Wohlthaten enthalten Alles, was unser Heiland gethan hat, sogar die Erweckung der Todten. Und war es möglich, diese Ausübung der wunderwirkenden Gewalt weiter auszudehnen? Welch größere Wunderwerke konnten kraft seines Versprechens noch ausgeführt werden? Was kann über die Erweckung des Lazarus gehen? Jene Worte dürfen also nicht in diesem Sinne genommen werden. Die einzige vernünftige Art, sie zu erklären, ist die, daß Werke von gleicher Macht, die aber einer höhern Ordnung angehören, von seinen gläubigen Nachfolgern, deren Vertreter die Apostel sind, werden gethan werden. Wir werden diese Auslegung um so mehr gelten lassen müssen, als sich an anderen Orten die nemliche Sprache findet. Z. B. — „Jeder, der meinetwegen Haus, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Weib, Kinder und Aecker verläßt, wird es hundertfach wieder erhalten und das ewige Leben erben." [6]) Es ist klar, daß die hundertfache Wiedervergeltung sich nicht auf das künftige Leben bezieht, von dem sie ausdrücklich un-

1) Joh XIV, 12. 2) 1. Cor. XII, 11. 3) Apostgesch. VI, 8.
4) Matth. X, 8; Luk. IX, 1. 5) Luk. X, 9. 6) Matth. XIX, 29.

terschieden wird, sondern auf eine Belohnung in diesem Leben. Aber er meint geistige Gaben, die größer sind, weil sie einer höhern Ordnung angehören, und die Seele, nicht den Körper betreffen. Es hat gewiß noch nie einer, außer etwa ein und der andere fleischlichgesinnte Gläubige an ein tausendjähriges Reich, sich eingebildet, das Versprechen beziehe sich wirklich auf die Vermehrung irdischer Güter. Es ist kein Zweifel, daß die größeren Dinge, welche versprochen werden, nicht so einnehmend für die Sinne, nicht so werthvoll für den sinnlichen Menschen in seiner gefallenen Natur und mit seinen beschränkten Fähigkeiten sind, als es die derberen und materielleren, wenn auch niedrigeren sind. In gleicher Art können wir vernünftigerweise schließen, daß die Dinge, welche größer sind, als Christi sichtbare Wunder, und die von den Gläubigen vollbracht werden sollen, zu beziehen sind auf jene Werke der Gewalt, welche das Priesterthum der Kirche in Vollzug setzt in der geistigen Ordnung ihrer Thätigkeit, und dies vermittelt uns mit Einem Male den Begriff ihrer sakramentalen Kraft.[1])

Nach dieser Theorie erklärt sich der Katholik leicht die Auswahl, die unter den unzähligen von Christus bewirkten Wundern gemacht wurde. Wenn der heil. Johannes am Schlusse seines Evangeliums uns zweimal berichtet: „Noch viele andere Wunder that Jesus vor seinen Schülern, die in diesem Buche nicht geschrieben sind,“ [2]) und „die Welt würde die Bücher, die zu schreiben wären, nicht fassen,“ wenn man Alles erzählen wollte, was er gethan hat; [3]) so müssen wir daraus schließen, daß die aufgezeichneten Wunder deßwegen aus der ungeheuern Menge ausgewählt wurden, weil sie für uns hauptsächlich wichtig sind. Deßhalb sagt uns auch der heil. Johannes, welcher Hauptgrundsatz ihn bei seiner Auswahl leitete, und dies stimmt genau mit dem überein, was wir in unserer Abhandlung über die Parabeln von seinem Evangelium gesagt haben. Nach der ersten der zwei Stellen fährt er fort: „Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sei.“ [4]) Mit andern Worten,

1) Der heil. Gregorius unter andern schreibt über die Macht, Wunder zu wirken, die unser Herr seinen Jüngern verlieh, Folgendes: — „Habemus de his signis atque virtutibus quae adhuc subtilius considerare debeamus. Sancta quippe Ecclesia quotidie spiritualiter facit, quod tunc per Apostolos corporaliter faciebat. . . . . . *Quae nimirum miracula tanto majora sunt, quanto spiritualia: tanto majora sunt, quanto per haec non corpora, sed animae suscitantur.*“ — Hom. XXIX. in Evang.)

2) Joh. XX, 30. 3) XXI, 25. 4) Joh. XX, 31.

der heil. Johannes wählte diese Wunder in der Absicht, die Göttlichkeit unseres Heilands gegenüber der in der ersten Kirche entstandenen Ketzereien darzuthun. Wie er in Folge davon weniger Parabeln anführt, so erzählt er auch weniger Wunder. Diejenigen aber, welche er erzählt, beschreibt er bis ins kleinste Detail und so überzeugend, daß sie nicht nur höchst interessant sind, sondern auch seine Absicht deutlich zu erkennen geben. Das bemerkenswertheste Beispiel ist die Heilung des blinden Mannes in seinem neunten Kapitel. Bei jedem Durchlesen dieser herrlichen Erzählung werden wir von neuer Bewunderung hingerissen. Die Prüfung der Beweise und die Kreuzfragen sind Meisterstücke einer gerichtlichen Untersuchung. Die Erweckung des Lazarus ist ein anderes Beispiel einer ins Einzelne gehenden Erzählung, [1]) und ist darauf berechnet, zu zeigen, wie genau das Wunder von seinen Gegnern geprüft wurde, und wie leicht es gewesen sein würde, es zu bestreiten oder abzuleugnen, hätte sich auch nur ein Gebrechen in dessen entscheidenden Momenten vorgefunden. Noch ein anderes Wunder, das der heil. Johannes erzählt, ist merkwürdig, weil es, wie dieses einen Punkt berührt, auf den unser Herr mehr einzelne Wunder als auf irgend einen andern berechnet zu haben scheint, nemlich die Widerlegung des jüdischen Aberglaubens in Betreff des Sabbat's. Der heil. Johannes erzählt noch eine andere Heilung, die zu diesem Zwecke am Sabbat vorgenommen wurde, aus welcher Veranlassung unser Erlöser gegen die Pharisäer in Betreff desselben eifert. Dies war die Heilung des Lahmen an dem Teiche Bethesda im fünften Kapitel, worauf er sich im siebenten Kapitel wieder bezieht und sich vertheidigt. [2]) Wenn wir betrachten, daß das Recht, welches unser Herr über die göttliche Einsetzung des Sabbat's, wie sie von den Juden angesehen wurde, beanspruchte, ein deutlicher Beweis dafür war, daß er sich im Besitze einer göttlichen Macht wußte, so können wir leicht begreifen, warum der heil. Johannes so gut, wie die andern Evangelisten, Wunder ausgewählt hat, in welchen dieses gesetzgeberische Vorrecht ausgeübt wird. Da wir einmal bei diesem Gegenstande sind, so wollen wir noch die Bemerkung beifügen, daß sich bei den andern Evangelisten eine ähnliche Auswahl der Wunder findet, nicht bloß um die wichtige Wahrheit im Allgemeinen hinzustellen, daß der „Sohn des Menschen zugleich Herr über den Sabbat ist,“ [3]) sondern wie er alle seine Macht auf seine Apostel überträgt und sie aussendet, wie ihn sein Vater

1) XI. 2) VII, 21—23. 3) Matth. XII, 8. Mark. II, 28.

ausgesendet hat, um zu zeigen, warum sie berechtigt sind, diese Herrschaft auszuüben.

Die Wunder, welche aufgeführt werden, um diese Wahrheit zu beweisen, sind: die Heilung der starren Hand in der Synagoge,[1] die Heilung der kranken Frau,[2] und die des Wassersüchtigen.[3] Es wird noch bemerkenswerth sein, daß diese drei Wunder, und die zwei letzten ausschließlich vom heiligen Lukas angeführt werden, dessen Evangelium, wie wir in unserm vorigen Aufsatze gesehen haben, hauptsächlich auf die Gestaltung der Kirche berechnet ist, welche bereits über die Nothwendigkeit einer ausschließlichen Beweisführung gegen die Juden (der eigenthümlichen Absicht des heil. Matthäus) hinausgekommen, in praktischer Tugend und Gottähnlichkeit begründet ist. Die Regeln, wie der christliche Sabbat zu feiern ist, sind so gut, als das Recht der Kirche, den christlichen Sabbat festzusetzen, darin niedergelegt.

Um auf das Evangelium des heiligen Johannes zurückzukommen, von dem wir etwas abgeschweift sind, mag es noch erwähnenswerth sein, daß außer den bereits erwähnten Wundern der Geschichte des Lazarus, des blinden Mannes und des presthaften Kranken von Bethesda, vor der Auferstehung nur noch zwei von ihm erwähnt werden, welche, da sie die göttliche Macht Christi vornehmlich verkünden sollen, für den Gesichtspunkt, von dem aus wir seine Wunder auffassen, höchst wichtig sind.

Wie der heilige Johannes, so wählten auch die übrigen Evangelisten ihre Wunder aus der unzähligen Menge der Thaten Christi aus. Sie alle versichern uns, er habe jede Art von Krankheiten geheilt,[4] und dennoch ist ersichtlich, daß sie stets bei einigen sonderheitlich verweilen, und zwar bei solchen Thaten, auf welche unser Herr selbst stets den Nachdruck legte. Und so werden wir finden, daß sie sowohl in ihrem inneren Wesen, als in den sie begleitenden Umständen, das lebendigste Bild der sakramentalischen Institutionen in der Kirche sind. Wir wollen jede einzeln betrachten. —

1. Die Taufe. — Die auffallendste Wirkung der Bekehrung war in den ersten Zeiten der Kirche, die Zulassung zu einer neuen und wunderbaren Kenntniß der religiösen Wahrheit. Die Reinigung von der Erbsünde wird als die direkte Gnadenwirkung des Sakraments angesehen; aber die auffallende Wirkung und die Frucht der Gnade sollte die Einweihung in die Schönheiten der christlichen Geheimnisse, und die

---

1) Mark. III, 2. Luk. VI, 6. 2) Luk. XIII, 11.
3) Luk. XIV, 4. 4) Matth. IV, 23.; XV, 30.; Mark. I, 32.; Luk. VII, 21.

daraus hervorgehende Theilnahme an dem weiten Gebiete erhabener religiöser Gedanken sein. Welch eine Flamme geistiger Erleuchtung wird in der Seele eines gut gesinnten Heiden, der bisher in dem Dunkel völliger Unwissenheit, oder in dem Zwielichte einer bestrittenen Philosophie herumirrte, aufgeblitzt sein, wenn die christliche Lehre vom Ursprung, vom Fall nnd der Erlösung des Menschen ihm zuerst mitgetheilt wurde? Welch' eine erhabene, ruhige und liebliche Klarheit mochte sich über den moralischen Himmel ausbreiten, wenn ihm die Grundsätze von der Liebe zu Gott und den Menschen und das glänzende System der christlichen Tugenden vollständig klar gemacht wurden. Wenn Männern von Gelehrsamkeit, Tiefsinn und überragendem Talente, wie Brownson oder Stolberg, der Uebertritt von einem falschen zum wahren Christenthum wie ein Uebergang von Finsterniß in Licht däuchte, wenn ihnen ihr früheres Wissen wie kindische Vorstellungen erschien im Vergleich mit der Reinheit und der Pracht des geistigen Lichtes, welches ihnen aufging, und von seinem belebenden Mittelpunkte aus alle anderen Kreise des Wissens erhellte und mit seinen warmen Strahlen erleuchtete; welcher Lichtstrahl muß in das Herz eines Dionysius gefallen sein, als er von den Lippen des heiligen Paulus die erhabenen Lehren hörte, welche alle Weisheit des athenischen Rathes in Schatten stellten? „Ihre Ohren haben sich geöffnet; — sie seien von der Finsterniß zum Lichte gekommen; — jetzt sehen sie erst recht;" — dies werden die natürlichsten Ausdrücke sein, welcher sie sich bedienen können, um den geistigen Wechsel, der in ihnen vorgegangen ist, zu beschreiben. Um was anders wird ein moralischer, heidnischer Denker, der zum Christenthum hingezogen wird, natürlicherweise bitten, als darum: „Domine ut videam?" — „Herr, daß ich sehend werde?" [1]) Daher wird jeder, der einigermaßen im neuen Testament bewandert ist, sich erinnern, daß „Finsterniß" in demselben den Zustand des Menschen, ehe er Christ wird, bezeichnet, und „Licht" den Zustand derjenigen, die sich bekehrt haben.

Aber der geistige Zustand der Menschen war nicht bloß der der Finsterniß und Blindheit; er glich mehr dem einer völligen Hülflosigkeit. Wenn ihm auch sein schwacher Strahl sittlichen Lichtes den rechten Weg zeigte, so hatte er doch nicht die Kraft ihm zu folgen.

„Video meliora proboque,
Deteriora sequor,"

1) Luk. XVIII, 35.; Matth. XX, 33.; Mark. X, 51.

war ein treues Gemälde ihres Seelenzustandes in Beziehung auf das sittlich Gute. Es war keine Kraft, keine Energie im Willen; es war nichts da, was zum Guten anregte, und was schlimmer als Alles war, es fehlte das Bewußtsein und die Hoffnung auf die Einwirkung einer übernatürlichen Gnade. Wenn dagegen der Christ sich plötzlich fähig fühlt, nicht bloß das Naturgesetz zu erfüllen, sondern sich den schwierigsten Geboten zu unterziehen; wenn er in sich den Muth und die Kraft fühlt, Leiden und den Tod für Christus zu erdulden; wenn er sieht, wie seine zarte Tochter um ihr eigenes Haupt die Lilie und die Rose freudig zu einer doppelten Krone der Jungfrauschaft und des Märtyrerthums schlingt; mit was könnte er sich besser vergleichen, als mit einem, der in ohnmächtiger Schwäche, an jedem Gliede lahm, hülflos dalag, und nun neue Kraft und Stärke über sein geistiges Wesen ausgegossen fühlt?

Jeder andere Sinn, selbst der niedrigste, findet seine Parallele im geistigen Leben. Die Seele hört im Christenthum mit solcher Gelehrigkeit und solcher Hingabe, wie sie ausschließlich dem Gläubigen eigen ist. „Der Herr hat mein Ohr geöffnet und ich verschließe es ihm nicht,“ [1]) ruft Isaias im Namen Christi aus. Und häufig nennt er, wie die andern Propheten [2]) auch, diejenigen, welche sich weigern, das Wort Gottes zu hören, taub. [3]) Im neuen Testamente kommt eine ganz ähnliche Ausdrucksweise vor. [4]) Den Mund oder die Lippen offen haben, bedeutet, die Macht besitzen, Gott zu preisen und seine Wahrheit zu verkünden. [5]) Wir können uns deßhalb leicht vorstellen, daß ein Christ, der vollständig mit den Wahrheiten seiner Religion vertraut ist, einer, dem das wunderbare Geheimniß der heiligsten Dreieinigkeit nebst dem nicht minder erhabenen, der Menschwerdung, gelehrt wurde, im Stande ist, von Gott und seiner Wesenheit würdig zu sprechen;[6]) daß ihm dadurch die Freude eines neuen Sinnes zu Theil werde, und seine Zunge sich löst, wie die des Zacharias, [7]) um die Wohlthaten Gottes zu preisen.

---

1) Is. L, 5. 2) Jer. V, 21.; VI, 10.; XI, 8.; XXXIV, 14.; Ezech. XII, 12.; XL, 4.; Mik. VII, 6.; Zach. VII, 11.

3) Is. VI, 10.; XLIII, 8.; XLVIII, 8.; LXIV, 4.

4) Mark. VIII, 18.; Apostelg. XXVIII, 26.; Röm. XII, 8.

5) Ps. L, 17.; Sprichw. VIII, 6.; Is. VI, 8.; Jer. I, 9.; Ezech. III, 27.

6) „In confessione verae fidei, aeternae Trinitatis gloriam agnoscere, et in potentia majestatis adorare unitatem.“ Kollekte für den Dreifaltigkeitssonntag.

7) Luk. I, 64.

Bei diesem Gegenstande sind noch einige Thatsachen der Beachtung werth.

1) Die Leiden, die wir aufgezählt haben, sind beinahe durchaus angeboren oder schreiben sich von der Geburt her; der Stumme, der Taube, der Blinde, der Lahme, alle kommen gewöhnlich so auf die Welt; die Fälle, wo diese Leiden später entstehen, sind Ausnahmen. Und dieser Umstand wird im neuen Testament namentlich erwähnt. Der heilige Johannes erzählt uns ausdrücklich, daß der blinde Mann, den Jesus heilte, ein blindgeborner gewesen sei;[1]) die zwei Lahmen, die von Petrus und Paulus geheilt werden, werden als solche dargestellt, die von Mutter Leib an so waren.[2]) Es war dieser Zustand deßhalb mehr ein Beraubtsein, als ein Verlust; er kam mit der Geburt und war natürlich. Diese Arten von Heimsuchungen stellen deßhalb den Zustand des Menschen, der noch nicht zur Gnade gelangt ist, besser dar, als andere Krankheiten und Schwachheiten, die ihm später zustoßen und aus persönlichem Mißgeschick entspringen. Wenn die Jünger unsern Herrn fragen, ob der blinde Mann wegen der Sünden seiner Eltern gestraft werde,[3]) so geben sie uns dadurch einen Schlüssel an die Hand, um die Ursache der geistigen Blindheit des Menschen zu finden.

2) Fast bei allen, welche unser Heiland heilte, indem er ihnen ihre verlorenen Sinne oder den Gebrauch ihrer Glieder wieder gab, scheint Armuth noch ein weiteres Unglück gewesen zu sein. Daß er ebenso gern den Reichen, wie den Armen heilte, daran dürfen wir nicht zweifeln. Aber die Evangelisten haben uns verhältnißmäßig wenig Beispiele hinterlassen, daß er zu einem solchen Zwecke die Häuser des Wohlstandes betreten hätte. Es war die Menge, die ihn auf der Straße umgab, die Bettler an der Landstraße, und an den Stadtthoren,[4]) welche ihn hauptsächlich um Hülfe anflehten. Er aß bei Simon dem Aussätzigen,[5]) daß er ihn aber geheilt habe, lesen wir nicht. Vielleicht dünkte sich der stolze Pharisäer, der Magdalena zurückwies, zu erhaben, ihn darum zu bitten oder seine Wunderkraft zu sehen. Dies führt die Parallele zwischen dem gefallenen Menschen und hinwiederum dem durch Christus geheilten noch weiter aus. Er war geistig arm, so gut als der Blinde, der Lahme, der Taube und der Stumme.

---

1) Joh. IX, 1. 2) Apostelg. III, 12.; XIV, 7. 3) Joh. IX, 2.
4) Matth. XX, 30.; Mark. X, 52.; Luk. XVIII, 43. 5) Mark. XIV, 3.

3) Diese einzelnen Wehen sind, als Folgen, sonderheitlich mit dämonischer Besessenheit in Verbindung gebracht. Wir haben drei bemerkenswerthe Fälle in dieser Beziehung. Der erste findet sich bei Matthäus und Lukas, und handelt von einem besessenen Stummen.[1]) Im zweiten kommt ein Besessener vor, der zugleich taubstumm war, bei Markus und Lukas.[2]) Der dritte verbindet mit der Besessenheit einen dreifachen Mangel der Sinne; es ist dies ein Besessener, der zugleich blind und taub, folglich auch stumm ist; dieser Fall kommt bloß bei Matthäus vor.[3]) Auch hier wieder ist eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem geistigen Zustande der Menschheit und dem körperlichen derjenigen, welche Christus auf Erden heilte, in so weit diese Fälle zu unserer Belehrung aufgeschrieben wurden. Der Menschen Seele war blind, taub, stumm, und zugleich besessen von dem Bösen, welches die Herrschaft Gottes über den Geist und das Herz der Menschen sich angemaßt hatte. Er war in der Knechtschaft des Teufels so gut, als in Finsterniß und Nacht. Deßhalb werden diese zwei Momente verbunden, wenn der Zweck der Sendung Christi angegeben wird. „Auszurufen Befreiung für die Gefangenen und Sehen für die Blinden," ist von Isaias vorausgesagt, und bei Lukas angeführt als Beschreibung Seines glorreichen Wirkens.[4]) Und wenn wir von der satanischen Herrschaft über den Körper des Menschen sprechen, wollen wir zugleich bemerken, wie schrecklich, und wie einleuchtend in einer andern evangelischen Darstellung eine ähnliche Tyrannei über die Seele beschrieben wird. Es war eine Legion Teufel, von denen er besessen war, ihr Einfluß hatte ihn bis zu den unreinsten Thieren herabgewürdigt, und so stürzten sie sich in einen See, in welchem er umkam.[5])

Wir glauben, es ist nicht nöthig, uns zur Bekräftigung dessen, was wir geschrieben haben, auf Autoritäten zu berufen. Es ist kein Punkt, den wir nicht durch Stellen aus den heiligen Vätern belegen könnten, wo der Blinde, der Taube, der Stumme immer und immer wieder vorkommen, um den Menschen in seinem gefallenen Zustande darzustellen. Wir wollen zu der Anwendung dessen, was wir gesagt haben, übergehen.

---

1) Matth. IX, 33.; Luk. XI, 14.

2) Mark. IX, 16. 24. („ein tauber und stummer Geist"); Luk. IX, 38.

3) Matth. XII, 22.

4) Is. LXI, 1.; Luk. IV, 19.

5) Matth. VIII, 28.

Der Ritus, durch den die Kirche in alten und neuen Zeiten auf diesen Zustand des Menschen einwirkt, indem sie ihn mit der heilenden Kraft Christi berührt, wodurch sie ihn aus den Klauen des Satans befreit, seinen Zustand ändert, seine Augen, seine Ohren, seinen Mund öffnet, und ihm die Fähigkeit, recht zu sehen, zu hören, zu sprechen, und die Kraft verleiht, nach den Geboten Gottes zu wandeln, dieser Ritus ist die Taufe. So natürlich war diese Idee, daß das ganze Ritual der Taufe darauf gebaut ist.

Erstens: Der Exorcismus, welcher den ersten Theil ausmacht, zeigt, daß der Ungetaufte von der Kirche geistig zu der Klasse derjenigen gezählt wird, welche unter der Herrschaft und Gewalt eines bösen Geistes steht. Dieser wird gescholten, verflucht, mit tiefem Abscheu beschworen, und mit Gewalt ausgetrieben, und dies geschieht in kräftiger, harter Sprache, wie sie zu dem Gegenstande paßt und den Ausdrücken ähnlich ist, die unser Heiland bei seinen Besessenen anwandte. Dr. Pusey hat in seiner empfehlenswerthen Abhandlung über die Taufe bewiesen, daß jede Liturgie außer der anglikanischen diese Exorcismen und folglich auch diese Idee hat.

Zweitens: Die Sinne werden als solche behandelt, die einer Heilung bedürfen; und die Gebräuche sind denen nachgebildet, welche unser Herr anzuwenden sich gewürdigt hat, um mangelnde Sinne wieder herzustellen. Wenn „sie ihm einen Stummen oder Tauben brachten und ihn baten, er solle ihm die Hand auflegen," so wollte er seine Gewalt nicht auf diese gewöhnliche Weise ausüben, sondern „er nahm ihn aus dem Volk beiseite, legte die Finger in dessen Ohren, berührte mit Speichel dessen Zunge, blickte mit stillem Seufzen zum Himmel und sprach zu ihm: Ephata! das heißt: „öffne dich!"[1]) Diese Ceremonien hat nun die Kirche vom Anfang an in ihren Ritus bei der Taufe aufgenommen, wo der Priester die Ohren des Täuflings berührt, die nämlichen Worte spricht, ihm ebenfalls die Nasenöffnungen mit Speichel bestreicht, all' dies um unseren Herrn nachzuahmen. Dann streut er ihm Salz in den Mund, „das sacramentum salis," um die Oeffnung des Mundes zu versinnbildlichen, damit er himmlische Weisheit rede, wofür Salz das Sinnbild ist.

Drittens: in dem für die Taufe eines Erwachsenen vorgeschriebenen Ritus ist eine eigene Ceremonie, welche den Gedanken der Kirche

1) Mark. VII, 33.

über diese Aehnlichkeit genau ausdrückt. Der fungirende Bischof oder Priester bezeichnet die verschiedenen Sinne mit dem Zeichen des Kreuzes und spricht dazu passende Worte. „Ich bezeichne deine Stirne † daß du das Kreuz Christi auf dich nehmen mögest. Ich bezeichne deine Augen, † daß du die Herrlichkeit Gottes sehen mögest. Ich bezeichne deine Ohren † daß du die göttliche Lehre hören mögest. Ich bezeichne deine Nase † daß du den lieblichen Geruch Christi einathmen mögest. Ich bezeichne deinen Mund † daß du Worte des Lebens sprechen mögest. Ich bezeichne deine Brust † daß du an Gott glauben mögest. Ich bezeichne deine Schultern † daß du das Joch seines Dienstes auf dich nehmen mögest. Ich bezeichne dich † (ohne Berührung) im Namen des Vaters, † und des Sohnes, † und des heiligen Geistes, † daß du das ewige Leben haben, und in Ewigkeit leben mögest. Amen.“ Wenn dann der Bischof in der Vorhalle der Kirche, welche für den Katholiken wirklich „die schöne Pforte“ zum Hause Gottes ist, seine Hand nach dem knieenden Täufling ausstreckt, ihn aufhebt, und mit den Worten „Tritt ein in die Kirche Gottes“ ihn mit seiner Stola haltend zum ersten Mal in den Tempel einführt, wie sehr muß uns da die Aehnlichkeit mit dem auffallen, was Petrus, der erste Bischof nach Christus, gethan hat, als er dem lahmen Manne an der Pforte des Tempels im Namen Jesu befahl, aufzustehen, „und ihn bei der rechten Hand fassend ihm aufhalf,“ und als dann der Mann „mit ihnen in den Tempel ging, wo er umherging, freudig aufsprang und Gott lobte,“ und sich von da an „zu Petrus und Johannes hielt,“ [1]) ohne Zweifel an ihren Kleidern, um sich recht eng an sie anzuschließen.

Viertens: den großen Segen der Taufe oder der Einführung in den Glauben drückt Petrus sehr schön in seinem Sendschreiben an seine neuen Christen aus, mit den Worten, die der heilige Augustinus in seiner Anrede an die Neugetauften von ihm entlehnt hat, indem er sie nennt „ein auserlesenes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein geheiligtes Volk, eine Gott eigenthümliche Nation, bestimmt, die Erhabenheit dessen zu preisen, der euch aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte rief.“ [2]) Während man die Wunder, welche an andern körperlichen Organen und Fähigkeiten geschahen, als untergeordnet ansehen kann, muß man diese Verleihung der Gnade des Glaubens, der Grundlage aller andern Tugenden, als das wahre Wesen der

1) Apostelg. III, 1 — 11. 2) 1. Petr. II, 9.

Taufe betrachten, die neues Leben einflößt und in Wahrheit die blinde Natur zu dem „wunderbaren Lichte Gottes“ führt. In den bei der Taufe vorkommenden Kirchengebeten wird unter diesem Bilde oft darauf angespielt. In dem einleitenden Gebete spricht der Priester, während er seine Hand auf das Haupt des Kindes oder des Täuflings legt; — „Alle Blindheit des Herzens entferne von ihm, brich die Bande des Satans, die ihn umschlungen halten.“ Nachher kommt das noch feierlichere mit der nämlichen wichtigen Aktion verbundene Gebet: „Ich flehe zu deiner ewigen und gerechten Barmherzigkeit, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, Schöpfer des Lichts und der Wahrheit, für diesen deinen Knecht N. N., daß du ihn würdigen mögest, ihn mit deinem geistigen Lichte zu erleuchten.“ Diesem Gebete geht bei der Taufe von Erwachsenen eine Abschwörung des Satans voran, die also lautet: „Er, der die Augen des Blindgebornen geöffnet hat, befiehlt dir, verflucht seist du auf immer.“ Den Schluß der heiligen Handlung macht folgendes Gebet: „Ich flehe zu dir, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, du mögest deinem Diener N. N., der in Ungewißheit und in Zweifel in der Nacht dieser Welt wandelt, den Weg deiner Wahrheit zeigen, und ihn zu deiner Erkenntniß führen, du mögest die Augen seines Herzens öffnen, damit er dich erkennen möge, den Einen Gott, den Vater in dem Sohne, und den Sohn im Vater, mit dem heiligen Geiste u. s. w.“ [1])

Diese Stellen werden zur Genüge beweisen, wie genau im Geiste der Kirche die Aehnlichkeit zwischen der Gabe des Lichtes an die körperlich Blinden und der des Glaubens an den Ungetauften durchgeführt ist. Unter den Gebräuchen, die unserem Heiland als Mittel bei seinen Heilungen eigen waren, ist der, seine Hand auf das Haupt des Kranken zu legen, eine Ceremonie, die einen wesentlich sakramentalen Charakter erhalten hat. Er wandte sie auch bei der Heilung der Blinden an und namentlich in einem Falle: „Er nahm den Blinden bei der Hand, führte ihn aus dem Flecken hinaus, benetzte mit Speichel seine Augen, legte ihm die Hände auf, und fragte ihn, ob er etwas sähe? Er sah auf und sprach: Ich sehe Menschen wandeln, wie wenn es Bäume wären. Hierauf legte er die Hände noch einmal auf seine Augen, und machte ihn nun vollends sehend. Sein Gesicht war

1) Wir müssen auf das römische Rituale oder Pontificale verweisen, wo diese Auszüge im Zusammenhang zu finden sind.

wieder so vollkommen hergestellt, daß er Alles deutlich sehen konnte.“ 1) Wir haben gesehen, wie der Priester bei der Taufhandlung zweimal seine Hand dem Kinde auflegt, das erste Mal mit einem Gebete um Entfernung der Blindheit und das zweite Mal um Verleihung des Lichtes.

Noch ein anderes Beispiel ist bemerkenswerth. Als Saul auf dem Wege nach Damaskus von dem barmherzigen Strafgerichte Gottes erreicht wurde, fiel er blind zur Erde. Geschah dies bloß, um seinen Hochmuth zu erniedrigen und zu demüthigen, bloß um ihn mürbe zu machen, gleichwie ein blinder Adler auf seinem ersten Ausflug nach Beute zur Erde niederstürzt? Oder ist hierin ein tieferer symbolischer Sinn enthalten, um zu zeigen, wie die Macht des kirchlichen Amtes, während sie seine körperliche Blindheit heilte, in seine Seele zugleich geistiges Licht ausgoß? Ananias, der ihn taufen will, indem er „ihm die Hände auflegt,“ sagt: „Bruder Saul, der Herr Jesus.... hat mich gesandt, damit du wieder sehend und voll des heiligen Geistes werdest. Sogleich war's, wie wenn Schuppen von seinen Augen fielen; er konnte wieder sehen, stand auf und ließ sich taufen.“ 2) Hier nun haben wir das Wunder, durch welches Blindheit geheilt wird, in Verbindung mit der Taufhandlung; ja noch mehr, er wird aller Wahrscheinlichkeit nach mit Blindheit gestraft, um ihm die Aehnlichkeit zwischen beiden zu versinnlichen, und dies unsichtbare Wunder durch das sichtbare zu bekräftigen.

Unser Herr selbst indessen hat uns geradezu das interessanteste Beispiel von diesem Zusammenhange gegeben. Wir haben vorhin die detailirte Erzählung von der Heilung des Blinden, wie sie uns der heilige Johannes gibt, erwähnt. In diesem Beispiele wendet unser Heiland zuerst die geheimnißvolle Ceremonie an, die vom heiligen Markus beschrieben wird. Denn „er spie auf die Erde, machte mit dem Speichel einen Teig und strich ihn auf die Augen des Blinden.“ Dies, könnte man annehmen, sei genug, um die Heilung vollständig zu machen. Und er würde es auch dabei haben bewenden lassen, wäre es sein Wille gewesen. Aber ohne Zweifel, um eine Lehre zu geben, deren Wichtigkeit wir einsehen lernen sollten, sagte er zu ihm: „Geh' hin und wasche dich im Teiche Siloa, d. h. „Gesandt.“ Er ging hin, wusch sich und kam sehend zurück.“ 3) Wenn Jesus die wunderbare

1) Mark. VIII, 22—26. 2) Apostelg. IX, 18. 3) Joh. IX, 6. 7.

Handlung der Taufe, wie wir sie dargestellt haben, als die Handlung darstellen wollte, durch welche das göttliche Licht des Glaubens auf übernatürliche Weise in die Seele ausgegossen wird, so konnte er es nicht vollständiger thun, als in dieser Heilung des Blinden, die von allen am ausführlichsten erzählt wird. Das Salben der Augen, denn diesen Ausdruck hat der Urtext,[1]) war bloß eine einleitende Ceremonie, wie das Salben der Täuflinge mit Oel bei unserer Taufe; die Heilung dagegen ward erst vollständig durch das Wasser — nicht durch das des Jordans, das Wasser des Johannes, sondern durch das des Badeteiches von Siloe, das Wasser des Messias. Und gerade diese Wahl ist sehr bezeichnend, wenn wir dem Glauben der Juden, wonach dieses Wasser das wirksamste Bad bei gesetzlichen Unreinigkeiten war, damit zusammenhalten.[2]) Selbst Cäsars berühmter Bericht: „Veni, vidi, vici“ drückt die Schnelligkeit seiner Eroberung nicht besser aus, als die Erzählung des Blinden, das Plötzliche seiner Heilung. „Ein Mann, der Jesus heißt, machte einen Teig, bestrich damit meine Augen und sagte zu mir: Geh' hin zum Teiche Siloa und wasche dich! Ich ging hin, wusch mich und wurde sehend.“ Es ist kein Wunder, daß die alten Christen gerade das in dieser Stelle gebrauchte Wort auf ihre Taufsteine anwandten, indem sie diese unter anderm auch κολυμβήθρα oder Schwimmbad nennen, was ohne Zweifel auf dieser Stelle beruht.

Alles was wir gesagt haben, findet seine Bekräftigung in einer schönen Stelle des Isaias, und wird umgekehrt auf sie ein Licht werfen. Es ist folgende: „Gott selbst wird kommen und wird euch erlösen. Dann werden die Augen des Blinden und die Ohren des Tauben geöffnet werden. Der Lahme wird springen, wie ein Hirsch, und die Zunge des Stummen wird gelöst werden. Denn Wasser ist hervorgequollen in der Wüste, und Ströme in der Wildniß . . . Und es wird ein Pfad und ein Weg dort sein, und dieser

1) Ἐπέχρισε, V. 6. Die hier beschriebene Handlung wird so wenig wie die vorhin aus Matth. VIII, 23 angeführte, denjenigen auffallend vorkommen, welche wissen, daß dies bei den Juden und den andern Nationen des Alterthums ein ganz gewöhnlicher Gebrauch war. Siehe Wetstein in loc.

2) „Selbst wenn er sich in den Wassern des Siloa waschen würde, würde er nicht vollkommen rein werden.“ — Talm. Hieros. Ibid. Siehe auch (V. 6.) die Denunciation der Juden, weil er am Sabbat die Augen des Blinden gesalbt, oder mit Speichel bestrichen hatte. Vergl. V. 13.

wird genannt werden der heilige Weg; der Unreine darf nicht auf ihn wandeln, und er soll für euch ein gerader Weg sein, so daß die Thoren nicht darauf gehen .... da wandeln, die erlöset worden." [1]) Es kann hier bloß auf geistige Krankheiten angespielt sein.

Es wird überflüssig sein, zu bemerken, daß bloß in der katholischen Taufe ein sichtbares Gegenstück zu der Klasse der Wunder besteht, welche wir mit einander zusammengestellt haben, wie sie in den Evangelien allgemein klassificirt sind. Die Exorcismen und die anderen Gebete, welche wir angeführt haben, sind aus der protestantischen Liturgie verschwunden; auch nur eine Andeutung von einem Glauben an Wirkungen, die diesen Wundern unseres Herrn ähnlich sind, wird man vergebens suchen. Aber nicht nur in den Formularien, sondern auch in der Lehre des anglikanischen Systems fehlt durchaus das Element, welches zu der Aehnlichkeit, wie wir sie dargethan haben, nothwendig ist. Wir sind gewiß, daß dort der Glauben nicht als eine Gabe Gottes angesehen wird, nicht als eine eingeflößte Tugend, die der Seele, ja selbst der Seele eines Kindes wirklich und augenblicklich in der Taufe mitgetheilt wird. Für den Protestanten ist der Glauben bloß das Bekenntniß einer Gedankenform, wie sie von jedem Einzelnen gemacht wird. Daher verlangt das anglikanische System bei der Confirmation ein persönliches Bekenntniß dessen, was bei der Taufe durch einen Stellvertreter geschah. Aber sie können sich nicht in Wirklichkeit vorstellen, (außer etwa in der ideellen Kirche, welche in den Gemächern der oxforder Theologen verborgen ist), daß dem Kind von der Taufe an ein inhärirender, wahrer und orthodoxer Glaube innewohnt. Daher ist die erste Frage, welche im katholischen Rituale an den Täufling gerichtet wird: „N. N. Was verlangst du von der Kirche Gottes?" und die Antwort ist: „Den Glauben." Daß die anglikanische Theorie, selbst wenn sie auf die höchste Stufe des Hochkirchenthums erhoben wird, keine Vorstellung von diesem äußerst wichtigen Punkte in der Lehre von der Taufe hat, wird daraus hervorgehen, — daß gerade oxforder Theoretiker Damen und junge Männer vom Uebertritt zum Katholicismus dadurch abzuschrecken suchen, daß sie ihnen sagen, durch einen solchen Schritt werden sie auf „die Kirche ihrer Taufe" verzichten. Denn eine solche Phrase kann bloß bedeuten, sie seien durch

---

1) Ps. XXXV, 4—9.

die Taufe der englischen Hochkirche einverleibt, als einem von der orbis terrarum Kirche oder der in Rom ihren Mittelpunkt findenden katholischen Kirche abgesonderten Stücke. Denn ist die anglikanische Kirche ein Theil der Einen allgemeinen Kirche, so ist eine solche Behauptung gerade so sinnlos und absurd, wie wenn einer zum andern sagte: „Werde ja kein britischer Unterthan, sonst hörst du auf, Bürger von London zu sein," oder wenn man zu einem Soldaten sagen würde: „Stoße nicht zur Armee, denn sonst verzichtest du auf dein Regiment." Die Phrase bedeutet also, daß der Anglikanismus eben so sehr vom Katholicismus verschieden ist, wie die Taufe des einen von der des andern. Entweder erhält nun das getaufte Kind keinen Glauben, oder es erhält einen Glauben nach der Meinung der anglikanischen Kirche, also einen anderen als den der katholischen; in beiden Fällen erhält es offenbar gar keinen Glauben. Der einzige Sinn, den man so einer neuen kauderwälschen Behauptung unterlegen kann, ist die: „In der Taufe bekennet ihr euch zur anglikanischen Kirche, und es ist Sünde, von diesem Bekenntniß abzugehen." Dies wird noch anschaulicher durch die Thatsache, daß Leute, welche sich zum Anglikanismus bekennen, kein Bedenken tragen, an den Katholicismus zu glauben. Es ist dies eine andere protestantische Neuigkeit, von der es nur Schade ist, daß sie nicht von den Donatisten erfunden wurde. Die Kirche erhält dadurch mehr Aehnlichkeit mit der Gemeinde eines geschlossenen Fleckens, als mit dem Reiche Gottes, das über die ganze Welt verbreitet ist.

Wenn die katholische Kirche auf der andern Seite die Taufe als die Janua Ecclesiae — „die Pforte der Kirche" ansieht, so betrachtet sie zugleich, jeden auch den ungesetzlich Getauften, als wirksam getauft, als ein Glied der wahren Kirche, als Katholiken, als einen, der den wahren Glauben so gut als die andern Kräfte hat und so lange in diesem Zustande bleibt, bis ein entgegengesetzter Akt die Kraft aufhebt, und ihn der Herrschaft des Irrthums, des Schismas, der Ketzerei überliefert. Betrachtet dies wohl, ihr hochkirchlichen Lehrer; jeder von euch, wenn nur gehörig getauft, war einmal nach der Meinung der katholischen, allgemeinen, Einen Kirche, ein Mitglied von ihr. Jeder von Euch hat sie durch den Akt des Abfalles verlassen; und eure Kinder, die ihr mit euren eigenen Händen getauft habt, damit die heilige Handlung nicht durch die Oberflächlichkeit, mit der sie täglich in eurer Umgebung vorgenommen wird, verletzt werde, diese jetzt unschuldigen

Kleinen sind noch unser, sie stehen in Gemeinschaft mit der heiligen über die ganze Erde verbreiteten Kirche Gottes. Wenn der Tag kommt, an dem ihr, über eure eigene Stellung mehr in Zweifel, als mit dem Seelenheile verträglich ist, das Gift der Ketzerei in ihre gelehrigen Ohren eingießen müßt, an dem ihr ihnen den Glauben beibringen müßt, Jesus Christus habe keine einige Kirche auf Erden hinterlassen, oder er habe keine Gemeinschaft mit Petrus befohlen, oder der Ehrenvorsteher eurer Diöcese sei ein Nachfolger der Apostel, oder man dürfe die heilige Maria nicht anrufen, oder die Taufe habe sie zu Anglikanern gemacht, oder unser Heiland sei nicht wirklich im heiligen Abendmahl zugegen, oder die priesterliche Lossprechung sei nicht nöthig zur Verzeihung der Sünden; oder sollte der Tag kommen, (denn sonderbare Dinge können sich ereignen) an dem ihr ihnen gerade das Gegentheil lehren, und euren Kindern sagen werdet, eure Kirche (wie ihr's nennt) billige jede entgegengesetzte Lehre, wie z. B. die katholische, und ihr selbe, so betrügerischer Weise in ein ketzerisches Bekenntniß der orthodoxen Lehre hineindrängt; wenn dieser Tag kommt, bedenkt es wohl, daß ihr euch mit Kindesmord beflecket, daß ihr euren Kindern den weißen Schmuck der Unschuld (denn Ketzerei ist Sünde) entziehet, welche in jeder wahren Taufe geistig über den Neugetauften ausgegossen wird; ihnen das brennende Licht des orthodoxen Glaubens aus den Händen schlagen. Ihr werdet den Kranz der freudenreichen Kindschaft, den ihnen die Taufe um die Schläfe geschlungen hat, vom Haupte reißen. Ihr werdet noch mehr thun; ihr werdet die Wunder der Taufe zerstören, ihr werdet ihre Wunderwirkung vernichten. Ihr werdet die Augen wieder blind machen, welche geöffnet worden waren, die Ohren verschließen, welche sich aufgethan hatten, die Zunge fesseln, welche gelöst worden war, und die Glieder wieder lähmen, welche geheilt worden waren. Oh! Bedenket dies, ehe es zu weit kommt. Ihr, deren Seele vom Sturme umhergetrieben wird, ihr, die ihr ungewiß über euren Glauben, euch vielleicht selbst mit der Hoffnung täuschet, es werde einmal wieder die Einheit hergestellt, und ihr würdet dann von dem Golfstrome sicher in den Hafen der katholischen Ruhe hineingetrieben; ihr, die ihr es nicht auszusprechen waget, es könne nie ein Ereigniß kommen, das euch aus eurer gegenwärtigen Lage losreißen und zu unsrer Kirche hinführen könnte; ihr endlich, die ihr saget, es würde euch zwar freuen, wenn ihr von Anfang in der katholischen Kirche gewesen wäret, ihr würdet „Alles darum

geben,“ immer Katholiken gewesen zu sein, ihr glaubet aber, es sei eure Pflicht, auf dem Platze zu bleiben, den euch Gott angewiesen habe. Ersparet euren eigenen Schmerz, eure Gewissensbiße, eure Qualen denen, die ihr liebet; gebet euch nicht länger der Täuschung hin, als könnet ihr eure Kinder in der anglikanischen Kirche oder in einer anglikanischen Pfarrei erziehen; frei und offen vertrauet sie der einzigen Mutter an, welche sie heilig erziehen wird; machet sie, die ihr eurem System nicht opfert, zu Pfändern eurer Liebe, sendet eure Schätze dahin, wo euer Herz ist, damit beide beieinander seien, und ihr nicht die Lüge zur Wahrheit füget. Wir wiederholen es keck, es gibt jetzt Viele in der anglikanischen Kirche, welche ohne eine furchtbare Sünde zu begehen, ihre Kinder in derselben nicht erziehen lassen dürfen, denn sie können sich mit dem Mangel eines besseren Wissens nicht entschuldigen. Ihr einziger Ausweg ist, sie sicher im Schoße der Kirche zu lassen, in der sie getauft sind, im Schoße der Einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche.

II. Die Buße. Es wird nicht nöthig sein, den Leser bei den anderen Sakramenten länger aufzuhalten. Die Anwendung der Wunder unseres Herrn auf sie wird weniger verwickelt sein. Wenn die Leiden, welche den Menschen zur Arbeit untüchtig machen, welche ihm von Geburt an anhaften, welche mehr Negationen und Vorenthaltungen von Gütern als positive Entziehungen von dem sind, was er schon einmal besaß, welche ferner zu Christi Zeit oft mit dämonischer Besessenheit verbunden waren, wenn solche Leiden sehr gut als Vorbilder auf den noch nicht wiedergebornen Menschen passen; so können diejenigen Leiden und Krankheiten, welche ihn im Laufe des Lebens befallen und oft mit Tod enden, als das Vorbild der geistigen Zerrüttung, die er durch Sünde über seine Seele bringt, angesehen werden. Die Aehnlichkeit kann wirklich so genau durchgeführt werden, daß einzelne Krankheiten leicht mit einzelnen Sünden oder Lastern verglichen werden können. Sogar der heidnische Dichter konnte eine Parallele ziehen zwischen dem Geizigen und dem, welcher

„Crescit indulgens sibi dirus hydrops.“

Der Zorn ist ein geistiges Fieber, ängstliche Sorge ist nagender Krebs, Eifersucht ist Gelbsucht, Stolz ist Vollblütigkeit, Trägheit ist Auszehrung.

Wir wollen uns auf drei Heimsuchungen mit dieser Strafe beschränken, welche den Menschen treffen, sobald er gesündigt hat.

1) Das erste ist Gliederlähmung. Sie ist nicht selten die Folge von Ausschweifungen und bringt den Menschen in eine ganz hülflose Lage; sie beraubt ihn oft der Sprache und macht ihn zur Arbeit untauglich. Sie macht ihn so viel als möglich, zu dem, was wir vorhin als das Vorbild des Zustandes der gefallenen Menschheit dargestellt haben. Gibt es ein passenderes Bild von dem, was der Mensch seiner Seele durch die Sünde zufügt? Er macht sie zu einem gelähmten, niedergedrückten, zitternden, hülflosen, unnützen, erbärmlichen Dinge. Die von den drei ersten Evangelisten[1]) angeführte Heilung eines Gichtbrüchigen, ist hier namentlich von Interesse, da sie offenbar zu dem Zwecke angeführt wird, um die katholische Lehre von der Vergebung der Sünden zu veranschaulichen. Der Kranke wird vor unsern Heiland gebracht, indem man ihn durch das Dach herabläßt; und anstatt sogleich geheilt zu werden, wird er mit den Worten angeredet: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Diese Handlungsweise war ohne Zweifel ein Ausfluß der Milde und Güte Christi, der wie ein geschickter Arzt sich nicht mit einer kleineren Krankheit abgeben wollte, so lange eine gefährlichere zu heilen war. Aber die Worte wurden ganz gewiß mit Absicht gesprochen. Sie waren darauf berechnet, einen strengen Einwurf hervorzurufen, um eine Gelegenheit zu bekommen, darauf zu antworten, und diese Antwort sollte für uns von erhabener und großer Wichtigkeit sein. Sie beweist, wie der Anblick der körperlichen Leiden des Mannes unserem Herrn seinen geistigen und unsichtbaren Zustand anschaulich machte. Denn warum richtet er nicht die nämlichen Worte an den nächsten besten aus seiner Umgebung, der, wie ohne Zweifel die meisten, seine zeitliche Verzeihung nöthig gehabt hätte? Aber diese arme, niedergebeugte, elende Gestalt, und diese zitternden Glieder waren für ihn das lebendige Bild einer von der Sünde gebeugten und entkräfteten Seele. Einige protestantische Schriftsteller haben diesen Ausdruck gleichbedeutend mit einer Erklärung der Heilung genommen. Aber es ist offenbar, daß die Wirkung der Wiederherstellung der körperlichen Gesundheit nicht folgte. Wir müssen deßhalb annehmen, daß wirkliche Vergebung der Sünden gewährt wurde, um so mehr, als die nämlichen Worte gebraucht wurden, wie bei der Sündenvergebung der heiligen Magdalena.[2]) Die Juden dachten bei sich, unser Herr lästere Gott, weil er sich eine Macht anmaße, die allein Gott gebühre? „Wer ist dieser, der

1) Matth. IX, 6.; Mark. II, 10.; Luk. V, 24. 2) Luk. VII, 48.

so lästert? Wer kann Sünden vergeben, als nur Gott allein?" Hätte er den armen Mann bloß geheilt, so hätten sie diesen Einwurf nicht erhoben. Sie hatten ihn oft derartige Kranke vollkommen heilen sehen; aber sie betrachteten offenbar die Macht, geistige Krankheiten zu heilen, für so viel erhabener und größer, daß sie nicht glauben konnten, daß das eine im andern nothwendig enthalten sei. Er aber bemerkte ihre Gedanken und antwortete ihnen: „Was ist leichter? sagen: Dir sind deine Sünden vergeben? oder sagen: Steh auf und geh? Auf daß ihr aber wisset, daß der Sohn des Menschen auf Erden Macht habe, die Sünden zu vergeben, so gebiete ich dir (sprach er zu dem Gichtkranken: steh' auf, nimm dein Bett und geh' nach Hause."[1]) Man kann wohl sagen, unser Herr selbst führt hier die Vergleichung aus; zuerst zwischen den zwei Krankheiten — des Körpers und der Seele; und zweitens zwischen der Heilung der einen und der der andern; zwischen der Heilung einer schmerzvollen Krankheit und der Vergebung der Sünden. Er zeigt ferner das Passende der Vergleichung, indem er Beides als einen Akt der Macht darstellt und zeigt, wie Beides von der nämlichen Natur, Jedes ein Wunder war. Wenn er den Aposteln diese nämliche Macht verleiht — „heilet die Kranken,"[2]) und wenn er später auf diese Stelle anspielend, und mit den nämlichen Worten die Versicherung seiner Macht auf Erden wiederholt und sie seinen Jüngern in der nämlichen Ausdehnung mittheilt, daß sie, wie er den gichtbrüchigen Mann geheilt habe, auch Sünden erlassen sollten,[3]) so dürfen wir wohl sicher annehmen, daß sie dieses Vorrecht in einem Sinne nahmen, in dem es den wunderbaren Gaben, die ihnen mitgetheilt wurden, am vollkommensten entspricht. Und wer zweifelt, daß von beiden die geistige eine viel größere Gabe von Christus unserm Herrn war, als die sichtbare körperliche? wer zweifelt, daß „deine Sünden sind dir vergeben," obgleich es eben so leicht zu sagen war, doch eine viel größere Wohlthat war, als „stehe auf, nimm dein Bett und gehe?" Wäre das Letztere allein gesprochen worden, so wäre es bloß die Verlängerung eines

1) Luk. V, 23. 24.

2) Matth. X, 8.

3) Vergl. „der Sohn des Menschen hat die Macht auf Erden, Sünden zu vergeben" mit: „mir ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben" (Matth. XXVIII, 18.), und „wie mich mein Vater gesandt hat, (auf die Erde), so sende ich euch. Wem ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen." (Joh. XX, 21. 23.) Die gesperrt gedruckten Worte sind an den verschiedenen Stellen im Original die nämlichen.

sündigen Lebens gewesen und eine Zugabe zu der Verdammung, die darauf gefolgt wäre. Wäre das Erstere bloß gesprochen worden, so würde es dem kranken Manne wenigstens das ewige Leben gesichert haben. Wie die Gabe, so war die Macht, aus der sie hervorging. Hier haben wir denn eine vollständig durchgeführte Parallele zwischen einem sichtbaren Akt übernatürlicher Gewalt und einer unsichtbaren Ausübung einer gleichen oder größeren Gewalt. Wenn die Apostel einen Gichtbrüchigen heilten, so gab ihnen die Menge ihren Beifall zu erkennen, wie sie es ohne Zweifel machte, als Petrus fast mit den nämlichen Worten, wie sein göttlicher Meister zu Aeneas, „der gichtbrüchig war und schon acht Jahre lang zu Bette lag," sagte: „steh' auf und mache dir das Bett selbst! und sogleich stand er auf." 1)

Aber sie thaten noch mehr, und Niemand sah es, wenn sie kraft ihrer höheren Sendung einem Menschen seine Sünden vergaben. Diese Parallele führt uns zu folgenden Folgerungen: 1) Der Auftrag, die Sünden zu vergeben war in Bezug auf die Seele das, was der hier von Petrus ausgeführte Auftrag, den Kranken zu heilen in Bezug auf den Körper. 2) Das Wunder sollte durch einen besonderen Akt ausgeführt werden, wie die Heilung des Gichtbrüchigen. 3) Es sollte nicht erläuternd, sondern wirksam sein. 4) Es sollte von augenblicklichem Erfolg begleitet sein. Dem Sünder waren durch die ausgesprochenen Worte seine Sünden so gut vergeben, als der kranke Mann gesund wurde, als er den Befehl aufzustehen hörte. Gewiß hat dies Alles bloß in der katholischen Kirche Wirklichkeit; bloß dort glaubt Jedermann, daß in ihr eine auf die Nachfolger der Apostel übergegangene Gewalt, welche einen solchen Vergleich mit der von unserem Heilande bewirkten Heilung gestattet, existirt.

2) Wir würden die Zeit unseres Lesers vergeuden, wenn wir nachweisen wollten, daß der Aussatz ein passendes Bild für die Sünde war. Die Aehnlichkeit liegt in dem Charakter der Krankheit; er ist ebenso gut eine Unreinheit als eine Krankheit. Er beginnt gewöhnlich an einer kleinen Stelle; wird ihm nicht Einhalt gethan, so breitet er sich aus; er frißt sich in das Fleisch ein, trennt die Glieder an den Gelenken, und bringt so endlich den Tod. Er wurde ferner für ansteckend

1) Apostelgeschichte IX, 38. Während dieses Wunder Aehnlichkeit hat mit der Heilung des Gichtbrüchigen im Evangelium, hat die gleich darauffolgende Erzählung (die Erweckung der Tabitha) nicht weniger Aehnlichkeit mit der Auferweckung der Tochter des Jairus. (Matth. IX, 23.)

gehalten, und gleicht deßhalb noch mehr der Sünde. Er war ferner nicht der Behandlung der Aerzte unterworfen, sondern besonders unter die Gerichtsbarkeit der Priester gestellt. Diesen hatte sich die Person, welche sich von der Krankheit befallen wußte, vorzustellen und sich selbst anzuzeigen. Sie hatten die genauesten Regeln, nach welchen sie ihre Untersuchung führen, ihr Urtheil bilden und sich über die Krankheit aussprechen mußten. Konnten sie den Kranken nicht für rein erklären, so schoben sie seine Sache einige Tage hinaus, und unterwarfen ihn dann noch einmal der priesterlichen Beurtheilung. Selbst wenn er jetzt für frei erklärt wurde, hatte er noch gewiße Handlungen vorzunehmen; er mußte unter anderem seine Kleider waschen, ehe er mit anderen umgehen durfte. War aber die Ansteckung gewiß und die Krankheit offenbar, so mußte er sich vom Volke trennen; er bekam eine eigene Kleidung, er mußte außerhalb des Dorfes oder der Stadt leben, und jedem Vorübergehenden zurufen, daß er unrein sei. Wenn er dann endlich wieder hergestellt wurde, hatte er noch viele geheimnißvolle Gebräuche durchzumachen; einer der hauptsächlichsten und letzten war: er mußte „ein Lamm nehmen, und als Schuldopfer für die Missethat darbringen" und „das Lamm da schlachten, wo man das Opfer für die Sünde und das Brandopfer zu schlachten pflegt, das ist am heiligen Orte." [1]) Wenn alles dies geschehen war, wurde dem Aussätzigen gestattet, in die Mitte seiner Mitbürger zurückzukehren.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß die alte Kirche diese Krankheit im Allgemeinen als das natürlichste Vorbild der Sünde im Individuum betrachtete; wie die Entziehungen der Sinne in unserem vorigen Abschnitt das Vorbild für die Sünde des ganzen Geschlechtes waren. Aussatz und Sünde sind in der Kirchensprache fast Synonyma, sogar da, wo der körperliche Zustand unbekannt war. Um aber die Aehnlichkeit ganz genau zu erkennen, sollten wir betrachten, wie sie sich in der Disciplin der alten Kirche ausprägt. Dort stellt sich der Sünder, wie jetzt noch, wenn er sich einer Uebertretung bewußt ist, von selbst dem Priester Gottes vor. Aber in jenen Tagen des Eifers zog dieser Diener der Gerechtigkeit, sowie der Barmherzigkeit, das begangene Vergehen in reifliche Erwägung; und während er dem geringeren Sünder Verzeihung und leichtere Bußwerke zusprach, verurtheilte er den Schuldigern zur öffentlichen Trennung von den Gläubigen und zu strenger Sühne seines Verbrechens. Seinen Aussatz er-

1) Levit. XIII, XIV.

kannten Alle an seinem Bußkleide; und wie auffallend ähnlich mit der Behandlung des Aussätzigen muß seine Lage erschienen sein, wenn er an der Kirchthüre stand und allen Eintretenden sagte, daß er ein Sünder sei, der nicht würdig sei, mit ihnen dem Gottesdienst anzuwohnen. Dann wenn die Zeit der Gnade kam, sprach der Priester noch einmal und erklärte ihn für rein. Und was war seine erste Verrichtung? Gewiß die nämliche, wie noch heutzutage bei jedem Büßenden in der katholischen Kirche; er wird hineilen zu der heiligen Stätte, er wird dem Opfer des für seine Sünden geschlachteten Lammes beiwohnen und an diesem heiligen Schlachtopfer Theil nehmen. Und obgleich jene äußere Trennung von den Gläubigen, welche die Parallele so vollständig machte, jetzt aufgehört hat, eine Strafe der Kirche zu sein, so ist doch alles Wesentliche geblieben; so daß es bis auf diesen Tag in den Schriftstellern, die den Priestern Anleitung geben, wie sie die Sünde prüfen und wie sie dieselbe behandeln müssen, eine ganz gewöhnliche Ausdrucksweise ist, „man müsse zwischen Aussatz und Aussatz unterscheiden."

Es wird nicht auffallend sein, daß unser Heiland diese Krankheit als ganz verschieden von den übrigen behandelt hat. Die Reinigung der Aussätzigen ist von den andern Werken der Macht, sowohl in den Erzählungen der Evangelisten, als in seiner eigenen Aufzählung solcher Werke, gänzlich verschieden.[1]) In seinem Auftrage an seine Apostel wird sie als eine der ihnen anvertrauten Gewalten erwähnt. Aber er wollte zugleich zeigen, daß es nicht seine Absicht sei, die Ausübung dieser wunderthätigen Gewalt über die Anordnungen seines Gesetzes zu setzen. Demgemäß finden wir, daß er in jedem Beispiel, in welchem eine Heilung dieser Krankheit besonders erwähnt wird, die Kranken zu dem Priester sendet, um von diesem die von ihm bewirkte Heilung bestätigen zu lassen. Diesen Befehl gab er ihnen jedesmal, er mochte gleich anfangs die Heilung vollständig machen, oder erst später die Genesung lassen.[2]) Wenn nun der Aussatz die Sünde bedeutet, und die wunderbare Heilung desselben die Verzeihung der Sünde in der Kirche vorstellt, so dient diese eigenthümliche Berücksichtigung des Gesetzes, welches keine Macht über ihn hatte, sehr geschickt dazu, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen; indem sie zeigt, daß er, wenn er schon im Vorbilde die Dazwischen-

---

1) Matth. X, 8.; XI, 5.; Luk. VII, 22.

2) Matth. VIII, 4.; Mark. I, 44.; Luk. V, 14.; XVII, 12.

kunft des priesterlichen Amtes eintreten lassen wollte, dies noch viel mehr erfordern wird bei der Erfüllung, welche er zu einer der höchsten Pflichten und der Vorrechte des priesterlichen Amtes gemacht hat.

Indem wir die Behandlung der Sünde in der Kirche mit der Behandlung des Aussatzes im alten Testament verglichen haben, haben wir gezeigt, wie vollständig das Vorbild in der ersteren seine Erfüllung findet. Und wir sehen, wie die inwendige Reinigung von der Sünde, die durch das Wort des Priesters vor sich geht, vollkommen der Handlung Christi entspricht, wenn er in befehlendem Tone einfach sagt: „Ich will es; sei rein.“ Wenn es aber ein ausschließlich katholischer Gebrauch und katholische Lehre ist, die Vergebung der Sünden von der Ausübung eines Aktes der kirchlichen Gerichtsbarkeit abhängig zu machen, wenn es bloß bei uns vorkommt, daß der Aussätzige zu dem kommen muß, der ihn zu heilen hat, und sich selbst für unrein erklären muß, wie es bei unserem Herrn der Fall war, wie ächt katholisch ist diese fernere Analogie mit dem, was er gethan hat, welche darin besteht, daß selbst diejenigen, welchen Gott selbst verziehen hat, sich ihren Priestern zeigen, diesen ihre Vergehen, selbst wenn sie schon verziehen sind, mittheilen und ihr Urtheil vernehmen müssen, obgleich es in diesem Falle im Himmel vielmehr schon vorher gefällt ist, als erst nachher genehmigt wird. Während außer der Kirche Niemand, selbst nicht im anglikanischen System und nicht einmal in außerordentlichen Fällen, zur Bekennung seiner Sünden gezwungen wird, sondern nur einige es als eine besondere Art Verzeihung zu erhalten betrachten, gestattet die katholische Kirche keine Ausnahme. Ist der Sünder nicht vom Blitze des Gerichtes Gottes, sondern von den Pfeilen seiner Liebe durchdrungen, ist er nicht in einen Abgrund der Verzweiflung, sondern in einen Ocean der süßesten Hingebung versunken, bricht sein Herz unter reuigem Schmerze, ist es so voll und gerührt, wie des Davids, als Natan ihm Verzeihung ankündigte,“ [1]) so weich und überströmend, wie das Magdalena's, als Jesus ihr Verzeihung angedeihen ließ, ist es so vollkommen zerknirscht, daß es inständig um Verzeihung fleht; dann hört er, wenn er seinen Kummer ausgegossen hat und sich erhebt, eine Stimme, die zu ihm sagt: „Geh' hin und zeige dich dem Priester.“ Er weiß, es ist eine Bedingung der Vergebung (wenn er hoffen kann, ist sie ihm bereits gewährt), daß er sich den Schlüsseln der Kirche unter-

---

1) 2. Kön. XII, 13.

wirft, daß er seine vergangene Schwäche offenbart, und die einzige Versicherung der wieder erhaltenen und erneuerten Gnade in diesem Leben — die Lossprechung durch den Diener Christi erhält. In der That, die katholische Kirche handelt dem Beispiel ihres Stifters und dem Glauben an die Lehre, die er für die Heilung des Aussätzigen gegeben hat, so vollkommen gemäß, daß sie keine Reue für vollständig gelten läßt, welche nicht die Sünden in voto, mit Verlangen und in der rechten Willensmeinung bekennt. Sie ahmt demnach seine Gebräuche bei der Ausübung der ihr übertragenen wunderbaren Gewalt, den Aussatz der Seele zu heilen, sehr gläubig nach.

3) Die Aehnlichkeit zwischen der Ausübung des Sakraments der Buße und der Auferweckung durch unseren Herrn vom Tode zum Leben darzustellen, erschien uns viel überflüßiger, als in unserer letzten Erläuterung. Wenige Bemerkungen werden genügen, um sie, insoweit sie uns besonders angeht, zu skizziren.

Eines der Aemter des heiligen Geistes in der Kirche ist „die Welt der Sünde zu überweisen,"[1]) d. i. neben anderen Wirkungen ein richtiges Verständniß ihrer Natur zu geben. Im alten Gesetze betrachtete man sie bloß als eine Ueberschreitung, eine Verletzung einer Vorschrift, für welche man den Zorn und die Strafe Gottes zu gewärtigen hatte. Die innere Verwüstung, welche die Sünde in der Seele anrichtet, findet sich darin nirgends beschrieben oder nur darauf hingewiesen, selbst nicht in den glühenden Ergüssen des Kummers, welche David an den Tag gelegt hat. Das innerliche Leben wurde, wie wir schon bemerkt haben, nur dunkel und unvollständig verstanden. Die einmal begangene Sünde war, wenn wir so sagen dürfen, bloß äußerlich für den Sünder, sie war eine Rechnung, die er mit Gott abzumachen hatte. Sie lag vor seiner Thür,[2]) sie war ein Löwe auf seinem Weg,[3]) aber sie war kein innerer häuslicher Feind; sie war keine Krankheit, kein Krebs, kein Mehlthau, nichts Zerstörendes. Mit der Lehre von der Gnade, welche das Christenthum zuerst ausbildete, kam die Kenntniß, daß die Seele durch diese Gabe belebt wird, deren Verlust den geistigen Tod nach sich zieht. Und die Gnade ist durch eine Todsünde verwirkt. Dies ist eine Sprache, die jedes katholische Kind versteht, da sie in jedem Katechismus gelehrt wird; deßhalb ist in den Augen des Gläubigen

1) Joh. XVI, 8. 9 2) Gen. IV, 3.
3) Eccl. XXVII, 11. 31.; XXVIII, 27.

eine mit einer solchen Schuld behaftete Seele eben so wahrhaft todt, als ein Leichnam in Bezug auf den Körper; und eine solche Betrachtung bietet, wenn sie mitten in den Beschäftigungen und Leidenschaften des Lebens angestellt wird, ein eben so schreckliches Schauspiel dar, wie wenn sich ein Körper mit unbeweglichen Zügen, erloschenen Augen, bleichen Lippen und erstarrten Gliedern leise durch einen fröhlichen Tanz schliche. Dieser Gedanke an einen geistigen Tod verwirklicht sich in einem katholischen Gemüthe auf vielfache Weise. Eine Mutter z. B. wie die heilige Monika drückt nicht „ihr Bedauern aus, daß ihr theurer Sohn so ausgelassen sei, sie hoffe aber, er werde sich bessern," wie heutzutage viele Eltern von den Lastern ihrer Kinder sprechen, und damit der Tugend einen Tribut gezollt zu haben glauben, sondern sie weint bittere Thränen und folgt ihm von Land zu Land, sie fastet und betet, und härmt sich im Grame ab; und warum? Ihr Sohn gibt uns die natürliche Antwort: „Me multos annos fleverat, ut oculis suis viverem." [1]) Sie glaubt, nein, sie weiß es gewiß, daß er geistig todt ist, und sie weint über ihn, wie eine Wittwe über den Tod ihres einzigen Kindes. Es ist daher sehr passend, wenn die Kirche an ihrem Feste (4. Mai) die Geschichte der Auferweckung des Jünglings von Naim [2]) vorliest, indem diese die Bekehrung ihres Sohnes sehr schön symbolisirt; und sie gibt zugleich im Gottesdienste ihren eigenen Kommentar darüber, indem sie die Erzählung auf die Wiederbelebung der Seele anwendet. Und was anderes ist das Geheimniß des Schmerzes der Reue, wie ihn der hl. Johannes Climacus unter den Einsiedlern von Egypten beschreibt, oder wie ihn jedes Karthäuser-Kloster, jede Cisterzienser-Abtei gezeigt hat und heute noch zeigt, wo Männer, die jeden Grund haben zu hoffen, es sei ihnen Verzeihung zu Theil geworden, dennoch viele Jahre hindurch fortfahren, zu trauern und Buße zu thun: was anders ist es, als innige, ernste Ueberzeugung von der Sünde und ihrer Verabscheuungswürdigkeit, welche jene Männer bewegt, ihre Befleckung zu vermeiden, ihre Gottlosigkeit zu verabscheuen, ihr tödtliches Gift zu fliehen, welche aus Liebe zu Gott, die Entfernung von ihm, welche durch die Sünde veranlaßt, die schroffen Hindernisse, welche durch sie der Leben gebenden Gnade entgegengesetzt werden, zu einem eben so schrecklichen Zustand macht, wie der der körperlichen Auflösung und Verwesung ist.

1) Confess. Lib. IX, c. 12. 2) Luk. VII, 11.

Dieses Gefühl findet sich beim Protestantismus nicht; es ist seinen Grundsätzen entgegen. Für's erste, solche Wirkungen wie wir sie beschrieben haben, werden bei ihm nicht bezeugt und nicht anerkannt. Weinen, trauern, das Fleisch bezwingen, fasten, sind Werke und folglich der Rechtfertigung durch den Glauben entgegen. Daher sind auch keine Vorkehrungen für dieselben vorhanden; wo der Protestantismus herrscht, findet man keine Einsiedeleien, keine Pönitenzhäuser. Er weiß zwar von ihnen, als von Dingen, die geplündert, beraubt und niedergerissen wurden, aber er kennt sie nicht als Dinge, die Bewunderung und Unterstützung verdienen. Daher ist es, zweitens, merkwürdig, für wie leicht im protestantischen, und folglich auch im anglikanischen System die Befreiung von einer noch so großen Sündenlast gehalten wird. Nehmen wir einen Mann, z. B. einen Edelmann, dessen offene und Aergerniß gebende Laster Jahre lang schon bekannt sind, der sich ohne Scheu der schamlosesten Sittenlosigkeit hingegeben hat; gut, wenn nun seine Haare grau werden, fängt er an in seinem Phaeton in der Nachbarschaft herumzufahren, läßt in jeder Hütte eine Bibel zurück, theilt unter die Landweiber Traktätchen aus, läßt den Familienkirchenstuhl ausbessern, präsidirt bei den Bibelgesellschaften oder den Maiversammlungen in der Gegend, und der Scharlach seiner Jugendsünden wird auf einmal so weiß, wie Schneeflocken, und die andern denken noch weniger, als er, daran, daß Thränen und Zerknirschung nöthig seien, um aus ihm einen Heiligen zu machen. Drittens finden wir bei protestantischen Schriftstellern den größten Abscheu vor der Eintheilung der Sünden in tödtliche und läßliche. Sie verwerfen sogar die Idee, daß ein solches Ding existiren könne; sie haben den stoischen Grundsatz: „Alle Sünden sind gleich.“[1]) Was folgt nothwendig daraus? daß sie in gar keiner Sünde einen tödtlichen Charakter bemerken können. Denn wer kann sich denken, daß ein vorübergehender Gedanke des Aergers, oder ein flüchtiges Wort der Ungeduld, oder eine unbedeutende unfreundliche Handlung die Seele tödte und sie der Gnade beraube? Und wie kann dies die viel schrecklichere Handlung eines vorbedachten Verbrechens thun, wenn sie keine größere Sünde ist? Es gibt hier für sie bloß einen Ausweg, daß sie nämlch solche Verfehlungen, wie wir angeführt haben, gar nicht zu den Sünden zählen; und daraus entsteht eine Stumpfheit des Gewissens und eine Begriffsverwirrung in

1) Cicero, Paradoxa.

Beziehung auf die Sünde, welche bald noch zu gottloseren Uebertretungen führt. Denn der größte Schutz gegen Todsünden ist die Furcht vor läßlichen.

Diese Ansicht von der Sünde nun, welche sogar noch in diesem Leben den Tod zu ihrem vollkommensten Symbol macht, ist entschieden katholisch. Und so stellt uns die Erweckung des Todten am deutlichsten die priesterliche Macht, dem Sünder zu vergeben, dar. Es ist deßhalb in den drei Fällen einer Wiederbelebung, die in dem Evangelium vorkommen, kaum Ein Umstand angeführt, der nicht durch eine Aehnlichkeit mit dem, was der Katholik im Sakrament der Buße sieht, seinen Geist fesselte. Und diejenigen, die als Priester dabei fungiren, werden mehr, als andere, die Aehnlichkeiten fühlen. Wir wollen diese Aehnlichkeiten kurz aufzählen.

1) Es werden drei Todte belebt, von denen jeder eine besondere Klasse von Sündern vorstellt. Der erste ist eben gestorben — der Anfang der Sünde; der zweite wird zum Grabe geleitet — die Sünde beginnt, Gewohnheit zu werden; der dritte ist bereits beerdigt und schon in Verwesung übergegangen — der verstockte und sorglose Sünder. Mit jedem von diesen hat es der Priester zu thun, und er findet in jedem eine praktische Lehre.

2) Der erste ist wirklich schon ein Leichnam; aber die Leichensänger und die Volksmenge sind noch um ihn — die Welt und ihre Eitelkeiten streuen dem todten Geiste noch Weihrauch! Als er sich dem Mädchen, das er wieder erwecken wollte, näherte, und seinen Wunsch aussprach, lachten sie ihn aus. Sie müssen sich entfernen; Stille und Ruhe sind nothwendig, um die Seele zu erwecken. Nur Petrus ist zugegen mit seinen Schlüsseln, Jakobus mit seinem ernsten Eifer und Johannes mit seiner edlen Liebenswürdigkeit. Eine milde Hand streckt sich aus, und durch die Macht dieser Hand erhebt sich die Todte. Und was wird nun zunächst mit ihr, d. h. mit der Seele geschehen? Der, welcher sie auferweckt hat, „befiehlt, daß ihr zu essen gegeben werde.“[1]) Wie ein Festmahl war, als der verlorne Sohn zurückkehrte, wie ein Freudenmahl veranstaltet wurde, als das verlorne Schaf zurückgebracht wurde, ebenso muß auch hier ein reiches und prächtiges Mahl veranstaltet werden, um die theure Tochter des Hauses, die dem Leben wiedergegeben ist, zu erquicken. Hat die Mutter wohl an diesem Tage

1) Matth. IX, 23; Luk. VIII, 55. Die beiden Erzählungen sind zu vergleichen.

ihr süßestes Zuckerwerk gespart? Hat wohl der Vorsteher der Synagoge seine feinsten Weine gespart, um die Lebensgeister seines Kindes zu erwärmen und die glückwünschenden Gäste zu erfreuen? Und sollte die Kirche, deren mütterlicher Sorge die wiederbelebte Seele anvertraut wird, weniger elterlich gesinnt sein? Wird sie nicht auch ein Freudenmahl bereit halten? und ist nicht die von den Seelen ihrer Kinder ihr die theuerste, welche auf die grausamste Art von ihr getrennt wurde? und gilt nicht gerade dieser das Fest? Gewiß, wie dem verlornen Sohne. Und wie seltsam, aber wie schön ist es, daß unser Herr, um uns die Aehnlichkeit der zwei Lehren in der Parabel und dem Wunder zu zeigen, den Vater des verlornen Sohnes sagen läßt: „Wir wollen essen und froh sein; denn dieser mein Sohn war todt und lebt wieder; verloren war er und hat sich wieder gefunden.“ [1]) Der erweckte Todte und der wiedergefundene Sohn sind ein und derselbe; und beide müssen erquickt und bewirthet werden. Dies ist's, was allein die katholische Kirche versteht.

3) Der zweite hatte sein Haus, das Haus der weinenden Mutter verlassen; eine große Menge geleitete ihn zum Grabe. Eine mächtigere Hand mußte sie auf ihrem grausamen Wege aufhalten. Als er sich ihnen nahete, mußten die Träger stille stehen, ein mächtiges gebietendes Wort wird ausgesprochen, und der todte Jüngling erhebt sich von seiner Bahre. Was soll nun mit ihm geschehen? Was der Samaritaner mit dem armen verwundeten Manne anfing, nachdem er seine Wunden verbunden hatte. Er übergab ihn dem Wirthe, um für alle seine Bedürfnisse zu sorgen. Und hier ist Jemand, diejenige, durch deren Thränen Jesus bewogen wurde, seine Macht auszuüben, welche viel tauglicher dazu ist, als der Wirth; denn sie ist seine Mutter. „Da gab er ihn seiner Mutter hin.“ [2]) Es liegt in diesen Worten etwas unaussprechlich Süßes. Gehörte er ihr nicht schon vorher? Hat der Tod das kindliche Band zerrissen und mußte es von Neuem wiederhergestellt werden? Nein, aber in ein neues und zärtlicheres Verhältniß ist er eingetreten, durch die Geburt hat sie ein Recht auf ihn erhalten, aber das zweite Leben gehörte Jesus an, der es ihm verliehen hatte, und auf dieses sein Recht verzichtete er zu ihren Gunsten. Er war nun doppelt ihr Kind, weil er ihr zum zweitenmale von ihm gegeben wurde, und er hatte ihr von da an die Dankbarkeit, den Gehorsam

---

1) Luk. XV, 24. 2) Luk. VII, 15.

und die kindliche Liebe zuzuwenden, die Jesus von ihm verlangen konnte. Ja, in der That! er hat die reuigen Sünder seiner Kirche übergeben, und dies ist der zarteste Theil ihrer Aufgabe. Und für das Ohr des liebenden Kindes liegt in jenen Worten etwas wunderbar Liebliches und Tröstendes. „Und er gab ihn seiner Mutter hin" klingt wie ein Vorspiel zu den süßesten Worten, die er auf dem Kalvarienberge gesprochen hat. Denn konnte er einen Sohn seiner Mutter anders als mit den Worten übergeben: — Weib, sieh' deinen Sohn." [1])

4) Lazarus endlich lag schon seit vier Tagen im Grabe. „Quatriduanus est, jam foetet," sagten seine eigenen Schwestern, welche seinen Zustand wohl nicht in einem schlimmeren Lichte dargestellt haben werden, als er wirklich war. Aber hier sind Seufzer und Bitten nothwendig, große Hindernisse müssen weggeräumt werden, man mußte vorher die Todtentücher und Binden, in die er eingehüllt und mit denen er umwunden war, entfernen, damit er durch einen strengen Befehl zum Leben gelangen konnte. Wie deutlich weisen folgende Worte auf die Macht zu lösen und zu binden hin: — „Der Verstorbene kam heraus, an Händen und Füssen mit Binden umwunden, und sein Gesicht mit einem Tuche umhüllt. Jesus sprach: „Bindet ihn los, und lasset ihn gehen." [2]) Er that dies nicht selbst, sondern er gab Andern den Auftrag. Sie haben statt seiner die laquei mortis— die „Bande des Todes" zu lösen. Und wo treffen wir nun Lazarus zunächst wieder? Genau da, wo wir erwarten durften. Zu Bethanien bereitete man ihm ein Abendmahl, wobei Martha aufwartete; Lazarus aber war einer der Tischgenossen." [3]) Es ist immer das nämliche, — das Freudenmahl für den verlornen Sohn. Aber hier ist es ganz bestimmt dargestellt; er, der wenige Tage vorher noch todt und schon in Fäulniß übergegangen war, saß jetzt sogar mit Jesus zu Tische. O heilige, süße, liebende Kirche Gottes! Wie erkennen wir dich überall in den Werken der göttlichen Liebe unter den Menschen! Unverändert wie er selbst, dein Bräutigam und Meister, kein einziges seiner Beispiele, keines seiner heiligen Worte vergessend, erneuerst du Tag für Tag die Schönheit seines in dir sich abspiegelnden Charakters und den Glanz seiner Einrichtungen, die in deiner rechten Hand immer frisch sind.

---

1) Joh. XIX, 26. 2) Joh. XI, 44. 3) Joh. XII, 2.

Es wäre ein neidisches und, wir dürfen es aufrichtig sagen, ein hoffnungsloses Geschäft, die Ansprüche anderer auf gleiche Uebereinstimmung zu untersuchen. Mögen sie sagen, diese genauen Vergleichungen seien wunderlich und willkührlich. Es ist dies keine Kunst. Beweisen sie uns, daß sie sich in irgend einem andern Systeme finden, und wir wollen uns für überwunden erklären. Wenn nicht, woher kommt es, daß das katholische System allein — ja das verdorbene, das abergläubische, das einfältige, das geistlose System des Papismus — durchaus nicht eine erfundene Aehnlichkeit, sondern das genaueste, ausgeprägteste, lebendigste Gegenstück zu dem liefert, was unser Heiland in seinen größten Werken auf Erden gethan hat?

III. Die letzte Oelung. — Es ist bemerkenswerth, daß der heil. Markus, der im Allgemeinen sich eng an den heil. Matthäus anschließt, bloß drei Beispiele von Heilungen durch äußere Handlungen aufführt. Zwei haben wir bereits angeführt, nämlich die Heilung des Blinden und die des Taubstummen. [1]) Das noch übrige dritte ist für Katholiken sehr interessant. Es ist folgendes: — Die Apostel trieben viele Teufel aus, salbten viele Kranke mit Oel und heilten sie." [2]) Dies erinnert an die bekannte Stelle des heil. Jakobus: — „Ist Jemand von euch krank, so rufe er die Priester der Kirche zu sich, und die sollen über ihn beten, und im Namen des Herrn ihn mit Oel salben. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken zum Heile sein, der Herr wird ihn aufrichten, und hat er Sünden begangen, so werden sie ihm vergeben werden." [3]) Die Aehnlichkeit dieser Stelle mit der Erzählung des heil. Markus gibt dem Katholiken die Grundzüge der letzten Oelung, wie sie in den ersten apostolischen Wundern sich ausprägten. Wenige Bemerkungen werden genügen.

1) Wir finden nirgends erwähnt, daß unser Heiland seine Apostel anweist, diese Heilmittel anzuwenden. Obgleich uns drei Evangelisten (mit Einschluß des heil. Markus) seine Anordnungen im Einzelnen geben und gleichwohl diesen Gebrauch zu salben, keiner erwähnt, so können wir doch keinen Augenblick zweifeln, daß er von ihm selbst vorgeschrieben war. Dies wird uns zeigen, wie seine Anordnung in andern Fällen angenommen werden muß, wo wir seine Schüler das ausüben sehen, wovon wir nicht lesen, daß es ihnen aufgetragen worden sei. Wenn deßhalb der heil. Jakobus ohne Weiteres vorschreibt, bei der

---

1) Mark. VII, 34; VIII, 23. 2) Mark. VI, 13. 3) Jak. V, 14.

Vergebung der Sünden müsse das Salben durch den Priester befolgt werden, sowie wir annehmen müssen, daß die wunderbaren durch die Salbung bewirkten Heilungen ihre göttliche Einsetzung beweisen, so dürfen wir auch schließen, daß die wundervollere Wirkung, die Sünden zu vergeben, der nämlichen Handlung nicht beigelegt werden konnte, ohne eine gleich erhabene Einsetzung und daran geknüpfte Verheißung. Es war demnach eine sakramentalische Handlung und als solche bleibend.

2) Wir dürfen dies als einen ausgemachten Grundsatz ansehen, daß dasjenige, was für die Seele des Menschen bestimmt war, dauernd sein sollte; das dagegen, was bloß für zeitliche Wohlthaten angeordnet ward, vorübergehend war. Wir haben ein Beispiel an der Einsetzung der Diakonen. Aeußerlich hatte die Einrichtung einen bloß zufälligen und zeitlichen Zweck, um „den Tisch zu besorgen oder die Almosen auszutheilen." [1]) Aus der Beschreibung, die der heilige Paulus von den Eigenschaften eines Diakonen macht, [2]) geht klar hervor, daß diejenigen, welche dazu gewählt wurden, eine kirchliche Würde erhielten, und von den Aposteln durch Händeauflegen eingesetzt wurden. [3]) Die anglikanische Kirche hat in diesem Falle ganz weise geschlossen, daß daraus, daß die zeitlichen Verrichtungen der Diakonen aufgehört haben, nicht folge, daß die Einrichtung selbst mit ihnen ein Ende genommen habe, obgleich jene die unmittelbare Ursache der Einrichtung waren. Was zeitlich war, war vorübergehend und blieb nicht länger bestehen, die geistigen Gaben und Pflichten dagegen bleiben bis ans Ende. In gleicher Weise hat sie richtig geschlossen (obgleich sie in der Anwendung ihres Schlusses schwer gefehlt hat), daß dasjenige, was in der göttlichen Sendung reines Wunder ist, bloß eine persönliche Gabe der Apostel gewesen sei, daß dagegen die geistigen Wohlthaten, welche der Kirche verliehen wurden, auch auf ihre Nachfolger übergehen sollten. Aber sie konnte in der Stelle des heil. Jakobus die nämliche Unterscheidung nicht bemerken; sie konnte die geistige Gabe, die Sünden zu vergeben, von der Heilung des kranken Mannes nicht trennen, und die eine Gabe für dauernd, die andere vielleicht für zeitlich ansehen. Eine klare Vergleichung würde jeden Verständigen, der nicht von puritanischem Formenhaß verblendet ist, zu diesem Schluße geleitet haben.

3) Die katholische Kirche dagegen braucht keine solche Erläuterungen. Sie nimmt die Stelle, wie sie ist, als die Erfüllung der

1) Apostlg. VI, 2. 2) 1. Tim. III, 8. 3) Apostlg. VI, 6.

vollen Verheißung Christi. Die Apostel sollten seine Werke thun, und zwar größere als seine sichtbaren; und in der katholischen Lehre von der letzten Oelung wird angenommen, daß hier ein solches Wunder gewirkt werde. Daß körperliche Gesundheit schon oft durch sie wieder hergestellt wurde, daran zweifelt kein erfahrener Priester, der, abgesehen von der Lehre der Kirche, nur seine eigene Erfahrung zu Grunde legt. Dies ist das gleiche Werk, wie das Christi. Daß durch das Sakrament Sünden vergeben werden, daran darf kein Katholik zweifeln, und dies ist ein größeres Werk, als man ihn auf Erden thun sah. Das Nämliche wollte auch der heil. Jakobus in obiger Stelle sagen. Die wunderbare, die sichtbare, die auffallende Wirkung sollte die ausgezeichnetere und anziehendere fortsetzen. Aber wer sein Urtheil sich bildet, „indem er das Geistige geistig behandelt,“ [1]) könnte einen Augenblick glauben, der heil. Jakobus halte die Wiederverleihung der Gesundheit für die erste Wirkung einer Einrichtung oder einer Handlung, welche dann zu gleicher Zeit auch Verzeihung der Sünden gewähre? Oder daß Letzteres, wenn der Erfolg sicher ist und folglich der Mensch Nutzen davon hat, zu der Heilung des Körpers eine untergeordnete Stellung einnehmen könne? Diejenigen, welche das herrliche Schauspiel gesehen haben, wie in der Osternacht die St. Peterskirche in Rom plötzlich aufflammt, werden sich erinnern, wie in jeder Lampe ein Quantum leicht entzündbarer Stoffe war, welche bei der Berührung mit der Fackel plötzlich prächtig aufflammten, aber schnell wieder erloschen. Dies war nicht die Lampe, welche bestimmt war, die ganze Nacht zu brennen, sondern sie sollte bloß einmal leuchten. Denn wenn die erste Flamme sich gelegt hat, brennt das ruhigere Licht, welches darauf folgt, von reichlicher Nahrung unterhalten, trotz Wind und Regen gleichmäßig bis zu Ende fort. So war es mit dieser, so mit andern Einrichtungen. Zwei Lichter wurden zu gleicher Zeit angezündet, aber das eine wurde vom andern verdunkelt oder überschienen. Das Erstere war die glänzende, wunderthätige Gabe; die der Sprachen bei der Firmelung, die der Heilung bei der letzten Oelung. Diese Gaben waren bloß für eine gewiße Zeit gegeben und bewiesen die Wirklichkeit der beständigen fortdauernden Gnade, welche eine Zeitlang von ihnen verdunkelt wurde. Als sie aufgehört hatten, zu sein, ließen sie die andere unvergängliche Flamme in eben so herrlichem Glanze erscheinen, wie sie am Anfang

1) 1. Kor. II, 13.

war; denn ihr unsichtbares, nie mangelndes Oel ist die Salbung des Gesalbten.

IV. Das heilige Abendmahl. Es wäre in der That sehr befremdend gewesen, wenn keine Wunder gewirkt worden wären, die das Wunder der geistigen Wunder vorher versinnlicht hätten. Aber es gibt solche Wunder, welche die katholische Lehre auf's glänzendste, vollkommenste und schönste erläutern. Wir wollen uns damit befassen, jedoch nicht in dem Grade, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert.

1) Unser Heiland selbst hat uns den Schlüssel gegeben, um den Zusammenhang zwischen der ersten und seiner eigenen Einsetzung zu finden. Er, der nichts ohne Absicht that, wollte auch seine Lehre in Betreff dieses Lebensbrodes mittheilen, und zunächst führte er das Volk in die Wüste, wie Moses, und gab ihm dort auf wunderbare Weise zu essen. Fünftausend Menschen, Weiber und Kinder nicht gerechnet, wurden mit fünf Broden und zwei Fischen vollständig gesättigt, und noch war der Vorrath nicht erschöpft. Zwölf Körbe voll Brod blieben übrig, und diese würden ohne Zweifel so gut als die ursprünglichen Laibe, genügt haben, noch einmal so viel zu sättigen. Das Volk sah die Aehnlichkeit zwischen dieser Speisung und der mit Manna in der Wüste; und dadurch machte es unser Heiland für seine himmlischen Reden über das heil. Abendmahl empfänglich. Die drei ersten Evangelisten erwähnen dieses Wunder, aber ohne die daraus hervorgehende Lehre. [1]) Zwei erzählen ein ähnliches Wunder, wo viertausend auf ähnliche Art gespeist wurden. [2]) Die Wiederholung eines so großen Wunders scheint darauf berechnet, unsere Gedanken darauf zu fesseln.

Erstens. Bemerkenswerth ist für uns der Beweggrund zu dem Wunder — es war Mitleiden: „Ich habe Mitleiden mit der Menge.“ Wer aber außer dem Katholiken nennt das heil. Abendmahl „das Sakrament der Liebe?“ Den andern dient es bloß dazu, das Andenken an die Leiden Christi zu erneuern. Aber bloß bei uns wird es als der Ausfluß göttlicher Hingebung, als die Ausgießung der göttlichen Liebe unter die Menschen angesehen. Wir sehen es als hervorgegangen aus der reinsten Liebe zu den Menschen an, als Arznei, als Nahrung, als Leckerbissen, als Erquickung, als einen Schatz, um den Menschen in der Wüste seines unfruchtbaren Lebens zu stärken und zu erheitern.

1) Matth. XIV, 15; Mark. VI, 42; Luk. IX, 16; Joh. VI, 11.
2) Matth. XV, 32; Mark. VIII, 6.

Zweitens. Dieses Wunder betraf Alle; es begünstigte oder bevorzugte nicht Einzelne. Es erfordert außer Begierde und Sehnsucht keinen besonderen Zustand. Nahrung wurde gegeben dem Starken wie dem Schwachen, dem Gesunden wie dem Kranken, dem Jungen wie dem Alten, dem Reichen wie dem Armen. Der eine genoß sie mit Behagen, der andere betrachtete sie als Lebensunterhalt; der eine freute sich ihres Wohlgeschmacks, der andere schien ihn kaum zu empfinden. Der eine ergoß sich in Dankesbezeugungen, der andere schien kaum gerührt zu sein. Aber gleichwohl wurde sie allen auf ihre bloße Bitte gereicht, und als es vorbei war, war es kaum noch der Rede werth. Es wird sich kaum einer gerühmt haben, daß er von diesem Brod gegessen habe, wie es der Blinde gethan hat, den Jesus sehend machte; und Niemand wird einen weiten Weg gemacht haben, um einen zu sehen, der von diesem wunderbaren Brode gegessen hatte, wie man nach Bethania wallfahrte, um den von den Todten auferweckten Lazarus zu sehen.[1]) Und dies kommt daher, weil das Wunder nichts Sichtbares zurückließ, weil es so vielen zu gut kam (dies machte es bloß größer) und weil es einen so gewöhnlichen Anblick gewährte. Gerade so sind die Gefühle in Betreff des heiligen Abendmahls. Seine wunderbaren geheimnißvollen Wirkungen setzen uns nicht in Erstaunen, noch rufen sie die gehörige Dankbarkeit und Bewunderung hervor. Aber wie das Brod in der Wüste, ist es eine Nahrung für alle — „sumit unus, sumunt mille" — es nehmen alle Arten von Charakteren daran Theil — der Inbrünstige und der Lauliche, solche, die in der Gnade stark und solche, die im Verlangen schwach sind, solche, die an Tugend reich und solche, die daran arm sind.

Drittens. In diesem Wunder thut unser Heiland nichts weiter, als durch seinen Segen das Brod vermehren. Die Vertheilung überläßt er seinen Aposteln. Sie ordnen die Masse, sie tragen die Speise herum, geben Jedem seinen Theil, sättigen Alle, und lesen die Ueberreste auf; und siehe! Wunder über Wunder, es bleibt ihnen so viel übrig, als sie anfangs hatten — die sich selbst ergänzende Speise ist für die zunächst Kommenden bereit, und wenn sie auch zu Tausenden kommen, wird sie genügen.

Viertens. Das Wunder begegnet somit einem der gewöhnlichsten Einwürfe, der in Betreff dieses Sakraments der katholischen Lehre

---

1) Joh. XII, 9.

gemacht wird, daß nämlich Viele zu gleicher Zeit an der gleichen Nahrung Theil nehmen — „nec sumptus consumitur.“ Denn es ist nicht gesagt, unser Herr habe neues Brod geschaffen, oder das Vorhandene so zu sagen, ausgedehnt. Vom Anfang bis zum Ende der Speisung waren es die nämlichen fünf Laibe und zwei Fische, welche von dem hungrigen Volke gegessen wurden, und das, was übrig blieb, bestand aus den nämlichen Broden und Fischen. Jede andere Theorie ändert den Charakter des Wunders. Es würde nicht mehr das Wunder sein, daß unser Herr 5000 Personen mit fünf Broden speiste, sondern das, daß er, während bloß fünf Brode vorhanden waren, noch weitere 4,995 schuf, um Jedem eines zu geben. In diesem Falle hätten die fünf Brode, welche anfänglich da waren, nichts mit dem Wunder zu schaffen; dieses bestünde in dem Hervorbringen der anderen. Ferner waren es nach der Erzählung des Evangeliums mehr als fünftausend Personen, welche die nämliche Speise aßen, und Jeder hatte genug und gleichwohl blieb noch übrig. Und wie dies? Die katholische Antwort ist vollständig und einfach; auf die nämliche Weise, wie es jeden Tag im heil. Abendmahl vorkommt. Ein Wunder ist das Gegenstück des andern.

2) Ein anderer bedeutender Einwurf, der gegen die katholische Lehre vom heiligen Abendmahl gemacht wird, ist gegen die Transsubstation gerichtet. Die Verwandlung einer Substanz in eine andere scheint allen unsern Begriffen entgegen zu sein. Und doch glauben wir, hat die neue Chemie Entdeckungen gemacht, welche diesen alten vorgeblichen Widerspruch mit der Wissenschaft sehr modificiren. Eine solche Verwandlung ist ohne Zweifel wunderbar, und gegen diese Fortsetzung der Wunder protestirt der Protestantismus. Es gehört dies aber zu seinem Wesen. Unserm Herrn indessen gefiel es, durch sein erstes Wunder eine solche Transsubstation anschaulich zu machen. [1]) Wir wollen es ein wenig näher betrachten.

Erstens. Es geschah bei einem Feste, daß er sich zum ersten Male der Welt zeigte. Durch ein Fest schloß er seine priesterliche Laufbahn. Bei diesem ersten Feste zu Kana verließ er seinen ersten Zustand, sein innerliches Leben; beim zweiten trat in das letzte Stadium sein leidenvolles und schmähliches Ende. Das Erste war ein Hochzeitfest; und was war das Letzte? Lasset liebende Bräute, wie die heil. Katharina,

1) Joh. II, 9.

die heil. Rosa, die heil. Juliana antworten. Was wird das für ein Fest gewesen sein, bei welchem zum ersten Male das „vinum germinans virgines“ eingeschenkt wurde? Wie ähnlich sind einander diese beiden Feste!

Zweitens. Beim ersten Fest fehlt es an Wein. An Wasser ist Ueberfluß; bloß das edlere Getränke mangelt. Wie wird nun das Verlangen der Gäste nach letzterem befriedigt? Durch Verwandlung des unedleren ins edlere, des Wassers in Wein. Hier ist die erste Stufe der Verwandlung, die erste Ausübung der verwandelnden Kraft. Was wird nun natürlicher Weise das Nächste sein? Wein war das reichste, das edelste, stärkendste Naturprodukt. Die Erde konnte nichts Ausgezeichneteres hervorbringen, als den Weinstock und seine Frucht. Das die Erde durchdringende Wasser wird von seinen Wurzeln aufgenommen, geht in den Saft über, wird in der Weinbeere destillirt, und von der Sonne milde gemacht, und bekommt so in der Meinung der Menschen eine höhere Natur und edlere Eigenschaften. Unser Heiland gab ihm durch eine einzige einfache Handlung dieses höhere Dasein. Dann mußte es aber wieder bei dem zweiten Feste geändert werden. Und für wen? Für uns, die wir nicht Wein, nicht irdische Stärkung irgend einer Art nöthig haben. Die Menschheit war damit übersättigt und verlangte eine bessere Erquickung. Wenn die erste Verwandlung so groß und der Macht, durch die sie bewirkt wurde, angemessen war, in was wird der Wein selbst verwandelt werden? Es gibt bloß einen einzigen Strom, von dem ein Schluck unser ermattetes Geschlecht erfrischen, erneuen, wiederbeleben wird; aber wer darf darnach verlangen? Es war „das Wasser aus dem Brunnen, der in Bethlehem ist“ (das Haus des Brodes), wovon David zu trinken verlangte; aber er schauderte davor zurück. „Der Herr sei mir gnädig, daß ich dieses nicht thue; soll ich trinken das Blut dieser Männer?“[1]) Und es ist die Quelle von Bethlehem, nach der wir dürsten; aber wir dürfen nicht zurückbeben von dem erhabenen Tranke des kostbaren Blutes dessen, der sie geöffnet hat. Es gibt hier bloß noch Eine Aenderung, die vorgenommen werden kann; der Wein muß ein lebendiger Fluß werden, der aus seinem göttlichen Herzen strömt. Einzig darin wird das zweite Fest das erste übertreffen.

Drittens. Man wird aber sagen: „In dem ersten Wunder war die Veränderung sichtbar, wurde mit den Sinnen wahrgenommen;

1) 2. Kön. XXIII, 17.

im zweiten, wie die Katholiken es auffassen, fehlt diese Augenfälligkeit. Deßwegen hinkt die Vergleichung." Ganz das Gegentheil. Dadurch wird die Erhabenheit des zweiten Wunders angedeutet. Dasjenige, was würdig ist, daß es durch ein Wunder vorgebildet werde, erhält dadurch zugleich einen Beleg für seine höhere Natur. Wenn im heil. Abendmahl die Transsubstation sichtbar wäre, so wäre es nicht nöthig gewesen, daß die von Kana vorhergegangen wäre. Letztere würde in so weit ganz zwecklos gewesen sein. Aber es ist ein viel größeres und höheres Wunder, eine Verwandlung bewirkt zu haben und sie dem sinnlichen Auge verborgen zu halten, als eine offene und sichtbare Veränderung vorgenommen zu haben. Letzteres könnte kein Gegenstand des Glaubens sein, und sinnliche Gegenstände gehören einem niederern Kreise an. Die Verwandlung geschah einmal sichtbar, damit die Macht Gottes offenbar würde, wenn es ihr gefiele, sie unsichtbar vorzunehmen. Diejenigen, welche im letzteren Falle das Wunder läugnen, sagen zu ihm: „Laß es geschehen, wie zu Kana, und wir wollen dir glauben; denn nach unserer Theorie werden allein die selig, welche glauben, weil sie sehen." [1])

3) Das heil. Abendmahl bewirkt nach der katholischen Lehre die Fortdauer der Gegenwart unseres Herrn Jesu Christi auf Erden. Er ist in ihm, als Gott und Mensch, in der Fülle seiner Vollendung. Eine merkwürdige Eigenschaft seiner geheiligten Person war, als er als sichtbarer Mensch auf Erden wandelte, daß eine Kraft von ihm ausging und Alle heilte. [2]) Dieser fortdauernde Strom wunderwirkender Kraft, diese Lebensatmosphäre, die ihn wie ein königliches Gewand umgab, wurde von der Kirche bewährt und man kann dies täglich wahrnehmen. Es ist in der That schwierig, dies verständlich zu machen, denn es gehört zu den inneren Wirkungen der Religion, die mehr gefühlt, als mit Worten ausgedrückt werden können. Fromme Gemüther werden mich verstehen; sie haben das Feuer, den Frieden, das Vertrauen, die Liebe empfunden, welche bei Gebet und Betrachtung

---

1) In Betreff der Ehe wollen wir bloß bemerken, daß hier der katholische Ritus ganz einzig und schön mit der Messe und dem heil. Abendmahl verwoben ist, die einzig unterbrochen werden wegen der Salbung mit dem sakramentalischen Oel; gleichsam um das Beispiel unseres Herrn nachzuahmen, der das Hochzeitfest zu einem Vorbilde des Sakraments des Altars machte.

2) Matth. IX, 20; XIV, 36; Mark. III, 10; V, 30; Luk. VIII, 46.

die wahre Gegenwart Christe im heil. Altarssakrament einflößt; sie haben den lieblichen und beruhigenden Einfluß empfunden, den sie auf ihre gequälten, beunruhigten und ängstlichen Gemüther hat. Welche religiöse Gemeinde würde die Entziehung dieses Umganges ertragen? Was würde die keusche Liebe der Bräute Christi unterhalten, wenn sie ihn nicht in ihrer Nähe hätten und wenn sie nicht nach Erfüllung ihrer Liebespflichten gegen die Menschen wie Martha ihren Platz zu seinen Füßen nehmen und hier in stiller Betrachtung seiner Barmherzigkeit, seiner Gnade und Liebe sich von den kleinlichen Zerstreuungen des Tages sammeln und ihre Lampen mit derjenigen Liebe zu Gott füllen könnten, welche äußerlich als Liebe zu den Menschen brennt.

Daß dieser Einfluß dieses anbetungswürdigen Geheimnisses wirklich und nicht bloß in der Einbildung existirt, hat sich schon durch Wirkungen bei solchen gezeigt, welche nichts davon wußten. Wir könnten viele Fälle anführen, wo durch ihn eine Bekehrung bewirkt wurde; wir wollen uns mit zwei begnügen, weil wir sie beide aus dem Munde derjenigen, welche sie betreffen, vernommen haben.

Das erste ist das des sel. ehrwürdigen und frommen Priesters Mr. Mason. Er war wesley'scher Prediger und wir haben es angehört, wie er in längerer Rede vor einer zahlreichen Versammlung erklärte, daß er seine Bekehrung hauptsächlich dem zu verdanken habe, daß er, wenn er in eine katholische Kirche oder Kapelle eingetreten sei, große Ehrfurcht empfunden habe und unwillkührlich angetrieben worden sei, stille zu sein und anbetend niederzuknieen, wenn auch kein Gottesdienst gefeiert wurde, während er in seinem eigenen Bethause keine solchen Gefühle empfunden habe. Er war sich des Grundes gar nicht bewußt, und als er den katholischen Glauben und die katholische Praxis in Bezug auf das heilige Abendmahl kennen lernte, war er über die Ursache seiner Gefühle vollkommen im Reinen, so daß er nicht mehr zögerte, seiner Ueberzeugung zu folgen und Katholik wurde.

Das zweite Beispiel ist das der Baronin K—, die durch ihre Talente, ihre Frömmigkeit und ihre vielen guten Werke wohl bekannt ist. Sie war eine deutsche Protestantin und voller Vorurtheile gegen die katholische Religion. In Rom ging sie in die Kirche der ewigen Anbetung, wo das Allerheiligste den ganzen Tag zur Anbetung ausgesetzt ist. Sie sah die vielen Leute, die dort waren, entweder niedergebeugt in stilles Gebet versunken oder vertrauensvoll ihre Blicke auf den Altar heftend. Nicht wissend, welcher Gegenstand ihre Aufmerk-

samkeit feßle, indem sie bloß eine Menge Lichter auf dem Altare bemerkte, aber ohne noch die Gegenwart dessen zu fühlen, „der in der Mitte der sieben goldenen Leuchter wandelt,“ [1]) rief sie aus: „Guter Gott! diese Leute werden doch nicht diese Kerzen anbeten!“ Aber sie mußte trotz ihres eigenen Selbsts sanft auf die Kniee niedersinken und anbeten, — sie wußte selbst nicht was. Sie kam mehrmals wieder, wunderbar angezogen und immer der nämliche Erfolg. Es war dies ein Jahr, ehe sie zur Wahrheit gelangte, und bewußt wurde, wer dies war; und unter Thränen beklagte sie bei uns dieses Jahr widerstrebender Gnade und verlorner Zeit, wie sie sich ausdrückte.

Einigen, vielleicht vielen unserer Leser, werden diese Dinge thöricht und fanatisch vorkommen; es gibt eine Stelle, die hierauf paßt. Als Nathaniel nicht glauben wollte, daß der Messias von Nazareth komme, „sagte Philippus zu ihm: Komm' und sieh.“ [2]) Diesem entspricht eine Stelle im alten Testament: „Empfindet und sehet, wie süß der Herr ist.“ [3]) Wir haben eine Bekehrte gekannt, welche Gott bald von ihrem leiden- aber auch freudenreichen Leben auf dieser Erde zu einem Leben unumwölkter Seligkeit im Jenseits aufnahm, welche die Bekehrung auf einmal aus dem vergnügungssüchtigsten Weltmenschen zu der ergebensten und frömmsten Dienerin Gottes umgewandelt hatte, welche, wenn sie selbst nicht an der heiligen Kommunion Theil nahm, sich denen, die vom Tische des Herrn zurückkamen, anschloß und selbst in ihrem Herzen einen Strahl der Beruhigung und des Glückes empfand, — indem die Kraft von der heiligen Menschheit Jesu ausgeht, wenn sie gleich nur in einem schwachen Tabernakel von Lehm eingeschlossen ist.

„Expertus potest credere
Quid sit Jesum diligere.“

Wenn diese Erfahrungen der Kinder des Hauses den auswärtigen nicht verständlich sind, was sollen wir von einer andern Erfahrung sagen, an welche zu denken schrecklich ist — nämlich die der Furcht vor dieser verborgenen Kraft? Es wird kaum glaublich sein, wir wissen es aber aus den besten Quellen, daß es Personen, welche in der anglikanischen Kirche schwanken und sich zum Katholizismus hinneigen, von ihren sogenannten Direktoren untersagt worden ist, eine Kapelle zu

---

1) Offenb. II, 1. 2) Joh. I, 47. 3) Ps. XXXIII, 9.

betreten, in der das Allerheiligste ausgesetzt ist! Mit anderen Worten, sie fürchten, Jesus Christus selbst, an dessen Gegenwart sie zu glauben behaupten, werde sie durch seine Süßigkeit von einem Systeme abziehen, welches ihn verloren hat. Sie dürfen keines ihrer Schaafe seiner Leitung anvertrauen.

Indem wir zum Schlusse eilen, wollen wir noch bemerken, daß in der katholischen Kirche Alles wahr, wirklich und bestimmt ist. Nicht Eine Verheißung unseres Herrn ist unerfüllt geblieben. Wenn er seinen Aposteln die Macht, Wunder zu thun, verlieh, so war sie mit der noch größeren Kraft verbunden, geistige Wunder zu wirken, und während erstere Kraft nicht entzogen, sondern bloß für die erforderlichen Gelegenheiten aufgespart wurde, ist die andere dauernd und jeden Tag wirkend. Das katholische Gemüth wird damit bekannt, wie Alle mit den Wundern der Natur. „Mein Vater wirket bis auf diese Stunde fort und so wirke auch ich,“ [1]) sagt unser göttlicher Erlöser. Ihr Werk ist ein und dasselbe, aber ihre Thätigkeit ist eine verschiedene. Was der Vater in der Sphäre der Natur, wirkt der Sohn in der Sphäre der Gnade. Für uns ist beides gleich wirklich, wie gleich unsichtbar. Der eine spricht zu den Wassern der Tiefe und erfüllt sie mit lebenden Wesen, er erschafft die Vögel und die kriechenden Thiere auf Erden; der andere haucht ihnen Leben ein, und erschafft für die Gnade ein neues Geschlecht, eine wiedergeborne Menschheit. Der eine befiehlt den Winden, sie wehen über die Erde, rauh oder sanft, wie er will, aber immer reinigend, belebend, erfrischend; der andere sendet seinen Geist in die Seele, und dieser athmet wo und wie er will, reinigt und befreit von Verderbtheit das geistige Sein und erneuert sein hinwelkendes Leben. Der eine leuchtet mit gütigem Blick über den Himmeln und nährt der Sonne ewige Strahlen, der andere läßt sein Feuer auf die Erde niedersteigen und sogleich leuchtet es da; es dringt wie ein lebendiger elektrischer Funke dem Jüngling durch die Seele, wenn er auf den Knieen liegt, um den heiligen Geist zu empfangen; es leuchtet hell, aber anhaltend in der Brust des Priesters, wie in einem Leuchtthurm, um die gebrechlichen Barken in den sichern Hafen zu geleiten; wie ein Schmelzofen, in dem jede Leidenschaft verzehrt und jede Tugend eingebrannt wird; wie der heimische häusliche Herd, um welchen sich Jung und Alt sammelt, um der

1) Joh. V, 17.

Wärme sich zu erfreuen. Der eine verbreitet Leben über die ganze Natur, sendet seine Jahreszeiten und ihre verschiedenen Kräfte auf die Erde, gibt Regen und Thau, erfrischt das lechzende Fruchtfeld und läßt das Korn reifen zur Nahrung für den Menschen, gibt den Pflanzen ihre nährenden Säfte, um durch ihre Blüthe zu erfreuen und durch ihre Frucht zu nützen; der andere gibt der Erde eine Frucht und einen Wein, der das Herz des Menschen erfreut; verbreitet seine Ernte und seine Weinlese über seine Kirche und mit ihren nie ausgehenden Säften nährt, erquickt und erfrischt er die unsichtbare geistige Welt, den unsterblichen Theil und das unsterbliche Sein des Menschen.

Wir können in keiner der beiden Klassen wunderthätiger Handlungen mehr als in der andern etwas sehen, das wir nicht glauben sollten, — Gott ist in Beiden, die nämliche Macht, die nämliche Weisheit und die nämliche Liebe. Dies ist die einfache Ansicht des Katholiken; er hält die Ordnung der Gnade für eben so wirklich, als die der Natur; glaubt an das Dasein eines geistigen Lebens so gut wie an das eines physischen. Er glaubt, daß Jesus Christus versprochen hat, er werde mit seiner Kirche sein alle Tage bis an's Ende der Welt; [1]) und er kann dies bloß in dem Sinne nehmen, daß Christus keine entfernte Oberaufsicht oder eine gelegentliche Beihülfe, sondern eine innige und vertraute Vereinigung und um ein bezeichnendes Wort zu gebrauchen, seinen täglichen Beistand (by-standing) versprochen hat. *Ego operor*, — „Ich wirke," ist sein gewichtiges Wort, und dies paßt auf jeden Theil seiner übernatürlichen Wirksamkeit in der Kirche. „Petrus tauft," sagt der heil. Augustinus, „ist so viel, als Christus tauft. Judas tauft, heißt, Christus tauft." Und so in allen andern sakramentalischen Geheimnissen. Die Hand, die segnet, ist die Christi, die Hand, welche weihet, ist die Christi; die Hand, welche salbt, ist die Christi; die Hand, welche Sünden vergibt, ist die Christi; — die nämliche Hand berührte die Augen und sie sahen; die nämliche Hand wurde den Kranken aufgelegt und sie standen auf; die nämliche Hand streckte sich nach dem Todten aus und er lebte. Diese faktische Verwirklichung der Gegenwart unseres göttlichen Heilands in seiner Kirche als einer thätigen, täglichen, ja stündlichen Wahrheit, bildet den Unterschied zwischen dem katholischen und protestantischen Glauben an die Kirche. Deßhalb können sich die Protestanten die Kirche ohne Einheit — das Zeichen der Einheit fehlt, wie man es kürzlich ausgedrückt hat, vorstellen, —

1) Matth. XXVIII, 20.

daher ist Christus nicht in ihr. Denn er kann nicht getrennt werden. Man muß von ihrem Standpunkt aus seine Gegenwart als eine bloß theoretische auffassen, nicht als eine Einverleibung seiner selbst mit der Kirche. Sie können glauben, es sei möglich, daß sie, selbst in allgemeinen Versammlungen, irre. Daher ist Christus nicht wirklich mit ihr. Er ist nicht wahrhaft in der Mitte von mehr denn zwei oder drei, die in seinem Namen versammelt sind. Sie können glauben, daß der heil. Hostie keine Kraft inhärire, und deßhalb ihre Anbetung verwerfen. Daher ist er nicht wahrhaft gegenwärtig bei ihnen. Sie haben endlich kein Vertrauen zu ihren priesterlichen Verrichtungen; sie dürfen nicht jeden Geistlichen um Lossprechung von ihren Sünden angehen, sondern bloß gewisse eingeweihte Männer, die denen gleichen, die im heidnischen Alterthum den Mysterien anwohnen durften; daher ist Christus nicht in dem priesterlichen Akte, sondern kommt erst hinein durch die Gottseligkeit des Priesters. Bei den Katholiken dagegen ist dieser Beistand unseres Herrn thätig, er ist keine Theorie, sondern Faktum, und der Katholik glaubt daran als an etwas so Natürliches, wie die Vorsehung Gottes, von welcher sie bloß eine einzelne Thätigkeit ist. Daher hören diese wunderbaren Wirkungen des kirchlichen Amtes in seinen Augen auf, Wunder zu sein, sie sind allein Vertheilungen der Gnade.

Und wirklich, wenn wir weiter betrachten, was ein Wunder ist, werden wir finden, daß es doppelt aufgefaßt werden kann, von jüdischem und von christlichem Standpunkt. Die Verkehrtheit der Juden beharrte darin, Zeichen zu verlangen, die sie sehen konnten. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder s e h e t, glaubt ihr nicht,“ [1]) war der Vorwurf, den unser Heiland ihnen machte. „Lehrer,“ sprachen sie, „wir wünschen von dir ein Zeichen zu sehen.“ [2]) Dies war die niederste Stufe des Glaubens und konnte bloß zur Kenntniß der untergeordneten Klasse von Wundern führen, welche mit den Sinnen wahrgenommen werden können. Weiter kann auch der Protestantismus nicht gehen; und eben hier steht er auf so abschüssigem, schlüpferigem Boden, daß er Gefahr lauft, jeden Augenblick in den Abgrund des Rationalismus und Unglaubens zu stürzen. Er beruft sich immer, wie die Juden, auf das Zeugniß seiner Augen. Ganz verschieden dagegen ist die christliche Glaubensregel. „Glauben kommt vom Hören“ [3])

---

1) Joh. IV, 47. 2) Matth. XII, 38. 3) Röm. X, 17.

und nicht vom Sehen; und dies ist der katholische Beweis. Darauf allein können sich die wahren Wunder Christi gründen, dadurch allein können wir die wahren Wunder der Offenbarung entdecken. Der jüdische Hirte blickte mit Ehrfurcht auf die Krippe in Bethlehem, und betrachtete ihre Wunder. Die Himmel haben sich ihm geöffnet und ihre strahlenden Engelschaaren haben ihm eine wunderbare Jubel-Hymne gesungen; ein glänzender Stern ist von Osten über den Horizont geglitten und hat die Könige der Erde nach sich gezogen. Für das christliche Auge aber ist dies das wahre Wunder, daß das Kind in dieser Krippe zwischen dem Ochsen und Esel wahrer Gott ist, vom wahren Gott erzeugt, nicht gemacht, und Eine Wesenheit mit dem Vater, der alle Dinge gemacht hat. Ehe man dieses weiß, wozu man nicht durch Sehen gelangt, sind alle sichtbaren Wunder nichtssagend.

Als Jesus vor Herodes gebracht wurde, wünschte dieser ein Wunder von ihm zu *sehen*,[1]) und Jesus willfahrte dieser unverschämten Neugierde nicht. Was hätte er auch unter solchen Umständen für ein Wunder wirken können? Am gerechtesten wäre es gewesen, wenn er den ruchlosen Idioten mit Blindheit geschlagen hätte, wie der heilige Paulus den Elymas;[2]) dies wäre eine eben so gerechte Strafe, als ein wirkliches Zeichen gewesen. Ja ein Zeichen geschah vor ihm, ein Wunder, über welches die Engel staunten und weinten; wir sehen es, jener verworfene Ungläubige aber sah es nicht. Dieses Wunder war, daß die ewige Weisheit in ein Narrenkleid gekleidet und der Sohn Gottes von einem Haufen blöder Höflinge verhöhnt wurde, ohne daß Feuer vom Himmel auf sie niederfiel.

Als schließlich das Kreuz auf dem Kalvarienberge aufgerichtet war, die Sonne sich verdunkelte, die Erde sich spaltete, die Berge barsten, der Vorhang im Tempel zerriß, und die Todten auferstanden, so waren dies gewiß Wunder genug, um selbst die Neugierde eines Juden zu befriedigen. Aber der Christ schenkt ihnen keine Aufmerksamkeit; das größte Wunder ist für ihn am Kreuze. Die Verfinsterung dieser Sonne der Gerechtigkeit; — das Zittern seines Körpers; — das Brechen seiner Brust; — das Aufgehen seiner Menschheit; — der Tod eines Gottes; — verschlingt alle andern Gedanken und Gefühle, und läßt allein Raum für die Erlösung, das Wunder aller Wunder.

---

1) Luk. XXIII, 8. 2) Apostelg. XIII, 8.

Der Gesichtspunkt, von dem aus der Katholik die Wunder des neuen Testaments betrachtet, richtet sich ganz nach diesem Grundsatz. Sie sind das edelste und vollkommenste Gegenstück zu den unsichtbaren Wundern der christlichen Offenbarung.

Anmerkungen zu vorstehendem Aufsatz.

A.

Ich will einige Anmerkungen beifügen, um das was im Texte populär angedeutet ist, zu erläutern, daß nämlich diese Uebersetzung nicht hinlänglich studirt wurde.

Ps. LXXVIII (im hebr. Text), V. 74 im Arab., 69 im Hebr. und Griech. Im Hebräischen heißt es ויבן כמו־רמים וגו, was in der LXX. übersetzt ist durch: *και ῳκοδομησεν ως μονοκερωτον, κ. τ. λ.* Das Arabische hat: „Er baute auf die Höhe." Es ist klar, daß dies keine Uebersetzung aus dem Griechischen sein kann. Dagegen müssen wir fragen, woher sind diese Worte: „er bauete auf" genommen. Aus dem Hebräischen, indem in יבן das ב in כ verwandelt wurde, wodurch יכן „er bauete" wird, und ferner das כ in ב in כמו, wodurch daraus במו wird, „auf" statt *ὡς* = so viel als möglich."

Die zweite Erläuterung, worauf im Text angespielt wurde, braucht das Wort רמים. Der griechische Uebersetzer sah es als gleichbedeutend mit ראמים an. Nach dem Griechischen kommt dieses Wort viermal in den Psalmen vor, zweimal vollständig mit dem א, welches an den zwei anderen Stellen fehlt. Die zwei Beispiele, wo es mit א vorkommt, sind Ps. XXIX, 6., und XCII, (Hebr.) 10.; Arab. 11. In der ersten dieser Stellen hat das Arabische das nämliche Wort wie das Hebräische, worüber weitläufige Einzelheiten in Bochart's Hierozoicon, vol. II, p. 335, zu finden sind. In der zweiten gibt es eine genaue Uebersetzung des in beiden Texten gebrauchten griechischen Wortes — *μονοκερως* = „Einhorn."

Die Beispiele, wo das א fehlt, sind Ps. XXII, 21.; Ar. 22, und LXXVIII, 74.; und hier hat das Wort die Form רמים, ähnlich dem Pluralis von רם „hoch." Obgleich nun in diesen beiden Stellen die LXX *μονοκερως* hat, hat doch das Arabische „hoch." In der ersten Stelle

liest es: „Und von dem Horn erhebe meine Niedrigkeit.“ Ueber den zweiten Text habe ich bereits bemerkt, daß hier der Uebersetzer das Hebräische vor sich gehabt zu haben scheint; denn er übersetzt durch hoch. Und obgleich Aquila ὑψηλως und Symmachus ὡς τα ὑψηλα hat, so ist doch keiner in unserer Uebersetzung berücksichtigt.

Es scheint demnach, daß in den zwei Stellen, in welchen das Wort vollständig geschrieben ist, die arabische Uebersetzung mit der griechischen übereinstimmt; wo die Schreibart mangelhaft ist, gibt sie eine Uebersetzung, die man allein auf das Hebräische zurückführen kann. Wir müssen indessen bemerken, daß sich die nämliche Erscheinung im syrischen Peshito findet.

Die arabische Uebersetzung, die Walton in seiner Polyglotte veröffentlicht hat, stimmt an allen vier Stellen mit der LXX überein.

B.

Dieser Vers gibt zu einer interessanten kritischen Untersuchung Veranlassung, die nicht bloß die arabische Uebersetzung, sondern auch die Vulgata angeht. Das Hebräische hat אזנים כרית לי, „du hast meine Ohren durchbrochen (oder geöffnet).“

Die LXX, welcher der heilige Paulus (Heb. X, 5.) folgt, hat: Σωμα δε κατηρτισω μοι.

Die Vulgata hat „Aures autem perfecisti mihi.“

Die arabische Uebersetzung endlich, die wir vor uns haben, hat: „Du hast mir einen Leib gemacht, und du hast meine Ohren geöffnet.“

Wir beginnen mit der Vulgata. Der ganze Psalm ist offenbar aus dem Griechischen übersetzt, ohne die mindeste Berücksichtigung des Hebräischen. Und nur in diesem Vers wird das Griechische verlassen, und findet eine Annäherung an das Hebräische Statt. Aehnlich macht es der Uebersetzer des heiligen Irenäus. Diese Annäherung aber ist mehr scheinbar, als wirklich. Sie scheint in zwei Worten zu liegen, in „*aures*“ und in „*perfecisti.*“

1) *Aures.* Der mosarabische und römische Psalter, der heilige Augustinus, der heilige Ambrosius und der heilige Hilarius lesen *corpus.* So könnte es scheinen, als wären hinlängliche Autoritäten vorhanden, den Text in Betreff dieses Wortes mit der LXX in Verbindung zu bringen, und zu lesen „Corpus autem perfecisti mihi.“

2) *Perfecisti.* Alle lateinischen Väter gebrauchen dieses Verbum, mögen sie nun *aures* oder *corpus* lesen, ausgenommen der heilige Ambrosius, welcher einmal, in seinem Kommentar, *praeparasti* hat; obgleich er sonst mehrere Mal in der nämlichen Stelle *perfecisti* liest. Dies beweist, daß er beides für gleichbedeutend hielt: „Du hast einen Leib für mich bereitet oder gemacht.“ Das nämliche griechische Wort kommt beim

heiligen Paulus vor, wo es die Vulgata durch aptasti übersetzt, was den nämlichen Sinn gibt: „Du hast einen Leib mir angepaßt, oder einen passenden Leib mir bereitet.“

Es folgt nun, daß *perfecisti* dem *κατηρτισω* entspricht und nicht dem כרית; denn das griechische Verbum bedeutet einigemal in der heiligen Schrift „machen, vollenden,“ das lateinische dagegen hat nie die Bedeutung „durchbrechen, durchbohren.“ (Siehe Schleusner in voce.) Demnach ist die Douaysche Uebersetzung, die übersetzt: „Thou hast pierced ears for me“ unrichtig; und dies Beispiel einer unrichtigen Uebersetzung kann den in der Abhandlung über „Katholische Uebersetzungen“ (zweite) angeführten beigefügt werden.

Auch beim griechischen Text finden wir verschiedene Lesarten, welche denen der lateinischen Uebersetzung entsprechen. Lambert Bos führt einen Kommentar für die Lesart *Ωτια δε μοι κατηρτισω* an. Nobilius läßt alle Handschriften mit Ausnahme von einer, in der Lesart *σωμα* übereinstimmen. Aber ausgedehntere Untersuchungen haben zu weiteren Entdeckungen geführt. Denn in Parsons's (Holmes's) Septuaginta finden wir folgende Bemerkung: — *σωμα δε*] *ωτια δε*, 39; *ωτα δε*, 142, 156 (292 marg.) Dies sind also drei Handschriften, welche „Ohren“ in der Stelle haben.*) Alle aber haben das nämliche Verbum, welches bloß zu „Leib“ passen kann, und daraus können wir schließen, daß die allgemeinere die richtigere Lesart ist.

Da der nämliche Schluß auch auf die Vulgata paßt, so müssen wir weiter schließen, daß letztere ursprünglich mit dem Griechischen vollkommen übereinstimmte und daß das Wort *aures* eine neuere Aenderung ist.

Um endlich auf das Arabische zu kommen, so ist hier so viel klar, daß der Uebersetzer beide Texte, den hebräischen und den griechischen gibt. Und was dies noch merkwürdiger macht, die vorhin erwähnte Uebersetzung in der Polyglotte macht es ebenso, nur gebraucht sie andere Worte. Hiebei will ich bemerken, daß man einer Verbindung dieser zwei arabischen Uebersetzungen nachspüren kann; z. B. in dem vorliegenden Psalm sind die zwei ersten Verse mit Ausnahme zweier Worte ganz gleich und die Uebersetzung ist in Beiden eigenthümlich: „Mit Geduld habe ich auf den Herrn gehofft.“

C.

Vers 13 und 14 lauten: „Weil er dein Gott ist, sollst du ihn anbeten. Die Töchter von Tyrus sollen ihn anbeten.“ Hier sind wieder zwei

---

*) In der Beschreibung der Handschriften werden die hier angeführten so beschrieben: — 39, Cod Dorothaei, II. membr. saec. IV. — 142, Bib. Aulier. Vindob. Theol. X. membr. pervet. opt. notae. — 156, Bib. Basil. membr. 4o adm. antiq. sine accent. cum vers. lat. interl. — 292, Cod. Bib. Medic. num. III. Plut. VI. opt. notae membr. in fol. saec. XI.

Lesarten mit einander verbunden. Das Hebräische hat והשתחוי־לו, „ihn anbeten," im Femininum des Imperativ's. Die LXX hat *και προσκυνησουσιν αυτῳ θυγατερες Τυρου*. Die Verse 10, 11, 15, 16 dieses Psalm's sind ganz unerklärbar. Ich will von dem ersten dieser Verse eine auffallende Uebersetzung geben, welche vollständig die Benützung des Hebräischen anzuzeigen scheint. Der Uebersetzer macht bei היכלי oder *βαρεων* einen Absatz; und um einen Sinn hineinzubrigen, fügt er ein Suffixum bei. Dann fährt er fort: „Das edelste Elfenbein sind die Werkzeuge deines Ruhmes." Der hebräische Text ist שן מני שמחוך׃, das Wort, welches mit שן in Verbindung stand, ist wie ich bemerkt habe, von ihm getrennt worden. Wir können von dieser Uebersetzung keine Rechenschaft geben, außer wenn wir annehmen, unser Araber habe מני für ein Nomen im Pluralis genommen. Das chaldäische מאן, vas, ein Geräthe, Werkzeug, wird nun häufig, wenn auch nicht durchaus defektiv geschrieben; ohne א kommt es vor im Targum (Gen. XXIV, 53.) und im Zusammenhang würde es מני heißen und zur Uebersetzung passen. Das nächste Wort müßte man nothwendig für ein Nomen nehmen; und so haben wir „Elfenbein sind die Werkzeuge deiner Freude." In Vers 18 haben wir das Verbum im Futurum, wie im Hebräischen, während es im Griechischen in der vergangenen Zeit steht, und zwar stimmen hier alle Handschriften und heiligen Väter überein, außer dem *αλλος* des heiligen Chrysostomus, was in Parson's Sammlung übersehen worden zu sein scheint.

D.

Es würde nicht schwer sein, viele Beweise für die Benützung des Peshito anzuführen. In dem im Texte erwähnten Psalm kommt sie mehrmals vor. So ist im 2. Vers das hebräische ערפל im Griechischen durch *γνόφος* gegeben; im Syrischen steht das nämliche Wort, wie im Hebräischen, bloß im Pluralis. Im Widerspruch mit den Wörterbüchern bedeutet dieses Wort Wolke und nicht Finsterniß. Ich stütze diese Uebersetzung auf folgende Gründe: 1) Die hier gebrauchte Plural-Form schließt letzteren Sinn aus. 2) Der heilige Ephremus gibt es durch „eine helle Wolke." (Oper. tom. I. p. 9.) Der syrischen Uebersetzung entspricht allein das Arabische.

3. V. Dem hebräischen ירלך׃ entspricht das griechische *προπορευσεται*; im Syrischen „wird verzehren;" im Arabischen „wird brennen."

10. Vers. Das Griechische hat *μισειτε*, wie das Hebräische. Das Syrische „haßen." Ebenso das Arabische.

11. Vers. Hebräisch und Griechisch „justis;" Syrisch und Arabisch „einzeln."

Den meisten Lesern wird alles dies höchst uninteressant und sogar unverständlich sein: gleichwohl will ich noch zwei für die biblische Kritik äußerst interessante Beispiele anführen. Ps. CXXXIX, (Hebr.) 7.: — „Wenn ich nähme die Flügel der Morgenröthe." Das Griechische hat: „Wenn ich nähme meine Flügel *κατ' ὀρθον*;" oder, wie die alexandrinischen Handschriften genauer lesen, *κατ' ὀρθρον*, am Morgen (Vulg. diluculo.) Im Syrischen und Arabischen heißt es: „Wenn ich nähme Flügel gleich Adlern."

Ps. LXXIX, (Hebr.) 1. Die LXX übersetzt עיים ganz eigenthümlich mit *οπωροφυλακιον* (Vulg. pomorum custodia). Das Syrische hat „verwüstet." Das Arabische verbindet beide Lesarten, indem es zu „verwüstet" „wie ein Gefängniß" (= *φυλακιον*) setzt. Der Uebersetzer hat vielleicht *ὡσπερ φυλακιον* gelesen.

Die häufigen Annäherungen an das Syrische, haben ohne Zweifel Michaelis, der unsern Uebersetzer den arabischen Antiochenus nennt, zu der Annahme bewogen, seine Uebersetzung sei unmittelbar und gänzlich aus dem Peshito. Siehe seine Ausgabe von Castelli's syrischem Lexikon.

Briefe

an

John Poynder, Esq.

über sein Werk:

„Popery in alliance with Heathenism."

(Das Papstthum im Bunde mit dem Heidenthum.)

Εἴδομεν, οὐκ ἐξ ἑτέρων
Μύθων ἔχομεν φράσασθαι.
Euripid. Medea, 661.

Folgende Briefe wurden in größter Eile geschrieben, mitten unter dem Drängen wichtigerer Geschäfte. Man könnte ihnen leicht eine größere Ausdehnung geben, und jede Seite der Anschuldigungen des Mr. Poynder im Einzelnen widerlegen. Ich glaube indeß, genug gethan zu haben, um jeden unpartheiischen Leser zu überzeugen, wie solid er in seinen Beweisen und wie genau er in seinen Thatsachen ist. Wenn ich wenig Neues gegeben habe, so muß man dies dem alten abgenützten Thema, welches mich zum Streite veranlaßt hatte, zuschreiben; es ist nicht nöthig, eine frische Lanze zu brechen, um den rostigen Panzer zu lüften, in den Mr. Poynder sich selbst gesteckt hat.

London, 29. Dezember 1835.

Briefe

an

John Poynder, Esq.

Erster Brief.

Mein Herr!

Ein kürzlich in der Times erschienener Artikel hat meine Aufmerksamkeit auf ein von Ihnen veröffentlichtes Werk gerichtet, dessen Zweck ist, „das Bündniß zwischen Papstthum und Heidenthum" darzuthun, und obgleich ich aus den zahlreichen Auszügen in diesem Blatte sogleich ersah, daß Sie bloß ein schon zweimal aufgetischtes Mährchen wiederholen, so suchte ich mir doch Ihr Buch zu verschaffen, und habe es durchgelesen. Obgleich ich mit andern Gegenständen beschäftigt bin, die meinem Geschmacke mehr zusagen, und, wie ich glaube, meinen Mitchristen auch nützlicher sind, als diese Ergießung Ihres Eifers, so wollte ich doch einige Stunden opfern, um den Eindruck, den Ihre Schrift auf mich gemacht hat, niederzuschreiben, und will in Betreff der Richtigkeit Ihrer Verfahrungsweise und der Stärke der Beweise, wodurch Sie Ihren Zweck zu erreichen glaubten, an Ihren eigenen guten Geschmack und Ihre nicht bezweifelte Gelehrsamkeit appelliren.

Das erste Gefühl war nicht das der Bewunderung, sondern das der Verwunderung über die reiche Mannigfaltigkeit und die wunderbaren Wege, wodurch sich der Geist der Nächstenliebe in diesem Lande kund gibt. Ich habe in meinem auswärtigen Wohnorte lange von Ihnen gehört, daß Sie all' Ihre Kräfte der Abschaffung der Selbst-

opferungen in Indien gewidmet haben; daß Ihre Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit, beseelt von Menschenliebe, die irregeleitete Wittwe von dem Vorsatze ihres Mannes Scheiterhaufen zu theilen, abgebracht haben. Nach diesen mühevollen Anstrengungen in verschiedenen Ländern diese Selbstopferungen abzuschaffen, haben Sie sich entschlossen, dem nur zu oft Ihren Freunden gemachten Vorwurf zu entgehen, dem Vorwurf nämlich, daß Sie nach Osten und nach Westen gehen, um Gegenstände für Ihre Menschenliebe zu suchen, während Ihre Mitbürger in Ihrer nächsten Umgebung ihren Leiden erliegen; daß Sie, um irgend ein Opfer der Ueberschwemmung in Indien zu retten, große Summen unterzeichnen, während neben Ihnen eine ganze Bevölkerung unter dem „hölzernen Messer des Hungers," wie sich Calderon so kräftig ausdrückt, sich krümmt; und nun sind Sie gekommen, um unter Ihre Mitchristen in Britannien, den süßen Ueberfluß Ihrer Nächstenliebe auszugießen, die seit so langer Zeit nur für die Bewohner des Ganges und die Burramputer Sympathie empfunden hat. Aber wie proteusartig sind die Aenderungen, welche den nämlichen Geist der Menschenliebe ohne Zweifel betroffen haben. Sie erscheinen vor dem Publikum nicht mehr als der ängstlich bemühte Mann, die Flammen, welche die indische Wittwe umhüllen, auszulöschen, sondern Sie raffen im Gegentheil mit heiligem Eifer eine Fackel auf, die schon lange glimmte und ganz dazu geeignet und dazu bestimmt ist, den Aberglauben und den Fanatismus des einen, und damit den bittern Unwillen und die beleidigten Gefühle des andern Theils in Flammen zu setzen, damit sie, wie der Brand in der Offenbarung, die heiligen und anmuthigen Quellen des gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verkehrs, an denen Männer aller Meinungen so lange mit einander sich gelabt haben, austrocknen oder in Wermuth verwandeln. Und ohne Zweifel ist dies, wie es Ihr frommer Eifer ansieht, bloß ein Vorspiel oder eine Prophezeiung des Schicksals, welches die Götzendiener anderswo erwartet.

Alles dies ist sicher, wie Sie uns in der Vorrede sagen, sehr liebenswürdig; „denn ein fühlender Christ wird in seinen Worten einen eifrigen und liebenden Charakter ausdrücken" (S. 9.); und dies wird doppelt interessanter, wenn wir sehen, wie Sie, nachdem Sie 115 Seiten hindurch die Katholiken beinahe in jeder Linie Götzendiener und uns Priester Betrüger genannt haben, ganz gefühlvoll und mit Rührung beisetzen: „Mit welcher Ungerechtigkeit belädt die Kirche von Rom ihre jüngere Schwester, die protestantische Kirche, mit Ketzerei!"

(S. 115). Auf einen so zarten Lieblingsstreit war ich nicht gefaßt; ich konnte auch nicht denken, daß Sie die richtige Benennung für ein so ausschließliches Monopol halten, oder daß sie sich viel darum bekümmern, daß Sie von Götzendienern Ketzer genannt werden, oder daß Sie von unserer Seite Mitleid beanspruchen. Erlauben Sie mir indessen zu bemerken, daß Sie in den Schriften oder Reden der Katholiken nirgends finden, daß den Protestanten der Name Ketzer gegeben wird, wenn wir auch ihre Lehre für ketzerisch halten, — und ich mache Sie auf den großen Unterschied aufmerksam, der zwischen Beidem ist; [1]) Sie dagegen nennen auf jeder Seite Ihres Buches uns, die Personen, Götzendiener. Würde einer von uns das Feuer des Himmels, wie Sie, auf einen unserer Mitbürger herabrufen, so würden wir zu ihm sagen, was schon im alten Testamente gesagt wurde: „Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seid."

Wenn wir aber statt des Geistes das Materielle Ihres Werkes betrachten, so war der nächste Eindruck, den ich beim Durchlesen empfand, ein Gefühl seiner außerordentlichen Mangelhaftigkeit. Ich war ganz erstaunt, daß Sie nach den großen Anläufen, die Sie genommen haben, in Ihrer Vergleichung unserer religiösen Gebräuche mit denen anderer Völker aus neuer und alter Zeit so wenig Neues gegeben und so viel Einschlagendes übersehen haben, was meiner Meinung nach vom größten Interesse gewesen wäre. Z. B. die Gewohnheit an Festtagen das Aeußere der Kirchen mit grünen Zweigen zu behängen, wie es Virgil beschreibt, —

Nos delubra Deûm, miseri quibus ultimus esset
Ille dies, festa velamus fronde per urbem;

die nach der Behauptung Volney's in Griechenland üblich gewesene Art der Beicht; die Form der priesterlichen Gewänder, von welchen das Pluviale offenbar römisch ist, mit dem latus clavus auf der Vorderseite; das Achselkleid oder amictus, welches einige religiöse Orden, wenn sie zum Altare gehen, über den Kopf ziehen, erinnert offenbar an die Verhüllung des Hauptes, die in früherer Zeit die Priester, wenn sie zum Opfer gingen, vornehmen mußten; — nebenbei bemerkt, wird durch die Kirchengesetze der englischen Kirche bestimmt vorgeschrieben, man solle alle Kathedral- und Collegiat-Kirchen mit Priesterröcken

---

1) S. Chrysostomus, Hom. II. de Inc. Nat.

und Kappen versehen;[1]) — diese und viele andere Eigenthümlichkeiten, welche ich übergehe, würden Ihr Kabinet der vergleichenden religiösen Anatomie sehr bereichert und die Einförmigkeit, immer Middleton nachzusprechen, gehoben haben. Ich weiß mir in der That keinen Grund dafür anzugeben, daß Sie so viele Lücken gelassen haben, die Mr. Blunt gut hätte ausfüllen können, und daß Sie das Werk des Letzteren dadurch nicht geehrt haben, daß Sie es in die Liste der am Schlusse ihres Buches aufgezählten Mitarbeiter aufgenommen haben.

Aber ein neues Element haben Sie aufgenommen und dafür werde ich Ihnen, etwas später, von ganzem Herzen danken — ich meine die Vergleichung unserer Gebräuche und Ceremonien mit denen Indiens; ich habe hier bloß zu beklagen, daß Ihre Angaben dieser Art so sparsam ausgefallen sind. Warum haben Sie nicht einige Aehnlichkeit zwischen uns und den Ghebern entdeckt, was Sie durch einige Bruchstücke unseres Gottesdienstes leicht hätten thun können? Warum haben Sie unseren Rosenkranz nicht mit dem der Derwische, unsere Reliquien mit den Fetischen Afrikas, unsere Exorcismen mit den Schamanismen der Tartarei verglichen? Warum übersehen Sie den großen Lama und sein Konsistorium, die Glocken in seinen Kirchen, die Gewänder seiner Priester und die Pracht seines Gottesdienstes; oder die Talapoins von Ava mit ihrem Noviziate und Profeß, und mit ihren heiligen Gelübden der Armuth? Ich kann kaum glauben, daß die Untersuchungen und Entdeckungen des Abel Remusat oder des Pitchaurinsky Sie von einer so passenden und genauen Vergleichung abgeschreckt haben sollten. Und da wir unsere Anknüpfungspunkte so weit im Osten geholt haben, warum übersahen Sie die neuen und auffallenden Analogien, die sich auf der westlichen Halbkugel unter den Ureinwohnern Amerikas finden? Wenn Sie einen Blick in den alten Acosta, mag er auch ein Jesuit sein, geworfen hätten, so hätten Sie im zweiten Theil seiner Historia natural y moral de las Indias ein Kapitel über die Beichte bei den Mexikanern und ein anderes über ihre Kommunion gefunden; und sonst noch hie und da eine Bemerkung über viele andere ganz katholische Gebräuche. Oder wenn Sie das von Aglio unter dem freigebigen Schutze des Lord Kingsborough veröffentlichte ausgezeichnete Werk über die mexikanischen Alterthümer zu Rathe gezogen hätten, würden Sie

---

1) Constitutions and Canons Ecclesiastical, §. 24. Lond. 1827.

über diesen Gegenstand einen langen Auffatz gefunden haben, der solche Aehnlichkeiten aufführt, die dem Verfasser zu dem Schlusse führen, daß lange vor der Entdeckung durch Kolumbus Christen sich in Amerika niedergelassen haben müssen.

So sehen Sie denn, mein Herr, daß ich vor derlei Untersuchungen nicht zurückbebe, sondern daß ich willig meine schwachen Kräfte opfern will, um zu verhüten, daß ein anderer Herr sich mit der Vollendung des von Ihnen Begonnenen belaste, und so unsere Literatur noch mit mehr Namen, die sich an ein so gottloses Werk des Zelotismus knüpfen, befleckt werde. Während ich Sie indessen auf diese Unvollkommenheiten in Ihrem Werke aufmerksam gemacht und einige kleine Belehrungen über den Gegenstand beigefügt habe, darf ich diesen Brief nicht schließen, ohne Ihnen für das Viele zu danken, was ich von Ihnen in Bezug auf Gegenstände, über welche ich bis jetzt so ziemlich gut unterrichtet zu sein glaubte, gelernt habe.

Ehe ich Ihr Werk las, wußte ich nicht, daß von unserer Kirche angenommen werde, das Weihwasser habe die Kraft, den Mord abzuwaschen, wie Ihr sehr passendes Citat aus Ovid mich belehrt (S. 20). Ebensowenig wußte ich vorher davon, daß es eine narkotische Kraft besitze und gebraucht werde, um Menschen damit in den Schlaf zu wiegen (S. 97). Um meine Unwissenheit ganz zu gestehen, ich wußte nicht, daß es bei allen innerlichen Heilungen angewendet werde; ich glaube aber, daß der nächste Herausgeber einer Pharmacopöie Nutzen daraus ziehen wird.

Obgleich ich mehr als die Hälfte meines Lebens in Rom gelebt habe, so finde ich in Ihrem Buche gleichwohl viele seine Alterthümer und Trachten betreffende Eigenthümlichkeiten, für welche ich ihm äußerst verbunden bin. So habe ich nie von einer „*Maria in triviis*“ (S. 32) gehört, die im Lande ganz gewöhnlich sein soll, und obgleich ich die Landleute sehr genau kenne, und wenn ich auf dem Lande war, sie täglich in Masse an den „hölzernen Kreuzen“ oder ländlichen Kapellen, (nicht Altären) am Eingange ihrer Dörfer vorübergehen sah, so habe ich doch nie gesehen, daß sie im Vorübergehen „auf die Knie niedergesunken, und sich auf die Erde niedergeworfen hätten,“ wenn sie auch vielleicht zum Zeichen der Verehrung ihre Hüte berührten; auch habe ich nie die Erfahrung gemacht, daß „die armen Postillione glauben, sie müssen gewaltsamen Todes sterben, wenn sie die von ihren Priestern vorgeschriebenen Akte der Frömmigkeit nicht befolgen.“ (S. 32.) Wollen

Sie damit sagen, daß die Postillione vor jedem Kreuz, an dem sie vorüberkommen, die Knie beugen und sich zur Erde werfen? Ich habe oft die Kirche der heiligen Agnes gesehen, und die schöne Statue der Heiligen, auf die Sie (S. 41) anspielen; aber ich glaube, ein Phidias würde nicht wenig in Verlegenheit gekommen sein, wenn er eine heitere Bacchusstatue, wie Sie sich ausdrücken, „durch eine kleine Veränderung der Draperie," welche bei alten Bacchusstatuen sehr knapp ist, in eine moderne rührende Jungfrau, die Augen und Hände gen Himmel erhoben mitten in den Flammen steht, hätte verwandeln müssen. Aber, bitte, mein Herr, haben Sie diese Statue mit der des heiligen Sebastian auf dem gegenüberstehenden Altare verwechselt, welch' letztere ein so außerordentliches Kunstwerk ist, daß Einige die Konjektur gewagt haben, sie sei einmal eine Statue des Apollo gewesen? Das Nämliche sagt man von den zwei Jupitern, die in Petrusse verwandelt worden sein sollen; der eine, indem er einen neuen Kopf und statt des Donnerkeiles ein Paar Schlüssel erhielt, der andere durch gänzliche Umformung. Dies ist Alles den römischen Antiquaren ganz neu, und sie haben bis jetzt diese Ueberlieferung der valets de place noch nicht bestätigt; denn nur solche Leute können das Mährchen von der Aenderung der Köpfe gemacht haben (S. 41). Ihr Gewährsmann hat sich, fürchte ich, beim Ausmessen des St. Leoaltars in der St. Petruskirche geirrt, denn er ist um kein Haar länger, als die übrigen Altäre; und in seinem Abscheu, Götzenbilder anzublicken, hat er die heiligen Petrus und Paulus in Einen Engel verwandelt, der den Attila davonjagt (S. 55). Vielleicht hat Sie die nämliche Furcht, papistische Sachen näher zu untersuchen, dazu geführt, die Quelle des heiligen Winfred nach Staffordshire zu versetzen (S. 103). Sie können das Buch, über welches Sie so strenge urtheilen, nicht gelesen haben.

Ich habe „in römischen Gebetbüchern nie ein Gebet" gefunden, „das seiner Aufschrift nach an das heilige und wunderbare Gemälde der heiligen Veronika gerichtet ist" (S. 43); und doch bin ich mit allen Gebetbüchern und ihren Aufschriften so ziemlich bekannt. Und selbst wenn Ihre Behauptung wahr ist, so braucht man bloß die Sache im rechten Licht zu betrachten, um zufrieden gestellt zu werden. Ferner obgleich ich doch mein gut Theil über den Gegenstand gelesen habe, so habe ich doch bis jetzt noch nicht gewußt, daß Jemand, um canonisirt zu werden, Wunder gethan haben muß

(S. 33); oder daß „ebenso häufig Heilige, wie Kardinäle gemacht werden" (S. 35); denn ich habe in meinem Leben schon viele Kardinäle ernennen gesehen, aber während dieser Zeit wurde kein Einziger heilig gesprochen.[1])

Den wichtigsten Zuwachs indessen hat mein Wissen in Betreff meiner Religion durch die in Ihrem gelehrten Werke enthaltene staunenswerthe Thatsache erhalten, daß „die Beicht in Bezug auf noch zu begehende Sünden die nämliche Wirkung hat, wie auf bereits begangene." Die einzige zu erörternde oder, wie wir sie nennen, scholastische Frage über den Gegenstand scheint, wie Sie auch berichtet worden sind, die zu sein, ob nicht die Buße die nämliche Wirkung hat (S. 71). Ich bin nun von Kindheit an zur Ausübung dieser Pflicht eines Katholiken angehalten worden, und kein einziger meiner Lehrer hatte so viele Güte oder Verstand, mir diese nützliche Wirkung der Beicht mitzutheilen. Und was war die nothwendige Folge dieser Dummheit meiner Lehrer? daß ich, als ich selbst Jahre lang andere lehren und unterweisen mußte, immer gerade das Gegentheil von dem gesagt habe, was Sie für die Lehre meiner Kirche ausgeben. Und ich fürchte, der Fehler läßt sich nicht mehr verbessern; den ich finde, daß alle meine Kollegen in derselben Unwissenheit, wie ich, befangen waren, und das Nämliche über den Gegenstand lehrten.

Tadle ich Sie, daß Sie in derlei Sachen unwissend sind und in Bezug auf das Weihwasser oder die Beicht eine eigene Ansicht haben? — Gewiß nicht; aber ich tadle Sie ernstlich deßwegen, daß Sie über Gegenstände, von denen Sie nichts verstehen, schreiben. Wenn ein Blinder auf die Straße geht, und mich stoßt und sich selbst dadurch so wehe thut, wie mir, so schmähe ich ihn nicht, weil er blind ist, sondern weil er ohne Führer, und wärs nur ein Kind, ausgeht. Dies, mein Herr, paßt vollkommen auf Sie, und so sage ich Ihnen denn: Warum haben Sie nicht den nächsten besten von den Knaben, die so häufig unsere Freischulen besuchen, oder der seinen Katechismus gelernt hat, gefragt, um sich über diese Gegenstände zu belehren? Er würde Sie, mein Herr, eines Bessern belehrt haben.

Ich bin u. s. w.

---

1) Im Jahre 1835 nämlich.

Zweiter Brief.

Mein Herr!

Ich begnügte mich in meinem ersten Briefe, einfach den ersten Eindruck, den die Lektüre Ihres Buches auf mich gemacht hat, niederzuschreiben; ich will nun in diesem den Werth der in demselben enthaltenen Beweise prüfen, und in meinen ferneren Mittheilungen die hauptsächlichsten gegen uns erhobenen Anklagen im Einzelnen untersuchen.

Ihr Buch setzt sich die Aufgabe, das Bündniß zwischen der katholischen Religion oder, wie Sie es nennen, dem Papismus und dem Heidenthum nachzuweisen, indem es eine Gleichförmigkeit vieler Ceremonien und, wie Sie sagen, Lehren in den alten und neuen Religionen Roms heraushebt. Ihre mildeste Schlußfolgerung ist natürlich die, daß das Papstthum weiter nichts ist, als eine menschliche Religion und auf göttlichen Ursprung keine Ansprüche machen darf.

Ich will Ihnen vorerst Ihre Annahmen und Voraussetzungen in ihrer ganzen Ausdehnung zugeben; ich will annehmen, alle von Ihnen angeführten Thatsachen seien wahr und alle Parallelen, die Sie zwischen unserem und dem heidnischen Ritus gezogen haben, seien richtig; und ich will noch weiter auf Ihre Schlüsse eingehen, indem ich sie einer klaren, Allen verständlichen Prüfung unterwerfe.

Sie wissen ohne Zweifel, daß Dr. Spenser, ein gelehrter Theolog der anglikanischen Kirche, zwei Foliobände unter dem Titel: De legibus Hebraeorum Ritualibus, et earum ratione herausgegeben hat, welche voll der tiefsten Gelehrsamkeit sind und sowohl bei uns, als auf dem Kontinente viele Ausgaben erlebt haben. Der Zweck und die Bestimmung dieses Werkes nun ist offenbar ein doppelter. Erstens will er beweisen, daß Gott bei den Ceremonien und dem Ritus, die er den Juden vorschrieb, den großen Zweck gehabt habe, sie vor dem Götzendienste zu bewahren. Zweitens will er zeigen, daß beinahe jeder Brauch, Ritus, Ceremonie, jede Handlung, die zu diesem Zwecke eingeführt wurde, geradezu von dem heidnischen Egypten geborgt wurde. Wenn Sie sich selbst über letzteren Punkt Gewißheit verschaffen wollen, so dürfen sie bloß die Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Bücher lesen,

und Sie werden finden, daß, wo wir von den feierlichsten und bestimmtesten Befehlen, oder von den kleinsten Einzelheiten des Ceremoniengesetzes, von der Beschneidung oder dem Opfer in seiner ganzen Mannigfaltigkeit und mit allen seinen genau bestimmten Ceremonien, von der Reinigung, dem Reinigungsopfer und den neuen Monaten, von der Arche des Bundes und den Cherubinen, von dem Tempel und seinem Orakel, von den Urim und Thummim sprechen, daß, sage ich, Spencer von all diesem zu beweisen versucht hat, daß es schon längst unter den Egyptern und andern benachbarten Nationen bestanden habe. Es ist übrigens nicht mein Wille, Ihnen eine so eigenthümliche Ansicht aufzudringen; es ist vielmehr mein Wunsch, Ihnen unter mehreren Schlußfolgerungen die Wahl zu lassen.

Zuerst nun, sind Sie anderer Ansicht, als dieser gelehrte Theolog, und meinen Sie, er habe nicht gut daran gethan, alle oder die meisten jüdischen Gebräuche von denen des Heidenthums abzuleiten? Dann, mein Herr, folgere ich, daß es zwischen den Ceremonien und Einrichtungen zweier Religionen, von denen die eine falsch, die andere wahr war, solche Aehnlichkeiten gegeben hat, weil ein Mann im Stande war, zwei Foliobände darüber zu schreiben, und daß diese Aehnlichkeiten ganz zufällig waren und keineswegs eine wirkliche Verbindung zwischen beiden Religionen zeigen. Ihre 120 Oktavseiten haben uns nicht mehr berührt, als Spencers zwei Foliobände die Juden; und daraus können wir das Nämliche auf ihre Nachtstudien und die der Herrn vor Ihnen schließen.

Zweitens, geben Sie mit dem größten Theil der Gelehrten zu, daß Spencer in diesem Punkt recht gethan hat? Dann folgere ich, daß eine Religion alle ihre Ceremonien und Gebräuche von ihren heidnischen Nachbarn entlehnt haben, und doch nichts desto weniger die göttliche und von Gott geheiligte Religion sein kann. Um nun die Schlußfolgerung Spencers im Ganzen zusammen zu fassen, die Einsetzung eines solchen Ritus ist der beste Schutz gegen Götzendienerei, anstatt diese herbeizuführen.

Ich lasse Ihnen nun zwischen diesen zwei Schlußfolgerungen und ihrer Anwendung auf den Werth Ihres Werkes freie Wahl. Entweder haben Sie nach all Ihren Anstrengungen keinen Zusammenhang zwischen unsern und den heidnischen Ceremonien herausgefunden, oder wenn Ihnen dies auch gelungen ist, so haben Sie damit nichts gethan,

was den Werth und die Richtigkeit der katholischen Religion anfechten könnte.

Erlauben Sie mir aber noch die Frage, ist jede Aehnlichkeit ein Beweis dafür, daß das eine vom andern entlehnt wurde? Kann nicht Beides aus der nämlichen Quelle entsprungen sein? Können sich nicht in Beidem die Gefühle, welche den Menschen unter den nämlichen Verhältnissen gemeinschaftlich sind, von selbst und auf natürliche Weise ähnlich äußern? Der Indianer kniet beim Gebet und erhebt die Augen zum Himmel; folgt daraus, daß Alle, die es so machen, es von Indianer gelernt haben? Drücken nicht die entferntesten Nationen ihre Gefühle der Achtung und Anhänglichkeit auf ganz gleiche Weise aus? Sie beugen sich, werfen sich zur Erde, falten und strecken die Hände aus, und Niemand sieht darin eine nothwendige Abhängigkeit oder eine innige Verbindung zwischen ihnen, sondern wir sehen alle diese äußerlichen Kundgebungen als gemeinschaftliche und von einander unabhängige Eigenthümlichkeiten an, die Alle besitzen können. Hier, mein Herr, liegt der Fehler, den Sie und Ihre Vergänger im Raisonnement gemacht haben. Was Sie dem Bischof Hall nachgesagt haben, daß die Wunder nach der Lehre, welche sie bestätigen, und nicht die Lehre nach den Wundern beurtheilt werden müsse,[1]) gilt noch viel mehr von den Ceremonien; sie müssen nach der Lehre, welche sie äußerlich kund geben, nicht die Lehre nach dem äußerlichen Ritus beurtheilt werden.

Wenn es überhaupt recht ist, Bildern oder Reliquien Verehrung zu erweisen und wenn im Geiste die Linie zwischen dieser Verehrung und der Gott allein gebührenden Anbetung genau gezogen ist, so kommt nichts darauf an, durch welche Handlung sie ausgeübt wird. Das Kniebeugen, das zur Erde Werfen, das Beugen des Kopfes, das Küssen sind ganz gleichgültige Handlungen, die ihren Werth von dem gegenseitigen Verständniß der Menschen erhalten. In England kniet der Katholik vor dem Bischofe, der ihn segnet, in Italien begnügt man sich, seine Hand zu fassen. Im Westen drücken wir unsere Verehrung dadurch aus, daß wir das Haupt entblößen und folglich verrichten wir den

1) Seite 102. Wenn dieser Satz richtig ist, woher kommt es, daß Paley's Werk, worin gerade das Gegentheil angenommen wird, in den englischen Erziehungsanstalten eingeführt ist? Stellt er nicht die Sache auf den Kopf, wenn er das Christenthum durch die Wunder beweisen will, statt daß er die Wunder auf die Wahrheit des Christenthums gründet?

Gottesdienst mit entblößtem Haupte; in China würde es für sehr unanständig gelten, so vor dem Großen (Gott) zu erscheinen, und deßhalb fungirt dort der katholische Priester mit bedecktem Haupte. Die verschiedenen Arten demnach, auf welche solche Gefühle ausgedrückt werden, sind ganz gleichgültig; es ist bloß die innere Meinung, welche ihnen eine moralische Bestimmung geben kann.

So sehen Sie denn, wie Sie verfahren. Sie nehmen an, unsere Lehre in Beziehung auf die Heiligen und ihre Abbildungen sei falsch, und darnach natürlich die äußerlichen Zeichen der ihnen gezollten Verehrung vom Uebel; und da diese Zeichen der Verehrung in ihrer äußeren Erscheinung gemäß der menschlichen Natur die nämlichen sein müssen, wie diejenigen, die andere bei einer falschen Gottesverehrung angewendet haben, so werfen Sie die Handlungen zusammen, und legen sie der Religion zur Last. Ferner, wenn unser Glaube an die heilige Eucharistie gegründet ist, so sind wir doch gewiß befugt, uns davor zu beugen und sie anzubeten. Sie nehmen als ausgemacht an, daß er falsch ist, und dann sprechen Sie mit gotteslästerlichen Leichtsinn, welcher das Blut eines jeden Katholiken in Wallung bringen muß, von dem Gottesdienst, welcher entweder gerechtfertigt oder zufolge des Dogmas, auf das er sich gründet, als Götzendienst und Profanation verworfen werden müsse (S. 66, 88). Nun mein Herr, setzen Sie den Fall, ein Socinianer oder ein Ungläubiger mache es so wie Sie, und beurtheile, da er keine Erlösung durch den Kreuzestod, keine Befleckung durch die Erbsünde annimmt, eure Gebräuche bei der Taufe als reinen Aberglauben, er spotte über das dabei vorkommende Kreuzeszeichen, oder über die Idee, daß äußerliche Abwaschung eine Wirkung auf die Seele äußern könne, er mache ferner euren feierlichen Ritus durch unziemende profanirende Worte lächerlich und vergleiche ihn mit dem Waschen der Heiden, durch welches sie eine Sünde zu sühnen glauben, wie es in der aus Ovid (S. 20) angeführten Stelle ausgesprochen wird.

„Ah! nimium faciles, qui tristia crimina caedis
Fluminea tolli posse putetis aqua;“

würden Sie da nicht antworten, die ganze Frage drehe sich um die in diese Gebräuche eingehüllte Lehre, über diese äußerlichen Formen sich zu streiten, sei nichts anderes, als den Schatten untersuchen, während der Körper auf die Seite gesetzt werde; es folge aus der Aehnlichkeit des Ritus, wenn er sogar durch einige Aehnlichkeit der Lehre noch vermehrt werde,

keineswegs, daß Beide identisch oder gleich tadelnswerth seien. Ihre Antwort würde ganz richtig sein, und ich bitte Sie, dieselbe anzuwenden. So lange Sie bei der Annahme bleiben, daß unsere Lehre falsch sei, mögen Sie in Allem recht haben. Aber hier ruht dann die ganze Frage, und wir sind mit Ihnen zu Ende. Die Dogmen einer Religion müssen ihren Werth entscheiden, die äußerlichen Handlungen beruhen auf ihrem innern Werth. Einige Naturforscher, wie Virey und Lamarck, haben die Glieder und den Organismus des Menschen mit dem des Schimpansee verglichen, und da sie fanden, daß sie sehr ähnliche „Organe, Verhältnisse und Sinne" haben, schlossen sie, das Menschengeschlecht stamme von diesem edlen Thier. Diese nun haben gerade wie Sie geschlossen; sie sahen auf die äußere Erscheinung, sie vergaßen die Seele, den Funken des Lebens und der Vernunft, die Kraft, Gedanke und That zu hoher und unsterblicher Bestimmung hinzulenken. Zwei Religionen vergleichen und während die eine an Einen persönlichen Gott, an die untrennbare Dreieinigkeit, an die Menschwerdung seines Sohnes und an die Erlösung durch sein Blut glaubt, die andere dagegen sich zum Systeme des Polytheismus bekennt, — trotzdem daraus, daß sie ihre religiösen Gefühle auf die nämliche Art ausdrücken, auf ihre Identität schließen, ist gewiß ebenso sinnlos und abgeschmackt, als die Beweisführung jener Philosophen. Beim katholischen und alten römischen G o t t e s d i e n s t kommen Prozessionen, Lichter und Weihrauch vor; deßhalb sind beide R e l i g i o n e n identisch. Gerade so wie „es ist ein Fluß in Macedonien, und es ist auch ein Fluß in Monmouth," also sind Macedonien und Monmouth identisch.

Sie haben, wie ich in meinem ersten Brief angedeutet habe, Ihrer Sache selbst geschadet, daß sie eine Vergleichung zwischen unserem Ritus und dem Indiens anstellten, denn im Namen der ganzen Geschichte, was haben die Katholiken Italiens, Roms, Irlands mit indischen Ceremonien zu thun? Wann oder wie wurden sie in den Gottesdienst der Kirche eingeführt? Diese Ceremonien erscheinen nach Ihren eigenen Anführungen von sehr hohem Alter; die Heiligkeit, welche durch den Ganges mitgetheilt wird, was Sie mit dem von Ihnen sogenannten Wasser-Götzendienst Irlands vergleichen (S. 69), ist eine Hauptgrundlage der Hindu-Religion, und bestand ohne Zweifel lange vor Christus; und doch findet sich bei den westlichen Heiden nichts Aehnliches. Wie kam es nun nach Irland, oder in irgend ein anderes christliches Land? Ist es nicht offenbar, daß der Zusammenhang so weit von ein=

ander entfernter Ceremonien und Gebräuche, innerlicher und geheimnißvoller ist, als Sie Ihren Lesern weiß machen wollen? daß solche Aehnlichkeiten, anstatt daß sie irgendwie die Abstammung von einander beweisen, bloß eines von diesen zweien darthun, entweder daß in jedem auch dem verdorbenen Gottesdienst Reste reiner und ursprünglicher Formen bald mehr, bald weniger entstellt sich erhalten haben, oder daß die Natur Menschen unter den verschiedensten Verhältnissen anleitet, ihren inneren Glauben auf ähnliche Art zu symbolisiren und ihren Gottesdienst auf ähnliche Weise zu begehen? Und je mehr Sie Aehnlichkeiten zwischen den religiösen Handlungen unzusammenhängender Länder herausfinden, um so mehr gewinnt die Begründung dieser Sätze. Und wenn Sie einen Blick in katholische Werke werfen wollten, würden Sie finden, daß sie weit entfernt über solche übereinstimmende Thatsachen wegzugehen, oder sie zu verbergen, vielmehr sich viel weitläufiger darüber auslassen, als Sie gethan haben, und daß sie, anstatt sie als Beweismittel gegen sich zu fürchten, dieselben vielmehr als Beweismittel für ihren Glauben anführen. Ich meine nicht bloß wissenschaftliche Schriftsteller, wie Mabillon, Durantus oder Bona, sondern solche, die für allgemeine Erbauung geschrieben haben. Lesen Sie z. B. (und ich glaube, Sie werden über manchen Punkt Belehrung erhalten) des gelehrten Abbé Gerbet's Abhandlung Sur le dogme regénérateur de la Piété Chrétienne, und Sie werden finden, mit welcher Macht er die vielen Wünsche und das Sehnen nach dem katholischen Opfermahle, wie sie sich in dem Ritus beinahe jedes heidnischen Gottesdienstes finden, ausgebeutet hat.

Ich darf jedoch nicht so weit gehen, um zu untersuchen, auf welchem Punkte Ihre Beweismethode in älteren und besseren Zeiten stand; denn vielleicht wissen Sie nicht, daß Ihre Einwürfe viel älter sind, als Dr. Middleton, oder Hospinian, oder Brower de Niedeck, welch' beide Sie in Ihrem schätzbaren Kataloge der Schriftsteller über vergleichenden Götzendienst vergessen haben. Der erste, der so argumentirt hat, wie Sie, war Julian, der Apostat, welcher sagte, die Christen haben ihre Religion von den Heiden geborgt.[1]) Dies beweist zugleich, daß sogar damals schon die Aehnlichkeit bestand, über welche Sie sich als götzendienerisch beklagen; so daß sie nicht eine Frucht moderner

---

1) Cyrilli Archiep. Alex. cont. Jul. Juliani Opera, editio Spanheim, tom. II. p. 238.

Verdorbenheit ist, sondern wesentlich mit der alten Kirche zusammenhängt. Dies beweist, daß der Bund zwischen Christenthum und Heidenthum schon 300 Jahre nach Christus bestand, und daß folglich bis dahin Papstthum und altes Christenthum identisch sind. Den Manichäern wird vom heil. Augustinus in seiner Schrift gegen Faustus auch der Vorwurf gemacht, sie haben die nämliche Anschuldigung erhoben.

Auf diesen Einwurf nun antworteten die Kirchenväter genau so, wie ich es gethan habe: „Habemus quaedam cum Gentibus communia, sed finem diversum," sagt der heil. Augustinus.[1]) Und an Deogratias schreibt er: „Deßwegen tadeln diejenigen, welche die christlichen Bücher beider Testamente kennen, den verruchten Gottesdienst der Heiden nicht deßwegen, weil er Tempel baut, Priester einsetzt und Opfer darbringt, sondern weil diese Dinge zu Ehren von Götzen und Dämonen geschehen.... Daraus kannst du zur Genüge ersehen, daß die wahre Religion im Aberglauben des Heidenthums nicht so fast dies tadelt, daß sie Opfer brachten, denn die Heiligen des alten Testaments opferten dem wahren Gott, sondern daß sie falschen Göttern opferten."[2]) Es handelt sich nicht darum, wie unsere Ceremonien und unsere Gebräuche anderen gleichen, so lange der Gottesdienst, bei dem sie vorkommen, ein verschiedener ist.

Ein ähnlicher Einwurf wurde sogar in noch älterer Zeit gemacht; denn Tertullian und andere Schriftsteller der frühesten Zeit gehen so weit, daß sie annehmen, es sei Schlauheit des Erzbetrügers gewesen, die Sakramente und Ceremonien des alten und neuen Bundes in den heidnischen Religionen vorher einzuführen oder nachzumachen, um so die Menschen irre zu führen. Es ist nicht meine Sache, die Richtigkeit dieser Idee zu untersuchen; mir ist es bloß um die Thatsache zu thun, daß sie solche Aehnlichkeiten zwischen der wahren und den falschen Religionen wohl anerkannten.[3])

---

1) Contra Faustum, lib. XX. c. 20. „Wir haben Manches mit den Heiden gemein, aber der Zweck ist bei uns ein anderer."

2) Epist. 102, al. 49.

3) Ceterum si Numae Pompilii superstitiones revolvamus, si sacerdotalia officia, insignia et privilegia, si sacrificalia ministeria, et instrumenta, et vasa ipsorum sacrificiorum, ac piaculorum, ac votorum curiositates consideremus, nonne manifeste diabolus morositatem illam Judaicae legis imitatur?" — De Praescript. cap. XI. „Quo agnito hic quoque studium diaboli cognoscimus, res Dei aemulantis; qui ex ipso baptismo exercet in suis quid simile." — De Bapt. cap. V.

Haben Sie indessen, mein Herr, nie daran gedacht, daß man diesen Ihren Beweis eben so gut gegen die Lehre, wie gegen den Ritus anwenden kann? und wirklich ist Ihre Schlußfolgerung von dieser Art; und nicht bloß gegen die katholische Lehre, sondern gegen den ganzen christlichen Glauben? Ja wissen Sie nicht, daß gerade diese Beweismethode von den Feinden des Christenthums angewendet wurde? Ist nicht die Lehre von der Dreifaltigkeit in dem berühmten von Eusebius mitgetheilten Brief des Plato an den Dionysius, in den Werken des Plotinus und anderer seiner Schule, in dem Oupnekhat, den Vedas und in den philosophischen Schriften des Lao-Tseu ganz klar ausgeführt? Und hat nicht Dupuis in seinem Origine de tous les Cultes, daraus geschlossen, dieses Dogma könne nicht im Christenthume geoffenbart worden sein, weil es vorher schon so genau bekannt und so weit verbreitet war, sondern der heil. Johannes und die andern Apostel haben es von der heidnischen Philosophie geborgt? Finden sich nicht die nämlichen Ausdrücke der Lehre, das Wort so gut als der Vater und der Geist, und das Ausgehen des einen vom andern, bei ihm und andern der östlichen Schule? Hat nicht Volney zwischen Christus und dem indischen Chrishna in Bezug auf Namen und Wesen eine Parallele gezogen? Und sind nicht die Parallelen zwischen Beiden viel treffender, als eine einzige der von Ihnen ausgeführten zwischen unseren Ceremonien und denen des alten Roms oder Indiens? Kommt nicht die Idee einer göttlichen Menschwerdung und einer Erlösung durch den Uebergang eines Gottes in Fleisch in der Mythologie Indiens und anderer östlichen Religionen immer wieder vor. Könnten wir nicht leicht auf demselben Gebiete viele Aehnlichkeiten von der Rechtfertigung, der Prädestination, der Gnade und der Genugthuung finden? Und wer, der im Stande ist, ein vernünftiges Urtheil zu fällen, ist durch solche Vergleichungen nur einen Augenblick an seinem Glauben irre geworden? Ohne Zweifel wurde in unserm Lande die Erfahrung nicht gemacht, wie auswärts. Die Ruines von Volney und der Auszug von Dupuis' Origine haben in Frankreich viel zur Untergrabung der Religion bei den Schwachen beigetragen; und ein so populäres Werk, wie das Ihrige, kann in England leicht den nämlichen Erfolg haben, da es christliche Wahrheiten genau in derselben Weise angreift. Diejenigen, welche irgend ein Verlangen darnach haben, die Beweise für das Christenthum in der Wagschale sinken zu sehen, würden mit Freuden nach so einem Beweisgrunde greifen. Und dies ist der

Fall bei Ihrem Werke; für diejenigen, welche sich bereits in den Kopf gesetzt haben, Papstthum sei Götzendienst, wird Ihre Beweisführung sehr überzeugend sein, denn ein inneres Echo wird ihren Lästerungen antworten; auf den Katholiken dagegen und den erleuchteten Protestanten kann sie eben so wenig Einfluß haben, als die ähnliche Beweisführung des französischen Ungläubigen.

Ich habe bereits bemerkt, daß die wenigen in der protestantischen Religion noch beibehaltenen Ceremonien eben so leicht auf heidnische Gewohnheiten zurückgeführt werden können. In was unterscheidet sich die Predigt, die das Hauptsächlichste Eures Gottesdienstes ist, von dem Chutbat oder der Rede des Imans in der mohammedanischen Moschee? und in was eure Kanzel von seinem Mimbar? In der That, um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, sie ist noch viel heidnischer; denn wenn ich mich recht erinnere, ist in der Basilika zu Pompeji (von welcher Art von Bauwerken die Form der Kirchen mit drei Schiffen genommen ist) eine Art von erhöhter Kanzel oder Lesepult, und zwar am hervorragensten Platze. Nichts davon zu sagen, daß in dem kürzlich ausgegrabenen Tempel der Concordia, in welchem Cicero seine Reden hielt, etwas ganz Aehnliches zu sein scheint. Sind eure Chorhemden und Talare nicht die vollkommenste Nachbildung des Ueberkleides, das über ein längeres geworfen wurde, von dem uns Mr. Blunt berichtet, daß es die alten Priester getragen haben, wie sie auf einer Antike von Bronze im Museum von Neapel dargestellt sind? Nun, er muß zugestehen, daß „der Priesterrock in der protestantischen Kirche eine Nachahmung dieses viel älteren priesterlichen Gewandes ist;" das heißt, wie ich es auslege, eine Nachahmung des katholischen Priesterrockes, welcher sich hinwieder von den Heiden herschreibt. [1]) Ferner muß euer Priestergewand immer weiß sein, die nämliche Farbe, welche beim alten heidnischen Gottesdienst vorkommt, während wir unsere Farben nach den Umständen wechseln. Mr. Blunt berichtet uns ferner, die Gewohnheit, daß Knaben in den Kathedralen singen, beim Gottesdienste dienen u. s. w., „sei eine offenbar aus heidnischen Zeiten stammende Gewohnheit." Er führt ein Gemälde aus dem Herculaneum an, auf welchem ein Knabe mit einer weißen bis auf die Kniee reichenden Tunica beim Opfer dient, und er fügt bei, die Knaben, welche in Italien beim Altare dienen, haben die nämliche Kleidung und Ver-

1) Vestiges of Ancient Customs, p. 112.

richtung, bloß daß sie statt Kränze Bücher überreichen müssen.[1]) Da nun der italienische Priesterrock nicht unter den Leib reicht, so glaube ich die Parallele von Knaben in weißen Tuniken mit Büchern findet leichter ihre Anwendung in der Paulskirche (in London), als in der Peterskirche (in Rom).

Was ist euere Ceremonie bei der Eheschließung anders, als das Gegenstück zu der der heidnischen Römer? denn auch diese gebrauchten bei solchen Gelegenheiten einen Ring, — den annulum pronubum, wie es Tertullian nennt; so daß Juvenal sagt:

„Conventum tamen, et pactum et sponsalia nostra
Tempestate paras, jamque a tonsore magistro
Pecteris, et digito pignus fortasse dedisti.“ — Sat. VI.

Denn ich weiß nicht, wie ihr für irgend eine Ceremonie oder einen äußern Ritus im neuen Testament eine Gewähr finden könnt. In ähnlicher Weise entspricht die Ausstattung mit allen weltlichen Gütern der Formel: „Ubi tu Cajus ego Caja;“ gleichwohl kann ich nicht entdecken, woher die Verehrung mit dem Leibe kommt „und mit meinem Leibe will ich dich verehren;“ denn da man, wenn die Katholiken von Verehrung der Bilder sprechen, trotz all ihrer Erklärungen darauf beharrt, sie beten dieselben an, so muß, wie ich glaube, diese körperliche Verehrung für Götzendienst angesehen werden, und zwar für Götzendienst der schlimmsten Art, weil er sich auf ein lebendes Wesen bezieht.

Auf gleiche Art kann man den Ritus bei Beerdigungen behandeln; der Gebrauch, den Leichnam mit größtem Pompe zu Grabe zu tragen, aber ohne ihn mit einem einzigen Symbole christlicher Hoffnung oder religiösen Gefühls zu umgeben, kommt allen Nichtprotestanten äußerst heidnisch vor; daß die Freunde als Leidtragende mitgehen, daß das Wappen der Familie mitgetragen wird, daß stumme Zuschauer gemiethet werden, dies Alles findet sich bei den alten römischen Leichenbegängnissen vollständig, wo die Verwandten der Bahre folgten, die Bilder der Ahnen voraus getragen wurden und viele gemiethete Leid-

1) Das Oberkleid, welches die Priester tragen, heißt nach Mr. Blunt die mozzetta. Die mozzetta wird nur von Bischöfen und in Rom nur von Kardinalen getragen und ist bloß ein Kragen, der die Schultern bedeckt. Noch nie habe ich gefunden, daß ein protestantischer Reisender in Betreff unseres Gottesdienstes etwas richtig beschrieben hätte.

tragende die Zuschauermenge vergrößerten. In Italien dagegen begleiten allein Clerus und mildthätige Bruderschaften die Leiche, wobei sie religiöse Lieder singen. Ferner die Gewohnheit der nächsten Verwandten, Erde auf den Sarg zu werfen, entspricht so viel als möglich dem Brauche des Alterthums, wo sie Scheiterhaufen anzünden; und ich glaube, dieser Gebrauch zeigt einen engeren Zusammenhang des alten und modernen Ritus, als Ihre hübsche Konjektur, die Sie der Aufmerksamkeit der Gelehrten empfehlen, daß nämlich das „Terra sit tibi levis" (was des Wohlklangs wegen auf Grabmälern immer heißt *„sit tibi terra levis")* der Grundgedanke aller Todtengebete sei (S. 80); diese Konjektur wollen Sie, glaub' ich, im folgenden Paragraphen dadurch bekräftigen, daß Sie anführen, die Juden haben zur Zeit der Maccabäer für die Todten Opfer dargebracht.

Von Eurer Taufe will ich schweigen; denn sicherlich würde Ihr Citat aus Ovid, welches die Abgeschmacktheit des Gedankens, daß Sünde durch Wasser abgewaschen werden könne, bespöttelt, im Munde eines Freigeistes eben so gut auf die Taufe als auf das Weihwasser passen, und um so besser, indem wir nicht glauben, daß durch letzteres Verbrechen vergeben werden.

So sehen Sie denn, daß wir ohne viel Mühe eben so viele Parallelen zwischen Protestantismus und Heidenthum, als Sie, zwischen katholischer und heidnischer Gottesverehrung ziehen können. Denn mit einigen abgenützten Citaten und einigen originellen Erfindungen hätte ich jedes dieser Hauptstücke in eben so viele Kapitel ausdehnen und ein eben so großes Buch darüber schreiben können, wie Sie. Und wären auch meine Hauptstücke nicht so zahlreich geworden, wie die Ihrigen, so wäre doch meine Beweisführung besser gewesen, weil ich sie auf alle Ceremonien, welche ihr beibehalten habt, angewendet hätte.

Und dann hätte ich noch einen andern Einwurf machen können. Wie kommt ihr dazu, so viel von dem päpstlichen Götzendienst beizubehalten, so viel Heilige in eurem Kalender aufzuführen und eure Kirchen Heiligen zu widmen? Und wenn heidnische Vergötterung und katholische Heiligsprechung das nämliche sind, was wollen Sie aus der Apotheose König Karls, des Märtyrers, machen? Wegen welcher Tugend wurde er in den Kalender aufgenommen? Für welche Sache legte er Zeugniß ab? Wie kommt es, daß noch jetzt in der Temple-Kirche die Inschrift erhalten wird, welche allen, die sie jährlich besuchen, einen

Ablaß ertheilt? [1]) Gewiß, wenn Papismus Götzendienst ist, so habt ihr viele seiner Abscheulichkeiten fortgepflanzt.

Ich bin aber geneigt, die Vergleichung auf der breitesten Grundlage, die Sie vorschlagen, anzustellen. Sie meinen, es sei eine geringe oder gar keine Veränderung mit dem Pantheon vorgegangen, indem an die Stelle der Götter lauter Heilige gekommen seien. Ich setze voraus, Sie werden es nicht tadeln, daß ein heidnischer Tempel in eine Kirche verwandelt wurde; denn ihr habt kein Bedenken getragen, unsre Kirchen zu übernehmen, selbst ohne eine Knox'sche Reinigung. [2]) Ich will aber, wenn Sie es erlauben, den Fall setzen, ein alter Römer betrete diesen Tempel. Das erste, was ihm auffallen wird, wird das Zeichen der Erlösung sein — das Bildniß des gekreuzigten Christus, welches auf jedem Altare aufgerichtet ist — und am meisten in die Augen fallend auf dem Hochaltare und auf einem in der Mitte. Auf der rechten Seite würde das Bild eines Mannes, der, während er gesteinigt wird, mit zum Himmel erhobenen Augen für die Bekehrung seiner Verfolger betet, seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen; und auf der linken Seite würde die einfache Statue einer Jungfrau mit einem Kind auf ihren Armen seine Neugierde erwecken. Dann würde er Abbildungen von Männern sehen, deren gefaltete oder gekreuzte Hände anzeigen, daß sie unter einem Gebete der Hoffnung ihren Geist aufgaben; die Inschrift auf der einen Seite würde ihm sagen, wie der unsterbliche Raphael sein Grab mit keinem anderen Schmucke, als mit der Statue der Mutter Gottes, die er dieser Kirche geschenkt hatte, geziert wissen wollte; eine andere Inschrift berichtet euch, daß der berühmte Staatsmann (Consalvi), nachdem er all sein Vermögen, das er im Dienste des Staates erworben hatte, ohne Vorbehalt für die Fortpflanzung des Christenthums unter den entfern-

---

1) Dieses interessante Document, welches auf der innern Seite über dem Eingange steht, lautet so:

ANNO AB INCARNATIONE DOMINI MCLXXXV DEDICATA
HAEC ECCLESIA IN HONORE BEATAE MARIAE A DNO
ERACLIO DEI GRA SCE (SANCTAE) RESURRECTIONIS ECCLESIAE
PATRIARCHA IIII IDUS FEBRUARI Qi EA (QUI EAM) ANNATIM
PETETIBUS DE IIVNTASi (INJUNCTA SIBI) PENETETIA LX DIES INDULSIT.

2) Wenigstens was den ersten Punkt seines Systems betrifft, der zweite wurde in beiden Ländern ganz gut verstanden. „The *first* invasion was upoun the idolatrie; and thare efter the comoun Pepill began to seik sum Spoyll.“ — Historie of the Reformatioun in Scotland, p. 128.

ten Völkern vermacht hatte, den Willen aussprach, ihm kein Grabmal errichten, aber daß seine Freunde ihm heimlich dieses bescheidene Denkmal setzten. Rings um sich würde er zu jeder Stunde des Tages einsame Anbeter sehen, die mit edlem Anstande durch die immer geöffneten ehernen Thore eintreten, um am Altare Gottes Wache zu halten, wie die Lampe, welche ihr sanftes Licht über sie ausgießt. Und ich glaube, es würde nicht schwer sein, mit diesen Gegenständen vor uns ihm den christlichen Glauben auszulegen und vollständig zu enthüllen; das Leben unseres Erlösers von seiner Geburt durch eine Jungfrau bis zu seinem Tod am Kreuze; das Zeugniß für seine Lehre und ihre Macht, wie es in dem Triumph des ersten Märtyrers dargestellt ist; die einfache und bescheidene Tugend, welche seine Lehre seinen Nachfolgern einflößte, ihre Verachtung weltlicher Pracht, und die Gründung ihrer Hoffnung auf eine bessere Welt; der fortdauernde und tägliche Einfluß, den seine Religion auf ihre Gläubigen ausübt, indem sie dieselben sanft einlädt, und mitten unter dem Gewirre und den Zerstreuungen des gewöhnlichen Lebens zu einem einsamen Gebete herbeilockt. Und ich glaube, dieser alte Heide würde eine Idee von einer von der seinigen himmelweit verschiedenen Religion erhalten, — von der Religion des Sanften und des Niedrigen, des Verfolgten und des Bescheidenen, des Demüthigen und des Keuschen. Ich glaube, wenn er ein Symbol durch das andere ersetzt sieht, — das Kreuz, das Zeichen der Schmach mit seinem nicht widerstrebenden Schlachtopfer an der Stelle des erhabenen Donnerers, — die reinste der Jungfrauen an der Stelle der wollüstigen Venus — den verzeihenden Stephanus an der Stelle des rächenden Kriegsgottes, — er würde eine lebhaftere Idee davon erhalten, daß sein Götzendienst durch die mildeste der Lehren gestürzt wurde, daß das Christenthum an die Stelle des Heidenthums trat, als wenn der Tempel ganz entblößt wäre und die Wände nackt dastünden, oder wenn er eine berstende Ruine wäre.

Ich bin der Ansicht, die Arche Gottes habe, als sie mitten im Tempel des Dagon stand und neben ihr das Götzenbild, welches gebrochen und verstümmelt sich nicht mehr länger auf seinem Fußgestelle halten konnte, gewaltiger und kräftiger die Erhabenheit des Gesetzes über die syrische Religion bewiesen, als da sie ruhig hinter dem Vorhang des Heiligthums verborgen war. Und wirklich waren die alten Heiden so weit entfernt, die Aufstellung christlicher Sinnbilder statt derer ihrer Religion bloß als eine Modifikation des nämlichen

Gottesdienstes anzusehen, daß sie vielmehr nichts mehr aufbringen und das Gefühl des vorgegangenen Wechsels bitterer machen konnte. Julian, der Apostat, schreibt an die Christen: — „Oh ihr unglücklichen Menschen! während ihr euch weigert, den Schild" (das ancile, welches Sie irgendwo mit einem päpstlichen Dinge vergleichen), anzubeten, „welchen der große Jupiter oder euer Vater Mars niedergesendet hat, damit er nicht durch Worte, sondern durch Thaten eurer Stadt Schutz verleihe, betet ihr das Holz des Kreuzes an, macht sein Zeichen auf eure Stirne und haut es in die Giebel eurer Häuser ein." Sie sehen daraus, daß Julian nicht der Meinung war, die Aufstellung unserer Symbole statt der heidnischen sei eine Fortsetzung der nämlichen Religion gewesen.

Hier möchte ich Sie nun fragen, was für eine Art von Christen diese waren, welche beschuldigt werden, daß sie das Kreuz an die Stelle des ancile gesetzt haben und ihre Stirne abergläubischer Weise mit dem Kreuze bezeichnen? Waren es Protestanten, oder riechen die Gebräuche nicht arg nach Papismus? Merken Sie nun auf die Antwort des heiligen Cyrillus. Er zieht die Thatsachen nicht in Abrede, er läßt sich nicht auf lange Erörterungen ein, er antwortet, wie jedes katholische Kind Ihre Spitzfindigkeiten mit den Worten seines Katechismus beantworten könnte, — daß der Christ immer darauf bedacht ist und es als eine Hauptpflicht ansieht (*ἐν φροντίδι θεμένους, καὶ ἐν τοῖς ὅτι μάλιστα κατεσπουδασμένοις*), seine Stirne und sein Haus mit dem Zeichen des Kreuzes zu bezeichnen, weil dies ihn daran erinnert, daß Einer, der am Kreuze gestorben ist, den Teufel aus seiner Herrschaft, die er über alle Menschen besaß, und mit ihm zugleich alle bösen Mächte vertrieben hat, welche unser Verläumder Schutzgottheiten nennt; und hier wird der Christ an den geistigen Segen erinnert, der ihm durch das Kreuz erkauft wurde." [1]) Und hier lassen Sie mich fragen, würden Sie oder ich, mit andern Worten Ihre oder meine Religion, mit diesen Worten den Vorwurf erwiedert haben? Welches waren daher die Christen, die Julian angriff und Cyrillus vertheidigte? Gerne überlasse ich Ihnen die volle Wohlthat des Bündnisses mit ersterem, und begnüge mich mit der Antwort des zweiten und dem Glauben und den Gebräuchen, die er annimmt. Auch der theodosianische Codex befiehlt, die Tempel zu zerstören und „sie durch Auf-

1) Juliani Apostatae Opera, ut sup. ed. Spanheim. vol. II, p. 194.

stellung des Zeichens unserer ehrwürdigen christlichen Religion zu sühnen.“ 1)

Wir wollen zu unserer Parallele zurückgehen. Nachdem ich so dem Heiden Gelegenheit gegeben hätte, in dem römischen Tempel, den Sie gewählt haben, seinen alten Gottesdienst und Sittenlehre zu entdecken und nachdem ich ihm die hier gelehrten Grundsätze ausgelegt hätte, würde ich ihn in den einzigen großartigen Tempel unseres Landes führen, in dem die katholische Religion nie ausgeübt wurde und in dem allein keine Spur ihrer Wahrheiten und Gebräuche sich findet. Ich würde ihn, nachdem das Eintrittsgeld gehörig bezahlt wäre, in die Kathedrale von St. Paul führen, und ihn bitten, er solle auf die Religion rathen, der sie angehöre. Würde nicht seine erste Frage sein, gehört sie überhaupt einer Religion an? Ist dies überhaupt ein Platz zum Gottesdienst? Kein Altar, keine Kanzel, keine Abbildung von einem Heiligen ist sichtbar; kein Punkt, gegen den sich die Gläubigen wenden, als sei in ihm die Gegenwart Gottes koncentrirt; kein Zeichen von eigenthümlicher Bestimmung, kein Betender oder auch nur ehrerbietiger Beschauer, keiner, der, wenn er die Schwelle übertritt, seinen Geist im Gebet vorbereitet, als nahe er Gott. Da sieht er Männer mit bedecktem Haupte, als wären sie auf offener Straße; sie gehen ab und zu, betrachten das Gebäude bloß als architektonisches Werk, und sind durch die Einpfählung von dem großen Schiffe getrennt; denn die Ehrfurcht vor demselben ist so gering, daß es, wäre es offen, ohne Scheu profanirt werden würde; Spott und Scherz, oder der Stand der Papiere, oder eine skandalöse Tagesneuigkeit kann allein ihre Neugierde befriedrigen und bildet die Unterhaltung der verschiedenen Gruppen. Würde er einen einzigen Gegenstand bemerken, der ihm andeuten würde, daß er in einem für christlichen Gottesdienst bestimmten Raume stehe? Dürfte er nicht aus der Orgel schließen, es sei eine Halle für festliche Versammlungen? Dürften nicht die schimmeligen Fahnen, die um ihn wehen, ihn auf den Gedanken bringen, es sei die Kurie, oder das Senatorenhaus der Stadt? Bloß Ein Umstand kann ihn auf ein richtigeres Urtheil führen; es sieht nämlich wie ein Theil des Gebäudes, gerade wie seine cella, abgeschlossen, und dem Blicke und dem Zutritt des Profanen entzogen ist, und da er in der katholischen Kirche nichts derartiges gesehen hat, und es voll-

---

1) Cod. Theodos. lib. XVI, p. 526. ed. Cujac.

ständig der Form seiner Tempel entspricht, wird er sicherlich noch genauere Aehnlichkeiten vermuthen." [1])

Während er aber so unentschlossen wäre, welcher Religion er Ansprüche auf den Besitz dieses Tempels geben soll, würde ich seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt richten, und ihn bitten, seinen Blick auf die Grabmäler und die kostbaren Denkmäler rings um ihn zu richten, um ihm einigermaßen zu verstehen zu geben, welchem Gott hier gedient, und welche Tugenden gelehrt werden. Hier sieht er Sinnbilder in genügender Anzahl, — aber nicht das Kreuz, oder die Taube, oder den Oelzweig, wie auf alten Grabmälern, sondern die Trommel und Trompete, das Schwert und die Kanone. Wer sind nun diejenigen, deren Aufführung und deren Thaten für würdig erachtet wurden, diesen Tempel zu schmücken? Männer, die mit dem Schwert in der Hand vorwärts stürzten, um die Nachfolgenden zum Kampfe zu ermuthigen, oder die untersanken, während sie das feindliche Verdeck enterten; Helden, wenn Sie wollen, Wohlthäter ihres Landes, aber sicherlich keine Männer, die zur Verherrlichung der Religion beigetragen haben. Von einem wird gesagt, er sei gefallen, wie es sich gewiß ein Römer gewünscht hätte, nachdem er seines Feindes Schiff geentert hatte und so entweder eines vernichtete oder Beide rettete; die Grabschrift eines andern ist mit den Worten gegeben, mit denen sein Befehlshaber berichtete; die eines dritten mit den Worten des Beschlusses des Hauses der Gemeinen; nicht ein Wort von einer einzigen Tugend, eines Gedankens an Gott, einer Hoffnung auf den Himmel, nicht eine einzige Andeutung, daß er sich zu irgend einer Religion bekannt oder geglaubt habe. Und würde nicht der Heide sich freuen, einen Tempel gefunden zu haben, wo der Muth der dreihundert Fabier oder die Selbstopferung der Deciusse, oder die Tugenden der Scipionen so vollständig gelehrt und der Bewunderung und der Nachahmung der Menschen ausgestellt werden?

Um wie viel größer würde diese Freude werden, wenn er die Sinnbilder, unter welchen diese Thaten oder ihre nähern Umstände

1) Mr. Poynder führt einigemal Kennet an; ich will ihn deßhalb auch anführen: — „Einige gelehrte Männer haben diese Aehnlichkeit zwischen der Form alter Tempel und unserer modernen Kirchen entdeckt; daß sie nämlich einen Theil haben, der heiliger ist, als das Uebrige, welchen sie cella nennen, was unserem Altarplatz oder Chor entspricht." „Antiquities of Rome, p 41. In den romanischen und italienischen Kirchen findet sich dies nicht.

ausgedrückt werden, näher betrachtete. See- und Flußgötter, mit ihren schlammigen Kronen und ausströmenden Gefäßen, der Ganges mit seinen Fischen und Kalabassen, die Themse mit den Genien ihrer Nebenflüsse, der Nil mit seinem Götzenbilde der Sphynx; die Siegesgöttin, geflügelt und aufgegürtet wie bei den Alten, schlingt weltlichen Lorbeer um die Schläfe der Gefallenen, die Fama verkündet mit ihrer antiken Trompete ihre weltlichen Verdienste, Clio, die Tochter Apollos, erzählt ihre Geschichte; und außer diesen kommen noch neue Schöpfungen von Göttern und Göttinen vor, der Aufruhr und die List, die Stärke und die Empfindsamkeit, Britannien, das wahre Abbild des sich selbst anbetenden Rom's, und bei einigen von diesen ist die Draperie so mangelhaft, daß sie mehr für einen alten heidnischen als für einen modernen Tempel passen würden. Diese Sammlung alter Gottheiten, die einzigen Bilder, die sein Auge belehren könnten, würden ihn gewiß zu der vollen Ueberzeugung bringen, entweder daß seine alte Religion, ihre Sinnbilder und ihre Sittenlehre nie verdrängt, oder daß sie erst wieder eingesetzt worden sei. Es würde umsonst sein, ihm zu erklären, daß hinter jenem Gitter einmal wöchentlich wenig Zuhörern, und an Werktagen den leeren Bänken ein heiliges Buch vorlesen werde, welches lehre, seinen Götzendienst zu verabscheuen und Gott im Geiste anzubeten; und daß gelehrte Männer hier Predigten über die Gefahr des Götzendienstes und eines symbolischen Gottesdienstes halten. Alles dies würde, glaub' ich, ihn nur noch mehr verwirren. Er würde sagen, wenn es euch nicht erlaubt ist, Bilder zu haben, oder sie in eurem Tempel aufzustellen, warum brecht ihr das Gesetz bloß zu Gunsten von Kriegern und Flußgöttern? Wenn dieß euch erlaubt ist, warum werden die Christen von Rom angeschuldigt und verdammt, daß sie Bilder von Christus und seinen Heiligen aufstellen? Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß er, wenn er so schlösse, wie Sie, und den Grundsätzen, nach welchen Sie urtheilen, folgte, wenn er eine Religion nach der Schule und nicht nach dem Kerne, nach dem Leibe und nicht nach dem Geiste, nach den äußerlichen Formen und nicht nach dem Glauben, den sie ausdrücken, beurtheilte; und wenn er darauf bestände, gleich Ihnen seinen eigenen Eindrücken und Vorurtheilen mehr nachzugeben, als den Verwahrungen und Erklärungen derjenigen, gegen welche er streitet; ich trage kein Bedenken zu behaupten, daß er einen viel matteren Ausdruck des christlichen Gedankens in der protestantischen, als in der katholischen Kirche sehen, daß er viel größere Denkmäler des verworfe-

nen Götzendienstes in der englischen als in der römischen Kathedrale finden würde.

Dieß ist indessen nicht die Beurtheilung, zu der ich ihn anleiten würde. Ich würde ihn auf eine benachbarte Insel senden, um ihre Geschichte und die Handlungen derjenigen zu studiren, welche die zwei sich bekämpfenden Religionen dort gelehrt haben, ich würde ihm dazu einen Text in die Hand geben, welcher den Gegenstand nach einer höheren Autorität als die Ihrige und die meinige ist, entscheiden würde. Bei welchem Klerus ist die folgende Vergleichung in Erfüllung gegangen, oder welcher hat mehr Geneigtheit gezeigt, das zu thun, was in ihr den Heiden zugesprochen wird? „Darum sollet ihr nicht ängstlich sorgen und sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit wollen wir uns bekleiden? Alle diese Sorgen machen sich die Heiden...... Trachtet also zuerst nach dem Reiche Gottes und nach dessen Gerechtigkeit!" — Matth. VI, 31.

Ich bin u. s. w.

Dritter Brief.

Mein Herr!

Ich will jetzt die einzelnen Gründe, auf welche Sie Ihre Anklage gegen uns stützen, kurz untersuchen, und sehen, wie weit es Ihnen gelungen ist, die Gebräuche der gegenwärtigen katholischen Kirche dem heidnischen Ritus zuzuschreiben. Es gibt verschiedene Arten, Ihre angenommenen Parallelen zu widerlegen; man kann z. B. beweisen, daß das, was Sie Verdorbenheit des Papismus nennen, schon in der christlichen Kirche existirt hat, ehe, nach Ihrem eigenen Zugeständniß, der Papismus entstand; man kann zeigen, daß sie einen ganz verschiedenen Ursprung haben; oder man kann Ihnen nachweisen, daß Sie sich in Ihren Thatsachen arg vergriffen haben. Ich will alle diese Methoden ohne Unterschied anwenden, und will vor allen Dingen mich der Kürze befleißen.

1) Ihr erster Angriff (S. 17) geht gegen den Gebrauch des Weihrauchs

in der Kirche. Er wurde auch bei den Heiden angewendet, zugegeben. Deßhalb haben ihn die Katholiken von ihnen entlehnt; gewiß nicht. Die Juden gebrauchten ihn vor den Römern bei der Verehrung des wahren Gottes; machte ihn nun der Umstand, daß ihn die Heiden von diesen annahmen, zu einem schlimmen Brauch? Stammt nicht das Christenthum in gerader Linie von der jüdischen Religion? Ist es nun nicht billiger, einen Ritus, der uns und ihnen gemeinschaftlich ist, lieber ihnen, als deren Nachfolger wir uns bekennen, als andern zuzuschreiben? Aber Billigkeit ist, glaub' ich, mehr, als ein Katholik mit Recht von Ihnen verlangen kann; wir müssen Sie zuerst aus dem Felde schlagen, bevor Sie uns Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen. Behaupte ich nun, wir haben ihn von den Juden? Gewiß nicht; wir leiten ihn von einem höheren Beispiel und von einem heiligeren Tempel ab, als der ihrige ist. Zeigte denn nicht der Tempel des Himmels, welchen nachzubilden wir für Recht halten, dem Johannes Engel, die auf dem Altare Weihrauch, als Symbol des heiligen Gebetes darbrachten? (Offenb. VIII). Und bloß in diesem Sinne bringen wir ihn dar; denn wenn Sie die Gebete, welche dabei gesprochen werden, betrachten, werden Sie finden, daß er sich einfach auf diesen symbolischen Sinn bezieht. Er ist bei uns kein zum Opfer gehöriger Ritus, wie bei den Heiden; denn der Priester, die Ministranten und das Volk werden durch seine Anwendung geehrt.

War es nun recht von Ihnen, über den Gebrauch des Weihrauchs in der alten Kirche nichts zu sagen? Denn ohne Zweifel weiß ein Mann, der wie Sie in den kirchlichen Alterhümern so bewandert ist, daß Dr. Beveridge, Bischof von St. Asaph, die Aechtheit der apostolischen Kanones gegen den Einwurf Daillie's, daß in dem dritten derselben ausdrücklich stehe: „Lasset es nicht geschehen, daß irgend etwas auf dem Altare dargebracht werde, außer Oel für die Lampen, und Weihrauch zur Zeit der heiligen Opferung," vertheidigt hat. Der gelehrte Bischof behauptet nun, daß diese Klausel keineswegs den apostolischen Ursprung dieses Kanon in Zweifel setze, weil es ganz gewiß sei, daß in der alten Kirche Weihrauch dargebracht wurde. Und dafür führt er eine Stelle des heiligen Hippolytus, Bischof's von Porto, aus dem dritten Jahrhundert, so wie das Zeugniß des heiligen Ambrosius [1]) an. Er hätte noch die Verordnung von Papst Sergius II.,

1) Codex Canonum Ecclesiae primitivae vindicatus. Lond. 1678.; p. 190. Siehe Seite 434 den Kanon selbst.

welche in den Pontificalbüchern von Damasus aufbewahrt ist, anführen können, daß „keine Nonne das heilige Pallium berühren oder Weihrauch in der Kirche darbringen solle;" ferner das Zeugniß des heiligen Ephrem, des frühesten syrischen Schriftstellers, welcher in seinem letzten Willen sagt: „Begrabt mich nicht mit Weihrauch und Gewürzen, denn dies ist für mich unnütze Ehre. Brennet euren Weihrauch im Heiligthum, aber vollziehet meine Beerdigung mit Gebet. Bringet eure Wohlgerüche Gott dar, mir aber folget mit Psalmen." [1]) Hat nun die syrische Kirche diese Gewohnheit von den heidnischen Römern angenommen? Vielleicht leiteten sie dieselbe von den Chinesen her, da Sie sich die Mühe gegeben haben, zu beweisen, daß auch diese den Gebrauch haben.

Ist es gerecht, zu behaupten, das Darbringen des Weihrauchs sei im Alterthum als ein wesentlich heidnischer Brauch angesehen worden, weil sich die Christen weigerten, ihn zum Zeichen des Abfalles ausdrücklich einem Götzen zu opfern, oder weil Theodosius einen Platz einzog, wo er Götzenbildern dargebracht wurde? Denn selbst die entschiedensten Gegner des alten Gebrauchs des Weihrauchs geben zu, daß er zu dieser Zeit in der Kirche eingeführt wurde.

2) Ihr zweiter Punkt bietet eine ähnliche Mischung von Unterdrückung des Wahren und Ausbeutung des Falschen dar. Das Weihwasser, sagen Sie, ist offenbar von heidnischem Ursprung, einfach wieder deßwegen, weil die Heiden, wie die Juden ein Reinigungsopfer hatten. Weil die alten Christen von dem Fleische, das mit des abgefallenen Julian's Weihwasser, wie Sie es nennen, benetzt war, nicht essen wollten, so verabscheuten sie auch jede andere Art von Weihwasser. „Daraus können wir sehen," schließen Sie, „welch' verschiedene Ansichten über das Weihwasser die ursprüngliche und die römische Kirche hatten" (S. 9). Man sehe einmal die Abgeschmacktheit, beinahe hätte ich geschrieben, die Unredlichkeit dieser Schlußfolgerung. Sie sind der erste, welcher mit dem Namen, den wir unserm geweihten Wasser geben, das Reinigungswasser der Heiden benennt, und dann schließt, weil die Christen dieses verabscheut haben, haben sie auch das andere verschmäht. Gesetzt, ich würde so schließen: die alten Christen wollten in keine Kirche (darunter verstehe ich einen heidnischen Tempel) gehen; wie verabscheuungswürdig und wie verschieden von der Ge-

---

1) Assemanni Bibliotheca Orient. tom. I. p. 143.

wohnheit des Alterthums ist demnach die Gewohnheit der Protestanten, in Kirchen zu beten. Und gerade so schließen Sie ganz selbstzufrieden, daß das Weihwasser „nicht so frühe eingeführt worden sein konnte," als Papst Alexander I. lebte oder 113 Jahre nach Christus, weil der heilige Justinus die heidnischen Reinigungen ein Vermächtniß des Teufels nenne! (S. 19).

Aber gebrauchten die alten Christen kein Weihwasser? Sie gebrauchten es wirklich und zwar auf eine Art, die uns beschämen muß. Sie besprengten sich nicht mit demselben oder mit Ihren Worten, sie „halfen sich nicht selbst aus einem Gefäße am Eingange," sie thaten viel mehr — sie badeten in demselben. Lesen Sie Pacciaudi, De sacris Christianorum Balneis, Rom, 1758, und Sie werden darin viel finden, um sich über diesen Gegenstand zu belehren. Sie werden daraus erfahren, daß die alten Christen, ehe sie in die Kirche gingen, oder wenn sie eine Sünde begangen hatten, sich badeten: „Warum lauft ihr, wenn ihr gesündigt habt, ins Bad?" fragt der heilige Johann Chrysostomus, „geschieht es nicht deßwegen, weil ihr euch für schmutziger haltet, als jeden Unflath?" [1]) Und Theophylaktus schreibt in ähnlicher Weise. Ein altes christliches Bad wurde bei Ciampini unter den Ruinen von Rom entdeckt. Aber was für uns wichtiger ist, die alten Christen gingen nie zum heiligen Abendmahl, ja nicht einmal zum Gebet in ihre Kirchen, ohne ihre Hände gewaschen zu haben. „Was ist das für eine Reinheit," sagt Tertullian, „mit gewaschenen Händen, aber mit unreinem Herzen zum Gebete zu gehen?" [2]) Der heilige Chrysostomus sagt noch nachdrücklicher: „Du erkühnst dich nicht, außer im äußersten Nothfall, das heilige Opfer mit ungewaschenen Händen zu berühren: nähere dich deßhalb nicht mit ungewaschener Seele." [3])

Um Gelegenheit zur Ausübung dieses Ritus zu geben, wurde eine Quelle oder ein Becken, in welchem sich die Gläubigen wuschen, am Eingang der Kirche angebracht, wie es der heilige Paulinus von Nola einige Mal in den von ihm gebauten Kirchen beschreibt. Ich will Eine Stelle anführen.

„Sancta nitens famulis interfluit atria lymphis
Cantharus, intrantumque manus lavat amne ministro." [4])

---

1) Homil. 18 in 1. Cor. 2) De Oratione, cap. XI.
3) Homil. ad pop. Antioch. 4) Epist. 32. ad Sulpic. Sever.

Der heilige Leo der Große baute eines am Eingange in die St. Pauluskirche, welches von Ennodius von Pavia in acht Versen besungen wird, von denen ich die ersten vier Linien hersetzen will.

„Unda lavat carnis maculas, sed crimina purgat
Purificatque animas, mundior amne fides.
Quisquis suis meritis veneranda sacraria Pauli
Ingrederis, supplex ablue fonte manus.“ [1])

Der nämliche Gebrauch herrschte in der griechischen Kirche. Denn Eusebius erzählt uns und empfiehlt es, daß Paulinus, Bischof von Tyrus, in der Vorhalle einer prächtigen Kirche, die er erbaute, „die Symbole der heiligen Reinigung, d. h. Wasserbecken,“ aufgestellt habe, „welche den in den Tempel Tretenden reichlich Wasser boten, um sich zu waschen.“ [2]) Wir haben noch einige alte Reinigungsgefäße, mit Symbolen und Inschriften des frühesten Christenthums, und zwar von beiden Kirchen; z. B. ein berühmtes lateinisches zu Pesaro und ein griechisches zu Venedig; Abbildungen von beiden nebst ausführlicher Beschreibung finden Sie in Pacciaudis Werk.

So sehen Sie denn, mein Herr, wie die alten Christen sich viel vollständiger „aus einem Gefäße am Eingang einer Kirche halfen“ als wir; denn sie wuschen in ihrem Weihwasser ihre Hände. Aber Sie werden sagen, das war kein Weihwasser, denn wir lesen nirgends, daß ein Segen darüber gesprochen wurde. — Hat denn ein Segen oder ein gläubiges Gebet, das über eine von Gottes Schöpfungen gesprochen wird, die Wirkung, daß sie dadurch verschlechtert und für den Gebrauch untauglich gemacht wird? Oder wird die Benützung dadurch abergläubisch? Die ersten Christen hatten die Gewohnheit beim Eintritt in ihre Kirche ihre Hände zum Zeichen der Reinheit zu waschen; dies wurde dahin umgeändert, daß man jetzt die Finger in die Gefäße des geweihten Wassers taucht, das noch an der nämlichen Stelle sich befindet und womit wir noch den nämlichen symbolischen Sinn verbinden; der Ritus mag sich geändert haben, ist aber im Wesentlichen derselbe.

Es wurde aber in der alten Kirche wirklich Wasser geweiht, und zwar auf zweierlei Art; feierlicher am Sonnabend vor Epiphaniä und weniger feierlich einmal in jedem Monat; — und dies letztere heißt

1) Ennodii Opera, Carm. 199, tom. 1. Vielleicht sollte das Komma nach *supplex* stehen.

2) Histor. Eccles. lib. X.

im Griechischen Euchologium, der μικρὸς ἁγιασμὸς, — die niedere Weihung. Beide Arten von Weihwasser, (das erstere war namentlich für die Taufe bestimmt) wurde von den Gläubigen nach Hause getragen und sehr hoch gehalten, so daß der heil. Chrysostomus, den Sie für keinen Papisten halten, uns erzählt, es werde wunderbarerweise oft mehrere Jahre ohne Fäulniß aufbewahrt, was er als einen Beweis seines Werthes und der Heiligkeit des Gebrauches anführt.[1]) Auch der gelehrte Cave führt die Autorität dieses Kirchenvaters zu Gunsten des Wunders an, und macht keinen Einwurf dagegen.[2]) Alles dies ist nun der Lehre des Papstthums über diesen Gegenstand sehr ähnlich.

Wie glauben Sie wohl, würde ein alter Kirchenvater, Ihre Beweisführung, daß dieser Gebrauch von den Heiden genommen worden sei, beantwortet haben? Hören wir den heiligen Augustinus: „Verflucht sei der Manichäer in Faustus, welcher sagt, wir haben in den Gewohnheiten der Heiden nichts geändert, indem er das, wovon er spricht, nicht versteht. Denn die, welche anders glauben, hoffen und lieben, müssen nothwendig auch anders leben. Und wenn bei uns der Gebrauch mancher Dinge dem der Heiden ähnlich scheint, wie der des Essens, Trinkens, des Waschens..... derjenige gebraucht diese Dinge ganz anders, der einen verschiedenen Zweck damit verbindet."[3]) Dies mein Herr, ist eine derbe Sprache, aber bei Leuten, die über Sachen schreiben, von denen sie nichts verstehen, ganz am Platze.

Ich darf aber diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne die Ceremonie des Pferdeweihens bei der St. Antoniuskirche in Rom, am Festtage dieses Heiligen, noch zu erwähnen; ich weiß nun nicht, wie Sie dazu kommen, dies mit dem Gebrauche des Weihwassers in Verbindung zu bringen (S. 20). In Ihrem Berichte darüber sind viele Ungenauigkeiten, welche herauszuheben ich mir erlaube. Erstens, der Priester besprengt die Thiere nicht einzeln, sondern in ganzen Haufen, und dann sind sie zugleich auf einer so großen Fläche aufgestellt, daß das Weihwasser viele nicht erreichen kann; folglich ist die Berührung des heiligen Wassers zum Segnen nicht nothwendig. Zweitens, es wird nicht *tant par tête* bezahlt, wie Sie sich ausdrücken, eine

1) Homil 23. de Bapt. Christi. tom. I. p. 278.

2) Historia lit. Script. Eccles. Dissert. 2, de Libris Eccles. Gr. voce Agiasmos.

3) Adv. Faustum, lib. XX. c. 23.

kleine freiwillige Gabe wird von einigen gereicht, aber es ist keine bestimmte Taxe; und der größere Theil derjenigen, welchen es beliebt, ihre Pferde zu bringen, gibt gar nichts. Drittens ist ganz klar, daß die Besprengung der Pferde bei Jagden kein heiliger Ritus war, sondern bloß deßwegen geschah, um sie zu erfrischen; wie Sie aus der Abhandlung meines gelehrten Kollegen, des Professor Nibby, über den Circus des Romulus hätten ersehen können.

In was besteht demnach die Ceremonie? In einem von einem Priester gesprochenen Gebete, daß diejenigen, welche diese Thiere gebrauchen, kein Unglück und keinen Schaden erleiden mögen; darnach wird Weihwasser ausgetheilt, wie bei dem Schlusse eines jeden Segens in der Kirche, als ein Zeichen der Richtung und der Anwendung des Gebetes und als ein Sinnbild der Reinheit. Ich habe mehrere Protestanten kennen gelernt, die in die Sakristei gingen und eine Abschrift von dem Gebete nahmen, und sich ganz befriedigt darüber geäußert haben, daß es vollkommen passend sei.

Aber habt ihr nichts, was dieser Ceremonie ähnlich ist? Ich zweifle nicht daran, daß Sie die religiösen Formen strenge beobachten, und gewiß jeden Tag Ihre Speise segnen. Wo ist der Aberglaube oder die heidnische Thorheit größer, wenn Sie ein lebendiges Thier oder wenn Sie ein todtes segnen, — ein Pferd, welches, wenn es bösartig ist, Sie zum Krüppel schlagen kann, oder einen Fasanen oder ein Rebhuhn, welche bloß durch Ihre eigene Unmäßigkeit schädlich werden können? Sehen Sie nicht, daß der Segen eines unvernünftigen Dinges bloß eine andere Form ist, um diejenigen zu segnen, die es gebrauchen? und da Sie nichts auffallendes in der Idee finden, eine Speise oder ein getödtetes Thier zu segnen oder darüber zu beten, so wird der Schaden auch nicht groß sein, wenn man diesen Segen dem Thiere voraus ertheilt und ihm die Wohlthat desselben zukommen läßt, so lange es noch lebt.

3) Ihre nächstfolgende Abtheilung handelt von Lichtern und Votivopfern. Was die Ersteren betrifft, so haben Sie im Alterthum einen sehr achtbaren Vorgänger, der werth ist, der Genosse von Julian und Faustus zu sein. Es ist dies der Häretiker Vigilantius, welcher nach dem Berichte des heiligen Hieronymus es für Götzendienst erklärte, vor den Gräbern der Märtyrer immer Lampen zu brennen.[1]) Wie Sie gesehen haben, erwähnen die apostolischen Konstitutionen die Gewohnheit und

1) Ep. ad Ripar. 53.

empfehlen sie nebst dem Weihrauch. Die Heiligen Paulinus und Hieronymus belehren uns, daß in der Kirche Tag und Nacht Kerzen gebrannt wurden. Der Erstere sagt:

„Clara coronantur densis altaria lychnis,
Lumina ceratis adolentur ad ora papyris,
Noctu dieque micant.“ [1])

In den Werken des heil. Optatus haben wir ein Verzeichniß des Silbergeräths, welches Paulus, Bischof von Cirta, seinen Verfolgern überließ; es finden sich darunter „lucernae argenteae septem, cereopala duo“ — sieben silberne Lampen, zwei Leuchter. [2]) In der Geschichte des heiligen Laurentius werden ähnliche Kirchengeräthschaften angeführt.

Warum haben Sie nun hier wieder die Gewohnheit der Juden, in ihrem Heiligthum Lichter zu brennen, übersehen? Liegt im Gebrauch von Lichtern auch nur die geringste moralische Unschicklichkeit oder ein wesentliches Uebel? Und wenn nicht, ist der Gebrauch entheiligt worden, weil ihn ehemals die Heiden bei einer falschen Gottesverehrung so gut anwandten, als die Juden bei der Verehrung des wahren Gottes? Das Nämliche kann man von den Votivopfern sagen. Ihr errichtet einem Manne, den ihr ehret und bewundert, eine Statue oder eine Büste; es ist dies eine natürliche Kundgebung eurer Gefühle und eurer Dankbarkeit; wird nun diese Sitte gottlos und verabscheuungswürdig, weil sie einst auch die Heiden bei ihren Mitbürgern anwandten? Wenn nun der Katholik glaubt, er habe von Gott durch die Vermittlung seiner Heiligen eine Gnade erhalten, soll er sich von der öffentlichen Bezeugung seiner Ueberzeugung und der offenen Darlegung seiner Dankbarkeit dadurch abschrecken lassen, weil die vor ihm lebenden Heiden natürlicherweise die ersten waren, welche diesen geeignetsten Weg, jene Gefühle auszudrücken, einschlugen? Noch einmal, mein Herr, es ist die Lehre, und nicht ihr äußerer Ausdruck, was Sie hätten angreifen sollen.

4) Sie lassen sich sehr über unsere heiligen Gewänder aus, welche, wie Sie sich ausdrücken, „für einen römischen Priester zahlreich und sinnlos genug wären“ (S. 27); und an einer anderen Stelle zeigen Sie einen eigenthümlichen Abscheu vor der priesterlichen Tonsur. Sinnlos und zahlreich kommen sie Ihnen ohne Zweifel vor, da Sie weder ihre Namen wissen noch sie verstehen; nicht so den Katholiken. Warum,

1) Natal. 3. S. Felicis.

2) Acta purgat. Caeciliani, p. 266.

mein Herr, sind für mich die Gewänder eines Doktors der Gottesgelehrtheit zu Cambridge, drei, glaub' ich, der Zahl nach, mit ihrem Scharlach, ihrer rosarothen Seide, ihren Schärpen, Schnüren, Ueberwürfen, mit ihrem reichen Hermelinkragen und ihren weiten Aermeln, völlig unverständlich. Sicherlich sind wir nicht Willens, über die „Form unserer Hosen" zu zanken, oder über die Kleidung irgend eines andern einen Streit anzufangen. Euer Klerus würde seltsam genug aussehen, wenn er seine Vorschriften beobachtete, und zwar nicht bloß in der Kirche, sondern auch auf der Straße. Denn in den „Constitutions and Canons Ecclesiastical," die noch vor nicht langer Zeit wieder gedruckt worden sind und deßhalb, wie ich annehme, noch gelten, ist verordnet: „es solle kein Geistlicher eine gewirkte Nachtmütze tragen, sondern eine ganz aus Seide, Sammt oder Atlas gemachte;" ferner „auf Reisen sollen sie Röcke ohne Aermel tragen, welches man gewöhnlich Priesterröcke nennt, ohne Borten, ohne Saum, ohne große Knöpfe oder Einschnitte;" ferner in ihren Wohnungen dürfen sie „jede anständige, für einen Gelehrten passende Kleidung tragen, wenn sie nicht geschlitzt oder ausgeschnitten ist; und auf der Straße sollen sie nicht in Hosen und Strümpfen erscheinen, ohne ihren Priesterrock zu tragen, auch sollen sie keine hellen Strümpfe tragen." [1]) Aber im Ernste gesprochen, wenn Sie auf die Bedeutung und das Alterthum unserer heiligen Gewänder sehen wollten, würden Sie vielleicht über die Unwissenheit, welche Sie an den Tag gelegt haben, ein wenig staunen; und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu diesem Zweck, so wie in Beziehung auf das Andere, was mit den von mir kurz berührten Punkten zusammenhängt, das ausgezeichnete Werk meines sehr verehrten Freundes Dr. Rock, unter dem Titel Hierurgia, zum Gebrauche empfehle, denn Sie werden darin Vieles finden, was Ihnen ganz neu ist. Was nun die Tonsur anbelangt, so frage ich, liegt mehr Aberglauben darin, das Haupt entblößt zu lassen, indem man das Haar abschneidet, oder es mit einer Perrücke zu bedecken, wie die Bischöfe der anglikanischen Kirche früher zu thun pflegten — eine sehr löbliche Gewohnheit, wie ich glaube, die zu meinem großen Bedauern später vernachläßigt wurde. Der heilige Hieronymus erzählt uns irgendwo, viel Haar auf dem Kopfe zu tragen, sei bloß Gewohnheit der Stutzer, Barbaren und Soldaten — „luxuriosorum, barbarorum, et militantium;" und

1) Seite 47.

deßhalb glaube ich, hätte er die Verminderung des wirklichen Haars der Vermehrung durch falsches vorgezogen. In der That ist unser Gebrauch, welcher nebenbei bemerkt, bloß eine Sache der Disciplin ist, auf sehr alte kanonische Bestimmungen über den Haarwuchs der Geistlichen begründet. Was Ihre Vergleichung der Tonsur mit dem Abschneiden aller Haare, wie es bei den Priestern der Isis vorkam, betrifft, so haben Sie die Güte und lassen Sie sich von Synesius die Bedeutung davon erklären, und Sie werden den Unterschied einsehen.

Ich finde, daß ich im Begriffe bin, mich in eine für meine Zeit und meine Geschäfte zu sehr ins Einzelne gehende Kontroverse einzulassen; so will ich mich denn mit einem oder zwei weiteren Punkten begnügen und die Entscheidung meinen Lesern überlassen. Denn ich glaube, man wird bei einem Gerichtshofe, wenn man das Zeugniß des Anklägers in einigen Punkten widerlegt hat, ihm für das Uebrige wenig Glauben mehr schenken.

Sie finden die Inschriften an katholischen Kirchen sehr anstößig und vergleichen Sie nach Middleton mit denen der Heiden; auch ihr Lobredner in der Times schmückt ihre Kolumnen mit Ihrer vergleichenden Aufzählung (S. 33). Die Gründe Ihres Mißfallens laufen darauf hinaus, daß wir bei der Wahl der lateinischen Sprache, zu reinen Mustern uns wenden, und gute Wörter und Formen barbarischen und verdorbenen vorziehen. Dies ist wahrhaftig ein abscheuliches Verbrechen, viel ärger als das des Geistlichen von Chatam, den Jakob Cade hängen ließ, weil „er die Abschriften der Knaben ausbesserte, und in seiner Tasche ein Buch mit rothen Buchstaben hatte.“ Wollen Sie die Sache lieber als einen Gegenstand des Geschmacks betrachten, so bin ich dabei. Ich wollte lieber ein paar gute alte leoninische Verse mit Reimen in der Mitte und am Ende abschreiben, als die sauberste Inschrift von Morcelli oder Schiassi anführen; und mit Freuden wünschte ich, die Reformatoren hätten nicht durch ihre Verachtung des einfachen in der Kirche eingeführten Styls, diesen überwiegenden Geschmack für klassisches Latein hervorgerufen, über welchen sie sich eben beschweren. Gleichwohl fürchte ich, wir sind auch hier nicht einig; denn Sie nennen die schöne und rührende Hymne Dies Irae, eine Abscheulichkeit! (S. 94.) Uns aber ein Verbrechen daraus zu machen, daß wir die nämlichen Worte gebrauchen, welche die Römer bei der Weihung eines Tempels anwandten, weil wir in der nämlichen Sprache schreiben, heißt uns in eine schlimme Klemme zwischen Heidenthum und Barbarismus bringen. Ich finde nun sogar, daß, wenn ihr eure

Kirchen einem Heiligen weihet, was überdieß viel wichtiger ist, als die Form, in der es geschieht, die nämlichen Worte gebraucht werden, wie bei den Heiden; die Kirche heißt *aedis* oder *templum;* Gott ist *Opt. Max.*, wie Jupiter es war; die Heiligen haben die Benennung *Divus;* es wird ausgesprochen, das Gebäude werde ihnen geweiht; und ich finde, daß all' eure lateinischen Schriftsteller, welche auf Eleganz Anspruch machen, diese oder ähnliche Wörter ohne das geringste Bedenken anwenden. Und doch hat sie noch Niemand Heiden genannt.

Es wäre indeß am Platze gewesen, wenn Sie die Citate Ihres Lehrer's zuerst geprüft hätten, ehe Sie dieselben anführten; denn Sie würden dann gefunden haben, daß kein einziges richtig ist. Das erste, in dem ich zwar nichts Unrechtes entdecke, kommt, wie ich glaube, im Boldonius oder sonst wo nicht vor: das zweite gleicht zufällig einer Stelle im Cicero, was sicherlich keine Sünde ist, und enthält außerdem im Originale eine klare Unterscheidung zwischen Gott und Heiligen; das dritte ist aus dem Zusammenhang gerissen; das vierte von Polo, wird von Boldonius bloß angeführt, um mit den strengsten Ausdrücken als eine nicht zu rechtfertigende Nachahmung einer heidnischen Form kritisirt zu werden. Hüten Sie sich, mein Herr, die Gaben solcher Männer, wie Middleton, so unbedingt anzunehmen, —

κακοῦ γὰρ ἀνδρὸς δῶρ' ὄνησιν οὐκ ἔχει. [1])

Ich fürchte indessen, es wird, wir mögen Ihre Stelle drehen, wie wir wollen, schwer sein, sie der Kritik gelehrter Reisender zu entziehen. Denn Sie erinnern sich ohne Zweifel an die Thatsache, daß einer dieser Klasse, der seine Reisebeschreibung einem eifrigen protestantischen Baronet widmete,[2]) uns beweist, wir seien Götzendiener, weil wir die gebenedeite Jungfrau in unsern Kirchen *Deipara*, welches er mit „gottgleich" übersetzt, heißen. Um Ihnen indessen einigen Ersatz dafür zu geben, daß ich das Ansehen Ihrer Inschriften vernichtet habe, so will ich eine neue an deren Stelle setzen, die äußerst nach Papismus riecht, zu gleicher Zeit aber sehr alt ist. Sie wurde vor zwei oder drei Jahren in den Ruinen von Ostia gefunden und ist, glaube ich, noch nicht gedruckt.

ANICIVS AVCHENIVS BASSVS V C ET TVRRENIA HONO
RATA C E EIVS CVM FILIIS DEO SANCTISQVE DEVOTI. ℞

Dieser Anicius Bassus, welcher eine öffentliche Inschrift aufstellen

---

1) Euripid. Med. 625. 2) Sir R. Inglis.

ließ, um der Nachwelt mitzutheilen, daß er, seine Frau und seine Kinder Gott und die Heiligen verehren, lebte ungefähr 380 Jahre nach Christus, und war eben keine unbedeutende Persönlichkeit, indem er die Stelle eines Prokonsuls in Campania bekleidete, wie aus den zahlreichen Inschriften bei Gruter, Muratori, Fabretti und anderen [1]) hervorgeht; auch war er dem Einfluß der päpstlichen Herrschaft nicht sehr ausgesetzt, denn es wird in der Kirchengeschichte erwähnt, er habe mit dem Patrizier Marinianus, den Papst Sixtus verläumderischer Weise angeklagt, wofür ihm zur Strafe seine Güter von Valentinian entzogen wurden. Daraus kann man schließen, daß die Verbindung Gottes mit den Heiligen in einer gewöhnlichen Inschrift nicht die Folge von Unwissenheit oder päpstlicher Tyrannei, sondern eines allgemeinen Glaubens und allgemeiner Uebung war.

Aber was sollen wir zu den Kapellen und Bethäusern und noch mehr zu den Kruzifixen und Bildern sagen, die sich in Italien, und noch mehr im Lande der heldenmüthigen Tyroler überall an der Straße finden? Ihr Zorn gegen diese Plätze des Papismus, wie Sie dieselben zu nennen belieben, ist sehr groß (S. 32); ich für meinen Theil zähle sie zu den schönsten und rührendsten Zügen des Landes. Ich erinnere mich noch gut eines Abends, an dem ich mühsam dem Aetna entlang, über ein schwarzes Lavafeld wanderte, wo kein einziger Gegenstand in der Nähe war, der einen ermatteten Wanderer erquicken konnte, kein Baum oder Strauch, keine Hütte, kein Zeichen menschlicher Bewohner; kein Stern glänzte am Himmel, kein Zwielicht erhellte unsern schaudervollen Weg. Aber in einiger Entfernung vor uns, war ein heller Glanz, ein strahlender Punkt eines ruhigen Lichtes, welches in der Nacht der Verzweiflung, die uns umgab, noch viel schöner erschien; und während des Weitergehens stellten wir Vermuthungen an, was es wohl bedeuten könne, ob es die Hütte eines Bauern oder das Wachtfeuer eines Hirten sei, — da standen wir auf einmal vor ihm und fanden, daß es eine Lampe war, die ein armer, aber frommer Nachbar vor einer in einer Nische am Wege stehenden Madonna angezündet hatte, und daß es unter diesem Schutze mitten in der Einsamkeit und dem Schweigen der Gegend und der Tageszeit ein mildes und freundliches Licht verbreitete. Mein Reisegefährte, der nicht meiner

1) Gruter, 1090, 20 (*ΑΝΘΥΠΑΤ. ΚΑΜΠΑΝ*) Murat. 467, 7; Fabretti, p. 100, n. 225; p. 261, 120.

Religion angehörte, konnte nicht umhin zu bemerken, wie äußerst schön und wohlthuend ihm dieser einfache Ausdruck ländlicher Frömmigkeit erschienen sei, und wie angenehm ihm der noch übrige Weg vorkomme, seitdem wir der Lampe der Madonna den Rücken gekehrt hatten. Und wenn wir in jedem Theil des Landes die kleinen ländlichen Altäre sehen, mit ihrem Blumenschmucke, mit dem vor ihnen duftenden Weihrauche und mit den frischen Guirlanden, die sie umgeben, so kann dies bloß ein Gefühl bei uns hervorrufen, wie vollständig in dem Gemüthe des einfachsten Landmanns die Begriffe des Heiligen und des Schönen wesentlich vereinigt sind, und wie die Verehrung Gottes und seiner Heiligen sich bei ihnen von selbst kundgibt, wie die Anhänglichkeit eines Kindes an die Erinnerungen an einen in der Ferne weilenden Vater.

Es ist aber auch in England längs der Straße kein Mangel an Abbildungen und Darstellungen von Menschen; da sind Köpfe von Königen, Königinnen, Türken und Saracenen, die längs der Straße in bestimmten Zwischenräumen ausgestellt sind, um den armen Landmann zu einem viel unheiligeren Dienste einzuladen, als zu einem Gebete zu den Heiligen; diese Abbildungen bewegen ihn, wenn er an ihnen vorbeigeht, nicht bloß „seinen Hut zu lupfen,“ was Sie für so schlimm halten, sondern sie locken ihm das Brod und den Unterhalt von Weib und Kind aus dem Geldbeutel; sie laden ihn nicht zu solchen Abscheulichkeiten ein, wie „sich zu bekreuzen oder die Knie zu biegen,“ sondern sie verleiten ihn zur Feier von Bacchanalien, wobei seine Zeit, seine guten Sitten und seine Gesundheit zu Grunde geht. Aber wehe diesem glücklichen Lande, wenn je statt dieser Gemälde und Bilder an der Straße das Bild des gekreuzigten Christus, oder des Engels, der seine Menschwerdung der Jungfrau Maria ankündigt, aufgestellt würden; eine solche Aenderung wäre fürchterlicher Aberglauben! Wehe diesem Volke, wenn es durch Sinnbilder an der Straße zu guten und heiligen Gedanken aufgefordert oder wenn es an einer Kapelle vorübergehend, lieber ein Gebet sprechen, als den Symbolen der Unsittlichkeit und der Völlerei seinen Tribut zollen würde! Wenn wir indessen Bilder oder Gemälde an den Straßen haben müssen, geben Sie mir Tyrol mit seinen Kruzifixen und seinen braven Landleuten, welche mit ihrem Rosenkranz in der Hand zur Arbeit gehen, und ich will Ihnen diese englischen Abbildungen lassen, in welchen Ihr Eifer ohne Zweifel nichts von Aberglauben und Unheiligkeit entdeckt; ich will Ihnen diejenigen überlassen,

welche dort ihren Gottesdienst feiern, in deren Unterhaltung, wenn sie auf der Straße wandern, Sie sicherlich nichts finden werden, was als ein Gebet zu Heiligen, oder als ein Gedanke an ihr Dasein zu tadeln wäre.

Ich bin u. s. w.

Vierter Brief.

Mein Herr!

Die Beispiele, die ich in meinem letzten Brief von Ihren Ungenauigkeiten gegeben habe, werden, wie ich mir schmeichle, genügen, daß Sie und Ihre Leser auf ihrer Hut sind, oft wiederholten Erzählungen unbedingt Glauben zu schenken. Ich will Sie bloß noch mit wenigen ganz kurzen Betrachtungen belästigen.

Ihr ganzes Werk hindurch nehmen Sie als ausgemacht an, von der Priesterschaft, zu der ich gehöre, sei ein System vorbedachten Betruges ausgebildet worden; es sei unser einziger Wunsch und wir strengen fortwährend alle Kräfte an, um das Volk durch Erfindung von Wundern oder Dogmen, von Ceremonien oder Geboten, je nachdem es unsere Zwecke und unsere Umstände erfordern, unter unsere Herrschaft zu bringen. Wenn dies wahr wäre, so würden wir natürlich verdienen, daß uns die Gesellschaft und die Menschheit vom Angesicht der Erde vertilgen würde. Für mich wäre weitere Belehrung über diesen wichtigen Punkt sehr wichtig; denn wenn je einer ein Recht hatte, auf die Einweihung in alle Geheimnisse seiner Kaste Anspruch zu machen, so denke ich allen Grund zu der Annahme zu haben, daß ich in der meinigen den Meistergrad hätte erhalten sollen. Da ich meine Erziehung zum größten Theil im Herzen und im Schooße ihres Einflusses erhalten habe, da ich für befähigt gehalten wurde, andere für dieses Werk der Finsterniß vorzubereiten, und sie in all' den Künsten, die sie auszuüben haben, zu unterrichten; da ich, zwar ohne mein Verdienst, mit mehreren Aufträgen, die ein Vertrauen in meine Standhaftigkeit und meine Treue voraussetzten, beehrt wurde, so sollte ich doch glauben, in das ganze Geheimniß unserer Macht und all' der glücklichen

Hülfsmittel, die wir nach Ihrer Meinung anwenden, um unsere geistige Herrschaft zu erhalten und auszubreiten, eingeweiht zu sein. Es kann mir deßhalb bloß auffallend vorkommen, daß Sie so viel mehr von unsern Grundsätzen und Handlungen wissen sollten, als mir je anvertraut wurde, oder man von mir verlangte, daß ich andern desselben Standes lehren solle. Denn der Weg, und der einzige Weg, der mir und denen, die mit mir unterrichtet wurden, von unsern guten und tüchtigen Lehrern gelehrt wurde, um auf die Menschen unsern Einfluß zu gewinnen und zu erhalten, war der, sie in guten Werken zu übertreffen, die Lehre, die wir einschärfen, praktisch auszuüben, ganz den Verbindlichkeiten zu leben, die wir übernommen haben, und nie in den Pflichten unseres Amtes lässig zu werden.

Was die Wunder anbelangt, so ist es wahr, daß wir gelehrt wurden, an sie zu glauben; und wenn wir hierin den Heiden gleichen, so hätten Sie ihre Parallele noch viel vollständiger machen können; denn wir glauben aus dem nämlichen Grunde daran, wie sie:

Θεῶν τελεσάντων
οὐδέν ποτε φαίνεται ἔμμεν ἄπιστον. [1])

Wir glauben, wie sie, an die Allmacht Gottes und keine Autorität führt uns zu der Annahme, sein Arm sei verkürzt worden. Ich weiß nicht, ob Ihre Bewunderung Middletons einen solchen Grad erreicht hat, daß sie die Grundsätze seiner „freien Untersuchung" (free Enquiry) annehmen; thun Sie dies, so halten Sie natürlich für den einzigen Weg, sich der katholischen Wunder zu entledigen, alle Kirchenväter mit dem nämlichen Urtheil abzufertigen, indem man sie für Betrüger und Wundererdichter hält, um das Volk zu hintergehen. Ist dem so, so danke ich Ihnen für die gute Gesellschaft, in die Sie uns versetzt haben. Entschuldigen Sie dieselben aber auf Kosten Ihres Lehrers, so entziehen Sie Ihrem Beweise seine ganze Grundlage, indem Sie zugeben, daß die Wunder in der Kirche sich fortgepflanzt haben, auch nach den Zeiten der Apostel; und es sollte mich freuen, zu erfahren, woher die Verordnung kam, und wo sie sich findet, welche der Vermittlung der Macht Gottes in seinen eigenen Werken ein Ende setzte.

Während uns indessen auf der einen Seite gelehrt wird, im Allgemeinen an Wunder zu glauben, wird uns auf der andern auch gesagt, wir sollen sehr auf unserer Hut sein, ohne die genaueste Unter-

---

1) Pyndar, Pyth. X, 77.

suchung ein Wunder anzunehmen. Und ich habe immer bemerkt, daß die Mitglieder des heil. Officiums bei der Untersuchung die größte Vorsicht anwandten; ich weiß auch Beispiele, daß falsche oder eingebildete Wunder ganz öffentlich und mit der größten Strenge verworfen und verdammt wurden. Sie wissen so gut, wie ich, daß kein Katholik gebunden ist, an eines der Wunder zu glauben, die Sie anführen, und ich darf sagen, Sie werden Viele finden, die an keines von ihnen glauben. Ich glaube wirklich, daß Katholiken eben so schwer von der Wahrheit eines Wunders zu überzeugen sind, wie Protestanten, und doch bleiben sie gute Katholiken. Mich für meinen Theil hat all' mein Nachdenken und Studium dahin geführt, daß ich die Wahrheit des Grundsatzes bezweifle, den Voltaire von einem heidnischen Philosophen adoptirt hat, Zweifel sei der Anfang der Weisheit. Ich habe bei solchen Personen, welche, sobald sie von einer außerordentlichen Aeußerung der Macht Gottes etwas hören, ihre Unwahrheit, bis sie völlig bewiesen ist, für ausgemacht annehmen, nie andere Beweise eines starken Geistes oder einer gesunden Vernunft wahrgenommen. Im Gegentheil habe ich im Allgemeinen wahrgenommen, daß diejenigen, welche über solche Dinge spötteln und damit groß thun, daß sie sich nicht so leicht überzeugen lassen, in der That bloß ihre Unwissenheit und ihre Feigheit hinter dieser wohlfeilen Ausstellung ihres Unglaubens verbergen und mit der möglichst geringsten Gefahr den Charakter eines esprit fort gewinnen wollen. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich glaube, die Verheißungen, welche dem Glauben und dem Gebete gemacht worden sind, seien nicht entzogen oder geschwächt worden, und Gott übe seine Macht aus, wenn es zum Nutzen und zur Ehre seiner Kirche nothwendig ist. Wenn ich nun von Personen, deren Charakter mir bekannt ist und die keinen Grund und keinen Wunsch haben, mich zu hintergehen, ein solches Werk der Macht vernehme, durch welches sich die Güte Gottes zu Gunsten derer, die an ihn glaubten, kund gegeben hat, und wobei die schlimmste Folge eines Irrthums die sein kann, daß ich ihn wegen seiner Sorge für diejenigen, die ihn lieben, gepriesen, und in meinem Herzen einen Strahl tugendhafter Rührung empfunden habe; wenn ich nun von einem solchen Werke höre, so ist mein erster Antrieb, daran zu glauben und die Erzählung als wahr zu nehmen; und indem ich weder meinen Glauben darauf baue, noch Beweise darauf stütze, bewahre ich es als einen Samen der Hoffnung, bis sich etwas anderes ereignet, was ihm entweder weiteres Leben gibt, oder es zu dem macht,

was es ursprünglich war. Wie wir in das Erdreich unseres Gartens zugleich mehrerlei Saatkörner einlegen, aber zufrieden sind, wenn nur einige aufgehen und zur Frucht reifen, so bin auch ich befriedigt, wenn von vielen solchen Werken nur von einigen die Wahrheit vollständig dargethan und bewiesen wird, während ich, wenn ich alle verworfen hätte, wahrscheinlich mich keines einzigen erfreuen könnte. Und wenn Sie die schöne Vorrede des Philosophen Görres zu der trefflichen „Lebensbeschreibung des Klaus von der Flüe," die sein edler und liebenswürdiger Sohn geschrieben hat, lesen würden, so würden Sie finden, wie vernünftig und philosophisch das Verfahren ist, welches ich eingeschlagen habe.

Unter allen Ihren Deklamationen gegen die katholische Priesterschaft ist indessen eine, deren Bosheit meinen Begriffen zufolge ganz auf Sie selbst zurückfällt und von der ich kaum glauben kann, daß sie von einem Manne, der sich gewöhnlich mit Heiligem und Gutem beschäftigt, ausgesprochen worden ist; wie ich auch nicht glaube, daß irgend ein aufrichtiger Freund Ihrer Religion dazu beitragen wird, eine Vertheidigung dessen abzuweisen, was so gotteslästerliche Ausdrücke hervorrufen durfte. Ich meine die ungeziemende Art, wie Sie von unserer Anbetung der heil. Hostie sprechen, in welcher wir das wahre Blut und den wahren Leib unseres Erlösers gegenwärtig glauben, (S. 66). Ihr Glaube mag vom unsrigen verschieden sein, aber nur Ungläubige haben es im Allgemeinen gewagt, zu spotten und sich lustig zu machen über eine Anbetung des wahren Gottes und seines anbetungswürdigen Sohnes. Wenn ein Socinianer, der an die Menschwerdung nicht glaubt, von unserem Herrn, als einem hülflosen Kinde im Fleische spräche wie Sie, oder wenn er sich in ähnlicher Weise ausdrückte, daß noch nie ein Volk daran gedacht habe, sein Gott sei getödtet worden, so würden Sie gewiß nicht der Ansicht sein, seine Glaubensverschiedenheit rechtfertige ihn wegen solchen ungeziemenden Leichtsinnes. Sie sind im nämlichen Fall; denn nicht bloß die Katholiken, zu denen gewiß Männer mit den gesundesten philosophischen Ansichten gehörten und gehören, sondern auch Lutheraner und die gelehrtesten Theologen der anglikanischen Hochkirche glauben an die Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl.

Sie schreiben weder sich selbst, noch der Sekte, zu welcher Sie gehören, mag sie nun was immer für eine sein, Unfehlbarkeit zu; und deßhalb können Sie in dem, was Sie jetzt behaupten, Unrecht

haben, sogar nach Ihren eigenen Grundsätzen. Sie sollten folglich nicht über etwas spotten, wovon Sie einmal entdecken könnten, daß es wahr sei. Und sogar, wenn diese Gnade Ihnen nie verliehen würde, wenn Sie sich selbst in jedem Artikel Ihres gegenwärtigen Glaubens unerschütterlich fühlen würden, so möchte ich Sie doch erinnern, daß selbst der Erzengel Michael, als er mit dem Satan kämpfte, „es nicht wagte, gegen ihn eine spottende Anklage vorzubringen," wie eure Uebersetzung lautet, oder wie die Vulgata richtiger und wissenschaftlicher übersetzt, „ihn unter Lästerworten zu verurtheilen." (Jud. 9.) Es haftet ein Flecken und ein Aussatz an der Seele desjenigen, der Lästerworte gebraucht, selbst wenn die Voraussetzung, auf welche er sie gründet, richtig ist; der Geist desjenigen ist unrein, der sich selbst in Beziehung auf Irrthum Gedanken erlaubt, die, wenn sie die Wahrheit beträfen, die furchtbare Majestät Gottes verspotten würden; und deßhalb wollte sich der Erzengel durch den Gebrauch solcher Lästerworte, selbst gegen den verfluchten Feind, nicht beflecken. Hiebei stellt ihm der Apostel die gegenüber, welche „Böses sprechen," oder wie die Vulgata besser hat, „welche lästern, was sie nicht kennen." (v. 10.) Sehen Sie sich wohl vor, welchen Weg Sie einschlagen; und lernen Sie, erstens sich selbst mit den Gegenständen, von welchen Sie handeln wollen, besser bekannt zu machen, ehe Sie sich eine unchristliche Sprache erlauben; und dann lernen Sie sich letzterer zu enthalten.

Ich muß nun diese Briefe schließen, nicht wegen Mangels an Stoff, oder weil ich einige andere Punkte in Ihrem Buche zu überspringen wünschte; sondern weil ich, wie ich glaube, in den zwei ersten genug bewiesen habe, um das ganze Fundament Ihrer Theorie zu untergraben, und in den zwei letzten gezeigt habe, welchen Glauben man Ihren eigenthümlichen Behauptungen schenken dürfe. Dinge, die dem Uneingeweihten fremdartig oder sogar schlimm erscheinen, sind schön, wenn wir ihren wahren Ursprung und Sinn verstehen; oder wie der göttliche Dichter sehr schön sagt:

„Veramente più volte appajon cose
Che danno a dubitar falsa matera,
Per la vere cagion che son nascose." — Purgat. XXII.

Ich bin zufrieden, wenn diese Briefe einen ihrer Leser zu weiteren Untersuchungen über den Charakter unserer Ceremonien, so wie unserer Dogmen veranlassen sollten. Ich bin u. s. w.

Das Ansehen

des heiligen

Stuhles in Süd-Amerika.

(Aus dem Dublin Review, Juli 1838.)

[Es könnte scheinen, dieser Aufsatz habe das Interesse verloren, welches er ursprünglich besaß; denn er bezieht sich hauptsächlich auf einen vor mehreren Jahren jenseits des atlantischen Oceans geführten Streit. Gleichwohl wird er nicht ohne Nutzen sein. Der Konflikt zwischen dem brasilianischen Ministerium von 1834 und dem heiligen Stuhle, wobei letzterem mit einer Losreißung des großen brasilianischen Reiches von seiner Gemeinschaft gedroht wurde, wenn er nicht seine Rechte bei der Einsetzung der Bischöfe aufgebe, und wobei er gleichwohl unerschütterlich blieb, kann zum Beweise dienen, wie abgeschmackt die Idee ist, die Nachfolger des heiligen Petrus werden durch die Drohungen weltlicher Gewalt von der Erfüllung ihrer Pflicht sich abschrecken lassen.]

Das Ansehen
des
heiligen Stuhles in Süd-Amerika.

---

1. Ensayo sobre la Supremacia del Papa, etc. Abhandlung über die Supremalie des Papstes, namentlich mit Rücksicht auf die Einsetzung der Bischöfe. Von dem Ehrw. Dr. Joseph Ignatius Moreno, Archidiacon an der Metropolitankirche von Lima, Verfasser der peruvianischen Briefe. Lima, 1836.
2. Panegirico de la esclarecida Virgen Santa Catalina de Seña, etc. Lobrede auf die glorreiche Jungfrau, die heilige Katharina von Siena. Von Dr. D. Michael Calixto del Corro; hauptsächlich zu dem Zwecke veröffentlicht, um einen tödtlichen Haß gegen das Ungeheuer Schisma einzuflößen, und Jedermann von der Nothwendigkeit zu überzeugen, man müsse zur Erhaltung des wahren Katholizismus und zur Erreichung des ewigen Lebens dem obersten Priester gehorchen. Buenos Ayres, 1837.
3. Reflexoes imparciaes sobre a Falla do Trono é as respostas das Camaras Legislativas de 1836. Unparteiische Betrachtungen über die Thronrede und die Antwortsaddressen der gesetzgebenden Kammern von 1836. Rio de Janeiro, 1837.
4. Resposta do Provincial dos Franciscanos do Rio de Janeiro, etc. Antwort des Provinzials der Franziscaner von Rio de Janeiro auf die Fragen, die in der Denkschrift, welche sammt einer Botschaft der Regierung versendet worden, bezüglich seines Gutachtens vorgebracht sind. Rio de Janeiro, 1837.
5. Memoria sobre o Direito da Primazia do Soberano Pontefice Romano, etc. Denkschrift über das Recht des Primat's des obersten römischen Bischofs bei der Bestätigung und kanonischen Einsetzung aller Bischöfe. Aus dem Französischen übersetzt. Rio, 1837.
6. Selecta Catholica. No. 8. Rio, 1837.

Der gelehrte Verfasser des ersten der hier aufgeführten Werke bemerkt, daß unter denen, die sein Buch unter die Hände bekommen,

viele sein werden, „welche, bloß das beachtend, was von Paris oder London kommt, es wieder auf die Seite legen werden, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es in Lima geschrieben wurde, und keine interessanten Erzählungen, keine erlogenen Theorien, keine pikanten Neuigkeiten über Religion, Philosophie, Politik und Finanzen enthält." (S. XIV.) Diese Umstände nun sind es gerade, welche bei uns für seine Schriften und die andern vor uns liegenden ein besonderes Interesse erzeugen. Es ist für uns in der That wohlthuend und ermunternd, und eine Quelle des reinsten Vergnügens, daß wir in Werken, die jenseits des weiten Oceans gedruckt worden sind, den nämlichen Glauben, welcher nicht bloß in London und Paris, sondern in Rom selbst gelehrt wird, frei von der geringsten Spur der Neuerungen, welchen in den neuen Staaten Südamerika's jede Einrichtung ausgesetzt war, und mit einer Gelehrsamkeit, einem Eifer und einem Edelmuth vertheidigt finden, wodurch jedes Land in Europa geehrt würde. Während wir solche Werke, wenn sie in Paris oder London erschienen, mit Freude begrüßen würden, haben sie für uns einen ganz eigenen Reiz, wenn sie aus so großer Entfernung zu uns gelangen.

Man kann nicht allgemein annehmen, das Ansehen wirke in umgekehrtem Verhältniß zur Entfernung vom Mittelpunkt, namentlich nicht von dem, welches nicht durch Flotten und Armeen, sondern bloß durch die Einwirkungen moralischer Beweise und Gefühle aufrecht erhalten wird. Daß Großbritannien, die Herrin des Oceans, das Thrus unter den Nationen der Neuzeit, sich Länder, die seine Antipoden sind, unterworfen hat, kann uns kaum Wunder nehmen; denn seine tausend Schiffe überbringen nicht bloß seine Befehle, sondern können ihnen auch Nachdruck geben. Gleichwohl haben die entferntesten Theile ihrer überseeischen Besitzungen mehr als einmal den Beweis geliefert, daß, wenn das Bewußtsein der Kraft einen gewissen Grad erreicht hat, sich die Neigung zeigt, die hemmende Kette, — das Tau, so zu sagen, welches die Lebenskraft von der Circulation des Mutterlandes herüberleitet, zu durchbrechen, und eine unabhängige, individuelle Existenz zu behaupten. Der oberste Priester dagegen, — sein Stellvertreter, dessen Reich nicht von dieser Welt ist — hält nicht durch weltliche Macht geschützt, weit über die beschränkten Grenzen seiner Staaten hinaus, ohne andere Mittel, als seine geistigen Waffen, — (denn eine einzige Ausnahme, die Donnerkeile des Kirchenbannes liegen schon seit vielen Jahren unbenützt in seinen Arsenalen) — seine heilige Herrschaft in

Ost und West unerschütterlich aufrecht, und braucht nicht zu fürchten, sie könnte durch die Launen der Regierungen oder durch die wachsende Unabhängigkeit der Geister in den verschiedenen Nationen erschüttert werden. Wir glauben mit Recht bemerken zu dürfen, daß die Trennung der spanischen Besitzungen von ihrem Mutterlande von Bibel- und Missionsgesellschaften und andern Mäcklern in religiösen Geschäften als die Eröffnung eines neuen und günstigen Marktes für ihre Waaren mit Freuden begrüßt wurde. Ballen von Bibeln und Kisten voll Traktätchen wurden mit jeder Lieferung von birminghamer Eisenwaaren oder manchester Zeugen eingeschmuggelt, und jeder Handlungsreisende hatte einen Reisegefährten in der Person eines religiösen Agenten. Toleranz — d. i. freie Einführung all der streitenden Sekten, die sich in England gegenseitig zerfleischen — wurde zuversichtlich in Anspruch genommen; und ein Land, das so eben erst von Klöstern gereinigt worden war, konnte nur als ein ganz geeignetes Feld zur Ernte für den Presbyterianismus oder das Bibellesen erscheinen.[1]) Aber im Ernste, diese Erscheinungen ließen für die Religion nichts Gutes hoffen. Der heil. Stuhl zögerte, wie jede andere Macht Europa's, wegen der Anerkennung dieser jugendlichen Republiken, die mehr unter sich selbst als mit ihrem Mutterlande sich zankten, mit Spanien zu brechen. Die Nachfolge der Bischöfe war beinahe ganz unterbrochen, und Spanien beanspruchte das Recht, die vakanten Stühle zu

---

1) Bei einem Meeting der Bibelgesellschaft im September 1824 wurde vorgetragen, der protestantische Bischof von Lichfield und Coventry (Ryder) lasse „dem Meeting Glück wünschen zu den neuen Aussichten, die sich seinem Wirkungskreis in Kolumbia eröffnen, und man solle die Fortschritte, welche die Gesellschaft jetzt in diesem neu gebildeten Staate mache, mit dem Geiste der Bigotterie und der Verfolgungssucht, welches die erste Einführung des Christenthums bei diesem Volke in Mißcredit brachte, zusammenhalten. Die Folge sei gewesen, daß politischer und religiöser Despotismus das Land beherrscht, seine moralischen Kräfte aufgezehrt und es zum Sitze des Aberglaubens, worin die Stärke der päpstlichen Macht bestehe, gemacht habe (Beifall); aber der Sturm habe sich endlich gelegt, und es sei ihnen jetzt erlaubt, unter der Leitung dessen, „„der den Wirbelwind leite und dem Sturm seine Richtung gebe,““ in diesem Lande die glorreiche Botschaft vom „„Frieden auf Erden, und dem guten Willen gegen die Menschen““ auszubreiten.“ (Beifall.) An einer Stelle des in diesem Meeting vorgelesenen Berichts heißt es, die Felder Südamerika's seien „bereits weiß für die Ernte.“ Siehe den Bericht über dieses Meeting aus dem Morning Chronicle, in Cobbets Wochenanzeiger, 18. September 1824.

besetzen, während die aufrührerischen Provinzen sich weigerten, die von ihm ernannten anzunehmen. Der Haß gegen Spanien verursachte die Verbannung vieler Geistlichen und Mönche, welche ihrer Geburt nach diesem Lande angehörten, und so wurde der Mangel an Geistlichen sehr fühlbar.

Bei dieser Sachlage stand natürlich zu erwarten, jene Lehren von religiöser Unabhängigkeit, welche in einigen Theilen der östlichen Halbkugel als ein wesentlicher Bestandtheil des Codex des politischen Liberalismus angesehen wurden, würden auf der westlichen einen Wiederhall finden. Und ohne Zweifel mochte es vielen, die den Geist der katholischen Religion nicht verstanden, als eine Anomalie erscheinen, für bürgerliche Freiheit zu schwärmen und mit gleichem Eifer der Unterwerfung unter einen auswärtigen Oberpriester zu huldigen. Die Einwürfe, welche der heil. Stuhl in Rom den wiederholten Gesuchen um Bischöfe entgegenhielt, so lange der Streit zwischen dem Mutterland und seinen Provinzen dauerte, mißfielen natürlich letztern, und es bildete sich eine Partei, welche die Kirchen von Südamerika nach dem Muster der schismatischen Kirche in Utrecht, welche den Nachfolger des heil. Petrus bloß dem Namen nach als ihr Oberhaupt anerkennt, eingerichtet wissen wollte. Diese gefährlichen Grundsätze waren von außen eingeschmuggelt worden. Der rastlose Staatsmann, M. de Pradt, wandte sich an die mexikanische Regierung, als sie mit Rom wegen der Ernennung der Bischöfe in Unterhandlung stand, und forderte sie auf, ein solches Konkordat mit dem heil. Stuhl abzuschließen, welches ihr für die Zukunft in Betreff der Wahl und Einsetzung der Bischöfe, und der Verwaltung der Kirchen freie Hand lasse; und wenn der heil. Stuhl, wie zu erwarten sei, sich weigere, so solle sie auf jede mögliche Art gegen die Treue gegen ihn und gegen die Vereinigung mit ihm protestiren, und sofort die Bischöfe ohne dessen Mitwirkung ernennen. In diesem verruchten Vorschlage ging ein anderes unglückliches Glied der nämlichen Schule, der Kanonikus Villanueva, noch weiter. Denn in einem Werke, welches in tausenden von Abdrücken in allen neuen Staaten verbreitet wurde, läugnete er die Nothwendigkeit des einleitenden Schrittes, den De Pradt empfohlen hatte, und unter einem Strome von Schimpfwörtern gegen die Päpste, und nachdem er mit langem Geschwätz zu zeigen versucht hatte, die Päpste hätten sich durch die mit ihnen abgeschlossenen Konkordate nie für gebunden erachtet,

räth er den jungen Republiken, mit ihrer politischen Freiheit zugleich ihre kirchliche sicherzustellen.

Glücklicherweise herrschte in den Staatenversammlungen ein richtiges Gefühl und gesunde religiöse Grundsätze; nicht eine einzige wich von ihrer Pflicht. Sie zogen es vor, mit Geduld zu warten, bis Zeit und Umstände dem Stellvertreter Christi erlauben würden, ihren verwaisten Kirchen Bischöfe zu geben, und bald sollten ihre Erwartungen erfüllt werden. Sobald die Macht Spaniens, die es über seine Kolonien hatte, trotz aller seiner Verwahrungen und seines Widerstrebens, zu Protesten und zur bloßen Form herabgesunken war, ließ sich der heil. Stuhl herbei, mit letzteren wegen der Besetzung der vakanten Stühle zu unterhandeln. Nach und nach wurden Chili, Peru, Mexiko, die argentinische Republik und die andern Staaten mit Priestern versehen, die Jesuiten und andere religiöse Orden wurden wieder eingeführt, und der ganze Kontinent, der wesentlich katholisch ist, ist sowohl durch seine Sympathien, als durch seinen Glauben eng mit der übrigen Kirche verbunden.

Das erste der oben angeführten Werke ist hauptsächlich in der Absicht geschrieben, die Verläumdungen eines Villanueva und eines Pereira zu widerlegen. Das umfangreiche und ungenaue Werk des letztern Verfassers [1]) wurde in Lima 1833 vom Portugiesischen ins Spanische übersetzt, fand aber beim Publikum wenig oder gar keinen Anklang. Die Widerlegung des Don José Ignacio Moreno ist gründlich und schlagend. Sein Buch ist eigentlich, obgleich in sich selbst abgeschlossen, bloß ein zweiter Theil zu einer früheren sechs Jahre vorher veröffentlichten Abhandlung über die wichtige Frage von der Suprematie, welche zu erhalten wir zu unserem größten Bedauern nicht das Glück hatten. Wir müssen gestehen, daß wir durch den vor uns liegenden Theil eben so angenehm überrascht waren, als wir bedauerten, daß wir den vorhergehenden nicht lesen konnten. Da es für uns natürlicherweise sehr schwierig ist, uns eine genaue Kenntniß der kirchlichen Zustände so entfernter Länder zu verschaffen, so ist unser Gesichtskreis in Bezug auf den Stand der dortigen theologischen Wissenschaft sehr beschränkt. Die Lektüre dieses Werkes hat uns vollständig über diesen Gegenstand beruhigt. Wir

---

1) Demonstraçao Theologica, Canonica, e Historica do Direito dos Metropolitanos de Portugal, para confirmarem e mandarem sagrar os bispos suffraganeos. Lisboa, 1769.

wissen jetzt ganz sicher, daß unsere Brüder, der Klerus der neuen Welt, keinen Beistand von Europa brauchen, um ihre Kämpfe gegen Unglauben, Ketzerei oder jedes System des Irrthums, mag es noch so kunstvoll sein, auszukämpfen. Mögen sittliche oder politische Erschütterungen diese Staaten heimsuchen, mögen die Sicherheit, die Einheit oder die Rechte der Kirche bedroht sein, wir haben das feste Vertrauen, daß ihre Interessen in guten und geschickten Händen sind, die sie ebenso eifrig und ebenso kräftig vertreten werden, wie sie es bereits gezeigt haben. Mag die Gelehrsamkeit oder der Scharfsinn, der von Seiten der Verführung und des Irrthums, sei es nun in der Form von protestantischen Traktätchen oder jansenistischen Schriften, von Europa aus eingeführt wird, noch so groß sein, es wird nicht nöthig sein, ihnen nach dem Gift Gegengift zu senden; der Boden wird es selbst sogleich in Fülle und kräftig genug hervorbringen. Der Verfasser des betreffenden Werkes hatte offenbar eine gute theologische Bibliothek zur Verfügung und verstand sie zu benützen. Mit einem bündigen und gesunden, und ebenso klaren und einfachen Raisonnement verbindet er eine genaue und ausgedehnte Kenntniß alles dessen, was die Kirchengeschichte dazu beitragen kann, um die wichtige Frage, welche er erörtert, zu lösen. Wir müssen uns indessen begnügen, unsern Lesern nur einen ganz summarischen und unvollständigen Abriß seines Werkes zu geben.

Nachdem er den Stand der Frage kurz angegeben hat, legt er mit folgenden Worten auseinander, was er seinen Hauptsatz nennt: „Das Recht, Bischöfe einzusetzen oder zu bestätigen, gehört gemäß der Verfassung der Kirche ausschließlich den Päpsten; und von dieser höchsten Autorität, als von ihrer eigenthümlichen Quelle strömt alle Gewalt aus, die zu irgend einer Zeit in seinem Namen, durch Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Metropolitane in und außerhalb der Kirchenversammlungen ausgeübt würde.“ (S. 7.) Dieser Satz wird in zwei Kapiteln bewiesen; im ersten wird gezeigt, daß das Recht des Papstes, die kanonische Einsetzung vorzunehmen, ein nothwendiges Vorrecht seines Primat's ist; und im zweiten wird die Uebertragung dieses Rechts an untergeordnete Autoritäten nachgewiesen. Es entsteht hier eine wichtige Untersuchung über den Sinn und die Absicht des vierten und sechsten Kanon's des Konzils von Nicäa, welche unser Verfasser in drei Kapiteln mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und mit ausgezeichneter Klarheit durchführt. Das dritte Kapitel namentlich, in welchem das von

den Päpsten beanspruchte und ausgeübte Recht, die Bischöfe der verschiedenen Länder zu bestätigen, vollständig bewiesen wird, ist zugleich trefflich angeordnet und hat Ueberfluß an interessantem und überzeugendem Material.

Die nächste Frage ist, waren die Päpste befugt, das Recht, die Bischöfe einzusetzen, sich selbst zuzueignen und beizubehalten, wenn es die Bedürfnisse und das Beste der Kirche erforderten; und verdienen sie für ihre Handlungsweise, daß sie, wie dies von Pereira und Villanueva geschieht, des Raubs und der widerrechtlichen Anmaßung bezüchtigt werden? (S. 172.) Dieser Punkt wird von unserem Verfasser mit großer Gewandtheit und einer genauen Kenntniß des kanonischen Rechts behandelt. Zunächst nun untersucht er die Motive, welche den heiligen Stuhl nicht nur berechtigten, die Ausübung dieser Grundrechte sich zuzueignen, sondern ihn sogar nöthigten, sich selbst die Bestätigung der Bischöfe vorzubehalten. Er besteht grundsätzlich, und wie wir glauben, mit Recht darauf, daß dies zum Schutze der Freiheit der Kirche nothwendig sei. Denn ohnedies wäre es möglich, daß die untauglichsten Charaktere die Stühle einnähmen; auch hätten die Kapitel oft nicht die gehörige Energie, mit der zeitlichen Macht, welche sich nicht selten diese Rechte anmaßt, zu kämpfen.

Die nächste Frage ist von sehr delikater und verwickelter Natur. Haben die zwischen dem römischen Stuhl und souveränen Fürsten eingegangenen Konkordate diese ihres Rechts der Einsetzung beraubt, oder ist ersterer durch dieselben so gebunden, daß er sie unter keinen Umständen aufheben oder widerrufen kann, ohne einen Treubruch zu begehen? (S. 208.) Dieser Abschnitt ist einer der besten in dem Werke unseres Verfassers, mögen wir nun die Rechtsfrage, oder die historischen Untersuchungen, welche sie veranlaßt hat, ins Auge fassen. In dem ersten Kapitel darüber widerlegt er vollständig die flachen Theorien Van Espen's über die Frage: „Auf wen geht das Recht der Ernennung in dem Falle über, wenn der Souverän, der es gemäß des Konkordats ausübt, unfähig ist, davon Gebrauch zu machen?" Im zweiten weist er nach, daß das Konkordat der Form nach wesentlich nicht als ein Vertrag zwischen zwei gleichberechtigten Parteien, sondern als ein Zugeständniß, das die eine der andern macht, anzusehen ist. Denn das durch dieselben den weltlichen Fürsten gesicherte Recht, die Personen für die vakanten Stühle zu ernennen, ist ihnen in Wahrheit von dem obersten Bischofe eingeräumt und überlassen, während das dem letz-

teren vorbehaltene Recht sie zu bestätigen oder einzusetzen, bereits sein eigenes schon inwohnendes Recht ist. Die verläumderischen Anklagen gegen verschiedene Päpste, die sich Villanueva erlaubt, sind vollkommen widerlegt.

Der übrige Theil des Werkes beschäftigt sich mehr mit den Zuständen, in welchen sich die neuen Staaten Südamerikas befinden oder befanden. Denn die vierte Frage ist die, in wie weit die unterbrochene Verbindung mit dem heiligen Stuhl, oder eine Weigerung des letztern, Bischöfe zu ernennen, die Metropolitan-Bischöfe berechtigen kann, selbst die Ernennung vorzunehmen? (S. 256.) Die fünfte erörtert, ob so ernannte Bischöfe gültige Akte der geistlichen Gerichtsbarkeit vornehmen können? (S. 306.) Die letzte untersucht, was im äußersten Fall, nämlich bei einer Unmöglichkeit, sich wieder an den Stuhl des heiligen Petrus anzuschließen, zu thun gewesen wäre. (S. 318.) Ueber alle diese Punkte entwickelt er die gesündesten Ansichten, mit der reichlichsten Anwendung historischer Vorgänge. Das Werk schließt mit zahlreichen biographischen Bemerkungen über die verschiedenen darin widerlegten Schriftsteller.

Die Schreibart des Werkes besitzt ohne im mindesten an scholastische Formeln sich zu fesseln, jene Deutlichkeit, Genauigkeit und jenes Methodische, welches beizubringen die alte Schulerziehung so trefflich berechnet war, und dessen Mangel in neueren Streit- und philosophischen Schriften so sehr gefühlt wird. Wir legen das Buch mit aufrichtiger Achtung vor seinem Verfasser und mit der Hoffnung aus der Hand, er möge in seinem eigenen Lande die verdiente Ermunterung gefunden haben. Die erste Abtheilung oder der erste Band, der gleich dem zweiten in Lima erschien, wurde bald in Buenos Ayres wieder abgedruckt, und fand in den Zeitungen von Valparaiso und Santjago, so wie bei den Bischöfen und dem Klerus [1]) außerordentlichen Beifall. So zeigte sich denn, daß die Gefühle des gelehrten Archidiakons mit denen seiner Landsleute, die zwar der politischen Grenze nach verschiedenen Ländern, jedoch Einem Festlande angehören, harmoniren. Als in Buenos Ayres eine Schrift unter dem Titel: „Eine ausführliche Denkschrift" (Memorial ajustado) erschien, die ähnliche Ansichten wie die bereits von ihm widerlegten vertrat, wurde sie von einem Laien, Dr. Thomas Manuel de Anchorena in einem Gutachten vom 22. März 1834, sehr geschickt widerlegt. Und sogar schon vor-

1) Siehe die Zeugnisse, auf S. 458 des zweiten Bandes.

her hatte die Gerichtskammer der Republik von Chili, indem sie den Bullen für die Konsekration des Bischofs von Penco, Snr. Cienfuegos das exequatur ertheilte, diese Ansichten verworfen und widerlegt.

Während die republikanischen Staaten Südamerikas sich in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten in einer sehr gefährlichen Periode ihrer Geschichte sehr weise benahmen, zeigte das Kaiserreich Brasilien nicht die nämliche Besonnenheit. Was Ersteren gottloser Weise vorgeschlagen worden war, wurde in letzterem thatsächlich versucht, bloß um der Kirche zu einem erhabenen Triumphe und zu einer glänzenden Kundgebung der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten Gelegenheit zu geben. Alle andern oben angeführten Flugschriften beziehen sich wenigstens indirekt darauf, und wir wollen versuchen, unseren Lesern den Gegenstand, welchen sie behandeln, anschaulich zu machen, wobei wir auch andere Originalquellen, die uns zu Gebote stehen, benützen werden.

Brasilien, welches von einem Minderjährigen regiert wird, [1]) hatte mehr Recht, als jeder constitutionelle Staat unter gewöhnlichen Umständen, sich selbst von seinem Ministerium zu befreien, durch dessen thörichte — um nicht zu sagen, irreligiöse — Maßregeln es der Gefahr des Untergangs ausgesetzt ward. In der That machen wir in neuerer Zeit die Bemerkung, daß jeder Versuch mit dem heiligen Stuhl über seine Rechte, namentlich so weit sie die Ernennung und Einsetzung der Bischöfe betreffen, zu zanken, mehr das Werk begünstigter Minister, welche allzumächtig geworden waren, als der Souveräne, denen sie dienten, mehr die Folge von Privathaß und Neid als fürstlichen Ehrgeizes war. Der berüchtigte Carvalho, Marquis von Pompal, in Portugal, Tanucci in Neapel, Campomanes und Urquijo in Spanien, Kaunitz in Wien, sind beklagenswerthe Beispiele, deren verdorbene Grundsätze und niedrige Leidenschaften unter dem Schutze schwacher und leicht zu täuschender Gemüther so viel Unheil über die Kirche ihres Landes brachten. Wir sind gerne geneigt zu glauben, daß sich das brasilianische Ministerium bei seinem Benehmen mehr von einer thörichten Hoffnung, den heiligen Stuhl einzuschüchtern, leiten ließ, als von der ernstlichen Absicht, zu dem Aeußersten vorzuschreiten, wozu es in der Angelegenheit, von der wir sprechen, zu kommen drohte.

---

1) Im Jahre 1838. Es ist nicht die Absicht des Verfassers, die in diesem Artikel ausgesprochenen Rügen auch auf die gegenwärtige Regierung des Reiches auszudehnen.

Unser Material werden wir der dritten der oben angeführten Schriften entlehnen, nämlich den „Unparteiischen Betrachtungen über die Thronrede," welche später auch den Beifall des brasilianischen Publikums erhielten.

Die Regentschaft des Kaiserreichs schlug bei der Vakanz des Bischofssitzes von Rio Janeiro, wir glauben im Jahre 1833, der römischen Kurie als einen tauglichen Mann den Dr. Antonio Maria de Moura vor. Der Papst weigerte sich, die Wahl zu genehmigen oder die kanonischen Einsetzungs-Bullen dem Gewählten auszufertigen. Mit dem persönlichen Charakter des ernannten und zurückgewiesenen Individuums sind wir, wie wir zugestehen, nicht bekannt. Es lagen aber in seinen erklärten Ansichten genug Gründe, um die Handlungsweise des heiligen Stuhls zu rechtfertigen. Der jährliche Bericht des Justizministers vom 10. Mai 1836, anerkennt, daß zwar ein „kanonisches Hinderniß bei dem Ernannten vorliege, (und welcher von uns" fügt der Verfasser der Schrift bei, „kennt diesen Umstand nicht?) es sei aber von der Art, daß es gewöhnlich durch Dispensation gehoben werde." Ferner gesteht er zu, der Candidat hege über einige doctrinelle Punkte Meinungen, verschieden von jenen des heiligen Vaters.

Der Justizminister schreibt einige Tage später die Einwürfe gegen Dr. Moura dem Umstande zu, daß er Ansichten, die der Zucht der Kirche entgegen seien, ausgesprochen habe. Wahrlich jeder Katholik wird diese Gründe genügend finden, um die Bedenklichkeiten des Papstes zu rechtfertigen; und jeder, der die Eifersucht zu würdigen weiß, mit der die oberste ausübende Gewalt der Kirche über die Reinheit ihres Glaubens in den entferntesten Provinzen wacht, wird sich über das edle und unbiegsame Benehmen ihres gegenwärtigen höchsten Inhabers nicht wundern.

Die Regentschaft schien anfangs entschlossen, die weltliche und die kirchliche Macht sich mit einander messen zu lassen, und zu sehen, wie weit sich letztere bewegen lasse, ihre Bedenklichkeiten und sogar ihre Grundsätze dem Wunsche, mit Ersterer in gutem Einvernehmen zu bleiben, zum Opfer zu bringen. Der Minister des Auswärtigen, Coutinho, legt in seinem jährlichen Bericht an die Kammern, im Jahre 1834, den Stand des Streites folgendermaßen dar: „Nachdem Dr. A. M. de Moura zum Bischofe der Diöcese Rio Janeiro ernannt worden war, wurde die Ausfertigung der Bullen in dem gebräuchlichen Style aus genügenden Gründen verzögert. Die kaiserliche Regierung hoffe

aber, dieselben werden zu Folge der neuen Instruktionen, die sie ihrem Bevollmächtigten in Rom gesandt habe, in Kürze ausgefertigt werden, wie es der Würde des Reiches und den besondern Interessen der römischen Kurie angemessen sei.“ Es wird hier gar nicht die Absicht oder der Wunsch ausgesprochen, die kanonischen Gründe, aus welchen das gewählte Individuum verworfen wurde, zu entfernen oder den heiligen Stuhl zu überzeugen, daß seine Bedenken in Betreff der Orthodoxie desselben ungegründet seien. Die Würde des Reiches erfordere es, daß die kirchlichen Autoritäten seinen Vorschriften, wenn sie auch gegen Recht und Religion sind, unbedingt nachgebe, sonst würden die Interessen des heiligen Stuhls darunter leiden, wenn man seine Entschließung erzwinge und ihn zur Unterwerfung nöthige.

Derjenige, der so urtheilt, kennt den Stuhl Hildebrands sehr wenig. Unterhandlungen auf solchen Grundlagen schlugen natürlich fehl, und das Ministerium griff zu strengeren Maßregeln. In dem Bericht von 1835 wird der Gegenstand mit folgenden Worten berührt: „Der heilige Vater hat noch nicht geruht, die Bullen für die Einsetzung des von der Regentschaft im Namen seiner Majestät des Kaisers zum Bischof von Rio ernannten Dr. Moura auszufertigen. Da die kaiserliche Regierung ihren aufrichtigsten und lebendigsten Wunsch an den Tag gelegt hat, mit dem heiligen Stuhl mit der ihm gebührenden Höflichkeit und Achtung zu unterhandeln, so ist sie fest überzeugt, daß Seine Heiligkeit in Anbetracht der ernsten Folgen, die eine Verweigerung dieser Bullen nach sich ziehen würde, nicht ermangeln werden, den energischen Vorstellungen unseres Ministers und dem Ultimatum unserer Regierung nachzugeben.“ Bevor wir uns aber über diese Maßregeln, bei denen der gewünschte Erfolg nicht ausbleiben konnte, erklären, dürfen wir einen Beweis dafür nicht weglassen, daß die Regentschaft weit entfernt zu wünschen, die Schwierigkeiten und die gewissenhaften Bedenken des heiligen Vaters zu heben, vielmehr die Absicht hatte, trotzdem seine Einwilligung zu erzwingen. Seine Heiligkeit, ihrerseits ängstlich bestrebt, jeden schicklichen Schritt zur Aussöhnung zu thun, hatten zu gleicher Zeit ihrem Internuntius in Rio Instruktionen übersendet, wonach letzterer von Dr. Moura selbst solche Erklärungen zu erhalten suchen sollte, die es ihm erlaubten, den Wünschen des Ministeriums zu entsprechen. Der vorhin erwähnte Bericht ist vom Mai, und am 10. Juni, ehe der päpstliche Gesandte sich selbst an Dr. Moura

gewendet hatte, erhielt Letzterer von dem Minister des Auswärtigen, Sr. Alves Branco, eine officielle Note des Inhalts: „Da die kaiserliche Regierung in Erfahrung gebracht habe, daß der chargé-d'affaires des heiligen Stuhls die Weisung erhalten habe, von ihm (Dr. Moura) eine Antwort oder Erklärung sich zu verschaffen, so erkläre ihm die Regentschaft im Namen des Kaisers, es werde ihr großes Mißfallen (muito desagradavel) erregen, wenn er jenem Ansinnen Folge leiste.“ Der Kandidat des Bischofsstuhls antwortete auf eine Art, welche beweist, wie würdig er war, der Ernannte eines solchen Ministeriums zu sein: „es sei ihm keine solche Zumuthung gemacht worden, und wenn sie ihm gemacht worden wäre, so wäre es nutzlos gewesen, da er nie den unbesonnenen Schritt, darauf zu antworten, gethan haben würde, was ihn in den Augen seiner Mitbürger lächerlich gemacht hätte.“ Dieses Benehmen beweist, wie fern von Versöhnung diese Partei war; denn von den frühesten Zeiten an ward das Recht des römischen Oberpriesters anerkannt, von einem erwählten Bischof Erklärungen über Glaubenspunkte einzuziehen. So weigerte sich schon im sechsten Jahrhundert Papst Agapitus den zum Bischof von Konstantinopel erwählten Antimus, Bischof von Trapezunt zu bestätigen, weil er sich weigerte, die von Papst Hormisdas für die östlichen Bischöfe vorgeschriebene Glaubensformel zu unterzeichnen, ja er entsetzte ihn sogar des Bischofsstuhls, den er schon inne hatte.

Sehen wir nun, von welcher Art die energischen Vorstellungen waren, die von der brasilianischen Regierung dem heiligen Stuhle gemacht wurden. Sie sind eines der lächerlichsten und zu gleicher Zeit unanständigsten Aktenstücke der neuern Diplomatie. Was die letztere Bezeichnung betrifft, so werden sie von dem talentvollen Verfasser der „unparteiischen Betrachtungen“ mit folgenden Worten charakterisirt, „sie lassen eine Menge von Worten, Phrasen und Gefühlen vom Stapel, die grob, unanständig, beleidigend, schismatisch, ketzerisch, irreligiös sind; sie beleidigen nicht bloß die ehrwürdigen grauen Haare des erhabenen hochbetagten Mannes, der auf dem so unrecht angegriffenen römischen Stuhle sitze . . . . nicht bloß den höchsten Lenker der ganzen Kirche, den Hirten der katholischen Heerde, das Haupt der Religion und der Kirche Brasiliens, sondern zu gleicher Zeit beleidigen sie die Würde und die Ehre der ganzen brasilianischen Nation und ihrer Regierung, welche sich dadurch selbst herabwürdige, daß sie bei den delikatesten und wichtigsten Unterhandlungen sich so gemeiner und erbärmlicher Mittel

bediene.“ (S. 24). Dieses Urtheil mag streng erscheinen, aber es ist vollständig gegründet, wenn wir es mit der Lächerlichkeit folgender Episode der diplomatischen Verhandlungen vergleichen. Der Deputirte Sr. Vasconcellos versicherte in der Kammer, die von dem brasilianischen Minister dem päpstlichen Kabinet überreichte Note sei eine Nachahmung und Parodie der Note des Lord Strangford an die hohe Pforte vom 11. August 1823. Diese Versicherung erschien zu abgeschmackt, um Glauben zu verdienen; die bloße Idee erschien widernatürlich, eine katholische Macht habe bei ihrem Verkehr mit dem heiligen Stuhl die ernstlichen Vorstellungen eines protestantischen Staates an den mohammedanischen zum Muster genommen, und behaupte doch, sie habe dabei die gebührende Achtung nicht verletzt; dabei ist die Erfindungsarmuth der Regierung, die sich zu einer so erbärmlichen Nachahmung erniedrigen konnte, vollends ganz lächerlich. Deßhalb erklärt sogar der Verfasser der Betrachtungen, daß ihm die Antwort des Sr. Limpo de Abrèu, er könne einen solchen Mißgriff nicht für möglich halten, vollkommen genügt habe. Später indessen fiel ihm Meisel's Cours de Style Diplomatique, Paris, 1826, in die Hände, in dessen zweitem Bande er die Note des Lord Strangford fand, „und zu seinem großen Schrecken, Staunen und Kummer fand, wie wahr die Beschuldigung des Plagiats war.“ Beide Noten sind französisch geschrieben, so daß die Vergleichung leicht ist. Ich gebe im Folgenden Auszüge aus Beiden:

Note des brasilianischen Ministers an den heil. Stuhl, vom 23sten September, 1835.	Note Lord Strangford's an die ottmanische Pforte, vom 11ten August, 1823.
„Il semble donc que se soit la volonté du Saint-Siège qui a fait naître la crise où il se trouve à l'égard du Brésil, et cette volonté ne peut avoir d'autre base que l'erreur.	„Il semble donc que ce soit la volonté de la Porte qui s'oppose au rétablissement des relations de bienveillance réciproque, et cette volonté ne peut avoir d'autre base que l'erreur.
„Le Saint-Siège est dans l'erreur s'il croit pouvoir, en gagnant du temps, exercer à la longue la faculté négative dans la nomination des Evêques du Brésil. Dans la crise actuelle, vouloir regagner du temps par des moyens dilatoires, c'est perdre sans espoir de retour, des chances que d'autres combinaisons ont fait naître, mais qu'elles ne sauraient reproduire.	„La Porte est dans l'erreur si elle croit améliorer sa position en gagnant du temps. Dans la crise où se trouve l'Empire Ottoman, vouloir gagner du temps, c'est perdre sans espoir de retour des chances que d'heureuses combinaisons ont fait naître, mais qu'elles ne sauraient reproduire.

„Le Saint-Siège est dans l'erreur s'il doute de l'unité des vues, d'intentions, et de voeux, qui préside aux déterminations du Gouvernement du Brésil; s'il doute de l'Assemblée Législative, la Chambre des Députés, la première à reconnaître en principes et en termes formels la justice des réclamations faites en vain depuis plus de deux ans auprès du Saint-Siège, pour éviter une rupture qui d'ailcurs devient inévitable.

„Le Saint-Siége est dans l'erreur s'il croit inépuisable la patience de la Régence au nom de S. M. l'Empereur D. Pedro II.

„Le Saint-Siège est dans l'erreur lorsqu'il s'imagine que son intérêt à faire valoir des prétensions exagérés n'a pas des bornes. C'est en insistant avec raideur et hors de saison sur des prérogatives consenties dans les temps obscurs par l'ignorance et l'intérêt des princes, que le Saint-Siège court le risque de voir annuller celles même sur lesquelles se reposent aujourd'hui ses relations avec le Brésil."

„La Sublime Porte est dans l'erreur si elle doute de l'unité des vues, d'intentions, et de voeux, qui préside aux déterminations des cours alliées; si elle doute de l'unanimité de toutes les puissances, l'Angleterre, la première à reconnaître en principes et termes formels la justice des réclamations de la Russie contre les innovations, les vexations, et infractions, auxquelles le commerce et la navigation sont exposés.

„La Sublime Porte est dans l'erreur si elle croit inépuisable la patience de l'Empereur de Russie.

„La Sublime Porte est dans l'erreur lorsqu'elle s'imagine que son intérêt à faire valoir ses prétensions à la charge de la Russie, lui commande de différer le rétablissement de ses relations amicales avec cette puissance. C'est en insistant avec raideur et hors de saison que la Porte court le risque de voir annuller celles même sur lesquelles se reposent aujourd'hui ses relations avec la Russie." — p. 23.

Die Dummheit dieses Plagiats überschreitet alles Maß, namentlich im dritten Paragraph, wo statt „die Einhelligkeit der verbündeten Mächte" steht „die Einhelligkeit der brasilianischen Regierung;" als ob der Papst je die Ausfertigung von Bullen aus dem Grunde verweigert hätte, weil die betreffende Regierung nicht einhellig war. Dies waren also die energischen Vorstellungen des brasilianischen Kabinets; sein Ultimatum war ihrer würdig. Es lautete, wenn seine Heiligkeit nicht binnen zwei Monaten seinem Verlangen entspreche, werde sich das brasilianische Kaiserreich selbst von der Gemeinschaft mit der römischen Kirche losreißen. Der Erfolg war, wie er von jedem, nur nicht von den Urhebern der „energischen Vorstellungen" vorausgesehen werden konnte. Noch vor Ablauf des gesetzten Termins erklärte der Papst, es liege nicht in seiner Macht, der Ernennung des Bischofs für die Diöcese Rio beizutreten.

Die Erklärung des Kirchenoberhauptes wurde dem brasilianischen Publikum in der Thronrede von 1836 mitgetheilt, und diese bildet nun auch die Grundlage für die „Unparteiischen Betrachtungen."

Das hierauf Bezügliche ist in folgenden Stellen enthalten:

„1. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Seine Heiligkeit, nachdem zwei Jahre unter gegenseitigen Erklärungen verflossen sind, sich dahin entschlossen haben, die Präsentation des für diese Diöcese gewählten Bischofs nicht zu genehmigen.

„2. Die Regierung hat Recht und Gerechtigkeit auf ihrer Seite; Seine Heiligkeit dagegen folgen Ihrem Gewissen. Nach dieser Entscheidung, hält sich die Regierung nicht mehr für verbunden, neue Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle anzuknüpfen, ohne jedoch die Achtung und den Gehorsam, der dem Haupte der allgemeinen Kirche gebührt, außer Acht zu lassen.

„3. In Ihren Händen liegt es" (sich an die Kammern wendend) „die brasilianischen Katholiken von der Schwierigkeit, und in vielen Fällen Unmöglichkeit zu befreien, aus einer solchen Entfernung Hülfe zu betteln (mendiar), die im Reiche selbst nicht versagt werden darf.

„4. So heilig ist unsere Religion, so gut berechnet das System der kirchlichen Regierung, daß sie sich mit jedem System einer bürgerlichen Regierung verträgt, und daß ihre Disciplin den Interessen des Staats angepaßt werden kann, ohne daß das Wesentliche der Religion selbst darunter leidet. Unerachtet dieses Streites mit dem heiligen Vater, dauern unsere freundschaftlichen Beziehungen mit dem römischen Hofe fort."

Der Zweck dieser Paragraphen ist zur Genüge klar, und die Irrthümer, aus denen sie zusammengesetzt sind, können leicht aufgedeckt werden. Das Ministerium hat eine vergebliche, großsprecherische Drohung gegen das Haupt der Kirche ausgesprochen. Um uns des Ausdrucks, den der Primas von Brasilien im Senate gebrauchte, zu bedienen, es hatte den Cirkel des Popilius um den apostolischen Stuhl beschrieben, und erklärt, er müsse entweder binnen zwei Monaten seine Ernennung bestätigen, oder gewärtigen, daß sich das Kaiserreich vom heiligen Stuhle trenne. So weit mit Drohungen, oder besser und bezeichnender, mit Einschüchterungen zu gehen, waren die Minister vollkommen befugt; als aber der Nachfolger des heil. Petrus die erste Alternative verworfen hatte, wandten sie sich an die gesetzgebende Macht, um ihre Drohungen zu unterstützen und das Land von der Gemeinschaft mit dem Papste trennen zu helfen. Sie halten ihr die Nothwendigkeit vor, solche Verordnungen zu erlassen, welche die brasilianischen Unterthanen der Hülfe Roms entheben könnten (§. 3.). Dies bezieht sich auf Ehedispense, wie wir zu zeigen Gelegenheit haben werden.

Sie verlangen noch mehr, die Disciplin der Kirche solle so umgeändert werden, daß sie zu dem gedankenlosen Benehmen der Regierung passe, d. h. die von ihr ernannten Bischöfe sollten konsekrirt und eingesetzt werden ohne höhere Genehmigung (§. 4.).

Die in diesen zwei Paragraphen ausgesprochenen Absichten erhalten ihr volles Licht durch die vierte der oben angeführten Flugschriften, welche die ausgezeichnete Antwort des Franziscaner-Provinzials, Frei Antonio de Sancta Mafalda, auf das am 1. September 1836 an ihn gestellte Ersuchen enthält, er möchte seine Meinung über eine ihm zu gleicher Zeit zugestellte Denkschrift abgeben. Der Inhalt dieses Aktenstückes, schreibt er, kommt auf drei Artikel hinaus:

„1. Können von der Regierung ernannte Bischöfe, bloß kraft einer solchen Ernennung in den Besitz des Bisthums und in die bischöfliche Gerichtsbarkeit gültig eingewiesen werden?

„2. Können Ehehindernisse von der Stelle, welche nach dem Ableben eines Bischofs die Gerichtsbarkeit ausübt, dispensirt werden; wie z. B. vom Kapitelvikar oder Administrator des Stuhls?

„3. Kann ein so Ernannter unter einem dieser Titel ein Recht auf die bischöflichen Einkünfte haben?"

Auf jede dieser Fragen, welche offenbar die verdeckteren Zumuthungen der Thronrede in sich schloßen, antwortet der ehrwürdige Provinzial klar, gründlich und mit der größten Klugheit. Es kommt darin nicht die entfernteste Anspielung auf frühere Vorfälle vor, sondern die Fälle werden ganz abstrakt abgehandelt, als könne gar keine Anwendung derselben beabsichtigt werden. Offen führt er die Ansichten der Kanonisten an, welche von ihm abweichen, und widerlegt sie gründlich. Mit großer Gelehrsamkeit erörtert er die Kanones der Konzilien und die Konstitutionen der souveränen Päpste über die Nothwendigkeit der Bestätigung, und schließt mit dem von Osorius bestrittenen Satze, es könne in keinem Falle ohne die Sünde der Usurpation und die Gefahr des Schismas ein Bischof, der von einer hiezu durch ein Konkordat oder durch den Gebrauch ermächtigten Regierung ernannt werde, irgend einen Akt der Gerichtsbarkeit ausüben, ehe er vom heiligen Stuhl die Bestätigung und die Einsetzung erhalten habe. In Betreff der Dispensation ist er mehr zurückhaltend, weil die angesehensten Theologen hierin nicht einig sind und die Päpste für die verschiedenen Fälle mehrere Auskunftsmittel gegeben haben. Indessen fällt seine Meinung nicht dahin aus, daß sie die Begehren oder die Absichten der Regierung billigte. Die

Antwort auf die dritte Frage ergibt sich aus der Beantwortung der vorhergehenden. Kein gewählter Bischof kann auf mehr Einkünfte Anspruch machen, als der, dessen Stelle er einnimmt, und diese ist die des Kapitelvikars, nicht die des Bischofs.

Von dieser Seite ward das Ministerium offenbar überwunden. Aber unser Zweck bei Anführung dieses Aktenstückes war nicht so fast, diesen Punkt herauszuheben, als den Begehren und Absichten der Regierung, wie sie in der Thronrede ausgesprochen sind, die Maske abzunehmen. Was die darin enthaltenen Irrthümer betrifft, so sind sie von dem Verfasser der „Unparteiischen Betrachtungen" vortrefflich enthüllt worden. Viele dieser Bemerkungen haben wir schon in unsre Geschichtserzählung eingeflochten. Z. B. zum Beweise, daß die Minister nicht glaubten und nicht glauben konnten, daß Recht und Gerechtigkeit auf ihrer Seite sei, wie sie im §. 2. behaupten, führt er die oben gegebene Erklärung der Minister an, daß gegen die Approbation des erwählten Bischofs kanonische Gründe vorhandeu seien, und daß sie sich beim Bestehen auf diesem Punkte durch keine andern Beweggründe haben leiten lassen, als durch die Ehre des Reiches und die Interessen des heiligen Stuhls. Aber der beste Beweis, daß sie sich der Falschheit ihrer Versicherung, Recht und Gerechtigkeit seien auf der Seite der Regierung, ganz bewußt waren, ergibt sich aus den zwischen den Ministern und dem päpstlichen Residenten stattgefundenen Konferenzen, in welchen die Ersteren erklärten, „daß wirklich die Ernennung nicht am besten ausgefallen sei; die Regierung werde keine solche mehr vornehmen; aber da es einmal geschehen sei, so dürfe man nicht mehr davon abgehen!" Unparteiische Betracht. S. 10.

Der wichtigste und interessanteste Theil ist noch übrig. Wie wurde diese Appellation an den gesetzgebenden Körper von den Kammern und dem Volke aufgenommen? Gleichsam um sich noch in größere Ungunst zu versetzen, prahlten die Minister, wie wir gesehen haben, dem Papste gegenüber mit der Einmüthigkeit der gesetzgebenden Versammlung, die ihre Ansichten über den zwischen ihm und ihnen obwaltenden Streit theile. Der Erfolg nun strafte ihre Anmaßungen vollständig Lügen.

Die Deputirtenkammer antwortete Folgendes:

„Die Kammer bedauert die Kollision, in welche die kaiserliche Regierung mit dem heiligen Stuhl gerathen ist, und hofft, daß ohne Nachtheil für die Rechte der Krone und ohne Bloßstellen der nationellen Interessen die Regierung bedacht sein wird, daß sich unsere Beziehungen zu dem Haupte der gesammten Kirche nicht än-

dern; und deßhalb glaubt sie, daß sie gegenwärtig nicht befugt ist, andere Maßregeln zu ergreifen."

Der Senat antwortete folgendermaßen:

„Es ist peinlich für den Senat, die Erfahrung machen zu müssen, daß die zarte Gewissenhaftigkeit Seiner Heiligkeit es ihr nicht erlaubt, die Präsentation eines Bischofs für diese Diözese zu genehmigen. Indessen geben die Versicherungen, welche Eure kaiserliche Majestät über die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen mit dem römischen Hofe geben, ferner die Achtung und der Gehorsam, welchen E. K. M. (wie zu erwarten ist) dem heiligen Vater, dem sichtbaren Haupte der gesammten Kirche, beweisen, dem Senate gegründete Hoffnung, die Klugheit und Weisheit E. K. M. werde so milde Maßregeln ergreifen, damit diese Differenzen, ohne die Würde der Nation zu beeinträchtigen, ausgeglichen werden. Deßhalb hält der Senat sich nicht für berufen, gegenwärtig wirksamere Maßregeln vorzuschlagen, um die Würde und die Rechte des Thrones Eurer Kaiserlichen Majestät aufrecht zu erhalten."

Um den Sinn dieser Antworten besser zu verstehen, müssen wir noch bemerken, daß der wahre Stand der Frage den Kammern nie vorgelegt worden war. Mit Ausnahme der oben angeführten jährlichen Berichte von 1834 und 1835 konnten die meisten Mitglieder wenig oder nichts davon wissen. Es war die vor uns liegende Schrift, welche ihre Augen und die des Publikums öffnete. Die Minister ließen den Kaiser erklären, daß Recht und Gerechtigkeit auf der einen Seite sei, dagegen auf der andern bloß Privatbedenklichkeiten. Nach dieser ex parte Darstellung allein hatten sie sich ihr Urtheil zu bilden. Und doch waren die gewaltthätigen, extremen Ansichten des Ministeriums trotz der gemäßigten Phrasen so erkennbar, daß sich beide Häuser weigerten, seinen Wünschen beizutreten. Sie wünschten natürlich, die Würde der Krone und die Interessen der Nation sollten gewahrt werden, zumal in einem Falle, wo man ihnen ohne Zögern versicherte, Recht und Gerechtigkeit sei auf ihrer Seite. Aber gerade da sprachen sie offen ihre Mißbilligung des frühern Benehmens der Minister aus, und weigerten sich, sie bei ihren ferneren Entwürfen zu unterstützen. Sie bedauern, daß eine Mißhelligkeit Statt gefunden habe, und verwerfen die in der Thronrede (§. 4) ausgesprochene Idee, die Beziehungen zwischen dem Reiche und dem römischen Hofe einer Aenderung zu unterwerfen. Sie weigern sich, den von der Regentschaft in ihre Hände gelegten Gegenstand in Erwägung zu ziehen, indem sie sich inkompetent erklären, im gegenwärtigen Augenblick ein Urtheil zu fällen. Dies war Alles eine kräftige Mißbilligung des von der

Executivgewalt eingeschlagenen Weges, namentlich da sie ausdrücklich den Wunsch äußerten, es sollen milde Maßregeln d. h. Maßregeln von ganz entgegengesetztem Charakter, als die bisherigen, angewendet werden. Die Debatten in beiden Kammern bestätigen dies. In der Deputirtenkammer wurde eine Motion verworfen, welche vorschlug, man solle eine genaue und detailirte Prüfung der in der Thronrede vorgeschlagenen Maßregeln vornehmen; und die Reden vieler Senatoren und Deputirten waren vorzugsweise katholisch. Die Rechte des heil. Stuhls wurden mit Gewandtheit vertheidigt, jedoch ohne genaue Kenntniß der gegenwärtigen Sachlage.

Zwei Ausdrücke in den Adressen an den Thron gaben Veranlassung zu interessanten Erörterungen. Der erste war das der Gewissenhaftigkeit des Papstes gegebene Beiwort zart, weil das portugiesische Wort melindroso zweideutig ist und auch die Bedeutung von ängstlich oder pedantisch haben kann. Der Marquis de Maricá aber, von dessen Charakter wir, seitdem wir seine Maximas e Pensamentos etc. (Rio de Janeiro, 1837) gelesen haben, eine hohe Meinung erhalten haben, bemerkte ganz gut, es werde sich Niemand nur einen Augenblick einbilden, eine so ernste Versammlung, wie der Senat, habe bei der Behandlung eines so delikaten Gegenstandes das Wort in einem dem Papste feindseligen Sinne anwenden können. Der andere Ausdruck war „gegenwärtig," welcher von den Ausschüssen, welche die Adressen für beide Kammern vorbereiteten, eingeschaltet wurde. Einige meinten, es könnte dies als eine Drohung gegen den heil. Stuhl gedeutet werden, als wollten die Kammern bei einer künftigen Gelegenheit zu weiteren Maßregeln schreiten. Diese Auslegung indessen wurde verworfen, und man verständigte sich, der Ausdruck solle nichts anders sagen, als wie die Sachen jetzt stehen, sehen sie keinen Grund, sich einzumischen, um die Ehre des Staates zu schützen.

Die Stimme des gesetzgebenden Körpers verwarf offenbar von Anfang an das voreilige und unziemliche Handeln der Minister, und sprach dem heil. Stuhle sein Recht zu, ganz nach freier Entschließung die Ernennung zu bestätigen oder nicht; und dies geschah, ehe die ganze Sache in die Oeffentlichkeit kam. Aber die Erscheinung unserer Flugschrift und namentlich die Veröffentlichung der Strangford'-brasilianischen Note erzeugte eine lautere Kundgebung der öffentlichen Meinung, welche schon lange auf Seiten der kirchlichen Unabhängigkeit gegenüber ministerieller Tyrannei gestanden war und die Einwürfe des Papstes gegen

den von der Regierung Ernannten billigte. Im Samstagblatt des Jornal do Commercio vom 20. Mai 1837 haben wir einen vollständigen Bericht von einer Debatte in der Kammer der Deputirten, welche sich um die auswärtige Politik des Ministeriums drehte. Sr. Carneiro Leaõ rügte seine Handlungsweise, daß es seine Geschäftsführer in Rom und Lissabon wechselte, weil, fuhr er fort, „nachdem der frühere Gesandte beim heil. Stuhl eine Note veröffentlicht hatte, die Brasilien bei jedem Hofe Europas in Mißkredit bringen konnte, dies nicht der geeignete Zeitpunkt war, ihn zum Rang eines außerordentlichen Gesandten oder bevollmächtigten Ministers zu erheben, und zwar an einem Hofe, wo es sich um so delikate Interessen handelte." Sr. Limpo de Abreu, der schon früher bei einer andern Gelegenheit auf Seite der Minister gestanden war, erhob sich auch jetzt wieder zu ihrer Vertheidigung. Rücksichtlich der Note sagte er, er wolle sie nicht vertheidigen, gleichwohl glaube er nicht, daß sie einen hinlänglichen Grund dafür abgebe, den Verfasser derselben aus der diplomatischen Liste zu streichen. Noch einmal wiederholt er, er versuche keine Rechtfertigung derselben, halte sie indessen bloß für einen Mißgriff. Die Verhältnisse, aus denen Lord Strangford's Note, und die, aus denen die Note der brasilianischen Regierung hervorging, seien zu verschieden gewesen, um der Annahme Raum zu geben, die eine sei eine Nachahmung der andern. Die einzige Aehnlichkeit bestehe in den Ausdrücken „die ottomanische Pforte ist im Irrthum" und „der heil. Stuhl ist im Irrthum" (Gelächter). Darauf erhob sich Sr. Calmon und begann mit folgenden Worten: „Meine Herren, der Himmel erhalte mir bei dieser Gelegenheit die wunderbare Kaltblütigkeit, die unnachahmliche Gelassenheit, mit welcher der Exminister des Auswärtigen so eben die Note an den Großtürken, welche einer unserer diplomatischen Agenten an den heil. Vater richtete, vertheidigte. Ich werde sogleich auf diesen Gegenstand zurückkommen." Und dies geschieht denn auch nach einigen andern Bemerkungen.

„Der edle Deputirte (Carneiro de Leaõ) hat von einem unserer Gesandten gesprochen, welcher kürzlich eine Note an den heil. Stuhl richtete, die von der durch Lord Strangford der ottomanischen Pforte überreichten abgeschrieben ist, und fragt, warum dieser Diplomat von Lissabon entfernt worden sei. Ich will es wagen, die Erklärung, welche er wünscht, zu geben. Er wurde versetzt — bitte um Verzeihung, er wurde befördert, gerade aus dem Grunde, weil er den heiligen Vater, wie den Großtürken behandelt hat. Ich kann mich nicht überreden, daß dieser Diplomat, ein gewandter Mann, sich ein so erbärmliches Plagiat würde haben

zu Schulden kommen lassen, oder daß er das Haupt der Kirche insultirt haben würde, wenn er nicht von der Regierung dazu aufgemuntert worden wäre. . . . . . Ich nenne das Plagiat erbärmlich, denn wenn der Styl des englischen Gesandten, dem Repräsentanten der Civilisation und der Macht von Europa, dem Sultan von Konstantinopel gegenüber am Platze ist, so kann doch gewiß der nämliche Styl (der sogar in einigen Sätzen noch verletzender und beleidigender ist) dem Repräsentanten einer christlichen Nation dem Oberhaupte seiner Kirche gegenüber nicht zukommen. Meine Herren! die Geschichte dieser Note ist eine Schande für Brasilien. Ich weiß, daß, als der römische Hof sie erhielt, der heil. Vater in gerechter Entrüstung den Befehl gegeben hat, sie dem diplomatischen Korps, das in Rom ist, mitzutheilen; und der römische Hof ist, wenn auch nicht der einflußreichste, doch der bewandertste von allen europäischen Höfen, und erhielt selbst von Voltaire den Preis hoher Bildung. Das diplomatische Korps drückte Seiner Heiligkeit gewiß die Gefühle des Ekels aus, welche der unziemliche Charakter dieser Note bei seinen Mitgliedern erzeugt hatte; und ich weiß gleichfalls, daß der hannoveranische Gesandte, der zugleich Seine großbritannische Majestät vertritt, namentlich bemüht war, sein Bedauern über die Schritte unseres Gesandten auszudrücken. Letzterer war in Rom nicht an seinem Platze und wurde bei seinen Schritten von Niemand unterstützt."

Der ehrenwerthe Abgeordnete ließ sich noch länger sehr ernstlich über die Beleidigung des heil. Stuhls aus; wir haben indessen aus seiner Rede, die nicht beantwortet wurde, genug angeführt, um zu zeigen, wie weit die Minister ihre prahlerischen Drohungen treiben konnten, mit einer einhelligen Deputirtenkammer den Krieg mit Rom zu unternehmen.

Das Volk dagegen war in der That gegen sie. Die liberale Zeitung O sete d'Abril (der siebente April) veröffentlicht in ihrer Nummer vom 27. Mai 1837 die zwei berühmten Noten in portugiesischer Sprache, mit der Ueberschrift: „Für Sr. Limpo d'Abreu, das Kammermitglied, welches die Identität oder genaue Aehnlichkeit der zwei Noten leugnete." In einer außerordentlichen Nummer vom 10. Juli wird der Abscheu, den das vorgeschlagene Schisma in der öffentlichen Stimmung auf sich zog, noch schärfer und kräftiger ausgedrückt. Es ist nämlich eine Korrespondenz, welche nebst einigen Bemerkungen ihres Verfassers uns einen langen Auszug aus dem Lissaboner Blatt *Echo* gibt, worin die schismatische Handlungsweise der portugiesischen Regierung mit den strengsten Ausdrücken gerügt wird. Der Korrespondent schreibt: —

„Der Gegenstand (der lissaboner Frage) ist fast der nämliche, wie der, um den sich bei uns auf der einen Seite die Katholiken, auf der andern die Anhänger des Schismas streiten; da aber die letzteren der Autorität der heil. Kirche sich nicht

unterwerfen wollen, sondern im Gegentheil hartnäckig darauf beharren, die Braut Christi zur Sklavin zu machen, ihre heiligsten Disciplinargesetze zu verachten u. s. w., so ist es nothwendig, in dem glorreichen Bestreben auszuharren und das Schisma zurückzuschlagen. Ich wünschte sehr, den beklagenswerthen Zustand, in welchem Portugal schmachtet, mit dem zu vergleichen, in welchen Brasilien durch die unnachgiebige Halsstarrigkeit und die Noten unserer Strangfords, welche den Stellvertreter Jesu Christi eben so hoch achten, wie den Großtürken, zu fallen Gefahr lauft; — ich muß dies jedoch dem klugen und erleuchteten Leser überlassen."

Wir machen den Leser auf die in diesem Auszuge vorkommenden Ausdrücke aufmerksam, welche die Handlungsweise der brasilianischen Minister als einen Angriff auf die Unabhängigkeit der Kirche behandeln, weil sie, anders als man die Sache gewöhnlich ansieht, den Streit in sein gehöriges Licht setzen. Es kommt nicht selten vor, daß man die Unterwerfung der katholischen Kirche, unter ein Oberhaupt wie sie bei den verschiedenen Nationen besteht, als einen gewissen Grad von Bedrückung und Sklaverei ansieht. Es ist aber dies in der That die einzige wahre Sicherheit für ihre Unabhängigkeit. Selten kam es bei freien Regierungen vor, daß sie die enge Verbindung der Hierarchie mit Rom so eifersüchtig behandelten. Die Länder, welche sie vielleicht in der größten Ausdehnung anerkennen, sind die vereinigten Staaten, das britische Reich, Belgien und Südamerika. Dagegen haben Oestreich, Spanien und einige kleine Staaten Italiens, nichts zu sagen von protestantischen oder andern absoluten Monarchien, seit Jahren die größte Eifersucht auf die Einmischung Roms kundgegeben; und wenn die Kirche von Frankreich trotz der freien Institutionen dieses Landes, durch die weltliche Macht gebunden und niedergehalten wird, so hat sie dies bloß den Bourbonen zu danken, welche der gallikanischen Kirche so ausgedehnte Privilegien ertheilten, daß sie ganz dem Einfluß und der Bedrückung der weltlichen Gewalt ausgesetzt ist. 1) Wenn

---

1) [Als der Verfasser diesen Aufsatz im August 1851 für den Wiederabdruck durchsah, fühlte er, wie streng einige Ausdrücke in diesem Paragraphen klingen. England hat bereits wieder Strafgesetze in Kraft gesetzt, um den Verkehr zwischen dem heil. Stuhl und seinen geistigen Unterthanen zu hemmen, während Oestreich alle der Kirche angelegten Fesseln nicht bloß losgemacht, sondern in Stücke zerbrochen, und Spanien durch ein großmüthiges Konkordat dem Episcopat und dem heil. Stuhle freie Hand gegeben hat. Frankreich zumal hat seine Regierungsform geändert und die Kirche erfreut sich vollkommener Freiheit und ihres rechtmäßigen Einflusses. Großbritannien ist demnach das einzige Land, in welchem die religiöse Freiheit Rückschritte gemacht hat.]

aber die höchste Controle in kirchlichen Angelegenheiten in den Händen eines auswärtigen geistlichen Oberhauptes ruht, welches sie ausüben kann ohne Furcht vor denjenigen, welche bei ihren Anordnungen mehr die politischen als die religiösen Interessen berücksichtigen, so kann die Kirche nie vollkommen der Sklave oder das Werkzeug eines weltlichen Herrschers werden. Das brasilianische Publikum und sein Organ, die Presse, haben die Sache von diesem Gesichtspunkt aufgefaßt, und seine Liebe zur Freiheit hat es bei der Vertheilung der Gewalt gerecht und unparteiisch gemacht. Es wünscht, daß die Kirche unabhängig sei von der politischen Partei, welche gerade den Staat regiert, und es fühlt, daß dieser Zweck bloß durch die Unabhängigkeit des Papstes, die von ihr Ernannten anzuerkennen oder zu verwerfen, erreicht werden kann. Auf der andern Seite hören wir selbst von den Protestanten der Hochkirche beständige Klagen über unpassende Ernennungen, und daß sogar der Socianismus auf den Thron gesetzt wurde. Die Krone vollzieht die Ernennung und gibt dem Primas Befehl zur Konsekration, welcher selbst bloß ein Unterthan ist und keine Gewalt hat, zu widerstehen. Er setzt deßhalb eine Person ein, die er selbst als nicht geeignet für das erhabene Amt eines Bischofs halten muß. Wäre er der ernennenden Gewalt gleichgestellt, so könnte er sich weigern. 1) Der in Rio Janeiro vorgekommene Fall ist jedoch nicht der einzige während dieses Pontifikats. 2) Der gegenwärtige Papst verweigerte die kanonische Einsetzung in Frankreich dem Abbé Guillon, weil er in divinis mit Grégoire Gemeinschaft gehabt hatte, obgleich ihn der König der Franzosen für den Stuhl von Beauvais im Jahre 1831 ernannt hatte.

---

1) Der Leser wird heftige Klagen gegen die Gefahren und Irrthümer des gegenwärtigen Systems, die Bischöfe in der anglikanischen Kirche zu ernennen, finden, wenn er „die Kirche von England eine Vierteljahrsschrift vom Januar dieses Jahres, Nro. V, S. 116 ff. nachschlägt, wo die Kirche energisch aufgefordert wird, ihre Rechte zu wahren, und die Abschaffung des praemunire zu verlangen (S. 118. Anm.), welches über das Haupt jedes Bischofs verhängt wird, der sich weigert, den von der Krone d. h. ihren Ministern Ernannten zu konsekriren. Der Verfasser setzt sich indessen selbst einer unnöthigen Besorgniß aus, wenn er fürchtet, das Ministerium könnte einen Katholiken wählen und natürlich den Erzbischof bei Strafe des Gefängnisses und des Verlustes seines Vermögens zwingen, ihn zu konsekriren. Wir möchten doch sehen, welcher Katholik sich dazu hergeben würde, von den Händen seiner Gnaden konsekrirt zu werden.

2) (Gregor's XVI.)

Der König war folglich verpflichtet, einen andern zu ernennen; und M. Guillon wurde, nachdem er sich bei dem heil. Stuhle gerechtfertigt hatte, zum Bischof in partibus gewählt. Der nämliche Papst verweigerte die Bestätigung einiger polnischer Bischöfe, die von dem russischen Selbstherrscher ernannt worden waren. Sein Vorgänger, Leo XII., verweigerte die Einsetzung einem Edelmanne, der von dem Großherzog von Toskana für den Bischofsstuhl von Massa und Populonia ernannt worden war, weil bei der Prüfung ein Mangel des erforderlichen Wissens gefunden worden war. [1]) Ebenso versagte er der Ernennung des Don Fr. Nicolao de Almeida zu einem portugiesischen Bischofssitz seine Zustimmung. Ueberall und noch mehr während des Pontifikats Pius VI. und Pius VII., gab die weltliche Macht nach und ernannte untadelhafte Kandidaten. In Brasilien, wo die Regierung nicht geneigt war, nachzugeben, trat die öffentliche Stimme ins Mittel und bestand auf der Aufrechterhaltung der kirchlichen Freiheit. Weitere Auszüge aus uns zu Gebot stehenden Zeitungen werden dies zur Genüge beweisen.

Das Diario do Rio de Janeiro vom 31. Mai 1837 schreibt: — „Wir haben in diesem Blatte einigemal die Frage über die Bullen des für Rio de Janeiro ernannten Bischofs erörtert, und immer in der Absicht zu zeigen, daß Seine Heiligkeit in Ihrem Rechte waren. Diese Wahrheit, welche wir trotz vieler Vorurtheile für das Gegentheil, aufrecht erhielten, hat jetzt jeden Denkenden für sich, — die Tribüne des Parlaments, die periodische Presse, und gewaltige Schriften von apologetischem Charakter haben sich verbunden, sie auszusprechen, wobei sie von der Stimme des Volkes unterstützt wurden, wie es nach dem alten Sprichwort heißt: „Vox populi vox Dei.“ Es bleibt nur noch übrig, daß der erlauchte Patriot, der jetzt an der Spitze des Justiz- und des auswärtigen Departements steht, und von dem wir immer die beste Meinung hatten, einmal dieser unheilvollen Frage ein Ende macht, und zwar auf eine Art, die ihm den Segen aller Gutgesinnten in diesem Lande verschafft, deren Gewissen seit lange durch Kummer und Angst beengt wurde.“ Die Zeitschrift empfiehlt hierauf die „Unparteiischen Betrachtungen“ und gibt eine vollständige Analyse des Werkes.

1) Alle Bischöfe in Italien und den anliegenden Inseln werden in Rom von einer aus Kardinälen und Theologen zu diesem Zweck zusammengesetzten Kommission in der Theologie und im kanonischen Rechte geprüft.

Das Jornal dos Debates vom 20. Mai 1837 schreibt: — „Die Wiedererscheinung des Sr. Manoel Alves Branco im Ministerium, so lange die Unterhandlungen mit dem römischen Hofe, worin er die Würde des brasilianischen Namens am ärgsten compromittirt hat, noch schweben, erscheint uns eben so unpolitisch, als den Interessen der Nation widersprechend. Die Note vom 23. September 1835, welche von Sr. Alves Branco, dem Staatssekretär des Auswärtigen, an den heil. Stuhl gerichtet wurde, ist ein ewiger Schandfleck für die brasilianische Regierung..... Diese Note, die zudem noch ein erbärmliches und lächerliches Plagiat ist, verletzt auf unanständige und brutale Weise die Würde des Hauptes der gesammten Kirche, des ehrwürdigen Hirten der katholischen Heerde." Es führt hierauf beide Noten an. In seiner Nummer vom 31. Mai gibt es einen langen Auszug aus den „Unparteiischen Betrachtungen" und billigt zugleich ihre Ansichten.

Der Semanario de Cincinnato, ein Wochenblatt von Rio, widmet seinen Leitartikel vom 3. Juni dem nämlichen Gegenstande unter dem Titel: „Die Regierung und der heil. Stuhl." Nach einigen einleitenden Bemerkungen in Bezug auf die „Unparteiischen Betrachtungen" fährt der Verfasser fort: — „Wir stimmen mit dem Verfasser dieses Werkes darin überein, daß die Regierung in Behandlung dieser zarten Sache sich nicht am klügsten benommen hat.[1]) Sie anerkennt entweder, daß der heil. Stuhl ein Recht habe, Bischöfe zu bestätigen, oder nicht. Ist das erste der Fall, warum besteht sie darauf, zu fordern, der Papst solle seinem eigenen Gewissen untreu werden und durch die Furcht vor Drohungen, seine Zustimmung erzwungen werden? Ist das zweite der Fall, warum wurde die Sache überhaupt dem Gutachten des heil. Stuhles unterstellt?" Der Verfasser trägt sofort die Gründe der ministeriellen Partei vor. „Ohne Zweifel," fährt er fort, „hat Brasilien gleichfalls die Macht, sich, wie es einige wünschen, vom Grundsteine der von Christus eingesetzten Kirche zu trennen; aber es handelt sich nicht darum; die Frage ist, ob diese Macht auf Gerechtigkeit oder auf Willkühr und Gewaltthätigkeit gegründet ist. Auf Gerechtigkeit — gewiß nicht; denn die Kirche des heil. Petrus ist die

---

1) Es ist zu bemerken, daß der hier gebrauchte Ausdruck genau der nämliche ist, wie der, welcher zu der Debatte im Senate Anlaß gab, — „este melindroso negocio." Hier ist er gewiß nicht in verächtlichem Sinne gebraucht.

Mutter jedes Christenthums, wie es von großen Schriftstellern zur Genüge nachgewiesen wurde." Der Artikel vertheidigt hierauf das absolute Recht des Papstes, alle Ernennungen von Bischöfen zu genehmigen oder zu verwerfen, und schließt mit folgenden Worten: — „Wir schließen, indem wir die Regierung bei ihrer Pflicht gegen den heil. Stuhl und bei den Interessen der Nation, welche römisch-katholisch bleiben will, auffordern, die Sache im rechten Lichte zu betrachten. Behaupte ja keiner irriger Weise, es werde dabei nichts gewonnen. Setzet an die Stelle der Willfährigkeit die Pflicht, und der Frieden der Gemüther ist gesichert. [1]) Bei einer entgegengesetzten Handlungsweise können die empfindlichsten Uebel entstehen. Wäre das Experiment nicht so gefährlich, so würden wir ihnen rathen, es zu versuchen, damit sie nicht betrogen werden. Aber nein. Wir wünschen bloß immer römische Katholiken zu sein.

Um diese Zeugnisse der Tagespresse zu schließen, wollen wir nur noch das Jornal do Commercio anführen, von dem wir schon oben erwähnt haben, es habe die Debatten, die über die Sache stattfanden, berichtet. Dieses Blatt gibt in seiner Nummer vom 30. Mai 1837 seine Stimme ab, und hält dem kleinen vor uns liegenden Werke eine warme und verdiente Lobrede. Es billigt alle seine Ansichten nnd den Ton, in dem es gehalten ist, und schließt mit folgenden Worten: — „Möge Gott helfen, daß die betreffende Sache zur Zufriedenheit des heil. Stuhls und Brasiliens endlich zum Abschlusse kommen möge. Dies ist gewiß der Wunsch aller Guten."

Die entschiedene katholische Haltung so vieler öffentlicher Organe hat uns, wir müssen es bekennen, entzückt. Es ist etwas Erhabenes, eine Macht zu vertheidigen, welche mehrere tausend Meilen entfernt und selbst nicht im Stande ist, die gegen sie gemachten Angriffe auf der Stelle abzuschlagen. Es ist sehr ermuthigend, bei dieser Klasse von literarischen Erscheinungen so feste religiöse Ueberzeugungen zu finden, während sie sonst gewöhnlich nach Gemeinplätzen und Klatschereien haschen, oder ihre Abonnenten durch kindische Anekdoten kitzeln,

---

1) Manche Leser werden sich vielleicht wundern, daß der Verfasser den Ministern räth, in dieses Land zu gehen, um das Unheil einer Trennung von Rom kennen zu lernen. Wir für unsern Theil waren sehr erfreut, einen so kühnen Bekämpfer der entgegengesetzten Theorie und ein Blatt zu finden, welches die Glückseligkeit einer Nation von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, als von dem des industriellen nnd financiellen Standpunkts.

statt daß sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Theilnahme solch' ernsten und wahrhaft wichtigen Gegenständen zuwenden.

Unsere Leser wünschen vielleicht zu wissen, ob das öffentliche Gerechtigkeitsgefühl so weit triumphirt hat, um die Ernennung thatsächlich zu vernichten. Zur Ehre Dr. Moura's muß man sagen, daß er, als das Ministerium bei dem Streite so alle Grenzen der Besonnenheit und Klugheit überschritten hatte, den Wunsch äußerte und Schritte that, um seiner Verpflichtung entbunden zu werden, und somit nicht mehr der Gegenstand des Streites und der Zwietracht zwischen seinem Lande und dem heil. Stuhle sein wollte. Die Regierung dagegen, entschlossen, die Sache aufs Aeußerste zu treiben, zeigte sich nicht geneigt, dieses zarte Anerbieten anzunehmen. Als ein Ministerwechsel eintrat, wurde ihm, wie wir glauben, seine Bitte gewährt. Die anstößige Ernennung ward demnach aus dem Wege geräumt, gleichwohl blieb der Bischofsstuhl von Rio de Janeiro wie bisher vakant und unter Administration.

Es sind noch drei Werke zu berühren, die wir oben angeführt haben, und da sie nicht bloß zur Schau dastehen, wollen wir den Inhalt in Kürze betrachten. Der Titel von Nro. 2., den wir zuletzt angeführt haben, wird unsern Grund, warum wir es mit den andern zusammenstellten, zur Genüge darthun. Es ist ein Echo der öffentlichen Meinung des brasilianischen Publikums außerhalb der Grenzen des Reiches und des Bereiches politischer Eifersüchteleien und eigennütziger Zwecke. Denjenigen, welche die Lebensgeschichte der heil. Katharina von Siena kennen, wird es nicht unpassend vorkommen, aus Veranlassung einer Lobrede auf ihre Tugenden den im Titel angegebenen Gegenstand zu behandeln. Diese außerordentliche Heilige, deren Schriften in Italien zu den klassischen gehören, widmete sich selbst in zartem Alter der Ausrottung des Schismas mit wunderbarem Erfolge; und überzeugte den Papst Gregor XI., es sei der Wille Gottes, daß er von Avignon nach Rom zurückkehre. Der Verfasser hat deßhalb seiner Rede einen Anhang von 28 Seiten beigegeben, in welchen er mit Wärme die Nothwendigkeit durchführt, durch ununterbrochene Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhle die kirchliche Einheit zu bewahren. In §. 4. handelt er sofort von der Handlungsweise der brasilianischen Regierung, drückt sein Staunen über die Blindheit derjenigen aus, von denen sie geleitet wurde, und spendet sein Lob dem Erzbischof von Bahia (dem Primas), dem Dekan und Kapitel von Rio, dem apostolischen Delegaten, welche sämmtlich

in ihren betreffenden Kreisen das gethan haben, was die Kirche von ihnen erwartete. Der übrige Theil des Anhangs enthält in ähnlicher Weise eine ernste und gelehrte Rechtfertigung der kirchlichen Unabhängigkeit. Wir loben den Eifer, die Gelehrsamkeit und die gesunden Grundsätze des Verfassers.

Die „Denkschrift über das Recht des Primats" ist eine Uebersetzung aus dem Französischen des Monsig. Hirn, Bischofs von Tournay, der sich bei Gelegenheit des merkwürdigen Konzils von Paris, das Napoleon im Jahre 1811 zusammenberief, auszeichnete. Diese Uebersetzung wurde sehr zeitgemäß veranstaltet und veröffentlicht; sie wurde begierig verschlungen und erzeugte bei vielen, welche vorher die Sache weniger ernstlich angesehen hatten, einen Umschlag der Gesinnung. Es ist dies ein neuer Beweis für das Interesse, mit welchem das Publikum dem religiösen Streite folgte.

Das letzte Werk, welches wir angeführt haben, ist die achte Nummer einer zu Rio erscheinenden religiösen Zeitschrift; sie ist, obgleich sie einen lateinischen Titel führt, in portugiesischer Sprache geschrieben. Wir wünschten, mehr Nummern davon zu besitzen, denn sonst ist es nicht möglich, ein richtiges Urtheil über ihre Ansichten und Principien zu fällen. Wenn wir indessen sehen, daß sich der größere Theil dieser Nummer mit dem Rundschreiben beschäftigt, welches unser gegenwärtiger Papst im Jahre 1835 an die Schweizerbischöfe erlassen hat, weil sich die gesetzgebende Gewalt einiger Kantone kirchliche Rechte angemaßt hatte, so können wir keinen Augenblick zweifeln, daß der Geist, welcher unter den Mitarbeitern herrscht, ganz katholisch ist. Der übrige Theil der Nummer enthält einen Missionsbericht von Paraguay und eine religiöse Blumenlese in Prosa und Versen; Manches des Erstern ist von Challoner.

Wir waren von der Lektüre dieser Werke und von den in denselben enthaltenen Untersuchungen über jene großen praktischen Fragen sehr befriedigt. Sie haben uns mehr als je fühlen lassen, daß die wahre Grundlage der Religion in den Herzen des Volkes, und nicht in den Köpfen derer, die es regieren, ruht; und daß, wenn es auch nützlich und wohlthuend ist, zu sehen, daß Letztere die Hierarchie achten und öffentlich ehren, oder sie mit dem moralischen Gewichte ihrer offen ausgesprochenen Ueberzeugung und ihres religiösen Eifers unterstützen, daß gleichwohl ihre heiligsten Interessen gefährdet werden, sobald jenen eine Einwirkung auf ihre Angelegenheiten gestattet wird. Spanien

und Portugal sind beklagenswerthe Beispiele für diese Wahrheit. Das Volk blieb standhaft in seiner Anhänglichkeit an den alten Glauben, während seine Lenker das eine Land in den Schlund des Schisma's stürzten und das andere an den Rand desselben brachten. Trotz aller Verbote nahm der portugiesische Klerus täglich seine Zuflucht nach Rom wegen Verleihung von Fakultäten, welche ihre eigenen Oberen, weil sie sich mit Gewalt aufgedrängt hatten, nicht befugt waren, zu gewähren; und die Laien erbaten sich Dispensationen und Befreiungen von der Gerichtsbarkeit ihrer lokalen kirchlichen Obrigkeiten. In Spanien war es ebenso, obgleich hier faktisch kein Bruch mit dem heil. Stuhle Statt gefunden hatte. In diesen wenigen Wochen haben wir mit Vergnügen gelesen, daß die Municipalbehörden einer der ersten christinischen Städte (Valentia) den Bemühungen der Bibel- und Traktätchen-Männer, welche die Verwirrung benützen wollten, um Unkraut auf das Feld Christi zu streuen, ein Ende gemacht haben. Und die Blätter dieser Partei loben dieses entschiedene Einschreiten des Magistrats, indem sie bemerken, bei den gegenwärtigen Unruhen in Spanien würde religiöse Uneinigkeit und religiöser Kampf wahrhaft der Todesstoß ihres Landes sein. Wir wissen aus ganz guter Quelle, daß während des letzten Monats ein Handlungshaus allein im Laufe von zehn Tagen 30,000 Dollars als Gebühren für kirchliche Geschäfte an die römische Datarie ausbezahlt hat. Das Geld und das damit zusammenhängende Geschäft kam von Madrid, und die höchsten Personen der christinischen Partei hatten dazu ihre Zustimmung gegeben. Und wir zweifeln nicht, daß über kurz oder lang, wenn die politischen Wirren in beiden Ländern ihr Ende erreicht haben, die katholische Religion und ihre heil. Kirche ihren alten Einfluß wieder gewinnen wird, und daß die Herzen des Volkes sich freuen werden über den Frieden des Gewissens und die Ruhe ihrer wiederhergestellten Regierung.

Es erregt ein eigenthümliches Gefühl, wenn wir bei allen den angeführten Schriftstellern die aufrichtigen Klagen über die Blindheit ihrer Mutterländer und ihre gutgemeinten Vorstellungen lesen, wie sehr sie gefehlt haben, die Gefahr ihrer politischen Kämpfe durch das Gift schismatischer Bestrebungen zu vergrößern. Es ist etwas Feierliches, aber zugleich Wohlthuendes, vom Ocean herüber eine Stimme zu vernehmen, welche den Nationen, die so zu sagen unter dem Schatten des Thrones Petri stehen, die Pflicht des geistlichen Gehorsams lehrt, die Stimme von Republiken und freien konstitutionellen Monar-

chien (die noch vor Kurzem als gesetzlos und rebellisch verschrieen wurden) zu vernehmen, wie sie den vorzugsweise Katholischen und Allerchristlichsten Monarchien strenge Vorwürfe machen, daß sie von der Treue gegen die katholische Kirche abgewichen sind. Wir begrüßen diese Stimmen als einen Ton in dem Accorde, welchen die Einheit des Glaubens und die Gemeinschaft der Liebe in der gesammten Kirche auf Erden bildet; das einzige passende Symbol, da es das Echo der Harmonie einer höheren Sphäre ist.

Einige Worte

über

Kirchliche Organisation.

(Aus dem Dublin Review, August, 1842.)

[Dieser Aufsatz würde kaum der Veröffentlichung für würdig erachtet worden sein, wenn er nicht für die neue Einsetzung der katholischen Hierarchie in England von Interesse wäre. Er wird zeigen, welche Ansichten über den Gegenstand der Verfasser vor zehn Jahren hatte, und wie unergiebig die Idee war, durch kirchliche Verordnungen gegen die Landesgesetze anzukämpfen. Er fand es nicht nöthig, eine einzige damals ausgesprochene Ansicht zu modifiziren. Der Aufsatz wurde während einer Reise nach Rom geschrieben, und ist deßhalb weniger vollständig, als es der Gegenstand erfordert.]

Einige Worte
über
Kirchliche Organisation.

Art. VII. — *Concilia Provincialia, Baltimori habita, ab Anno* 1829 *usque ad Annum* 1840. Provinzialkonzile, die von 1829—1840 in Baltimore gehalten wurden. Baltimore 1842; 208 Seiten.

Vorstehendes Buch kommt wie eine Stimme über den Ocean vom „fernen Westen," wie eine Stimme, in der sich Töne des Vorwurfs und der Ermuthigung vermengen, — manchmal läßt sie uns mit Demüthigung auf die Vergangenheit und Gegenwart, manchmal mit Hoffnung auf die Zukunft blicken. Im Jahre 1791 war Dr. Carrol, Bischof von Baltimore, der einzige katholische Prälat in Nordamerika. In diesem Jahre hielt er eine Provinzialsynode; ungefähr zwanzig Priester wohnten ihr bei, und in ihren fünf in gehöriger Form abgehaltenen Sitzungen wurden viele weise und zeitgemäße Beschlüsse gefaßt, deren Nützlichkeit die amerikanische Hierarchie in ihrer Provinzialsynode von 1829 anerkannte. Am Schlusse des Konzils kündigte der Bischof seine Absicht an, den heiligen Stuhl um die Errichtung einer weiteren Diöcese, oder um die Ernennung eines Koadjutors zu bitten. Im Jahre 1810, als er bereits Erzbischof war, hielt er mit seinen drei Suffraganbischöfen einen Provinzialconvent, nicht so fast eine Synode. 1829 fand das erste förmliche Provinzialkonzil von Baltimore Statt; das vierte fällt in's Jahr 1840. Es nahmen zwölf Prälaten der vereinigten Staaten Antheil; einige Bischöfe fehlten, weil die Stühle nicht besetzt waren, oder aus anderen Gründen. Diese Synoden wurden mit allen vom Pontificale vorgeschriebenen Förmlichkeiten abgehalten; — sie begannen mit den geeigneten Gebeten, wur-

den in Sessionen abgehalten, in öffentliche und Privat-Kongregationen abgetheilt und schloßen mit den üblichen Acclamationen, mit der Erlassung von Synodalstatuten und der Angehung des heiligen Stuhles um Vergünstigungen, Verordnungen und Anweisungen, wie sie die versammelten Prälaten für das allgemeine Beste für passend erachteten. Die Verhandlungen der Synode wurden kurz niedergeschrieben und bilden nebst der Diöcesansynode von 1791 den Inhalt vorliegenden Werkes, — sie sind einer der örtlichen Beiträge für die große Vorrathskammer katholischer Disciplin und katholischer Frömmigkeit, für die Acta Conciliorum, welche der zerstreuten Kirche so viele Ehre machen; sie liefern glänzende Beweise für ihre durchgängige Einheit; sie sind glorreiche Zeugnisse ihrer Kraft und Energie bei ihren entferntesten und jüngsten Gliedern; sie sind sichere Bürgen für die Weisheit, Klugheit und den Eifer sowohl als für die Einmüthigkeit, welche auf einem allgemeinen Konzil herrschen würden, sollte die gesammte Kirche wieder zusammengerufen werden. Bischöfe, die in ihren Provinzen so eingeübt sind, können nicht ermangeln, auf dem weiten Felde einer öcumenischen Synode ihre Pflicht mit Erfolg zu erfüllen. Die Provinzialsynoden von Baltimore werden mit der Zeit ihren Platz neben denen von Orleans oder Toledo in älteren Zeiten, oder neben denen von Milano unter dem heil. Karl aus neuerer Zeit einnehmen, sie werden ein Denkmal der ungeheuren Fortschritte sein, welche die katholische Kirche in jenem Lande im Laufe weniger Jahre gemacht hat. Diese Betrachtungen haben ihre natürliche Rückwirkung auf uns selbst. Alle Differenzen, welche noch vor wenigen Jahren zwischen den Katholiken Nordamerikas und Englands bestanden, sind jetzt, man darf dies keck behaupten, in Folge der kirchlichen Freiheit vollständig ausgeglichen, und wir können deßhalb an uns selbst die Frage stellen: Sind wir auch einem ähnlichen Zustand **kirchlicher Organisation** näher gerückt? Wenn nicht, woher kommt es? Der so eben gebrauchte Ausdruck könnte leicht mißdeutet werden. Viele Leser werden wahrscheinlich sogleich an die lange und heftig erörterte Frage über die Wiedereinführung einer regelmäßigen Hierarchie in England denken. Man kann meinen, wir wollen diesen wichtigen Gegenstand besprechen; man wird in der That dies für den Hauptzweck eines so betitelten Artikels ansehen. Es ist aber besser, von vorn herein allen Täuschungen zuvorzukommen, und zwar durch eine klare und genaue Darlegung unserer Gefühle und Absichten. Wir lassen demnach jedem seine eigene Meinung über kirch-

liche Regierung und versichern alle, daß das, was wir unseren katholischen Lesern vorzutragen beabsichtigen, von ihnen nicht sehr angefochten werden wird, mögen sie nun eine Hierarchie wünschen oder nicht. Unsere eigenen Ansichten nun sind folgende: Erstens, wir betrachten die Form der kirchlichen Regierung, unter der wir stehen, bloß als eine nothwendig zeitliche und vorübergehende, als eine Vorbereitungsform für einen festen und normalen Zustand; zweitens, wir sehnen uns deßhalb nicht ängstlich nach Aenderungen oder wünschen die Sache zu beschleunigen, sondern mit dem größten Vertrauen nicht bloß auf den persönlichen Charakter derjenigen, welche nach der Anordnung Gottes die Kirche regieren, sondern noch mehr auf die Führung des heiligen Geistes, welcher ihre Geschicke leitet, überlassen wir gerne mit hingebendem Vertrauen dem Urtheile derjenigen, welchen die Entscheidung zusteht, jede Frage in Betreff der Zeit, der Art und der Ausdehnung, wie eine solche organische Veränderung vor sich gehen muß; drittens halten wir es vielmehr für unsere Aufgabe, zu untersuchen, was für den Augenblick unsere Pflicht ist, und in wie fern ihre Vollziehung auf die Zukunft Einfluß haben kann. Dies ist demnach jetzt unser Zweck. Jeder hat seine eigenen Ideen über die Wohlthaten, welche aus Einrichtungen entspringen würden, die er anordnen würde. Aber wenn man solche Einrichtungen nicht bekommen kann, so denken wenige daran, wie man die nämlichen Wohlthaten auch ohne sie erlangen könnte. Wir denken uns gerne, es werden aus einem gegebenen Plane gewisse Erfolge entstehen, und geben uns keine Mühe, Letztere auch ohne Ersteren zu erzielen; ja wir wollen noch mehr behaupten, was Erfolg scheint, kann Voraussetzung sein, und zwar eine, die zur Erreichung unseres Wunsches am geeignetsten ist. Doch kommen wir jetzt zur Sache. Wir wollen annehmen, der heilige Stuhl halte die Zeit für gekommen, England die Vortheile einer kirchlichen Hierarchie zuzuwenden. Es wird natürlich als gewiß angenommen, daß eine solche Einrichtung große Vortheile nach sich ziehen würde. Wir glauben auch, dies würde der Falle sein. Aber würden die Vortheile Folge des bloßen Namens sein? würden sie daraus entspringen, daß unsere Bischöfe statt nach Bisthümern in partibus infidelium genannt zu werden, inländische Titel erhielten? würden sie aus der veränderten Bezeichnung unseres Klerus entspringen? Würde ein Zauber in dem Worte Diöcese liegen, den das Wort Distrikt nicht hat? in dem Namen Pfarrei, statt des Namens Mission?

Aber unsere Hoffnungen sind mit Recht nicht auf bloße Aenderungen von Titeln und Namen gegründet, sondern auf die neue Organisation, welche unser kirchlicher Zustand erleiden würde, auf die größere Regelmäßigkeit, welche seiner Wirksamkeit verliehen, auf die größere Bestimmtheit, welche seinen Gesetzen zu Theil, und auf die vollkommenere Gleichförmigkeit, welche seinen Wirkungen aufgedrückt würde. Wir dürfen nun offen fragen, könnten nicht viele von diesen Vortheilen, denn dies sind sie ohne Zweifel, erreicht werden, ohne auf eine große Aenderung zu warten? Hängen sie nicht in hohem Grade von uns selbst ab? Ferner würde es auch bei künftigen Ereignissen nicht hauptsächlich von unsern eigenen Anstrengungen abhängen, sie uns zu sichern? Würde nicht diese neue Organisation, würden nicht diese neuen Einrichtungen die Früchte großer Energie, großen Fleißes, großer Geduld und was noch wichtiger ist, großer Opfer von unserer Seite sein? Sie würden nicht vermittelst der magischen Wirkungen einer neuen kirchlichen Nomenklatur wie Blumen unter unsern Füßen erstehen. Sie müßten reiflich erwogen, studirt, erörtert, geordnet und manchmal ganz neu geschaffen werden. Sie würden die Zeit und die Gedanken mehr als Einer Person in Anspruch nehmen; und kein geringer Aufwand von Verstand und Gelehrsamkeit wäre nothwendig, um zum Ziele zu gelangen. Welchen Bürgen und welche Versicherung nun haben wir, daß wir in einer spätern Zeit geeigneter oder bereiter sein werden als jetzt, uns allen diesen Mühen zu unterziehen? Wenn die Vortheile, welche aus einer vollkommeneren kirchlichen Organisation, als unsere jetzige ist, entspringen, uns nicht zu den Mühen ihn zu erlangen, so weit es mit unserem jetzigen Zustand verträglich ist, anspornen, wer kann uns sagen, daß wir bei einer Aenderung dieses Zustandes kräftig ans Werk gehen werden, um so ein neues vollständiges, aber dabei viel complicirteres System einzusetzen?

Wir wollen nun an solche, die ängstlich die Zeit herbeiwünschen, in der unsere Kirchenverfassung die regelmäßige Form einer kirchlichen Regierung erhält, die Frage richten, wie ist am wahrscheinlichsten diese Periode zu beschleunigen? Geschieht es nicht dadurch, daß wir Alles, so wie uns selbst zur Aenderung vorbereiten? daß wir die Maschinerie, welche unmittelbar zum Werke nothwendig ist, jetzt schon in Stand setzen? daß wir den neuen Forderungen, welche dann an uns gestellt werden, nicht durch Versprechungen, sondern durch Thaten, nicht in der Zukunft, sondern durch die Vergangenheit uns gewachsen zeigen? Wir glauben demnach, man

wird uns alle anscheinende Anmaßung verzeihen, wenn wir dieses interessante Thema, das uns durch das amerikanische Werk so natürlich an die Hand gegeben wurde, mehr im Einzelnen betrachten. Das katholische Publikum hat uns bisher gütig Vertrauen geschenkt, und hat uns gerne gelauscht, wenn wir offen von seinen Bedürfnissen und Pflichten sprachen. Wir sind in Vertheidigung der Wahrheit muthig vorgeschritten, wir haben uns redlich, ohne Furcht und mit Beharrlichkeit den Streitfragen des Jahrhunderts gewidmet, wir haben es, obwohl unvollkommen, versucht, ihre Verwicklungen zu lösen, und sie in ihrer neuen Gestalt unseren Brüdern vorzuführen. Wir haben endlich gewissenhaft gestrebt, unsere öffentliche Pflicht in allen äußeren Beziehungen unserer Kirche zu erfüllen, und wir verlassen uns ohne Furcht auf das Vertrauen, das uns wegen der Reinheit unserer Beweggründe und der Uneigennützigkeit unseres Eifers geschenkt wurde, wenn wir es jetzt wagen, uns mit dem viel delikateren Thema unserer inneren Organisation zu beschäftigen. Wir mögen, was unsere Person anbelangt, keiner Beachtung und keines Namens werth sein; wir hätten es, wenn wir unserer eigenen Eingebung gefolgt wären, besseren Händen, Händen, die wir mit Verehrung küssen wollten, überlassen, solch' ein Thema zu behandeln; da wir jedoch vom katholischen Publikum mit dem Auftrage betraut wurden, den Gefühlen, den Bedürfnissen und den großen Bewegungen unserer Zeit einen Ausdruck zu geben, und unsere Zeitschrift zum Repertorium der wichtigen religiösen Fragen unserer bewegten Tage zu machen, so glauben wir unsere Pflicht erfordere es, klar, aber würdig auszusprechen, was wir glauben, und wollen deßhalb keine Zeit verlieren, dieser Pflicht nachzukommen. Wir wollen noch beifügen, daß wir aufrichtig auch uns einschließen, wenn irgend etwas vorkommt, das einem Tadel ähnlich sieht; und wenn wir in der gebräuchlichen Form der ersten Person im Pluralis schreiben, so geschieht es nicht deßhalb, weil wir dadurch unsere eigene Person hinter dem Schilde einer vagen Allgemeinheit verbergen wollen, sondern weil wir an allem Tadel, sowie an der Hoffnung Theil nehmen wollen, welche vorliegender Gegenstand hervorruft. Mit diesem Vorbehalt wollen wir die bereits gemachten allgemeinen Bemerkungen im Einzelnen erläutern.

Es ist klar, daß in katholischen Ländern die Gesetze, durch welche die Verwaltung und die Gebräuche der Kirche geregelt sind, einen be-

stimmten, stabilen und gleichförmigen Charakter haben.[1]) Mit andern Worten, es besteht in diesen Ländern eine Sammlung von Gesetzen, welche von Allen anerkannt wird. Diese Sammlung ist unter dem Namen des kanonischen Rechts bekannt. Man nimmt im Allgemeinen an, wenn in England eine Veränderung in unserer hierarchischen Verfassung vor sich ginge, sollten wir diesem kirchlichen Gesetzbuch unterworfen werden, und dies wäre ohne Zweifel ein entschiedener Vortheil. Auf den ersten Anblick scheint es eine ganz einfache Sache zu sein, sich in den Besitz desselben zu setzen. Diejenigen indessen, welche sich ein wenig Mühe nehmen, die Form des Gesetzbuchs näher zu prüfen, werden sich anders aussprechen. Das Corpus juris canonici besteht aus verschiedenen Sammlungen von Kirchengesetzen; z. B. dem decretum Gratiani, den Dekretalen, den Extravaganten u. s. w. und ist eine ungeordnete Masse von Entscheidungen verschiedener Jahrhunderte, deren Autorität sehr verschieden ist; sie handeln von allen möglichen kirchlichen Gegenständen und nicht selten auf anscheinend widersprechende Art. Es ist zwar kein Mangel an Werken, in welchen die verschiedenen Gesetze unter den geeigneten Titeln systematisch geordnet und aus den verschiedenen Theilen des Gesetzbuchs zusammen gestellt sind; aber sogar diese Sammlungen nehmen mit den kurzen Anmerkungen, die ganz unentbehrlich sind, mehrere Foliobände ein. Es erfordert tüchtiges Studium, sie durchzuarbeiten und sich den Inhalt anzueignen. Auch ersetzen Leitfaden oder Kompendien, wie sie für Schulen bestimmt sind, ihre Stelle nicht. Sie können von großem Nutzen sein, nur kann man das kanonische Recht nicht genau kennen lernen, ohne auf das corpus juris selbst zurückzugehen. Eben so gut könnte einer, der den Blackstone gelesen hat, sagen, er sei ein Rechtsgelehrter, wenn er auch die Gesetze selbst nicht kennt. Nun wollen wir annehmen, wir befinden uns in solchen Umständen, welche die Bestimmungen des kanonischen Rechts als maßgebend verlangen; können wir sagen, wir seien im Stande, diese Bestimmungen anzuwenden? würden wir nicht in Verlegenheit kommen, und uns einer verwickelten und sehr ärgerlichen Pflicht unterziehen müssen?

Wir wollen indeß unserem Zwecke näher rücken. Wenn je

---

1) [Es muß indessen bemerkt werden, daß beinahe in jedem katholischen Lande, die Gültigkeit oder Anwendbarkeit dieser Gesetzessammlung durch Konkordate modifizirt, beschränkt oder bestimmt ist. Aber diese Einschränkungen oder Veränderungen sind selbst ganz bestimmt, und geben die Regeln an die Hand, nach welchen kirchliche Verhältnisse geregelt werden müssen.]

bei einer Aenderung unserer kirchlichen Regierung, (wie man gewöhnlich annimmt) das kanonische Recht in Kraft träte, so würde sich, abgesehen von der gegenwärtigen Unwissenheit von unserer Seite, von selbst eine große Schwierigkeit darbieten. Das Gesetzbuch entstand unter und in Bezug auf Verhältnisse, welche von denen, auf die wir es anzuwenden hätten, vollkommen verschieden waren. Es setzt voraus, daß das römische Recht gilt (wir wollen nicht sagen, es setze folglich auch Bekanntschaft mit diesem voraus); es setzt eine Mitwirkung von Seite des Staats voraus, die Anerkennung unabhängiger geistlicher Gerichte, die freie Ausübung der Religion und der kirchlichen Funktionen, die gehörige und gesetzliche Verleihung aller Kirchenämter; mit einem Wort es setzt voraus, daß sowohl die, welche es zu vollstrecken haben, als die, welche ihm unterworfen sind, unter einer katholischen Regierung leben, und leider findet sich eine solche Regierung fast in keinem Staate mehr. Um demnach das kanonische Recht in unserem Lande praktisch einzuführen, müßte eine höchst wichtige Sonderung und Ausscheidung in seinen Bestimmungen getroffen werden, d. h. eine Trennung dessen, was mit unserer dermaligen Stellung verträglich wäre, und was nicht, mit unserer Stellung nämlich, als Unterthanen eines protestantischen Staates, der keinen einzigen kirchlichen Akt anerkennt, außer er wäre durch weltliche Förmlichkeiten eingeführt und durch weltliche Verordnungen sanktionirt. Nun ist es aber offenbar, daß wir hiebei von Andern bloß in geringem Grade unterstützt werden könnten, daß das zum Zwecke der Ausscheidung zu machende Studium ein uns eigenthümliches sein müßte. 1) Denn es würde sich bald zeigen, daß die Punkte, in welchen katholische Regierungen hauptsächlich die freie Ausübung der kanonischen Bestimmungen hindern, diejenigen sein würden, in welchen wir sie am vollkommensten beobachten könnten. Z. B. die Wahl und Bestätigung der Bischöfe ist beinahe in allen katholischen Ländern durch Konkordate geändert, welche die Ernennung den Kapiteln entziehen und der Krone in die Hand geben. Wir würden, glauben wir, uns keine solche Fesseln anzulegen haben; die Gleichgültigkeit unserer Regierung für unsere In-

1) [Die „Statuten der Diözese Digne“ wurden von ihrem letzten Bischofe, Mgr. Sibour, dem jetzigen Erzbischof von Paris, ausdrücklich in der Absicht zusammengestellt, um die kirchlichen und bürgerlichen Gesetze in Einklang zu bringen. Es ist ein Werk, ganz ähnlich dem, welches im Texte vorgeschlagen wurde, (das aber damals noch nicht veröffentlicht war.)]

teressen würde uns in Rücksicht auf diesen höchst wichtigen Punkt ganz freie Hand gelassen haben. Wie zahlreich, verwickelt und höchst delikat sind die verschiedenen Bestimmungen für die Fälle, welche in diesem Theile der kirchlichen Disciplin vorkommen können! Die jüngst in Beziehung auf das Erzbisthum Köln erörterten Fragen werden uns hiefür genügen. Wir würden also von der Praxis anderer Länder wenig für unsere Verhältnisse lernen, sondern wir müssen das Studium selbst unternehmen.

Dies ist ein Beispiel von den vielen, welche wir absichtlich übergehen, um so mehr, als noch andere im Laufe unserer Erörterung vorkommen werden. Die daraus zu ziehenden Folgerungen ergeben sich leicht. Erstens, wie hoffen wir die praktische Kenntniß so wichtiger und schwieriger Gegenstände, die eines Tages von uns gefordert wird, zu erwerben? Wird uns irgend ein neues Licht werden? oder sollen wir dann erst anfangen, zu studiren, zu sondern, vorzubereiten, wenn wir schließen, wissen und anwenden sollen? Ist es nicht besser, all' dies schon vorher bereit zu halten? Sollte keine gültige und für unser Land passende Auslegung des Gesetzbuches gefunden werden, nach dem wir regiert werden sollen? Wird das Urtheil des Einzelnen über Auslegung, Anwendbarkeit und Anwendung der verschiedenen Bestimmungen entscheiden? Ist dies der Fall, was werden wir gewonnen haben für ein bestimmtes, klares und gleichförmiges Regierungssystem? Zweitens aber, wird dieses Studium und diese Anstrengung dann dringender und passender sein, als jetzt? Wir antworten, schwerlich; denn es verräth große Unkenntniß mit den im kanonischen Rechte enthaltenen Rechtssammlungen, wenn man glaubt, es würde sogleich nach der Einsetzung einer Hierarchie in Kraft treten. Wir haben gesehen, daß man es auch dann bloß theilweise würde anwenden können. Dies nun ist schon jetzt der Fall; es ist auch jetzt schon bloß zum Theil anwendbar. Und welche Bürgschaft haben wir dafür, daß es uns später einmal vorkommenden Falls mehr Mühe machen wird, als jetzt, zu untersuchen, in wie weit es anwendbar ist? Denn wir übersehen gewiß die Vortheile, welche eine kirchliche Organisation nach den Grundsätzen des kanonischen Rechts, so weit diese anwendbar sind, uns bringen würde. Dieses Gesetzbuch kann aus zwei Gesichtspunkten betrachtet werden. Es enthält Entscheidungen und Grundsätze, welche eine hierarchische Verfassung voraussetzen, es enthält aber auch viele, welche unabhängig von einer solchen bestehen können. Es enthält Vieles,

was sich auf Kapitel, Präbenden, Pfarreien, Metropolitan- und Suffraganbischöfe bezieht, Vieles über gerichtliche Untersuchungen, über Zeugnisse, Testamente u. dgl.; Ersteres ist bei uns jetzt nicht und Letzteres vielleicht gar nie anwendbar. Es enthält aber auch Vieles, was sich auf die Pflichten der Bischöfe und Priester bezieht, über Gegenstände, welche zu ihren ursprünglichen und gottesdienstlichen Funktionen gehören, Vieles in Betreff ihrer Beziehung zu ihren Heerden, und es wäre gewiß sehr nützlich, die Religiosität sehr fördernd, wenn dies als praktische Grundsätze jetzt schon ausgeschieden, bekannt und eingeführt wäre. Und wenn dies gegenwärtig bei uns vernachläßigt wird, werden nicht die Anforderungen der Zukunft auf Bestimmtheit ebenso vernachläßigt werden?

Um die Sache anschaulicher zu machen, wollen wir als Beispiele die Benefizien und Präsentationen nehmen. Gesetzt, es bestünde eine Hierarchie, so ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß, wenigstens ehe viele Jahre vergehen, ihre Einsetzung unsere Gläubigen dahin bringen würde, ihre Ansicht in Bezug auf kirchliche Stiftungen zu ändern. Vielmehr würden sehr wenige davon in Folge einer solchen Maßregel, mit den Bedingungen vertraut sein, welche nach kanonischem Recht erforderlich sind, ein Benefizium in seiner eigenthümlichen Bedeutung zu errichten, ein solches nämlich, welches die einer solchen Stiftung gesicherten Rechte verleiht. Wir sehen in der That unübersteigliche Hindernisse, namentlich in unseren gegenwärtigen Anstalten für die Erziehung der Geistlichen. Jede Anwendung des kanonischen Rechts demnach, die in Zukunft irgend einmal erfordert wird, oder wenigstens von Nutzen ist, kann auch jetzt schon nothwendig sein und ist es in der That. Was folgt aus dem Mangel derselben? Daß wir während der letzten zwanzig Jahre und noch länger immer die nämlichen Streitigkeiten in Betreff des jus patronatus und des Präsentationsrechts durchzumachen haben; daß uns immer die nämliche Erörterung des nämlichen Themas, die nämlichen Behauptungen und Verneinungen ermüden, daß wir nur zu oft durch das nämliche unziemliche Betragen gegen kirchliche Würden und kirchliche Größen geärgert werden, wie es erst kürzlich gegenüber eines unserer Prälaten, der ein Muster in jeder kirchlichen Tugend ist, [1]) in einem Pamphlet über eine gegenwärtig schwebende Frage über das Präsentationsrecht vorkam, auf welches weiter einzugehen wir

---

1) [Der selige Bischof Mostyn.]

unter unserer Würde halten. Wie viel hätten wir nicht gewonnen — denn die Abwendung des Uebels ist Gewinn — wüßten wir auf eine Autorität gestützt, der sich alle unterwerfen würden, in welcher Ausdehnung wir die Bestimmungen des kanonischen Rechts auf unseren Zustand für anwendbar ansehen müssen, und welches die Regeln sind, nach welchen die Rechte des Bischofs und die des Patrons bestimmt werden können. Wir würden es dann nicht erlebt haben, daß der nämliche Gegenstand der kirchlichen Disciplin auf ganz entgegengesetzte Weise behandelt wurde, noch weniger, daß so beleidigende und herabwürdigende Aktenstücke vorgebracht wurden, durch welche die Funktionen eines Nachfolgers der Apostel denen eines bloßen Konventikelpredigers gleichgestellt und die Vorschriften für den Altar Gottes mit den Rechten eines Bauunternehmers eines Versammlungshauses gleich behandelt wurden. Wenn wir nun die ernstlichen Nachtheile eines solchen unsicheren gesetzlichen Zustandes bereits gefühlt haben und sie noch lange empfinden werden, ehe wir eine Hierarchie bekommen, und wenn es uns in dieser Beziehung nicht besser ergehen wird, wenn wir eine Hierarchie haben, warum warten wir auf eine künftige unbestimmte Periode und sichern uns nicht sogleich selbst die vollständige Organisation wenigstens in dieser Hinsicht, worauf wir nicht erst zu warten brauchen?

Unsere Leser werden nun vielleicht fragen, was ist das Heilmittel, das wir anzuwenden haben? Denn es würde bloßer Hochmuth von unserer Seite sein, zu tadeln und keine Vorschläge zum Bessern zu machen. Wir antworten denn, setzet eine kleine aber thätige Kommission ein, gebt ihr eine gewiße Autorität, laßt ihr sogar, wenn es nothwendig ist, vom apostolischen Stuhl Genehmigung ertheilen, setzt sie aus Personen von anerkannter Klugheit, Weisheit, Gelehrsamkeit und Fleiß zusammen, gebt ihnen Gelegenheit, nicht nur die besten Werke zu benützen, sondern noch mehr mit lebenden und erfahrnen Autoritäten, die in den Verhältnissen, Gesetzen und Gewohnheiten unseres Landes gut bewandert sind, zu verkehren. Laßt sie mit unermüdlichem Fleiße das ganze kanonische Recht durchstudiren, jede Bestimmung sorgfältig prüfen und das zusammenstellen, was für uns anwendbar ist, oder es in Zukunft werden kann; sie müssen die praktische Anwendung zu Rathe ziehen, namentlich in Ländern, welche in einem ähnlichen Zustande sind, und dasjenige, was zu Zweifeln oder Zweideutigkeiten Veranlassung geben könnte, durch passende Fälle erläutern. Wir sehen in der Ausführung eines solchen Planes nicht viel Schwierig-

keit; wenige Jahre würden genügen, um ihn zur Reife zu bringen und seine Früchte genießen zu können.

Bisher haben wir bloß vom kanonischen Recht gesprochen; das Nämliche kann man von jedem anderen Element in der kirchlichen Verfassung sagen. Die oben angeführte amerikanische Sammlung gibt eines ganz natürlich an die Hand. Wir müssen, versteht sich, eine Hierarchie abwarten, bevor wir ein Provinzialkonzil abhalten können; es ist aber nicht nöthig, so lange zu warten, um Diöcesansynoden zu halten. Benedikt XIV. hat in seinem klassischen Werk über diesen Gegenstand klar dargelegt und bewiesen, daß apostolische Vikare eben so gut die Befugniß haben, sie abzuhalten, als die gewöhnlichen Bischöfe. Obgleich nun die Vortheile einer Zusammenkunft von Bischöfen einer ganzen Provinz oder Nation viel größer sein würden, so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß diese Resultate auch bei Diöcesanzusammenkünften (welche zudem noch eine treffliche Vorbereitung für allgemeinere wären) unermeßlich sein würden, so zwar, daß sie durch nichts anders ersetzt werden könnten. Da würde der Klerus mit seinem Bischof an der Spitze, Theilnehmer an allen den früheren Bestimmungen, er würde sie am Fuße des Altares unterschreiben, nachdem auf demselben ein feierliches Opfer dargebracht worden war, um die Erleuchtung durch den Geist der Wahrheit bei ihren Berathungen und Beschlüssen zu erflehen; diese würden sich ihrem Geiste tief einprägen durch die erhabenen und ehrwürdigen Gebete, durch welche sie geheiligt wurden, und durch den heiligen Charakter der ganzen Versammlung. Die so festgesetzten Normen würden jedem Distrikte Bestimmtheit, Gleichförmigkeit und Klarheit des Verfahrens in Punkten verschaffen, die jetzt unbestimmt zweifelhaft und dem Urtheile der Einzelnen anheimgestellt sind; mit andern Worten, sie würden eine zusammenhängende kirchliche Organisation in jedem Distrikte einführen, und es würde nachher nicht schwer sein, alle diese gutgeordneten Theile in eine gleichartige und harmonische Einheit zu bringen.

Das Nämliche kann man von andern kirchlichen Formen sagen, nicht als von schon eingeführten, sondern als von solchen, die bei uns anwendbar sind, wie in katholischen Ländern; ja beinahe von jeder Form des kirchlichen Verfahrens, welche die Kirche festzusetzen und entweder in ihr Rituale oder in ihr Pontifikale aufzunehmen für gut gefunden hat. Wir können uns z. B. kaum denken, daß die in Letzterem vorgeschriebenen Förmlichkeiten für die Visitationen beobachtet werden,

ohne eine vollständige Garantie für die Heilighaltung der heiligen Gotteshäuser und die vollkommene Ordnung in Allem, was mittelbar oder unmittelbar zu seinem Dienste gehört, zu geben. Es würde dadurch dem Ortsgeistlichen seine oft mühevolle Pflicht erleichtert, wenn er seine Heerde wegen ihrer Nachläßigkeit aus diesem Grunde tadelt und sich an ihre Liebe und ihren Edelmuth wendet; es würde bald ein Gegenstand des Ehrgeizes sein, sich das Wohlwollen und nicht den Tadel der höheren Behörde zuzuziehen. Ebenso warum sollten nicht alle die Formalitäten, welche von den Kirchengesetzen bei der Errichtung von Bruderschaften, ja sogar von religiösen Orden vorgeschrieben sind, beobachtet werden, daß nämlich eigene Bittschriften eingereicht, Aktenstücke und Urkunden ausgefertigt, die Privilegien und Regeln durch eigene kirchliche Stellen sanktionirt werden müssen? Gewiß in all' diesem und noch vielem Anderen liegt kein Hinderniß, um jetzt eine eigene kirchliche Organisation einzuführen; und alle Vortheile, die wir später noch hoffen mögen, können wir sogleich besitzen.

Wenn wir uns zu Gegenständen, die öfters vorkommen, wenden, wird sich das nämliche Resultat ergeben. Jeder, welcher in die Kanzlei eines Bischofs auch einer noch so kleinen Diöcese in einem katholischen Lande tritt, und sieht, wie viele Personen fortwährend daselbst beschäftigt sind — einige davon müssen den höchsten Grad in der Theologie oder im kanonischen Rechte erlangt haben — wird schließen, daß das hier befolgte System kirchlicher Geschäftsführung sehr ins Einzelne gehen muß; und so ist es auch in der That. Obgleich Vieles von dem, was hier geschieht, bei uns kein Bedürfniß wäre, so würde doch die Nachahmung von Manchem nützlich sein. Wir wollen nur die Genauigkeit anführen, mit welcher Alles, was zu den Ehedispensationen gehört, angeordnet und aufgezeichnet ist, nichts zu sagen von den Ordinationen, Fakultäten u. s. w. Natürlich setzen wir voraus, daß alle diese Bestimmungen, da sie einem Geschäftskreise zukommen, welcher außerhalb der Sphäre unserer Beobachtung liegt, genau befolgt werden; aber wir glauben, es geschehe in geheimer und in weniger offizieller Form als im Ausland. Wenn man den im Rituale auch für die Ausübung untergeordneter Pflichten vorgeschriebenen Formen (so weit es unsere unseligen Zustände erlaubten) die nämliche Aufmerksamkeit schenkte, so würden wir bald eine vollständige, systematische, kirchliche Organisation haben, die uns vielen Segen und viele Vortheile bringen würde, welche jetzt nur mit prophetischem Auge geschaut und vorhergesehen

werden können, als liegen sie schon im Schooße der Zukunft verborgen.

Hier aber bleibt noch eine große Schwierigkeit zu überwinden. Wir sind gewiß nicht so blind, um uns einzubilden, große Vortheile könnten ohne große Opfer errungen werden. Sind wir alle bereit, sie zu bringen? Wenn nicht, werden wir es sein, wenn die Zeit kommt, nach der wir uns sehnen? Ist dies nicht ein Fall, in welchem wir voraus genau auf die Zukunft schließen können? Das vollkommenste System einer kirchlichen Organisation, wie wir sie ansehen, wird, mag die Zeit kommen, wann sie will, das Aufgeben von Bequemlichkeiten, Privilegien und liebgewordenen Vortheilen erfordern. Der Abschluß des Geschäfts wird viel Unruhe machen, wird mehr Aufmerksamkeit auf kleinliche Förmlichkeiten, mehr Lesen, mehr Schreiben und Berathen erfordern, als wir bisher zu thun gewohnt sind. Es können Verzögerungen eintreten, und was vorher so zu sagen, aus dem Stegreif geschah, wird seinen vorgeschriebenen Geschäftsgang nehmen. Alles dies mag unangenehm sein; aber es kann nichts Gutes gewirkt werden, ohne solche Gegenleistungen. Kann es ferner die ernstliche Idee des Katholizismus sein, eine Hierarchie zu gründen, so lange diejenigen, aus welchen sie besteht, in ihrer gegenwärtigen Lage sind? Wir zögern nicht, es auszusprechen, daß es sehr ungeschickt vom heil. Stuhle wäre, Bischöfe zu ernennen, welche durch die Apathie oder Armuth ihrer Heerden gezwungen wären, Komités zu ernennen und sich durch sie zu ihrem Unterhalt an die öffentliche Mildthätigkeit zu wenden. Ohne die gehörige, wenigstens anständige Dotirung für die nothwendigsten Bedürfnisse einer Hierarchie ist es Thorheit, eine zu erwarten. Australien hat vor uns diesen Prozeß durchgemacht. Und solche Vorkehrungen sollten sogleich getroffen werden, und man sollte nicht erst daran denken, wenn sie dringend nothwendig sind. Ja der Mangel derselben wird für die Idee, das bestehende System zu ändern, ein Haupthinderniß sein. Diese vorläufige Organisation, die wir unvollkommen und in der größten Eile in diesem Artikel beschrieben haben, erfordert überdieß, daß Alles, was später nothwendig werden kann, sogleich bereit gehalten werden muß.

Unser Vorschlag ist einfach. Wir, Klerus wie Laien, wir wollen uns bestreben, uns selbst so viel der Vortheile einer hierarchischen Organisation zu sichern, als unser gegenwärtiger Zustand gestattet. Wir wollen uns selbst „eine Kirche“ machen, so weit es unsere ver-

gangenen Drangsale und unsere gegenwärtige Verlassenheit erlauben. Wir wollen alle gegenwärtigen Wohlthaten festhalten, als die einzigen Mittel, um uns selbst größerer künftiger würdig und fähig zu machen. Ohne Zweifel wurde Viel gethan für die materielle Erneuerung unseres Zustandes. Wir haben die zerstreuten Steine unseres profanirten Heiligthums gesammelt und daraus einen zweiten Tempel gebaut, der zwar niederer aber ebenso glorreich ist. Das Feuer auf dem Altare hat sich wieder entzündet, die Priester haben wieder in ihre Posaunen gestoßen und Neubekehrte sind zur Feierlichkeit zusammengeströmt. Aber das Gesetz der heil. Stadt ist noch nicht wiederhergestellt; der Staat Gottes wird nur provisorisch regiert, seine Priester und Führer sind noch nicht geordnet, eingetheilt oder im Stande mit voller Energie die Schönheiten ihres Amtes zu entwickeln. Dies ist's, was uns fehlt. Zeigen wir unseren getrennten Nachbarn, daß in unserer Kirche zu jeder Zeit eine unzerstörbare Kraft, ein Lebenssaft strömt, welcher bewirken kann, daß ein verdorrter Stamm wieder Schößlinge treibt, ein zufällig hingeworfenes Samenkörnlein zu einem mächtigen Baume wird, daß wir nicht bloß dem Gott unserer Väter prächtige Tempel bauen, sondern auch in völliger Einheit des Planes eine heilige, lebendige und mächtige Kirche gründen können.

Das Schicksal

des

Kirchenraubs.

(Aus dem Dublin Review für September, 1846.)

Das Schicksal

des

Kirchenraubs.

Art. IX. — *The History and Fate of Sacrilege.* By Sir Henry Spelman. *Edited in part from two Mss., revised and corrected, with a continuation, large additions, and an Introductory Essay.* By two Priests of the Church of England. London: Masters, 1846.

Wir haben lange auf die Veröffentlichung dieses posthumen Werkes des Sir H. Spelman gewartet, und es erschien endlich in einem Zeitpunkt, der uns sehr günstig zu sein scheint. Es sieht in der That nicht darnach aus, als würden die Besitzer des Eigenthums der alten katholischen Kirche beunruhigt, und seien entschlossen, ihren schlechterworbenen Besitz herauszugeben; denn wie wir sehen werden, sind es nur wenige Abkömmlinge der anfänglichen Besitzer des kirchlichen Eigenthums, welche jetzt noch im Besitze desselben sind, und es wäre auch schwer, von Leuten ein solches Opfer zu verlangen, welche durch Kauf oder auf andere indirekte Arten [1]) in Besitz gekommen sind. Nicht deßwegen also, weil wir hofften, Sir Heinrich Spelman's schöne Erzählung, wie das Strafgericht Gottes über Kirchenräuber hereinbricht,

---

1) Wir kennen indessen aus jüngster Zeit einige Beispiele, wo das Eigenthum durch Kauf oder Erbschaft in katholische Hände gekommen war, von denen ein Theil der unveräußerlichen Zehnten zu religiösen Zwecken ausgesetzt oder vermacht wurde. Ersteres ist indeß der einzige Weg, um mit Sicherheit damit zu verfahren.

werde die schlummernden Gewissen aufrütteln und zur Zurückgabe bewegen, freuen wir uns über sein Werk, das in einer populären Form abgefaßt und mit so schätzbaren Beilagen versehen ist. Wenn wir auf einen Gewinn rechnen, den dasselbe bringen könnte, so ist es eher die Hoffnung, gefühlvolle und religiöse Gemüther werden so schließen: Wenn Gott diejenigen, welche die einst ihm und seinen Nothleidenden geweihten Plätze, Sachen oder Personen vernichteten, plünderten oder entheiligten, mit so sichtbarer Strafe heimsucht, ist es da nicht vernünftig, zu hoffen, er werde diejenigen segnen, welche solche kirchenräuberische Gewaltthaten wieder gut machen, und was zu religiösen und mildthätigen Zwecken nothwendig ist, wieder herstellen und erstatten?

Aber abgesehen von solchen Betrachtungen glauben wir, die Veröffentlichung dieses Werkes wird sehr nützlich wirken. Es wird dem Volke immer mehr Abscheu einflößen vor diesem schrecklichen Ereigniß in der englischen Geschichte, vor diesen Scheußlichkeiten, welche durch den Namen der Reformation übertüncht wurden; und Einige werden sich selbst fragen, kann das Gottes Werk gewesen sein, daß von einem verbrecherischen Haufen ein Verbrechen, welches bisher nur selten im Christenthum vorgekommen war, im Großen ausgeführt würde? Kann das sein Werk gewesen sein, was nichts anders war, als eine systematische Plünderung alles dessen, was ihm geweiht war? Kann das sein Werk gewesen sein, welches die Rache des Himmels über Alle brachte, welche Theil daran nahmen? Gewiß je mehr das Publikum über die wahre Geschichte und den wahren Charakter dieser Revolution und Rebellion gegen Gott und seine Kirche belehrt ist, desto mehr wird es dieses gottlose Ereigniß verabscheuen und für Alles, was es wieder gut machen kann, Sympathie empfinden. Wir für unsern Theil fragten uns hie und da selbst mit großer Verwunderung, wie es noch Leute geben kann, die jenem Ereignisse anhangen und den Namen rechtfertigen können, den sie ihm geben? Der Antiquar, wie Mr. Paley oder Mr. Neale, bedauert die profanirende und kirchenräuberische Zerstörung der Gotteshäuser und heiligen Gegenstände; der Liturgist, wie Mr. Maskell, beklagt die Abschaffung des alten Gottesdienstes und die Vermessenheit, mit welcher der „apostolische Meßkanon" aufgehoben wurde; der Ascet sieht nur Schlimmes in dem Aufhören aller mystischen Anbetung und des Gefühlsgottesdienstes; der Freund der Mildthätigkeit bedauert den Untergang der Anstalten, in welchen der Arme erquickt und belehrt wurde, und in welchen dem

Reuigen und Niedergebeugten eine Zufluchtsstätte offen stand; der Theologe endlich beklagt die Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der neuen Glaubensformularien, die damals aufkamen, die Unbestimmtheit der Glaubenssätze, welche sie einführten, die häretischen Lehren, welche sie dulden, und die Entfernung der Schutzmittel der Wahrheit, woran sie gerüttelt haben. In der That, was hat die Reformation geändert, um dessen Wiedereinführung der Gefühlvolle und Fromme nicht viel gäbe? In Wahrheit, es ist hart zu sagen, aber unsere Ueberzeugung, daß die Gewinne, welche selbst der eifrigste Protestant herausrechnen würde, meistens negative wären. Wir fordern Jeden auf, den geringsten Betrag von positiv Gutem aufzuweisen, das dadurch in die englische Kirche gebracht wurde.

Aber die Verfolgung dieses Gegenstandes würde uns irre führen. Wir wollen deßhalb den unsrigen wieder aufnehmen, indem wir wiederholen, daß Sir H. Spelman's Geschichte des Kirchenraubs viel zur Steuer der Wahrheit beitragen wird, indem sie für die furchtbare Größe des abscheulichen Verbrechens, welches ein wesentlicher Theil, ein Mittel und eine Folge der Revolution war, neue Beweise liefert.

Die Herausgeber haben das Original durch viele Zusätze erweitert und auch den Text durch sorgfältige Vergleichungen geläutert, aber die werthvollste Verbesserung der alten Ausgaben besteht in ihrer Einleitung, welche beinahe hundert und dreißig Seiten umfaßt. Der Zweck ist, in mehr systematischer Form zu beweisen, was Spelman's Werk durch einzelne Zeugnisse thut. Es ist die Rede des Advokaten, die der Zeugenvorführung vorausgeht. Ohne eine solche einleitende Erörterung würde das ganze Gewicht von Spelman's Schlußfolgerungen von vielen Lesern nicht gefühlt worden sein; und in unserm glaubensarmen Zeitalter könnten und würden wahrscheinlich Einwürfe dagegen gemacht worden sein, welchen zuvorzukommen und welche zu widerlegen sehr klug und weise war. Für uns war eine solche Ausführung nicht nöthig. Würde Jemand „die Geschichte und das Schicksal des Mordes" schreiben, so würde nach unserer Ueberzeugung Jeder, der das Buch in die Hand nähme, darauf vorbereitet sein, darin eine Reihe von Thatsachen zu finden, welche alle zeigen, auf welch' wunderbare Weise der Mörder von der göttlichen Gerechtigkeit verfolgt und wie seltsam und unerwartet er oft von derselben erreicht wird. Der scharfsinnigste Jurist und der bornirteste Bauer würden gleichmäßig darin übereinstimmen,

daß zu der Entdeckung und Bestrafung dieses Verbrechens die Vorsehung ganz offenbar mitwirkt, so daß das Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen“ u. s. w., sowohl ein juristischer Spruch, als eine gewöhnliche Redensart ist. Diejenigen nun, welche Kirchenraub für ein großes Verbrechen halten (und Jeder, der die heilige Schrift gelesen oder seinen Katechismus gelernt hat, muß ihn dafür halten), wird ebenfalls erwarten, daß ihn Gott auf auffallende Weise bestrafe; wenigstens wird er sich durch Thatsachen leicht überzeugen lassen, daß es so ist. Jeder ferner, der an die Vorsehung und an Bestrafung des Verbrechens durch selbe glaubt, wird natürlich erwarten, daß die Strafe für dieses Verbrechen einen eigenthümlichen Charakter haben wird, weil Erfahrung und die allgemeine Volksansicht darin übereinstimmen, daß eigenthümliche Vergehungen auch mit eigenthümlichen Strafen belegt werden. Einige davon sind der Sünde inhärirend, andere dagegen stehen nicht nothwendig mit ihr im Zusammenhang, immer aber sind sie derselben offenbar analog und angemessen.

So wird der sündliche Hang zu bloß sinnlichen Genüssen und die Befriedigung der thierischen Gelüste die Kräfte ihnen zu fröhnen, aufreiben — die Gestalt wird gebeugt, die Kräfte, Züge und die Gesichtsfarbe zerstört, die Glieder und die Lebensgeister altern frühzeitig und schwinden dahin, kurz bald wird „aus dem Wüstling ein Schwächling,“ als ein warnendes Beispiel für Andere, sich vor der nämlichen Klippe zu hüten. Was brauchen wir Beweise dafür, daß „Hochmuth gedemüthigt wird,“ oder mit einem biblischen Spruche, daß „der Hochmuth kommt vor dem Verderben, und der Geist wird aufgeblasen vor dem Fall?“ (Sprichw. XVI, 18.) Wer wollte sich darüber wundern, wenn ihm erzählt wird, wie ein gegen den Armen hartherziger Mann, ein harter und tyrannischer Gutsherr, oder ein Erpresser selbst in Mangel gerieth und sich demüthigen mußte, sein Brod selbst zu betteln? oder wer hält es nicht für eine ganz wahrscheinliche Geschichte, daß der Seeräuber, welcher die Warnungsglocke von der Klippe reißt, an der nämlichen Klippe scheitert, oder daß ein Mann, der sich Reichthümer angehäuft hat, indem er seine Klienten betrog oder seine Pfleglinge plünderte oder Wucher trieb, dieselben in seinen Händen zerschmelzen sah, wie Schnee und zerfließen, wie Wasser in einem Siebe, nach dem alten Sprichwort: „Male parta male dilabuntur — Wie gewonnen, so zerronnen.“

Wenn nun das Schicksal des Kirchenräubers in der Geschichte gemäß der natürlichen Analogie und der religiösen Grundsätze eine

angemessene und passende Bestrafung seines Verbrechens zeigt, so können wir nicht begreifen, wie Jemand dies nicht als Strafe Gottes ansehen will, er müßte denn entweder leugnen, daß Kirchenraub ein Verbrechen ist, oder daß die Vorsehung je sich in die Bestrafung der Verbrecher mischt.

Betrachten wir zunächst die Angemessenheit der Strafe. Wir wollen bemerken, daß eine Strafe um so angemessener ist, je mehr sie den Zweck des Verbrechens vernichtet, und dies nicht bloß nach dem Grundsatz der Wiedervergeltung, sondern um Andere von der Sünde abzuschrecken, wenn sie anstatt ihre Wünsche durch dieselbe befriedigt zu sehen, wahrnehmen, daß diese dadurch vereitelt werden.

So findet, wie wir gesehen haben, ungerechter Reichthum seine gerechte Bestrafung durch Armuth und Mangel. Kirchenraub kann in zwei Klassen abgetheilt werden, nach dem Beweggrunde, der seine Begehung veranlaßt und der sie leitet. Er kann ein Akt plötzlicher Gewalt, das augenblickliche Werk der Leidenschaft sein; heilige Stätten können profanirt, heilige Gegenstände zerbrochen, zerstört und weggenommen werden von einer ausgelassenen Soldateska im Krieg entweder aus Wuth oder aus Habsucht; gottgeweihte Personen können mißhandelt werden im Zorn oder aus Rache. Zu dieser Klasse von Kirchenraub, der aus einer schlimmen Leidenschaft entstand und unter ihrem fortdauernden Einflusse begangen wurde, gehören fast alle Kirchenräubereien der alten Zeiten, solche, die der Reformation vorhergingen. Ganz gut kann nun Spelman, wenn er in seiner Geschichte zu dieser Periode kommt, ausrufen: — „Ich komme nun aus den Strömen in den Ocean der Ungerechtigkeit und des Kirchenraubs." (S. 131.) Denn in dieser Zeit war's zuerst systematischer, gesetzlicher, grundsätzlicher, kalt berechneter, ohne Wanken ausgeführter Kirchenraub, der nicht einmal durch Entschuldigungen bemäntelt, sondern offen zugestanden, gerechtfertigt und als ein gutes Werk gerühmt wurde; es war Kirchenraub in ganz allgemeiner Natur, der alle möglichen Zweige und Formen des Verbrechens umfaßte: Heilige, Kardinäle, Bischöfe, Priester, Geistliche, Mönche, Brüder, Nonnen, Arm und Reich, Jung und Alt; Kathedralen, Abteien, Klöster, Konvente, Kapellen, Spitäler, Schulen; er ergriff Ritter- und geistliche Güter, Meierhöfe, Gebäude, Rechte, Renten, kurz jede mögliche Art von Eigenthum; er erfaßte und eignete sich an und verwendete zu profanem Gebrauche jeden geweihten Gegenstand; Eisen, Stein und Holz, Thurm und Glocke,

Altar- und Kirchenbekleidungen, Schränke, Tabernakel, heilige Gefäße und Geräthe jeder Art; er plünderte und raubte, zerstörte, brannte, schleifte, vernichtete und mordete mit Gewalt oder nach dem Gesetz. Man vergaß keine Person, keinen Ort, keine Sache, keinen Gebrauch, an denen ein Kirchenraub begangen werden konnte. Aber diese planmäßig geordnete und vollständig durchgeführte Niederträchtigkeit war offenbar nicht die Frucht einer aufbrausenden Leidenschaft, sie hatte Vorsatz und Ziel. Der König und seine Rathgeber wünschten und strebten sich selbst zu bereichern und ihren Kindern und Familien für immer die weiten Ländereien und reichen Schätze zu hinterlassen, welche seit Jahrhunderten in der Kirche angehäuft waren. Sie beabsichtigten wörtlich mit den Steinen des Heiligthums „ihre eigenen Häuser aufzubauen," ihre Nachkommen mit dem Raube des Tempels zu bereichern. Abgesehen von der Strafe, die körperlich oder geistig, in Bezug auf Güter oder auf den guten Namen Gott über die Urheber solch' kirchenräuberischer Plünderungen zu verhängen gefallen hat, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir eine allgemeine Folge finden — die gänzliche Vernichtung der Hoffnungen und Zwecke der Verbrecher. Wir dürfen als eine natürliche Züchtigung eines so berechneten, habgierigen Raubes das Erlöschen und den Ruin solcher Familien, den Verlust ihres schlechtgewonnenen Vermögens oder Störungen in der Erbschaftsordnung erwarten.

A priori nun ist die Strafe der reformatorischen Kirchenräubereien von der Art, wie wir erwarten dürfen; und jedenfalls, wenn Thatsachen zu der Erkenntniß solcher Resultate führen, so werden wir zugleich auch das Passende derselben finden. Wenn wir ferner sehen, wie das positive Recht, als die allgemeine Volksüberzeugung über die beinahe unvermeidliche Strafe des Mordes (welche, da er ein Verbrechen gegen die Gesellschaft ist, im Allgemeinen darin besteht, daß der Mörder durch die Vorsehung dem Arme der menschlichen Gerechtigkeit ausgeliefert wird) vollkommen mit dem göttlichen Urtheile „Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden" (Gen. IX, 6), übereinstimmt, so läßt sich auch die Erfahrung der Vergangenheit und Gegenwart, daß der Kirchenraub der Familie des ursprünglichen Verbrechers und seiner Erbschaft wie ein Krebs anhaftet, leicht mit dem schrecklichen Ausspruche vereinigen, den Gott seinem ersten Gebote beifügt, daß er „stark und eifernd ist, und die Sünden der Väter an den Kindern heimsucht bis in's dritte und vierte Geschlecht." (Exod. XX, 4.)

Nun ist aber das Verbrechen des Kirchenraubs, mag man es als eine Handlung häßlicher Habsucht („welche Götzendienst ist") oder als einen direkten Angriff gegen die Ehre und den Dienst Gottes und als einen aufrührerischen Versuch, ihm das zu entreißen, was ihm einst geweiht worden war, ansehen, ein Vergehen gegen dieses erste Gebot.

Es wird nichts helfen, zu zeigen, daß in einigen eigenthümlichen Fällen diese Strafe nicht eintrat, noch weniger als einige oder sogar viele Fälle, in denen der Mord nicht gerächt wurde, die aus der täglichen Erfahrung gewonnene Ueberzeugung wankend machen können. Ueberdies muß die sehr geringe Anzahl von Ausnahmen im Falle des Kirchenraubs unsere Schlußfolgerungen eher bestätigen. Die thätigen Nachforschungen der Herausgeber von Spelman's Werk haben sie zu dem Schlusse gebracht, daß bloß noch vierzehn Familien von sechshundert und dreißig, ehemalige Klostergüter in direkter Erbfolge besitzen. Und sogar in einigen von diesen hat der Fluch außerordentlichen Unglücks das Geschlecht bis auf unsere Zeit verfolgt.

Eine solche Betrachtung veranlaßte in der That Spelman, sein Werk zu schreiben. Er lebte ohngefähr achtzig Jahre von jener schuldbeladenen Epoche an gerechnet, und konnte so leichter die Geschichte der ursprünglichen Erwerber kirchlichen Eigenthums verfassen. Da er selbst nichts als Unglück vom Besitze eines der Kirche geraubten Vermögens hatte, von dem befreit zu sein, er am Ende froh war, [1]) so begann er, eine Untersuchung in geringer Ausdehnung anzustellen. Er zog mit einem Radius von zwölf Meilen von einem neben dem seinigen stehenden Hause aus einen Kreis. Dieser enthielt fünfundzwanzig Abteisitze und siebenundzwanzig Herrenhöfe. Er fand, daß während von den Letzteren kein einziger seine Familie gewechselt hatte, jeder der Ersteren mit Ausnahme von zweien, dieselbe „wenigstens dreimal, und einige fünf oder sechsmal" (S. LXXXIX) geändert hatten.

Ein anderes Beispiel gibt Reynerus in seinem Apostolatus Benedictinus. Er nahm in einem Theile von England zweihundert und sechzig Familien, welche geraubte Kirchengüter besaßen, und auf der andern Seite

---

1) Bei der Geschichte des Kirchenraubs der Abteien von Blackborough und Wrongey führt er sich selbst unter den dadurch Verlierenden an: — „Sir H. Spelman erlitt großen Verlust, er ist nicht zum Glücke bestimmt, doch fühlt er sich jetzt glücklich, daß er aus der Klemme ist; aber namentlich deßwegen, weil er dabei zuerst das Unglückselige in dem Beginnen, geweihte Orte anzutasten, eingesehen hat." S. 193.

nahm er zwanzig Edelleute, welchen Thomas, Herzog von Norfolk, je eine jährliche Rente von vierzig Pfund aus seinem eigenen Vermögen vermacht hatte. Jeder von Letzteren hatte einen Sohn, der „bei der Erbschaft seines Vaters gedieh", *) während nicht sechzig von den vom König Beschenkten ihr Vermögen auf ihre Kinder übertrugen. (S. XCII.)

Die Herausgeber des Werkes haben sich große Mühe gegeben, Zusammenstellungen zu machen, was wir die Statistik des Kirchenraubs nennen können. Sie haben die verschiedenen Verhältnisse untersucht, in denen der Besitz von Ländern, die früher, und solchen, die nie der Kirche gehörten, von einzelnen Personen und von ganzen Familien ausgeübt wurde. Folgendes ist das Resultat: —

	Kirchengüter.	Familiengüter.
Verhältnißmäßige Besitzzeit nach Jahren, eines Individuums	17	23
——————— einer Familie	38 [1])	70

In der zweiten Kolumne sind absichtlich die niedersten Zahlen genommen. [2])

Man kann unmöglich die zwei Anhänge lesen, in welchen das Schicksal der Familien, die zuerst mit Klostergütern beschenkt wurden, erzählt wird, ohne über die buchstäbliche Erfüllung der Drohungen Gottes zu staunen. Viele der ersten Besitzer starben kinderlos, von Einigen lesen wir „sie erloschen in der dritten Generation," „sie erloschen in der vierten Generation;" und bei Andern können wir leicht aus den Zeitangaben schließen, daß es ungefähr die nämliche Periode war, in der sie ihren Todesstoß erhielten. Bei Andern zieht sich acht Generationen hindurch eine Reihe von Unglück und frühzeitigen Todesfällen; während Andere durch einen gänzlichen Mangel an Nachkommen unser Staunen erregen, während sie doch nach menschlicher Wahrscheinlichkeitsberechnung eine zahlreiche Nachkommenschaft hätten haben sollen. Als ein schreckliches Beispiel wollen wir die Geschichte von Karl, Herzog von Suffolk, anführen: —

„Dieser Plünderer von dreißig Klöstern war viermal verheirathet. Von seiner ersten Gemahlin hatte er keine Kinder; von seiner zweiten eine Tochter, Maria,

---

*) „Flourishing in his father's inheritance."

1) In Warwickshire ist das Verhältniß fünfzehn Jahre für ein Individuum, und siebenundzwanzig für eine Familie.

2) Bei einem Hundert von Kent ist die verhältnißmäßige Besitzzeit einer Familie zweihundert acht Jahre.

die den Lord Monteagle heirathete, und ihm drei Söhne gebar, von denen zwei ohne Nachkommen starben; der dritte hinterließ bloß eine Tochter und so erstarb mit ihm der Name der Familie. Von seiner dritten Gemahlin hatte der Herzog einen Sohn, der zum Grafen von Lincoln ernannt wurde, aber sehr frühe starb, und zwei Töchter. Franziska heirathete den Herzog von Suffolk, Heinrich, welcher 1554 enthauptet wurde, und von ihm hatte sie, — 1) Lady Johanna Grey wurde enthauptet; 2) Lady Katharina Grey heirathete Lord Heinrich Herbert, welcher nachher die Ehe scheiden ließ, und dann den Grafen Eduard von Hertfort, und wurde enthauptet; 3) Lady Maria Grey heirathete Martin Keys und starb ohne Nachkommen. Nach der Hinrichtung ihres Gemahls heirathete Franciska Brandon den Adrian Stockes und scheint von ihm keine Nachkommen gehabt zu haben. Die dritte Tochter des Herzogs, Eleonore, heirathete Heinrich, Grafen von Cumberland, und hatte von ihm zwei Söhne, Heinrich und Karl, welche beide jung starben, und Margaretha, die mit Heinrich, Graf von Derby, sich vermählte. Von seiner vierten Gemahlin hatte der Herzog zwei Söhne, welche auf einander folgten; sie starben am nämlichen Tage am Schweißfieber, am 14. Juli. 5. Ed. VI. Ein merkwürdigeres Beispiel wird kaum gefunden werden können, in dem in der nächsten Generation der Name eines Mannes gänzlich erlosch." Anhang II.

Aber nicht bloß die anfänglichen Besitzer des Kirchengutes wurden so gestraft, sondern die Rache Gottes scheint sich an den Besitz selbst geheftet zu haben, und ihm zu folgen, wenn er auch in verhältnißmäßig unschuldige Hände gelangt. Die außerordentliche Unterbrechung und das Aussterben der Nachkommenschaft bei Familien, welche im Besitze desselben waren, ist wahrhaft wundervoll. So finden wir in der Familie Russell, welche von Tanner als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel über die Vererbung von Kirchengütern angeführt wird, daß in zehn Generationen der älteste Sohn bloß dreimal seinem Vater folgte. Von der nämlichen Familie starben ferner vier Glieder eines gewaltsamen Todes (nicht auf dem Schlachtfelde), zwei davon in den letzten sechs Jahren. (S. 312.) 1)

Unsere Leser werden uns erlauben, wenn wir hier eine Erläuterung des „Erbfolgegesetzes" in kirchenräuberischen Familien einschalten, weil es einem Theile von England angehört, der einst reich an ehrwürdigen Abteien und glänzenden Kirchen war, und der von den Herausgebern von Spelman's Werk wenig berücksichtigt worden ist. Wir meinen Yorkshire und wollen die betreffenden Worte aus dem Brief anführen, welcher uns auf unsere Bitte zu unserer Belehrung mitgetheilt wurde. Wir können bloß beifügen, daß wir zu der Redlichkeit und Genauigkeit des Schreibens volles Vertrauen haben dürfen.

1) [Im Jahre 1846.]

„Ich habe in der Nachbarschaft einen Freund, sein Name ist —. Er begleitet ein Amt und ist ein Mann von sehr ausgedehnter Belesenheit und sehr bewandert in Büchern, welche von vergangenen Zeiten handeln.

„Als ich eines Tages erwähnte, welch' unermeßliche Vortheile England in besseren Tagen aus seinen klösterlichen Einrichtungen genossen habe, fragte er mich, ob ich auch wisse, daß Familien, in deren Besitz nachher solche Güter kamen, dieselben nie drei Generationen hindurch besitzen können, d. h. Vater, Sohn und Enkel. Ich antwortete, ich habe dem Gegenstande, soweit er die Nachfolge betreffe, nie Aufmerksamkeit geschenkt. „„So lassen Sie sich sagen,““ fuhr er fort, „„daß ich ihm sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt habe; und ich habe noch kein einziges Beispiel gefunden, in dem eine Familie ihre ehemals der Kirche gehörigen Güter drei aufeinanderfolgende Generationen hindurch, also Vater, Sohn und Enkel, besessen hätte; ich fordere Sie heraus, mir eine ununterbrochene Reihe von drei Generationen aufzuweisen.““

„Ich antwortete, „„abgesehen davon, was in vergangener Zeit der Fall gewesen sei, gegenwärtig wenigstens habe es den Anschein, als finde eine regelmäßige Folge von Vater, Sohn und Enkel Statt, und zwar in Kirklers Hall, in der Nähe von Huddersfield. Sir Georg Armitage, der gegenwärtige Besitzer, steht mit einem Fuß im Grabe. Sein Sohn ist bereit, auf ihn zu folgen und dieser Sohn hat gesunde männliche Nachkommen.““ „„Die Zeit wird's lehren,““ sagte Mr—. Und die Zeit lehrte es bald; denn der älteste Sohn wurde krank und starb einen oder zwei Monate vor seinem Vater, und somit war die regelmäßige Nachfolge unterbrochen.

* * * * *

„Bei nochmaligem Durchlesen Ihres Briefes finde ich, daß Sie Näheres in Betreff von Familien in dieser Gegend zu wissen wünschen. In der Nostell-Priorei, die Mr. Winn besitzt, fand keine regelmäßige Nachfolge vom Vater auf den Sohn, von diesem auf den Enkel Statt, seitdem die Mönche auf die grausamste und ungerechteste Weise vertrieben worden sind.“

„Der gegenwärtige Lord Fitzwilliam, welcher Klostergüter besitzt und ungefähr 16 Meilen von hier entfernt wohnt, hat seinen ältesten Sohn verloren.“

„Sir Edward Dodsworth (früher Smith), welcher Eigenthümer des Klosters von Newland ist, starb ohne gesetzliche Nachkommenschaft.“

„Temple Newsham, ungefähr zehn Meilen von hier, ging, wie ich glaube, von Familie auf Familie über, ohne daß eine einen Enkel hatte.“

Der Schreiber dieses Briefes bestärkt diese Angaben noch durch die auffallende Thatsache, daß in unserm Königshause seit der Beraubung der Kirche nie der Enkel eines Regenten zum Throne gelangte.

Wir müssen unsere Leser mit Spelman's Werk selbst bekannt machen, um ihnen weitere und mannigfaltigere Beweise zu liefern, wie der Kirchenraub der Voreltern an den Kindern heimgesucht wird. Es gibt aus neuerer Zeit ein Beispiel, daß ein riesenhafter Versuch, aus

Kirchenraub ein Haus zu bauen, so völlig zu nichte wurde, daß wir es nicht übersehen dürfen. Wir meinen Napoleon, der in der That seine Laufbahn damit begann, die Hierarchie und den Frieden der Kirche wiederherzustellen, und so einige Zeit des Glücks sich erfreute. Er setzte seinen Fuß auf den Nacken der Fürsten und gab ihre Besitzungen seinen Brüdern und sogar seinen „Dienern". Die Familie Bonaparte könnte nach menschlicher Berechnung bis auf den heutigen Tag die Throne von Frankreich, Spanien, Holland, Westphalen und Italien innegehabt und es könnte in jedem königlichen Zweige eine Familie existirt haben, mit Sprößlingen für die künftige Nachfolge. Aber er streckte seine Hand aus nach verbotenem Raube; er glaubte, er könne sein Reich mit den Gott geweihten Gütern bereichern; er trug kein Bedenken, durch Plünderung der Reliquien der Apostel sich den Unwillen dessen zuzuziehen, welcher den Attila [1]) von seinem beabsichtigten Kirchenraube abschreckte; er plünderte die reichen Schätze des „Heiligen Hauses" der Maria; ja er legte wie Herodes gewaltsame Hand an Petrus selbst in der Person seines heiligen Nachfolgers. Von diesem Augenblick an ging Alles schlimm mit ihm, sein kaiserliches Glück verließ ihn, seine Adler wurden geschlagen, sein Schatz erschöpft; er wurde für alle Nationen ein Wunder und zum Sprichwort. Aber seine Familienprojekte, das große Ziel seines Lebens, schlugen ihm mehr fehl, als alles Andere. Sein eigener Stamm starb bald aus; und von seinen Brüdern, welche einer nach dem andern in Verbannung und Dunkelheit gestoßen wurden, hinterließ keiner einen Sohn, welcher den Namen einer künftigen Generation hätte bekannt machen können; und wenn das, was wir von der gänzlichen Zertrümmerung ihrer ungeheuren Reichthümer hören, wahr ist, muß Jeder sagen, daß das Urtheil über diese großartigen Versuche, sich durch Kirchenraub zu bereichern, beinahe vollständig vollzogen ist. Und was war Napoleon selbst Anders, als die Geißel Gottes, die über die Fürsten geschwungen wurde, welche vor ihm das Beispiel gegeben hatten, die Kirche zu plündern und ihre religiösen Anstalten aufzulösen? Und wird derjenige, welcher jetzt auf seinem Throne sitzt und einigermaßen das Verlangen geerbt hat, seine Familie durch viele fürstliche Verbindungen

---

1) Die Form, in welcher der heil. Stuhl seine Rechte schützt, ist, daß er dem, der sie antastet, sagt: — „S. S. Apostolorum Petri et Pauli indignationem se noverit incursurum."

darauf zu befestigen, wird dieser seinem Schicksal entgehen können, so lange die heil. Genoveva um Rache schreit wegen ihrer entheiligten Altäre und wegen der Heiligen, die hinausgeworfen wurden, um den nichtswürdigsten Schuften, die je über Gott zu spotten sich erfrecht haben, Platz zu machen; so lange der bischöfliche Stuhl in seiner eigenen Hauptstadt verwaist gelassen wird, so lange die Kirche in Fesseln geschlagen und ihren Hirten der Mund geknebelt ist? [1]) Ein schreckliches Unglück — welches den Erstgebornen [2]) wegraffte — hat bereits die Sünde des Kirchenraubs heimgesucht und Rache geübt für das Ausreißen des Kreuzes und die Entheiligung der heiligen Tempel, welche Verbrechen die Thronbesteigung der Dynastie bezeichneten.

Es sollte uns freuen, wenn ein Abriß oder das Hauptsächlichste aus Spelman's Werk in fremde Sprachen übersetzt würde, namentlich in die jener Länder von Europa, in welchen das Werk der Entweihung noch nicht völlig durchgeführt ist. Welchen Gewinn hatte Spanien oder Portugal von der Beraubung der Kirche und dem Verkauf der Kirchengüter? Wir haben anderswo gezeigt, wie verderblich dies für die Regierung Spaniens war; es wäre leicht auch den Räubern zu beweisen, daß es für sie ebenso verderblich ist. In der That beginnt man in beiden Ländern, dies einzusehen, und es zeigen sich allmählig die Beispiele von selbst und ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Solche, die die Länder genau kennen, haben uns Familien genannt, die sehr reich waren, sobald sie aber rücksichtslos sich Kirchengüter aneigneten, in Mangel geriethen. Ein reicher westindischer Kaufmann wurde namentlich angeführt. Man hat uns von einem jungen Manne erzählt, welcher in Portugal ein Ordenshaus nebst Garten an sich brachte und sie in einen öffentlichen Vergnügungsort umwandelte, der von seiner eigenen Büchse getödtet gefunden wurde, ob aus Zufall oder absichtlich, konnte nicht ermittelt werden.

Ehe wir diesen Artikel schließen, können wir nicht umhin, noch einige Worte über eine Art von Kirchenraub zu sagen, über die nämlich, welche gewaltsamer Weise an Gott geweihten Personen begangen

1) [Der Donnerkeil ist indeß gefallen. Aber wenn die Gerechtigkeit besänftigt und große öffentliche Irrthümer gesühnt werden können, so haben die Frömmigkeit, die Ergebung und die wahrhaft königlichen Tugenden der Wittwe und Kinder bei der Prüfung, die Macht und das Verdienst, für Beides Verzeihung zu erhalten.]

2) Der Erstgeborne Egyptens starb, als Pharao mit frevelhafter Hand das Volk Gottes hinderte, in die Wüste zu ziehen, um ihm zu opfern.

wird, weil die von den Herausgebern angeführten Beispiele sich alle auf protestantische Geistliche beziehen, deren priesterlichen Charakter wir natürlich nicht anerkennen; gleichwohl halten wir Gewalt gegen sie für sündlichen Kirchenraub, wenn sie von solchen begangen wird, welche glauben, sie besitzen diesen Charakter, oder welche beabsichtigen, in ihnen denselben zu verletzen. 1)

Wir wollen zwei Beispiele beifügen, in denen diese Art von Kirchenraub in unserem eigenen Lande auf auffallende Weise bestraft wurde. Jedermann weiß, mit welcher Grausamkeit und Brutalität die Geistlichen während des s. g. irischen Aufstandes von den Soldaten oder protestantischen Behörden, in deren Hände sie fielen, behandelt wurden. Vor einigen Jahren bewarb sich der verstorbene Sir M. B. um eine Wahl und trat in einen Laden, ich glaube eines Buchhändlers, um sich Stimmen zu verschaffen. Der Eigenthümer des Ladens war ein alter Mann und der Bewerber und ein Freund, der ihn begleitete, fragten ihn, ob er sich an jene schlimmen Zeiten erinnere und ob sie wirklich so arg gewesen seien, wie man sie geschildert habe. Der Alte erwiederte, er erinnere sich sehr gut und sie seien noch viel schlimmer gewesen, als man sich vorstelle, „und Sir W.,“ fuhr er fort, „ich erinnere mich sehr gut Ihres Onkels, der einen Priester anband und so grausam peitschte, bis das Blut auf die Steine rann. Und einige Jahre nachher sah ich Ihren Onkel todt auf dem nämlichen Platze liegen; er war aus dem Fenster gefallen und sein Gehirn klebte an den nämlichen Steinen, auf welche jenes Blut geflossen war.“ Wir brauchen nicht zu erwähnen, mit welchen Gefühlen die Männer das Haus verließen. Wir haben diese Erzählung von einem Augenzeugen. Die folgende ist von einem Manne von anerkannter Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe, welcher sich viel Mühe gegeben hat, die Thatsachen zu sammeln und zu beglaubigen. Wir glauben, er hat eine vollständige Erzählung des schrecklichen Ereignisses gegeben.

Während der nämlichen merkwürdigen Periode erschoß ein Soldat aus der protestantischen Armee einen Priester mit einer Pistole. Einige Zeit später jagte er sich mit der nämlichen Waffe eine Kugel durch den Kopf. Sein Bruder eignete sich die Pistole an, und beging einige

---

1) Nach diesem Grundsatz erklären wir uns die Strafe des Kirchenraubs in heidnischen Zeiten. Diejenigen, welche ihn begingen, wurden durch ihr eigenes Gesetz gerichtet.

Jahre darauf mit derselben einen Selbstmord. Ihre Mutter nahm nun das verhängnißvolle Werkzeug der göttlichen Rache in Besitz und warf es in einen tiefen Teich. Es war bloß noch ein Bruder übrig und dieser, wie von einem Unglücksstern getrieben, rastete nicht, bis er sie ohne Wissen seiner Mutter wieder herausgefischt hatte. Er reinigte sie und setzte sie wieder in gehörigen Stand. Er führte sie bei sich, bis seine Stunde gekommen war, und erlitt dann durch sie das nämliche Schicksal, wie seine Brüder vor ihm. Vielleicht werden moderne medicinische Rechtsgelehrte dies mit einem gelehrten Namen bezeichnen; sie können sagen, es war eine „epidemische Monomanie;“ wir wollen es wagen, beim Alten zu bleiben und es „den Fluch des Kirchenraubs“ nennen.

Nur noch Ein Wort. Die Ladenfenster Londons waren lange mit Kelchen und Ciborien und andern heiligen Gefäßen, welche aus den Kirchen Spaniens geplündert worden waren, angefüllt. Ein Segen wird auf denen und auf ihren Häusern ruhen, welche dieselben mit was immer für Kosten von fernerer Entheiligung befreit und sie ihrem gehörigen Platze und Gebrauche wieder gegeben haben. Denen aber, welche ihre Seitentische mit denselben geziert haben und wie Baltassar sie vor ihren Gästen bei sinnlichen Festen auskramen, diesen wollen wir bloß eins sagen: „ipsi viderint.“

Ueber
Gebet und Gebetbücher.

(Dublin Review, November 1842.)

Ueber

Gebet und Gebetbücher.

Art. VI. — 1. *The garden of the Soul.* Derby, 1842.

2. *Catholic hours; or, the Family Prayer-Book.* Third edition. 1841.

3. *The Catholic's Manual of Private Devotion.* Third edition. 1839.

Im Begriffe unsern Lesern Bemerkungen, wie sie vorstehende Bücher an die Hand geben, vorzulegen, stellt sich uns eine zweifache Scene dar.

Auf der einen Seite erscheint uns ein ehrwürdiges Heiligthum, seien sein Land und sein Charakter, welche es wollen; seien es die düsteren und erhabenen Umgebungen des heiligen Hauses von Loretto, oder die silberne Krypta, in welcher der heil. Karl Borromäus begraben liegt, oder einer unserer eigenen alten Wallfahrtsorte, die Kapelle des heil. Cuthbert oder des heil. Thomas, die ihre alte Schönheit und ihren alten Glanz wieder erlangt haben. Rings um den Gegenstand der allgemeinen Verehrung sind Betende der verschiedensten Art; nicht von Stabträgern in Reihen geordnet, sondern je nachdem der Ernst oder die Demuth größer ist, je nachdem sie fromme Neugierde oder der Wunsch, sich zurückzuziehen, vorherrscht, weilen sie nahe oder ferner; Einige im hellen Glanze der brennenden Kerzen, oder der durch reichbemalte Fenster eindringenden Sonnenstrahlen; Einige halbverhüllt im geheimnißvollen Schatten der Pfeiler oder in abgeschiedenem Winkel. Da sehen wir die belgische Matrone, Hut und Mantel von dunkelgefärbtem Tuch, eine athmende aber unbewegliche Gestalt — ein lebendes van Eyck'sches Bild; auf der andern Seite haben wir den deutschen Bauern, mit ausgebreiteten Armen, wie am Kreuze, in tiefes

und ernstes Gebet versunken; weiter hinten sehen wir den Wallfahrer aus der Schweiz, der an seinen Stab gelehnt, den Rosenkranz in der Hand, mit weißem Haupte und wallendem Bart zur Erde gebeugt dakniet; und im Vordergrund, ganz nahe beim Altare kniet der Italiener in der schmucken Tracht der Abruzzen, als lehnte er sich rückwärts an, in der Stellung von Canovas Magdalena, die Hände auf den Knieen gefaltet und ihr glühendes gen Himmel gerichtetes Antlitz von Thränen überströmt.

Auf der andern Seite bietet sich mir eine andere Scene dar. Der Altar und seine Zugehör sind im besten Style der beliebtesten Zimmergeräthschaften ausgeführt, der genau passende Teppich ist sorgfältig bedeckt, um für die Festtage seine Frische zu bewahren; der Marmor und das Holzwerk sind untadelhaft in Farbe und Lack. Auch hier sind Anbeter: die Pariser Dame in ihren weiten Lehnsessel zurückgelehnt, und ein silberbeschlagenes Gebetbuch in der Hand; der englische Kirchenstuhlpächter umgeben mit allem Luxus von gestickten Polstern und in Saffian gebundenen Andachtsbüchern.

Es ist durchaus nicht unsere Absicht, zwischen den in beiden Scenen handelnden Personen eine Vergleichung anzustellen, oder zu behaupten, die zweite Klasse könne nicht ebenso andächtig und glühend beten, als die erste. Im Gegentheil, das Kleid hat so viel Einfluß sogar auf unsere heiligsten Pflichten, daß wir glauben, die zuerst genannten Personen wären unfähig zu beten und kalt in ihrem Flehen, wären sie mitten in die weichliche Umgebung der Letzteren versetzt, wie diese, wenn sie auf dem kalten Pflaster einer alten katholischen Kirche allein und ohne Stütze niedersinken würden. Aber auf die eine oder andere Art scheint das Auge und der Gedanke in der äußerlichen Haltung und Kleidung der ersteren Klasse ein Schauspiel zu finden, welches mehr zu der in beiden Scenen sich kundgebenden Absicht paßt. Wenn der Maler einen inbrünstig Betenden darzustellen wünschte, so würde er gewiß sie zu seinem Muster nehmen; wenn ein Dichter die im Gebete sich kundgebenden Anliegen eines gebeugten Herzens beschreiben wollte, so würde er sie sich auch in äußerlichen Formen ausdrücken lassen; ferner wenn der Prediger oder Sittenlehrer seine Zuhörer oder Leser bewegen wollte, der Pflicht zum Gebete mehr Aufmerksamkeit zu schenken, so würde er ohne Zweifel seine Worte mit Bildern erläutern und Letztere aus der nämlichen Quelle schöpfen. Wir sind keine Künstler und keine Dichter, auch beabsichtigen wir nicht, über ein so heiliges

Thema eine Homilie vorzutragen. Wir sind bloß arme Kritiker, bestrebt nicht zu tadeln, sondern zu bessern, und deßhalb lag bei Allem, was wir gesagt haben, bloß der Wunsch zu Grunde, unsern Lesern durch zwei passende Bilder anschaulich zu machen, was wir unter zwei Arten des Gebets und zwei Klassen von gegenwärtig benützten Gebetbüchern verstehen — nämlich unter den alten oder liturgischen und wahrhaft kirchlichen und den modernen, mannigfaltigen und nicht bestätigten. In Ersteren findet sich alles Gewaltige und Schöne, alles Tiefe und Erhabene, alles Heilige und Poetische vereint, das Geist und Herz, denen es beinahe vom Himmel eingegeben ist, mit einander verbinden können. Der Geist himmlischer Harmonie durchdringt ihre Worte, und verbindet ihre Ausdrücke, und webt sie zu Sätzen und Perioden von wundervoller Art. Wir bewundern darin einen reichen und vollen Ton, eine fast spielende Mannigfaltigkeit, indem sie durch einen plötzlichen Sprung vom Ernsten ins Fröhliche übergehen, dann allmählig vom Erhabenen zum Gewöhnlichen herabsteigen, ohne der Würde etwas zu vergeben. Alles ist tief empfunden und durchdacht; das Schluchzen der Zerknirschung, das De profundis des Geistes kommt aus den innersten Tiefen einer vom Kummer gedrückten Brust; das Lied des Dankes, das Te Deum springt leicht und fröhlich von den lebhaften Lippen, gleich als wollte es unter den himmlischen Chören mitjubeln. Die Stimme der alten Priester muß, sollte man denken, eine reiche und feierliche, jetzt unbekannte Biegsamkeit gehabt haben, da sie so schöne Aussprüche vorzutragen hatten, und die Menge, welche antwortete, muß einen Ton verursacht haben, gleich dem Rauschen eines großen Wassers, da ihr solche Antworten eingegeben wurden. Welche Gewandtheit in der Auswahl eines jeden Verses, welche Feinheit in der Wahl von Anspielungen und Erklärungen, welcher ausgesuchte Geschmack in der Anwendung der heil. Schrift bei jedem Bedürfnisse, welch' einfache, natürliche und erhabene Poesie durchdringt jede Stelle, selbst wo das Metrum ausgeschlossen ist, welch' edler Aufschwung des Gedankens und des Ausdrucks in den mehr didaktischen Theilen! Es ist ein Wohlgeruch, ein ächter Weihrauch in diesen alten Gebeten, welcher von den Lippen zu rauchen und in zarten, balsamischen Wölkchen gen Himmel zu steigen scheint, auf denen sich Engel wiegen und auf uns, von denen sie ausgehen, herabblicken. Sie scheinen werth zu sein, in eine höhere Sphäre anfgenommen und dort auf dem Altare, an dem ein Engel dient, aufbewahrt zu werden.

Wir spähen in ihnen umsonst nach der formellen Anordnung, nach der systematischen Eintheilung, welche unsere modernen Gebete auszeichnet. Wir finden die Gebete nicht unter regelmäßigen Aufschriften und in ein gewißes Maß eingeschränkt; und doch gibt es kein Bedürfniß, für welches nicht Vorsorge getroffen wäre. Was auf den ersten Anblick beinahe Unordnung zu sein scheint, wird bei näherer Prüfung als die gefälligste Mannigfaltigkeit befunden, welche durch die kunstloseste, und doch sehr feine Anordnung hervorgebracht wird. Sie haben nicht die Symmetrie des Blumenbeetes; es scheint keine Schnur und kein Richtscheit bei ihrer Aussteckung angewendet worden zu sein, die Blumen sind nach einer strengen Ordnung vertheilt, aber sie haben die Größe und den Reiz und vor Allem die Frische einer Landschaft, ihre Unregelmäßigkeiten geben ihnen Schönheiten, ihre plötzlichen Uebergänge verstärken ihren Eindruck; und ihre Farben glänzen in einem luxuriösen Reichthum, womit moderne Kunst nicht wetteifern kann. Sie haben noch all' die Feierlichkeit und Erhabenheit der Stellen, an denen sie zuerst vorgetragen wurden; sie haben noch das Echo der düsteren Katakomben, sie wiederhallen die Jubelchöre der vergoldeten Basiliken, sie schallen harmonisch von den hohen Wölbungen nieder. Die Leiden und Freuden der Kirche, das Opfer des Märtyrers und die Danksagung des Bekenners, das Schluchzen des Anachoreten und die Liebesseufzer der Jungfrau, — Alles findet sich vor. Derjenige, welcher über das Jenseits nachdenken will, hat sein Dies Irae; diejenige, welche am Fuße des heil. Kreuzes stehen will, hat ihr Stabat Mater, und die, welche vereint vor dem Altare ihre Anbetung darbringen wollen, haben ihr Lauda Sion.

Die Kirche hat zu keiner Zeit ihre Macht des Gebetes, ihre Meisterschaft über die Harfe Davids verloren; aber seit langer Zeit scheint sie schweigend und abgespannt gewesen zu sein, gleichwohl darf sie die Kirche nur stimmen und spielen, und sie wird die nämlichen sanften und lieblichen Töne hervorbringen, wie am Anfang. Jede neue Andacht und jedes Gebet, welches sie dem Pontifikale oder Rituale einverleibt hat, verschwindet in der Masse älterer Kompositionen, so daß es nicht mehr unterschieden werden kann, und vermischt sich mit ihnen als ein neuer Bestandtheil „in den lieblichen Arzneien des Apothekers," [1]) dem Uebrigen an Lieblichkeit und Kraft ganz gleich. Jedes neue Gebet,

---

1) Eccles. XXXVIII, 7.

wie die vortrefflichen Passionsgebete, welche sie ihrem Brevier einverleibte, athmen die nämliche liebliche Poesie, den nämlichen balsamischen Duft, wie die alten Gebete. Und was die Gebete betrifft, welche aus den Herzen und den Federn heiliger Denker des Mittelalters und späterer Zeiten hervorgingen, so darf man wohl sagen, daß sie durchaus den Geist der Kirche in sich tragen und ihre Gedanken aussprechen; sie sind liebliche Bäche, die durch einzelne Kanäle von ihrem reinen Strom abgeleitet werden. Der heil. Bonaventura und der heil. Bernhard und Viele in diesen goldenen Zeiten des Gebets haben bewiesen, wie vollständig Menschen so zu sagen die Zungen der Kirche sein und ihre heiligsten Gefühle ausdrücken können. Das Jesu, dulcis amor meus vom heil. Franz Xaver, das Sume Domine, et suscipe universam libertatem meam des heil. Ignatius, das Ante oculos tuos von Urban VIII., welches rings um die Confessio[1]) der Apostel in Rom aufgehängt ist, und viele andere von Einzelnen ausgegangene Gebete enthalten mehr Mark und sprechen mehr Gefühl aus, als die viel längeren Zusammenstellungen unserer modernen Zeiten.

Mit diesen wollen wir uns nun beschäftigen. Die s. g. Reformation zerstörte, wo sie hinfiel, alle Wärme, alle Empfindung, und führte ein ganz neues Gebet-System ein. Wir wissen, daß einige Personen, die in die Gebete der anglikanischen Kirche verliebt sind, ihre Dürre sehr passend und schön, und den Zustand des Strebens, in den sich jene Kirche versetzt hat oder vielmehr durch ihre Trennung von der Einheit versetzt wurde, sehr geeignet darin ausgeprägt finden. Wir können diesen Standpunkt nicht annehmen, denn es kann gar kein historischer Beweis dafür angeführt werden. Es war der dürre Puritanismus jener Zeit, welcher auf die Kompilatoren von Gebetbüchern seinen Einfluß übte. Es war der Schatten des genfer Mantels und Huts, welcher über ihnen hing, ein giftiger Nachtschatten, ein Upas, der alle Anbetung und fröhliche Frömmigkeit vernichtet, wenn sie in den Bereich seines herzlosen Einflusses kommen. Das Gebetbuch behielt eine Art mageren Breviergebets in der Morgen- und Abendandacht bei; aber jeder Hymnus und jede Antiphon war verschwunden, und die schöne Abwechselung von Fröhlichem und Erhabenem, die Mischung von Didaktischem und Lyrischem, die sich in den täglichen Gebeten fand,

---

1) [Der Platz, wo in einer Basilika die Gebeine eines Märtyrers aufbewahrt werden.]

wurde völlig verwischt. Namentlich verschwanden bei den Kommuniongebeten die eigenthümlichen Schönheiten der alten Liturgie, auf welche wir zu gehöriger Zeit näher eingehen werden, und an ihre Stelle traten verhältnißmäßig trockene und kalte Gebete und Ermahnungen.

Es ist uns vorgekommen, als wäre ein Theil des Sauerteigs, welcher, während er die Gährung verursachte, das süße Brod der alten Anbetung bei unsern Nachbarn verbitterte, unglücklicherweise auf uns selbst übergegangen. Denn die Unvollkommenheiten, welche wir in protestantischen Gebeten finden, hängen auch in gewissem Grade unseren eigenen an. Es scheint, als kämen die meisten unserer modernen englischen Gebete zu sehr aus dem Kopfe. Nicht, daß es denjenigen, welche sie verfaßt haben, an Herz fehlte, — dieser Gedanke ist weit von uns entfernt, sondern sie fürchteten, es mitsprechen zu lassen; sie legten es in Fesseln, sie drängten seine Empfindungen zurück, damit sie nicht davon hingerissen würden. Die Folge ist, daß sie einen gewissen vernünftelnden, spitzfindigen Charakter an sich tragen, welcher nach den schlimmen Zeiten der Polemik schmeckt. Wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, wir reichen an den Allmächtigen eine Bittschrift ein, statt daß wir zu ihm beten. Unsere Bitten um Verzeihung scheinen nicht so fast das Geschrei eines Schuldigen zu sein, welcher sich auf den Knieen zu dem Richter hinschleppt, in dessen Händen sein Schicksal liegt, als vielmehr eine Bittschrift an den Thron, das Urtheil zu ändern. Jede Thatsache ist bewundernswerth eingeordnet, jeder mildernde Umstand sorgfältig befürwortet; die Beweggründe der Verzeihung genau ausgeführt, aber es fehlen die Thränen, das Schluchzen, die Sprache der Zerknirschung des gebeugten Herzens, die mit einander vermengten Laute des Schreckens und der Hoffnung, des Kummers und der Liebe.

So ist's mit unseren anderen Gebeten. Unsere Dankgebete sagen, wie sehr wir Gott dankbar sein müssen, wundern sich, wie wir seine Wohlthaten vergessen können, und bitten, wir mögen nie aufhören, uns daran zu erinnern. Aber sie brechen nicht aus in ein Lied, sie singen nicht unfreiwillig fort: „Cantemus Domino, gloriose enim magnificatus est;“ sie scheinen von einer Pflicht, nicht von einer Rührung des Herzens auszugehen. Unsere Aeußerungen der Liebe sind ebenso gefaßt. Sie führen die Gründe auf, aus denen wir unsern Schöpfer, unsern Vater und Erlöser lieben müssen, sie anerkennen das Unvollkommene unserer Liebe, sie drücken endlich aus, daß wir nicht in ge-

hörigem Maße lieben. Es ist aber nicht die Gluth der Liebe, von der Herz und Lippen überströmen in glühenden, begeisterten, leidenschaftlichen Ausdrücken; wir finden darin nicht die unübertreffliche Süßigkeit des „Jesu dulcis memoria," oder die starken Ausbrüche göttlicher Liebe, wie sie in vielen kurzen Aussprüchen der Heiligen enthalten sind. Strophen, ja Linien in den Gedichten des heil. Franz von Assisi drücken die Gluth des liebenden Herzens viel besser aus, als jedes moderne, noch so ausgefeilte Gebet es thut. Und warum? Einfach, weil sie sprechen, wie einer, der liebt. Unsere modernen Gebete haben keine Schwingen, sie kriechen mit uns auf unserer eigenen niederen Sphäre, sie tragen uns nicht zum Himmel empor, wohin wir uns im Gebete aufzuschwingen wünschen; wir fühlen uns nicht zwischen Engeln und Heiligen, wie wir es doch aussprechen. Und wenn sie sich nicht mit uns erheben, erwärmen sie uns hier unten nie. Sie sind grünes Holz auf dem Altar, nicht die wohlduftende Ceder der alten Form, welche ihn mit einem Glanz umgibt und deren Duft glorreich gen Himmel steigt.

Wir glauben, man wird uns nicht für tadelsüchtig halten, wenn wir so schreiben. Wir fühlen indessen, daß wir von dem, was wir gesagt haben, einige Erläuterungen durch Beispiele geben müssen. Wir wollen nur die Sonntagsgebete des wahrhaft frommen und gelehrten Theologen Gother anführen, welche das, was wir gesagt haben, vollständig beweisen. Lange logische Gebete wird man da in Ueberfluß finden, die als Unterweisungen bewunderungswürdig sind; aber für den gewöhnlichen Gläubigen sind sie zu lang und zu trocken. Wir wollen bloß ein sehr kurzes Gebet dagegen halten, welches sich fast in allen unsern Gebetbüchern findet: —

Gebet nach der Messe.

„Nimm, barmherziger Gott, dieses unser Opfer auf; was wir durch deine Gnade mit Sorgfalt gethan haben, sieh' mit deiner Milde an, und verzeih' uns gnädigst die Nachlässigkeiten, die wir dabei begangen haben, durch unsern Herrn Jesus Christus. Amen."

Nichts fehlt hier; das Gebet ist vollständig und ohne Zweifel ausgezeichnet in allen seinen Theilen. Aber es ist der Form nach eine Kollekte und läßt an seinem gegenwärtigen Platze kalt, wenn man es mit älteren liturgischen Gebeten zusammenhält. Es sagt nicht: „Wir sind unnütze Knechte." Es nimmt an, daß unser Werk, wenig-

stens zum Theil, gut ausgefallen sei. Man vergleiche nun folgendes Schlußgebet aus einer syrischen Liturgie: —

„Verleihe mir, o Gott, die Gnade deines heil. Geistes, die du über deine heiligen Jünger auf dem Berg Sion und auf dem Oelberge ausgegossen hast, und nimm sie nicht von mir, weder in dieser Welt, noch in der andern. Denn von dir kommt jede gute und vollkommene Gabe. O Licht der Lichter, Schöpfer der Welt, dich beten wir an, dich lobpreisen wir jetzt und immer bis in ewige Zeiten! Friede sei mit dir, heiligster Altar! möge ich in Frieden wieder zu dir zurückkehren! Das Opfer, welches ich von dir empfangen habe, gewähre mir Vergebung meiner Schulden und Verzeihung meiner Sünden, und bewirke, daß ich vor dem Richterstuhl Christi ohne Schuld und Schande erscheinen möge; denn ich weiß nicht, ob ich wieder ein Opfer auf dir darbringen werde!“ [1])

Vorher aber kommt eine prächtige Dankeshymne, welche von dem Priester und Diakon abwechselungsweise gesungen wird, und die wir gerne hersetzen würden, wenn es der Raum gestattete. Sie bezeugt die Freude und den Jubel, mit welchen die Kirche für ihre kostbarste Gabe dankt. Wir wollen lieber ein anderes zur Vergleichung nehmen. In der letzten Ausgabe des „Garden of the Soul,“ sowie in einigen früheren wurde ein sehr langes Morgengebet weggelassen, in welchem alle die eigenthümlichen Themate eines solchen Gebetes in systematischer Ordnung enthalten waren. Mit dem nämlichen guten Takt wurden noch einige andere derartige Gebete wegen Krankheit, um Ablässe u. s. w. ausgelassen. Denn obgleich sie in vielen Hinsichten ausgezeichnet sind, so haben sie doch den Fehler, auf den wir so schon oft angespielt haben, daß sie zu trocken, zu lang, zu formell sind. Einige Abendgebete in den verschiedenen vor uns liegenden Büchern sind, glauben wir, den nämlichen Einwürfen ausgesetzt. Es ist nicht nöthig, sie einzeln anzuführen, weil wir fürchten, sie alle haben den Fehler, den wir hervorzuheben wünschen. Wir müssen bitten, hierin unsern eigenen Weg gehen zu dürfen.

Es kann kein Zweifel sein, daß, während die alten Christen ihre Gedanken in Privatandachten beständig zu Gott gerichtet hatten, die Kirche Sorge trug, für die regelmäßige und nothwendige Ausübung dieser Pflicht durch ihren öffentlichen Gottesdienst zu wirken. Es war nicht ihre Meinung, daraus bloß einen sonntäglichen Gottesdienst oder eine bloß klerikalische Verpflichtung zu machen, sondern die

---

1) Assemani Cod. Liturg. tom. V. p. 225.

regelmäßige, tägliche und genügende Erfüllung einer jedem Stande und jeder Klasse in der Kirche obliegenden Verbindlichkeit. Sie hat es nie so aufgefaßt, als wären außer diesem öffentlichen Gottesdienst noch gewiße lange, Familien- oder Privatgebete nothwendig, um sich der Pflicht der geistigen Morgen- und Abendandacht zu entledigen. Sie trug für Alles Sorge, was dazu nothwendig ist, und wo sie es gethan hat, dürfen wir sicher sein, daß es geschah, ohne eine Nebenbuhlerschaft zu erwarten. Unglücklicherweise sind nun diese Andachten, wenigstens zum größten Theil, bloß noch dem Klerus zur Pflicht gemacht und so kommt es, daß wir sie als eine reine kirchliche Verbindlichkeit ansehen, die eine Erhöhung, nicht der wesentliche Inhalt des gewöhnlichen christlichen Pflichtenkreises ist. Man vergißt allmählich, daß die Prim das Morgengebet der Kirche und die Komplet ihre Abendandacht ist. Und so ist es offenbar. Aber was hauptsächlich dazu beiträgt, uns diesen Umstand übersehen zu lassen, ist, daß wir gewohnt sind, zu meinen, die Morgen- und Abendgebete müssen nothwendig eine bestimmte Form haben, aus gewissen bestimmten Andachtsakten bestehen und in eine formelle Ordnung gebracht sein, und daß wir diejenige Form aus den Augen verloren haben, welche alle Gebete der Kirche charakterisirt und die bei weitem die vollkommenste ist und sein muß. Wir wollen die hauptsächlichsten Unterschiede zwischen beiden Klassen der Gebete betrachten.

1) Es wird uns auffallen, daß die modernen Gebete beinahe durchgängig bloß für Eine Person eingerichtet sind. Daß dies nicht aus Rücksicht auf die Privatandacht geschah, erhellt aus den wenigen Responsorien, welche darin vorkommen und die hinlänglich beweisen, daß eine Gemeinde- oder Familienandacht, so zu sagen, beabsichtigt wurde. Die größere Anzahl der Theilnehmer muß jedoch bloß zuhören, während Eine Person eine lange Reihe von Gebeten vorliest. Jedermann weiß, wie schwierig es unter solchen Umständen ist, längere Zeit aufmerksam zuzuhören, — wie leicht der Geist abschweift und gänzlich weg ist, bis er mechanisch durch ein Responsum wieder zur Sache kommt. Dies zeigt nun den Vortheil häufiger Unterbrechungen, und wenn sie jeden Augenblick vorkommen. Und dies ist genau die Form der Kirchengebete. Bei der feierlicheren Liturgie oder bei der Messe, wo der Priester der hauptsächlich Handelnde ist, indem dieses Amt ihm ausschließlich zusteht, müssen die Uebrigen sich begnügen, ihre Gebete geistig mit den seinigen oder vielmehr mit den hei-

ligen Handlungen, welche er vornimmt, zu vereinigen. Aber bei allen andern täglichen Andachten sind die Kirchengebete allgemein, alle nehmen zu gleichen Theilen daran Antheil; Psalmen, Hymnen, Strophen, Antiphonen, Alles wird von der ganzen Gemeinde abgesungen. Alle werden dadurch gleichmäßig Theilnehmer, erhalten gleichmäßiges Interesse an dem Gottesdienste; und die Aufmerksamkeit wird wach erhalten, oder vielmehr sie erholt sich leicht von selbst. Es ist dies gewiß ein großer Vortheil, und stellt die alte Form des Gebetes weit über die neue.

2) Die Gebete der Kirche sind durchaus voll Leben und Freude. Dies scheint in der That etwas Charakteristisches der katholischen Kirche zu sein; sie betet immer in Hymnen, indem sie „freudig Gott mit Psalmen anruft." Sogar wenn sie trauert, muß sie singen, nur in tieferen Tönen, wobei sie selbst die Klage mit Hoffnung belebt. Ungefähr zwei Monate im Jahr unterdrückt sie ihr Halleluja, vierzehn Tage lang zur Passionszeit läßt sie ihr Gloria patri verstummen, und nur an drei Tagen, an den drei feierlichsten des Jahres schweigen die Hymnen in ihrem Gottesdienste. Und selbst da verbannt sie dieselben nicht aus ihrer Liturgie. Am grünen Donnerstag singt sie bei der Konsekration des Chrismas und bei der Prozession zum heiligen Grabe am Charfreitag stimmt sie das erhabene „Pange lingua gloriosi lauream certaminis" an, mit dem sie in zarter Absicht in die pathetischen Vorwürfe gegen das jüdische Volk einfällt. In diesem Geiste ist kein einziger Theil ihres siebenmaligen täglichen Gebets ohne seine Hymne, die es eröffnet oder schließt. Und gewiß ist dies sehr weise für unsere menschliche Schwachheit berechnet, welche fortwährend solche Mittel braucht, um in Erfüllung ihrer geistigen Pflichten beständig zu bleiben. Sie vermeidet dadurch die sonst entstehende Eintönigkeit; sie erhebt den Ton der Stimme und des Geistes über den Grad der gewöhnlichen Konversation, und wenn sie nach Noten singt, so verhindert sie die Mattigkeit, und erfrischt den Geist. Noch mehr sie gießt einen poetischen Reiz über die ganze Andachtsübung aus, indem sie aus dem Beten eine angenehme und willkommene Beschäftigung macht. Diese Eigenschaft könnte gewiß auch den Familienandachten mitgetheilt werden, oder wir sollten vielmehr sagen, es sollte so sein. Denn der heil. Paulus scheint namentlich dies im Auge gehabt zu haben, wenn er bei seiner Belehrung über die häuslichen Pflichten die Epheser ermahnt, sie sollen „mit einander sprechen in Psalmen und Hymnen und

geistigen Gesängen." Ein freudiger Geber liebt Gott, und die natürliche Heiterkeit gegenseitiger Liebe, eine gemeinsame Hoffnung, Ein Glaube und Eine Wahrheit unter dem nämlichen Dache würde einen Strahl des Sonnenglanzes über die häuslichen Ergießungen dieser Gefühle verbreiten. Ich fürchte aber, eine solche Heiterkeit durchdringt unsere Formen der Andacht nicht; sie sind meistens von dunkler Färbung und hie und da schleicht sich sogar ein melancholischer Zug ein, mehr eine tiefsinnige, ängstliche Ausdrucksweise, als eine heitere, hoffnungsvolle, lächelnde Miene. In dieser Hinsicht hat sicherlich die Kirche Recht.

3) Ein anderer mit Letzterem sehr enge zusammenhängender Unterschied besteht darin, daß bei den einen die strenge und systematische Anordnung fehlt, auf welche bei den andern ein so sorgfältiges Studium verwendet wird. Es kann, glauben wir, kein Zweifel obwalten, daß die Verschiedenheit ihren Grund in dem poetischen Charakter der einen, und dem prosaischen der andern hat. In der Kirche beziehen sich alle Gebete auf die Andachtsübung, für welche sie bestimmt sind; da sie aber aus „Psalmen, Hymnen und geistlichen Gesängen" bestehen, die sehr schön ausgewählt sind, so wechseln durch die ganze Andachtsübung hindurch die verschiedenen Bitten ab, je nachdem sie durch die verschiedenen, auserlesenen Theile ausgedrückt werden. Dies verhindert Ueberdruß, es ist gerade, wie bei einer Musik, welche vermöge der verschiedenen Schlüssel eine Fülle von Passagen mit anscheinenden und augenblicklichen Dissonanzen hat, die verschiedenen Modulationen allein die völlig abgerundete Harmonie hervorbringen. Auf der andern Seite sind in unsern modernen Andachten jede Bitte, jede Tugendübung genau geschieden, es ist kein Raum für ein Gebet der Empfindung, es sind keine Gegensätze vorhanden, es fehlt Licht und Schatten. Ersteres ist die Sprache der Natur, Letzteres die der Kunst. Eine Analyse der Gebete, welche wir als die Morgen- und Abendandacht der Kirche ansehen, wird leicht zeigen, wie vollständig darin alles Nothwendige aufgenommen ist, ohne daß eine künstliche Anordnung beobachtet wurde.

Nachdem wir z. B. in der Prim uns durch das einleitende Gebet „Aperi Domine," in die Gegenwart Gottes versetzt, und mit dem „Deus in adjutorium" die Gnade Gottes erfleht haben, wird der Tag mit einem wunderschönen Hymnus angefangen, in dem wir um Bewahrung vor der Sünde während des Tages bitten, unsere Sinne

und Herzen dem göttlichen Schutze empfehlen und um die Gnade bitten, daß wir am Abend auf einen reinen Tag zurückblicken und für den vielen Segen Lob singen können. [1]) Kann es etwas Passenderes, Vollständigeres, Schöneres geben, als dies? Können unsere modernen Unterschiebungen damit konkurriren? Nach dem Hymnus folgen drei Psalmen, welche sich nie ändern, während an jedem Tage oft noch andere beigefügt werden. Der erste davon (in der Vulgata der 53ste, im Hebr. der 54ste) drückt in gedrängter und gefühlvoller Sprache die Gefahr der Versuchungen aus, welche uns erwarten, die List und die Gewalt geistiger Feinde, welche uns nach dem Leben trachten, fleht um Beistand und spricht triumphirend das Vertrauen auf die Macht und die Güte Gottes aus, das sich auf bereits erhaltene Gutthaten gründet. Nach diesem Ausdrucke der Empfindungen folgen gute Vorsätze für den Tag, Versprechungen, man wolle die Urtheile, Gesetze und Befehle Gottes beobachten, man wolle sie den Reichthümern vorziehen, sie sollen unser Glück ausmachen; und dazwischen kommen glühende Gebete um die Gnade, so zu handeln, das Bekenntniß unserer Unfähigkeit und Hülflosigkeit ohne dieselbe, und ein großes Vertrauen auf die Güte unseres himmlischen Vaters. Und dies Alles ist nicht in kalten, nach einer bestimmten Ordnung folgenden Phrasen ausgesprochen, sondern in der glühenden Sprache der Eingebung des heil. Geistes, mit ihren reichen und mannigfaltigen Bildern und Ausdrücken. Denn dieser Theil der Andachten besteht aus zwei Abtheilungen des 118ten (oder 119ten) Psalms. Darauf folgt ein Ausruf der Ehre und des Ruhmes des Gottes im Himmel, und hernach mit erhabener Abbrechung eine höchst demüthige, inbrünstig wiederholte Bitte um Barmherzigkeit an seinen Sohn. Dann kommt (ausgenommen an Festtagen) eine Reihe von Versen, in welchen um Verleihung vieler Gnaden und vielen Segens den Tag über gefleht wird; hernach das Sündenbekenntniß mit seinem Gebet um Vergebung, und den Schluß bildet das eigentliche Hauptgebet der ganzen Andacht, worin Gott gebeten wird,

---

1) [Im Original ist dieser Hymnus abgedruckt aus einer in Oxford erschienenen, jedoch nicht vollständigen Uebersetzung des Breviers, und zwar wie der Verfasser sagt, aus dem Grunde, weil diese Quelle seinen Lesern wenig zugänglich sei und der Hymnus in keinem englischen Gebetbuche stehe. Da nun jene Uebersetzung für den deutschen Leser kein Interesse hat und die Besseren unserer Gebetbücher denselben enthalten (s. Dr. Reischl's Chor- und Meßbuch. München 1844, S. 43) so haben wir nicht für nothwendig gefunden, ihn ebenfalls herzusetzen.] A. d. Ueb.

da er uns einen neuen Tag habe erleben lassen, so solle er auch über uns wachen, uns vor aller Sünde bewahren und alle unsere Worte, Gedanken und Handlungen nach seinem Gesetze einrichten. Wenn die Prim im Chor gehalten wird, so ist dabei ein sehr passender und schöner Gebrauch eingeführt. Es wird da das Martyrologium für den Tag verlesen, d. h. eine abgekürzte Aufzählung derjenigen Heiligen, welche an diesem Tage Gott durch ihr Märtyrerthum verherrlicht oder ihren glücklichsten Tag in einem seligen Tod gefunden oder den Tag sonst durch eine große, heilige Handlung ausgezeichnet haben. Dadurch erhalten wir eine Reihe von Mustern, die uns zur Nachahmung vorgestellt werden; jeden Tag werden andere Handlungen von Sterblichen, gleich uns, die bei Gott Gefallen fanden und sein Reich erlangten, als Beispiele zur Nachahmung ins Gedächtniß zurückgerufen und eingeflößt (denn einer, der mit ihrem Lebenslauf bekannt ist, wird sich bei Nennung ihrer Namen leicht ihre besonderen Verdienste ins Gedächtniß zurückrufen); die Gemeinschaft der Heiligen wird im Einzelnen betrachtet, so daß wir an jedem Tag in engerem Verkehr mit denen zu sein scheinen, welche an demselben ein besonderes Fest mit uns feiern, sie im Himmel, wir auf Erden; und schließlich haben wir auf diese Art besondere uns zugetheilte Patrone, welchen wir an diesem Tage durch die Feier der Kirche namentlich empfohlen werden. Die Lesung des Martyrologiums wird durch ein Gebet geschlossen, welches auch gesprochen wird, wenn die Lesung wegfällt, mit einem Gebete um die Fürbitte der gebenedeiten Mutter Gottes und aller Heiligen, deren Tod im Herrn kostbar war. Ferner wird noch der Ruf um Barmherzigkeit erhoben und dreimal wiederholt; denn heilige Zudringlichkeit ist eines der Vorrechte der Kirche. Auf dieses kommt noch ein schöner Vers nebst Responsum um die göttliche Leitung all' unseres Thuns und Lassens, und eine andere, nicht minder schöne Kollekte desselben Inhalts, indem sie unsern Leib und unsere Herzen, unsere Sinne, unsere Reden und Handlungen unter die Leitung und den Schutz Gottes stellt. Dann kommt ein kurzes Kapitel oder Lesung aus der heiligen Schrift, über deren Text wir während des Tages nachdenken sollen, dasselbe ist gewählt in Rücksicht auf die kirchliche Zeit und das Fest des Tages.

Diese sehr unvollständige Analyse mag genügen, um die Aufmerksamkeit derjenigen, welche nicht verpflichtet oder nicht gewohnt sind, sich an die Gebete der Kirche zu halten, auf diese schönen Gebetsweisen

zu richten. Wir wollen nun noch einen kurzen Umriß des Abendgebets oder der Komplet geben, welche unter den Katholiken besser bekannt ist. Der Segen beim Beginne drückt den wahren christlichen Gesichtspunkt von der Abendandacht aus. Die Aehnlichkeit zwischen Schlaf und Tod, dann die Gefahr, bei einer plötzlichen Heimsuchung von dem einen in den andern überzugehen, gibt natürlich eine doppelte Vergleichung an die Hand, — daß es nützlich und recht ist, in unser Bett zu liegen, als wäre es ein Sarg, und sich zur Ruhe zu begeben, als könnten wir möglicherweise auf Erden nicht wieder erwachen. Wir flehen deßhalb zu Gott, uns eine ruhige Nacht und ein seliges Ende zu gewähren — noctem quietam et finem perfectum. Dann kommt als erste Vorbereitung das demüthige Bekenntniß unserer Sünden und die Bitte um Verzeihung. Hierauf folgen Psalmen und zwar immer die nämlichen. Die drei ersten beschreiben mit großer Kraft und Gefühl das Vertrauen auf den göttlichen Schutz. Der Ausdruck dieser Empfindung in so kräftigen und gefühlvollen Tönen ist sicherlich das beste Mittel, diesen Schutz zu erflehen und sich zu sichern. Dazwischen kommen andere Ausdrücke der Dankbarkeit für zeitliche Wohlthaten [1]) und geistige Befreiungen, [2]) Ausdrücke des Vorwurfs für unsere Thorheit und Eitelkeit [3]) den Tag über, und vor dem Zurückziehen zur Ruhe noch eine stille Bereuung der am Tage gezeigten Schwäche und der begangenen Fehler. [4]) Der vierte Psalm [5]) ist eine lebhafte und schöne Aufforderung an diejenigen, welche in Erfüllung ihres Amtes und ihrer religiösen Pflichten die Nacht im Hause Gottes wachen, um ihn statt uns, die schlafen, zu preisen und Segen auf unsere hülflose Lage herabzuflehen. Wie passend ist diese Aufforderung in einer Kirche, in welcher so viele Vereine von Männern und Weibern jede Nacht aufstehen, um ihrem Gott Lob zu singen, und wo beinahe in jeder Stadt, der Gläubige vor dem zur Anbetung ausgesetzten allerheiligsten Sakramente wacht. Dann kommt die Hymne, diese niefehlende Unterhaltung der abnehmenden Aufmerksamkeit oder der ermattenden Andacht; es wird darin ausdrücklich um Schutz während

1) „Multi dicunt quis ostendit nobis bona," etc.

2) „Verumtamen oculis tuis considerabis, et retributionem peccatorum videbis," etc.

3) „Filii hominum usque quo gravi corde," etc.

4) „Quae dicitis in cordibus vestris in cubilibus vestris compungimini."

5) „Ecce nunc benedicite Dominum" — Ps. CXXXIII.

unserer Ruhe gebeten. Auf sie folgt ein passendes Kapitel oder eine Stelle, welche Gottes Fürsorge aus dem Grunde anruft, weil wir seine lebendigen Tempel sind, auf welche sein heiliger Name herabgerufen wurde. Dann kommen abwechslungsweise einzelne Verse und die Antwort des Chors (s. g. Responsorien), worin wir unsern Geist wiederholt in die Hände des Gottes der Wahrheit, der uns erlöst hat, empfehlen und ihn bitten, uns wie den Apfel seines Auges zu behüten. Die Anspielung auf dies endliche Aufgeben unseres Geistes in die Hände unseres himmlischen Vaters, welche die hier angewendeten Sterbeworte unseres Heilands natürlich an die Hand gibt, wird sogleich aufgenommen, und der bescheidene, aber fröhliche Lobgesang des Zacharias „Nunc dimittis“ drückt unsere Bereitschaft aus, diesen unseren Verbannungsort zu verlassen, wenn es Gott gefallen sollte, uns zu rufen. Und so entspricht die einleitende Idee von unserer zweifachen Vorbereitung sehr schön dem Schlusse der Andacht. Es ist noch ein Gebet beigefügt („Visita quaesumus,“) das als ein wesentlicher Theil aller unserer Abendandachten wohl bekannt ist, und keine besondere Beschreibung erfordert. Ein Antiphon oder eine Hymne auf die gebenedeite Gottesmutter schließt den öffentlichen Theil der Andacht.

So sind die Abendgebete, welche die Kirche für ihre Kinder entworfen hat, und wir, für unseren Theil, können nichts Besseres wünschen. Wir wissen nicht, wo eine Verbesserung angebracht werden könnte, und deßhalb sehen wir nicht ein, warum etwas Anderes an ihre Stelle hätte gesetzt werden sollen. Ein oder zwei Umstände scheinen mit genügender Klarheit anzudeuten, daß die zwei Andachten, welche wir zergliedert haben, von der Kirche zu dem von uns beschriebenen Zwecke bestimmt waren. Z. B. die Prim beginnt wie die Komplet schließt, mit dem Glauben, nebst den gewöhnlichen Gebeten, dem Vater unser und Ave Maria, als sei der Tag mit dem öffentlichen Bekenntniß unseres Glaubens zu beginnen und zu schließen. Ferner können wir bemerken, daß, während in jeder andern Stunde des täglichen Gebets die Kollekten und die Responsorien je nach dem Festtage wechseln, die bei diesen zwei Andachten vorkommenden sich nie nach der Zeit oder dem Tag ändern, sondern offenbar nicht auf eine eigenthümliche Gedächtnißfeier, sondern auf eine beständige und tägliche Pflicht berechnet sind. Ihr Charakter ist deßhalb von den andern ganz verschieden und beweist, daß sie zu einem verschiedenen Gebrauche be-

stimmt sind. Warum sollte nun dieser Gebrauch nicht wieder hergestellt werden? Warum sollten sie nicht beständige Andachten für alle Katholiken, sowohl für die Einzelnen, als für ihre Familien werden? Warum sollten wir nicht hoffen, daß sie jeden Tag in allen religiösen Gemeinschaften oder wenn die Anzahl der Personen genügend ist, sogar in Hauskapellen viel feierlicher abgehalten, ja sogar abgesungen werden? Dadurch würde die Aehnlichkeit der christlichen Familie mit der Kirche viel deutlicher anschaulich gemacht, worauf der heil. Paulus hinweist, wenn er von der Gemeinde spricht, die in dem Hause eines Einzelnen war. [1]) Gewiß, wenn in anderen Beziehungen die Aehnlichkeit festgehalten wird, so sollte sie auch in dieser nicht mißachtet werden, das heißt die im Gebet vereinigte Familie sollte auch die Sprache der Kirche sprechen, sie sollte die nämlichen Andachtsformen beobachten, die sie selbst aufgestellt und gebilligt hat, sie sollte sich ferner wie in guter Zucht, in geistigen Gefühlen, in gemeinschaftlichen guten Werken, in gegenseitiger Ermunterung zur Tugend, ebenso auch in der Regelmäßigkeit und der Ordnung des Gebets von selbst an jene religiösen Gemeinden anschließen, welche überall in der ganzen christlichen Welt Gott in ihrem Namen und unter ihrer besonderen Genehmigung preisen. Wir hegen die starke Vermuthung, daß Viele, welche sich an die Kirche anschließen wollen, jede solche, wenn auch unvollständige Rückkehr zu der Disciplin und der Uebung der alten Kirche mit Freuden begrüßen werden; sie werden uns um so wärmer anhängen, je größer unser Eifer für die Wiederherstellung ihrer Disciplin ist.

Man kann unmöglich die Bemerkung unterdrücken, welch' entschiedene Vorliebe die Kirche für die im Brevier enthaltene Gebetsform bei allen Gelegenheiten zeigt; denn sie ahmt dieselbe in den meisten ihrer anderen Andachten nach, indem sie dieselben aus einem Psalm und einem Antiphon zusammensetzt, dann im Allgemeinen das Kyrie eleison, das Vater unser und eine gewiße Anzahl von Versen und noch ein oder mehrere Gebete folgen läßt. Diese Form hat die Vorbereitung zur Messe und die Danksagung nach derselben, das Itinerarium oder die Reisegebete für Geistliche, das Dankgebet für Gemeinden, das Asperges, der Schluß der großen Litanei

---

1) Koloss. IV, 15

und viele andere.[1]) Und diese Form scheint uns für jedes Gebet bei weitem die vollkommenste zu sein, namentlich aber für solche, welche von vielen vereint gehalten werden. Wir glauben, die Psalmen können bei unseren Andachten nicht genug gebraucht werden. Abgesehen davon, daß sie die Sprache der Eingebung sind, enthalten sie beinahe jede mögliche Bitte, und den Ausdruck jedes Gefühls von der höchsten Freude bis zum tiefsten Kummer, welches immer in unserem feierlichen Verkehr mit dem Himmel vorkommen kann. Sie sollten nicht auf die großen und öffentlichen Andachtsübungen eingeschränkt sein, sie sollten uns ganz geläufig werden, als „häusliche Worte;" sie sollten in dem vollen Umfange des Rathes des heiligen Jakobus angewendet werden: „Tristatur aliquis vestrum? oret. Aequo animo est? psallat."[2]) In was immer für einer Gemüthsstimmung wir sein mögen, so wird sich wenigstens eine dieser heiligen Melodien finden, die mit derselben übereinstimmt, ihre Mißtöne versöhnt, ihren Aerger besänftigt, ihre Niedergeschlagenheit erheitert, ihre Angst beruhigt, ihren Kummer tröstet; oder die, wenn Vertrauen und Hoffnung noch nicht gesunken sind, ihre Heiterkeit belebt, oder ihre Heftigkeit niederhält und die ganze Seele in den rechten Zustand des christlichen Friedens versetzt, der nicht in Stolz sich aufbläht und nicht in Verzweiflung versinkt. Es ist nicht allein Saul, nicht bloß sein böser Geist, welcher den sanften und beruhigenden Einfluß der Harfe Davids empfand; viele geängstigte Herzen, wie das des heiligen Augustinus zu Mailand wurden durch den mächtigen Psalmgesang der Kirche in religiöse Ruhe eingewiegt. Kein Werk von Menschenhand kann eine so häufige Wiederholung leiden, als diese göttlichen Hymnen; sie sind für das Herz immer frisch, wie für die Lippen und die Ohren die feierlichen Töne, in welchen sie die Kirche singt; Beide sind für den täglichen, ja für den stündlichen Gebrauch berechnet, ohne Gefahr zu laufen, von ihren eigenthümlichen Reizen zu verlieren. Die

---

1) Diese Form ist bei den „Gebeten für die Bekehrung Englands" angewendet worden. Wir haben ein kleines Buch vor uns, unter dem Titel „Gebete für den Bau einer neuen Kirche," lateinisch und englisch, in welchen die nämliche Form beobachtet ist, jedoch mit hinlänglich vielen Unregelmäßigkeiten, um den Mangel langer Erfahrung bei dem Sammler anzuzeigen. So ist z. B. das kleine Kapitel überflüßig, da kein Hymnus darin ist. [Der Verfasser dieses Werkchens ist seitdem Katholik und Priester geworden und hat bewiesen, daß er die Schönheiten des katholischen Ritus vollständig zu würdigen weiß].

2) Jak. V, 13.

Geistlichen haben sie wirklich bei ihrem Breviergebet beständig im Munde; da aber bloß ein ganz kleiner Theil davon in unseren gewöhnlichen Gebetbüchern steht, und da in unseren Bibeln Anweisungen zu ihrem Gebrauche fehlen, so fürchten wir, es ist Vielen unserer Laien nicht möglich, sich mit denselben so vertraut zu machen, als sie sollten. Jedenfalls würden die Verfasser von Gebetbüchern, wie wir glauben, mit großem Nutzen die von der Kirche angenommene Methode befolgen, und ihren Andachten mehr von der Form geben, welche sie offenbar vorzieht.

Man mag vielleicht denken, wir haben uns über den Inhalt der modernen Gebete, als sei sein Charakter zu sehr argumentirend und unpoetisch, zu streng ausgesprochen. Glauben wir deßhalb, eine solche Eigenschaft müsse von allen Bitten ausgeschlossen sein? Keineswegs; denn wir behaupten, die Kirche habe selbst die möglichst schönsten Muster für solche Gebete gegeben, wie für alles Andere, was zur Religion gehört. Wir würden demnach die Gebete der Kirche in zwei Klassen eintheilen, wovon die eine ursprünglich und wesentlich einen lyrischen, poetischen Charakter trägt, die andere unsere Bitten auf irgend eine Voraussetzung oder einen Grund stützt, welcher in einfacher, gleichwohl nicht schmuckloser Sprache vorgetragen wird. Zu der ersten Klasse gehört der bei weitem größte Theil der Kirchengebete, die letztere ist hauptsächlich auf die Kollekten und andere sehr kurze Gebete beschränkt. Nichts kann vollkommener zusammengesetzt, von soliderem Stoffe, eleganter abgefaßt oder zierlicher stylisirt sein, als die Kollekten, namentlich die für die Sonntage und die Fastenzeit. Sie gehörten wesentlich zu den altherkömmlichen Gütern der Kirche, indem sie auf den ältesten Sakramentenbüchern und ordines beruhen. Es ist offenbar, daß ihre gleichförmige Anordnung die Folge einer Regel oder eines Prinzips ist; so genau wird sie überall beobachtet. Denn jedes besteht beinahe durchaus aus zwei Theilen, welche man die Einleitung und die Bitte nennen kann. Die erstere enthält entweder eine Darlegung unserer Bedürfnisse, der allgemeinen oder der einzelnen, der zeitlichen oder der geistigen, oder sie enthält einen Grund für Barmherzigkeit oder für günstiges Gehör. Sie kann auch selbst ein Gebet sein, bloß vorbereitend auf eine eigenthümlichere und wichtigere Bitte. In diesem ersten Theil muß man nichts mehr bewundern, als die edlen und passenden Ausdrücke, in welchen die Gottheit angegangen wird, und die erhabene Pracht, mit der ihre Eigenschaften be-

schrieben werden. Was kann majestätischer sein, als Ausdrücke wie folgende: „Protector in te sperantium Deus, sine quo nihil est validum, nihil sanctum;“ oder „Deus virtutum, cujus est totum, quod est optimum;“ oder „Deus innocentiae restitutor et amator;“ oder „Deus a quo bona cuncta procedunt?“ Es gibt in der That kaum eine Kollekte, in der sich nicht eine besondere Schönheit des Gedankens oder eine glückliche Wendung des Ausdrucks findet. Das verbindende Glied zwischen dieser Einleitung und der darauf folgenden Bitte trägt oft den Charakter der größten Kraft und des größten Ernstes, indem es in der That das Mark und das Herz des Gebetes selbst, dasjenige, was es zum Gebete macht, ist; und obgleich es auf drei oder vier Worte beschränkt ist, so wechselt es doch beinahe in jeder Kollekte mit wundervoller Mannigfaltigkeit. Die Bitte selbst ist immer höchst feierlich, demüthig und inbrünstig, sie enthält oft eine Tiefe des Gedankens, welcher Stoff für eine lange Betrachtung liefern könnte. Da trifft man keinen Gemeinplatz; aber mag die Bitte auf Verleihung einer Gnade für Alle oder für Einzelne gerichtet sein, so ist sie immer in so bestimmten und passenden Ausdrücken abgefaßt, daß sie ihr einen Charakter von Originalität und Schönheit verleihen. Die Kollekten in der Fastenzeit z. B. bitten wiederholt um Bewahrung vor den nämlichen Gefahren der Zeit, vor Läßigkeit in ihren schweren Pflichten und vor bloß formeller Beobachtung derselben ohne den inneren Geist der Demuth und Zerknirschung. Eine oder zwei der täglichen Kollekten spielen gewiß auf einen oder den andern dieser Punkte an; ja die Mannigfaltigkeit, welche in denselben herrscht, ist wirklich staunenswerth. Die Bitte erscheint, so oft sie wiederholt wird, durch eine glückliche Aenderung des Ausdrucks ganz neu. Sie sind wie in der Musik Variationen über ein einfaches Thema; jedoch sind sie viel treffender, als diese Variationen gewöhnlich sind, weil sie nicht in eine lange und verwickelte Veränderung der ursprünglichen Weise ausarten. Die letzte ist so einfach wie die erste. Sollte Einer glauben, es erfordere nicht viel, um diese anscheinend so leichten Gebete nachzuahmen, so soll er nur versuchen, einige zu machen und er wird bald finden, wie weit sie unter den alten stehen; er wird sehen, daß es bei weitem nicht so leicht ist, so viel Gedanken in einen so kleinen Raum zusammenzudrängen und daß es noch viel schwerer ist, sich zu der Schönheit und Größe des Gedankens überhaupt emporzuschwingen, wie er in der alten Form ausgeprägt ist.

Diese Gebete halten wir für die wahren Muster, für die vollkommensten Probestücke von tiefgedachtem, ruhigem, prosaischem Gebet. Sie sind nothwendig kurz und machen einen ganz kleinen Theil der Kirchengebete aus, denn der größere Theil ist in erhabenerem, wärmerem und poetischerem Ton gehalten. Wir sprechen jetzt nicht von den Hymnen und Psalmen, welche darin aufgenommen sind, sondern von der Masse der Gebete, welche ausdrücklich für die unmittelbare Andachtsübung, zu der sie gehören und auf die sie sich beziehen, verfaßt worden sind. Der poetische Charakter, welcher diese erhabenen Gebete durchdringt, kann von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus angesehen werden, wie er sich in dem Baue der einzelnen Theile oder in der allgemeinen Verbindung dieser zu einem Ganzen zeigt. Von Ersterem liefert beinahe jedes Kirchengebet in dem Pontifikale auffallende Beispiele. Die Gebete bei der Konsekration eines Bischofs z. B. sind mit einem so erhabenen Schwung der Gedanken und des Ausdrucks abgefaßt, daß sie dadurch vollkommen lyrisch werden. Man nehme folgende Stelle, welche gesprochen wird, nachdem die priesterlichen Gewänder, welche der Allmächtige im alten Gesetze vorgeschrieben hat, erwähnt worden sind. „Illius namque sacerdotii anterioris habitus nostrae mentis ornatus est; et pontificalem gloriam non jam nobis honor commendat vestium, sed splendor animarum. Quia et illa, quae tunc carnalibus blandiebantur obtutibus, ea potius quae in ipsis erant intelligenda poscebant. Et idcirco huic famulo tuo, quem ad summi sacerdotii ministerium elegisti, hanc quaesumus, Domine gratiam largiaris; ut quidquid illa velamina, in fulgore auri, in nitore gemmarum, et in multimodi operis varietate signabant, hoc in ejus moribus actibusque clarescat. Comple in sacerdote tuo ministerii tui summam, et ornamentis totius glorificationis instructum, coelesti unguenti rore sanctifica.“

Die Handlung ist hier den Worten angepaßt. Der feierliche Gesang dieses schönen Gebets (denn es ist in Noten gesetzt, was den Worten Majestät und Pathos verleiht) wird unterbrochen. Alles kniet, der Hymnus auf den heiligen Geist wird vom Chor angestimmt und damit fortgesetzt, während das heilige Chrisma auf das Haupt des erwählten Bischofs ausgegossen wird. Es kann nichts Kühneres, oder wir sollten fast sagen, Erhabeneres geben, als dieses plötzliche Abbrechen und dies Einfallen der Choralmusik des Hymnus; nachher wird dies einleitende Gebet wieder fortgesetzt, wobei es wirklich auf den vor-

hergehenden Satz anspielt, „Hoc Domine copiose in caput ejus influat; hoc in oris subjecta decurrat; hoc in totius corporis extrema descendat; ut tui Spiritus virtus et interiora ejus repleat, et exteriora circumtegat.“ Diese Erklärung des Symbols ist ebenso wunderbar schön als erhaben; das Gebet, welches, während die materielle Salbung bloß das Haupt berührt, über und in den ganzen Körper sich ergießen soll, löst sich in eine Bitte auf, die unsichtbare Salbung des heiligen Geistes möge den ganzen Mann durchdringen. Der Weg ist somit zu mehr besonderen Bitten geöffnet und diese sind ebenfalls im erhabensten Style abgefaßt. Wir haben bloß für ein paar Stellen Raum: „Abundet in eo constantia fidei, puritas dilectionis, sinceritas pacis. Sint speciosi, munere tuo, pedes ejus ad evangelizandum pacem, ad evangelizandum bona tua. Da ei, Domine, ministerium reconciliationis in verbo et in factis, in virtute signorum et prodigiorum .... Tribuas ei, Domine, cathedram episcopalem, ad regendam Ecclesiam tuam et plebem sibi commissam. Sis ei auctoritas, sis ei potentia, sis ei firmitas.“ [1]) Dann nach einem Schlußsatze wird der 132ste Psalm angestimmt und gesungen, „Siehe, wie gut und wie lieblich ist's, wenn Brüder beisammen wohnen.“ Selten wird dies erhabene Gebet ge-

1) „Denn das Gewand jener früheren Priesterschaft bezeichnet für uns den Schmuck des Geistes; und priesterliche Würde wird nicht empfohlen durch die Pracht der Kleider, sondern durch die Schönheit der Seele. Denn gerade jene Dinge, welche damals dem sinnlichen Blicke schmeichelten, forderten jene innern Eigenschaften, welche sie anzeigen. Deßhalb bitten wir dich, o Herr, du wollest diesem deinem Diener, den du zur höchsten Würde deines Priesterthumes erhoben hast, die Gnade verleihen, daß das, was jene Gewänder durch den Glanz ihres Goldes, durch den Schimmer ihrer Edelsteine und durch den Reichthum ihrer mannigfaltigen Stickereien bezeichneten, in seinen Sitten und seinen Handlungen leuchten möge. Verleih deinem Priester die Fülle deines Dienstes, und wenn du ihn mit allen Zierden des Ruhmes bekleidet hast, heilige ihn mit dem Thau himmlischer Salbung.... Möge dies, o Herr, reichlich auf sein Haupt fließen; möge es über sein Gesicht herabströmen; möge es in die äußersten Theile seines Körpers herabsteigen, so daß die Kraft deines Geistes sein Inneres erfülle und sein Aeußeres umgebe. Er habe Ueberfluß an Standhaftigkeit im Glauben, an Reinheit der Liebe, an Aufrichtigkeit des Friedens. Seine Füße seien durch dein Geschenk schön, um Frieden zu predigen und deine Güter zu verkünden. Gib ihm, o Herr, das Amt der Versöhnung in Wort und Thaten, durch die Kraft von Zeichen und Wundern..... Verleih ihm, o Herr, den bischöflichen Stuhl, um deine Kirche und die ihm anvertraute Heerde zu regieren. Sei du ihm Ansehen, sei du ihm Macht, sei du ihm Stärke.“

sungen oder gesprochen ohne tiefe Rührung. Der gegenwärtige Papst [1]) hat einmal die Konsekration von zwei Bischöfen vorgenommen; er hat aber erklärt, diese Funktion sei für sein Gefühl zu überwältigend gewesen, als daß er sie je wiederholen würde. Es findet sich in unseren modernen Gebeten nichts, was solchen inbrünstigen, poetischen, ja majestätischen Ergießungen gleich käme. Und dies ist bloß ein Theil eines mit anderen Stellen von gleicher Erhabenheit und gleicher Schönheit angefüllten kirchlichen Aktes. Was unmittelbar darauf folgt, trägt den nämlichen Charakter, und die Gebete am Schlusse, wie z. B. das, welches gesprochen wird, wenn die Mitra dem Erwählten aufs Haupt gesetzt wird, sind sogar noch reicher in den Bildern und in der Ausdrucksweise. Dazu muß man noch die Ceremonien nehmen, welche die ganze Handlung begleiten, und die unabhängig sind von dem himmlischen Opfer, mit welchem sie verwoben sind; und wir zögern nicht, zu behaupten, daß kein menschlicher Geist einen Ritus erfunden haben konnte, welchem jede Kunst, welche sich mit dem Schönen beschäftigt, sei es in Bezug auf die Form oder den Styl, oder den Wohllaut, oder den Gedanken, ihre auserlesensten Reize mitgetheilt hat. Wenn unsere anglikanischen Nachbarn in dem Wenigen, was sie von der alten Liturgie beibehalten haben, der Kundgebung eines göttlichen Wirkens einigermaßen verspüren, und in ihren Gebetbüchern einen Beweis kirchlichen Lebens in ihrer Kirche entdecken können, was muß der Katholik von seiner Kirche denken, deren Gottesdienst, mit dem ihrigen verglichen, gleichsam ein goldenes Tabernakel ist, reich mit Juwelen und Email geziert, mit aller Zartheit des feinsten Meißels ausgearbeitet und in dem größten Maßstabe angelegt — in der ganzen Vortrefflichkeit des reinen alten Gefühls, — während bei jener die geschmacklosen Tafeln des Glaubens und der zehn Gebote, dunkelblau und matt vergoldet, abseits auf einem Kommunikantentische aus Mahagoniholz stehen? Zeit und Papier würden nicht ausreichen, wenn wir die vortrefflichen Stellen bloß nennen wollten, welche jede auf's gerathewohl in dem nämlichen Buche aufgeschlagene Seite uns zeigen würde. Katholiken lernen im Allgemeinen viel zu wenig daraus; und wir zögern nicht zu behaupten, daß derjenige, welcher es nicht kennt, die Größe seiner Religion bloß zur Hälfte erfassen kann. Ja es ist bei dem Gottesdienst,

---

1) [Gregor XVI., der den gegenwärtigen Kardinal Altieri und den seligen Monsig. Traversi, seinen eigenen Jugendlehrer, konsekrirt hat.]

dem er anwohnt, keine Stelle, kein Gegenstand, auf den nicht, so zu sagen eine reichere Poesie und feierlichere Gebete verschwendet sind, als alle unsere modernen Gebetbücher zusammen liefern können. Wenn er die Glocke hört, welche von ihrem Thurme herab ihn zur Messe ruft, weiß er vielleicht kaum, daß sie durch eine Konsekration geweiht worden ist, die in einem Style abgefaßt ist, der buchstäblich glänzend ist, und von einem symbolischen Ritus begleitet wird, der voll des tiefsten Sinnes und der zartesten Gefühle ist. Was für eine Idee von dem Bewußtsein der Macht, welche die katholische Kirche besitzt, würde er nicht erhalten, wenn er hörte, wie sie diesem ehernen Herold ihres Dienstes die Macht verleiht, durch seine tieftönende Stimme zu zerstreuen „des Feindes stolze Speere, den Streich des Donnerkeils, des Hagels Getöse, des Sturmes Zerstörung?“ Wie erhaben würde ihre Achtung für den heiligen Einfluß erscheinen, welchen jedes Ding, das mit ihrem Gottesdienst zusammenhängt, ausüben soll, wenn sogar dieser ihr eisenzüngiger Vorbote einen Segen hat, der mit folgenden Worten auf ihn herabgefleht wird?

„O Gott, der du befohlen hast, daß dein heiliger Gesetzgeber Moses, dein Diener, silberne Trompeten verfertigen lasse, welche, wenn die Priester zur Zeit des Gottesdienstes sie ertönen ließen, das Volk durch ihre süßen Töne auffordern sollten sich zu deiner Anbetung vorzubereiten und sich zu deinem Opfer zu versammeln, durch deren Klang sie im Kampfe ermuthigt werden sollten, die Zeichen ihrer Feinde umzustürzen; wir flehen zu dir, gib, daß dieses Werkzeug, das für deine heilige Kirche bestimmt ist, durch den heiligen Geist möge geheiligt werden, auf daß durch seinen Ton die Gläubigen mögen eingeladen werden zu ihrem Lohne. Und wenn seine Töne in den Ohren des Volkes wiederklingen, möge die Andacht der Gläubigen mit ihnen wachsen, mögen alle Schlingen des Feindes, der rasselnde Hagel, der wüthende Wirbelwind, der ungestüme Sturm ferne gehalten werden, mögen feindliche Donner verhallen und stürmische Winde sich in sanfte und gesunde Lüftchen verwandeln. Die Stärke deiner Rechten schlage alle Geister des Bösen nieder, damit sie beim Hören dieser Glocke zittern; und daß sie fliehen vor dem Zeichen des heiligen Kreuzes deines Sohnes, welches darauf gemalt ist, — vor dem Zeichen, vor dem sich alle Kniee beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erde, und bei dem jede Zunge bekennt, daß unser Herr Jesus Christus selbst, nachdem er sich dem schmachvollen Tod am Kreuze unterzogen hatte, in der Herrlichkeit Gottes des Vaters mit dem nämlichen Vater und dem heiligen Geiste die Welt bis ans Ende regiert. Amen.“ [1])

---

1) Ja es kommen noch erhabenere Stellen vor, wie folgende, welche wir gerne im Original hersetzen: „Omnipotens dominator Christe, quo secundum carnis assumptionem dormiente in navi, dum oborta tempestas mare conturbasset, te protinus

Was die Kirche für die Glocken thut, welche ihre Einladungen ihren zerstreuten Kindern mittheilen, das thut sie mit noch mehr Gefühl und Schönheit in Gedanken und Ausdrücken für jeden Theil des heiligen Gebäudes, in welchem ihre eigene, wenn auch leisere Stimme zu ihren Herzen spricht. Vom Boden bis zum Dache, vom Thürsturz bis zum Altar, von Flügel zu Flügel wird am Tage ihrer Einweihung Segen ausgespendet, gleich Blumen von himmlischem Glanze und himmlischer Farbe. Es ist in der That zu bedauern, daß nicht jeder Katholik, wenigstens einmal in seinem Leben Zeuge dieser heiligen Ceremonie sein kann. Wenn sie mit der ruhigen Genauigkeit und Würde vorgenommen wird, welche jede kirchliche Verrichtung charakterisiren sollte, wenn alle Mitwirkenden ihre Plätze und ihre Verrichtungen genau kennen, wenn alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen sind und all' die mannigfache Zugehör mit gutem Geschmacke angeordnet ist, wenn die Prozessionen geziemend geordnet sind, die Musik durchaus kirchlich ist und die zu singenden Theile feierlich vorgetragen werden, dann gleicht die ganze Ceremonie mehr einem Gesicht auf

---

excitato et imperante dissiluit; tu necessitatibus populi tui benignus succurre; tu hoc tintinnabulum Sancti Spiritus rore perfunde; ut ante sonitum illius semper fugiat bonorum inimicus; invitetur ad fidem populus Christianus; hostilis terreatur exercitus; confortetur in Domino per illud populus tuus convocatus; ac sicut Davidica cithara delectatus desuper descendat Spiritus Sanctus: atque ut Samuele agnum lactentem mactante in holocaustum regis aeterni imperii, fragor aurarum turbam repulit adversantium; ita dum hujus vasculi sonitus transit per nubila, ecclesiae tuae conventum manus conservet Angelica, fruges credentium, mentes et corpora salvet protectio sempiterna."

Dieselben Gefühle ziehen sich durch folgendes schöne Gebet, durch welches das Wasser gesegnet wird, welches bei der Einsegnung der Glocke angewendet wird:

„Benedic Domine hanc aquam benedictione caelesti, et assistat super eam virtus Spiritus Sancti; ut cum hoc vasculum ad invitandos filios sanctae ecclesiae praeparatum, in ea fuerit tinctum, ubicumque sonuerit hoc tintinnabulum, procul recedat virtus insidiantium, umbra phantasmatum, incursio turbinum, percussio fulminum, laesio tonitruorum, calamitas tempestatum, omnisque spiritus procellarum; et cum clangorem illius audierint filii Christianorum, crescat in eis devotionis augmentum, ut festinantes ad piae matris ecclesiae gremium, cantent tibi in ecclesia sanctorum canticum novum, deferentes in sono praeconium tubae, modulationem psalterii, suavitatem organi, exultationem tympani, jucunditatem cymbali; quatenus in templo sancto gloriae tuae suis obsequiis et precibus invitare valeant multitudinem exercitus Angelorum."

Pathmos, als einer irdischen Scene. Wir haben aber vergessen, daß die Gebete unser eigentliches Thema sind; gleichwohl sind sie, um die Wahrheit zu sagen, so mit der Handlung verwoben und diese ist so erhaben, so zart, so geheimnißvoll, so ehrwürdig, daß man sie nicht wohl getrennt von ihr betrachten kann. Die Einsegnung der Kirche und des Altars sind so mit einander vermengt, und die gebrauchten Gebete gehen so bewunderungswürdig in einander über; die Handlung ist mit einer solchen Mannigfaltigkeit über jeden Theil des heiligen Gebäudes, innen und außen verbreitet, und mit so ausgesuchten Ausdrücken der Empfindungen durchwoben, daß das Ganze ein heiliges Drama bildet, das voll der hinreißendsten Gewalt und Rührung ist und von den edelsten Formen und Ausdrücken gehalten wird. Wenn in der Mitte der Handlung die Reliquien von Märtyrern eingeführt und zuerst mit Gesängen wie: „Surgite Sancti Dei de mansionibus vestris, loca sanctificate, plebem benedicite, et nos homines peccatores in pace custodite," begrüßt werden, und wenn sie nachher von Priestern auf den Schultern getragen und vom Volke gefolgt durch einige solche Anreden bewillkommt werden, wie folgende: „Ingredimini Sancti Dei, praeparata est enim a Domino habitatio sedis vestrae: sed et populus fidelis cum gaudiis insequitur iter vestrum, ut oretis pro nobis Majestatem Domini: Alleluja;" so wird uns dadurch die Verbindung zwischen der alten und der lebenden Kirche, zwischen der alle Zeit kämpfenden und der triumphirenden Kirche so lebendig und so rührend anschaulich gemacht; wir sind so enge mit diesen glorreichen Märtyrern verbunden, die wir mit Ehrenbezeugungen „unter dem Altare Gottes" [1]) begraben wollen, und deren glänzende Geister, wie wir glauben müssen, über uns hinschweben, und an unserer heiligen Verrichtung Theil nehmen, so daß jeder Funke von Katholizität in der Brust erloschen sein müßte, die nicht beim Anwohnen dieser Handlung von warmer, ja von zärtlichster Rührung überströmte.

Aber wir müssen noch einmal selbst gestehen, daß wir abschweifen. Von den mannigfaltigen herrlichen Gebeten, an welchen dieser Ritus Ueberfluß hat, wollen wir Eines auswählen, welches, obgleich lang, uns Veranlassung geben wird, einige der ausgezeichnetsten Eigenthümlichkeiten der alten liturgischen Gebete herauszuheben. Es ist das Schlußgebet des Segens, welcher dem mit anderen Substanzen ver-

1) Offenb. VI, 9.

mischten Wasser, das man bei der Einsegnung einer Kirche anwendet, verliehen wird.

„Sei durch Gottes Wort geheiligt, himmlischer Strom! sei geheiligt, o Wasser, das von den Fußstapfen Christi berührt wurde; du kannst im Gebirge eingeschlossen nicht aufgehalten, du kannst mitten auf Felsen stürzend nicht zerschellt werden, und über die Erde ausgegossen, wirst du nicht aufgezehrt! Du erhältst das trockene Land, erträgst die Schwere der Gebirge und doch wirst du nicht erdrückt; du bist aufgehäuft auf den Höhen des Himmels, du wirst auf jeder Seite ausgegossen und waschest Alles ab, ohne selbst nöthig zu haben, gereinigt zu werden! Du bist für das jüdische Volk auf seiner Flucht, zu einer festen Masse gefroren, und wieder aufgelöst in schäumende Wogen hast du die Völker des Nils vernichtet und mit deinem reißenden Strome die feindliche Bande verfolgt; so warst du zugleich Rettung dem Gläubigen, und eine Zuchtruthe dem Bösen! Du floßest aus dem Felsen, an dem Moses geschlagen hatte, du konntest nicht in seinen Höhlen versteckt bleiben, als sein majestätisches Wort dir befahl, hervorzukommen! Du erquickst in Wolken eingeschlossen die Felder mit befruchtendem Regen! Durch dich wird für Körper, die von Hitze ausgetrocknet sind, ein lieblicher und erquickender Trunk ausgegossen, du gibst durch die verborgenen Adern der Erde strömend ihr Lebensgeister und fruchtbringende Nahrung, sonst würde sie austrocknend und verwelkend zu schwach werden, ihre gewohnten Erzeugnisse hervorzubringen! Durch dich frohlockt der Anfang, durch dich das Ende! Oder vielmehr es kommt von Gott, damit wir deine Grenzen nicht erkennen sollen, ja, deine Grenzen, allmächtiger Gott! dessen glorreiche Werke wir passend verherrlichen, während wir den Ruhm deiner Elemente verkünden; du bist der Urheber alles Segens, du die Quelle des Heils! Zu dir wenden wir uns deßhalb flehentlich und bitten Dich, ergieße über dieses Haus in reichlichen Strömen deinen Segen, verleih' ihm freigebig jede gute Gabe, gib ihm Gedeihen, beschütze es, vernichte den Dämon böser Thaten und bestimme einen Engel des Lichtes zu seinem Freunde, seinem Lenker, seinem Beschützer. Dieses Haus, das in deinem Namen begonnen und mit deiner Hülfe vollendet wurde, möge durch deinen Segen stark werden, damit es lange dauere. Mögen diese Grundmauern deines Schutzes, das Dach deiner Bedeckung, die Thüren deines Eintritts, das Innere deiner Gegenwart gewürdigt werden! Möge die Stärke dieser Mauern, durch das Licht deines Schutzes, den Menschen zur Wohlfahrt gereichen!"

Da bezeichnet der Bischof die Thüre mit dem Zeichen des Kreuzes und fährt fort:

„Es sei das unüberwundene Kreuz auf deine Schwelle gepflanzt, auf beide Thürpfosten sei die Erklärung deiner Gunst eingeschrieben, und im Ueberfluß deiner Barmherzigkeit werde Allen, welche dein Haus besuchen, Friede und Fülle, Mäßigkeit und Bescheidenheit, Ueberfluß und Mildthätigkeit verliehen. Alle Unruhe und alles Ungemach fliehe weit hinweg. Mangel, Seuchen, Krankheiten, Schwäche und die Anfechtungen des bösen Geistes weichen vor deiner Ankunft zurück; damit die Gnade deiner Einkehr, die auf diesen Platz ausgegossen ist, seine Grenzen über-

strömen und in die umgebenden Höfe sich ergießen möge, damit diese reine Fluth ihren Weg in jeden Winkel und jede Ritze finden, und daselbst immer die Heiterkeit des Friedens, die Freundlichkeit der Gastfreundschaft, der Ueberfluß der Erzeugnisse, die Ehrfurcht vor der Religion und die Mittel zur Seligmachung in Fülle herrschen mögen. Und an der Stelle, wo dein heiliger Name angerufen wird, sei ein reichlicher Vorrath aller guten Dinge und werden alle Versuchungen des Bösen in die Flucht geschlagen; und mögen wir würdig sein, daß der Engel des Friedens, der Keuschheit, der Liebe und Wahrheit bei uns sei und uns immer bewahre, beschütze und vertheidige!"

Welch' erhabener Ton ist dies für ein Gebet! Wie voll von Vertrauen ist es; wie mannigfaltig und bestimmt, wie inbrünstig und begeistert sind seine Ausdrücke! Wir wünschen aber einige hervorragende und bezeichnende Eigenthümlichkeiten in den Gebeten unserer Kirche hervorzuheben, welche sie von den modernen Kompositionen sehr unterscheiden. Es ist bemerkenswerth, mit welcher Erhabenheit die Kirche bei ihren feierlichen, gottesdienstlichen Verrichtungen alle sichtbaren und fühlbaren Substanzen behandelt und mit welcher Genauigkeit sie auf ihre Eigenschaften eingeht, wobei sie daraus das reichlichste Material für ihre mystischen Anspielungen und Verwendungen schöpft. So scheint sie die ganze Natur als der Gnade dienstbar, — die äußere Welt wegen der geistigen angeordnet, anzusehen, — sie nennt bei jeder Eigenschaft der Stoffe Gott so deutlich ihren Schöpfer und Wohlthäter, sie findet in jeder Anordnung der physischen Gesetze solche Beweggründe für religiöse Dankbarkeit, daß sie diese niedere Sphäre durch ihre Verbindung mit dem Glauben, in einen Zustand reineren und heiligeren Daseins verwandelt, wo der unvermittelte Glanz der Gottheit die Sonne ist, welche erwärmt und befeuchtet, Leben und Wachsthum verleiht. In dem ganzen vorhergehenden Gebet scheinen die Eigenschaften des Wassers eher wunderbare Vorzüge, als natürliche Merkmale zu sein; es wird dargestellt als eine lebendige und thätige Kraft, die freiwillig und frei, und als selbst bewußte Ursache wirkt. Durch die Vermischung seiner physischen Eigenschaften mit seinem im Laufe des Verkehrs zwischen Gott und den Menschen von der Vorsehung angeordnetem Gebrauche scheint Beides in Eine Klasse gebracht worden zu sein, und der Segen, welcher uns und der Natur durch dieses nothwendige Element zu Theil wird, scheint der Ordnung der Gnade anzugehören und bloß vorbereitend zu sein für die mystische und geistige Anwendung, welche die Kirche Gottes davon macht. Man wird finden, daß die nämliche Weise der Empfindung bei allen andern Segnungen

dieser Art vorwiegt. Das Salz oder die Asche, oder das Wachs, das Oel oder andere Stoffe, welche bei ihrem Ritus vorkommen und an gewissen Tagen, z. B. am Aschermittwoch, am Charsamstag oder am grünen Donnerstag feierlich eingesegnet werden, werden in dem für sie bestimmten Segensspruche so behandelt, als bestehe in ihrem physischen Dasein ein nothwendiger Zusammenhang mit ihrem beabsichtigten religiösen Gebrauche; die Biene hat ihr fröhliches Tagewerk vollbracht, und der Oelbaum wurde mit ewigem Grün und seinem reichlichen Safte begabt, hauptsächlich, damit die Braut Christi mit Allem ausgestattet sei, was zu ihrem geistigen Haushalt nothwendig ist. [1]) In unseren gewöhnlichen Gebeten sprechen wir als Menschen, die unter der Herrschaft der materiellen Welt stehen; wir finden Hindernisse und Kämpfe, ja Gewalt und Tyrannei in jedem Theile der Natur; wir fühlen, daß wir zu dem Geschlechte gehören, welches verdammt ist, das spröde Land einer ungünstigen und undankbaren Erde zu bebauen; wir sind immer mitten unter den Gesträuchen und Dornen, welche aus unseren eigenen Arbeiten entspringen; wir verderben unser Werk immer mit dem Schweiße, der von unserer Stirne rinnt. Es geschieht mit schleichendem Gang, in einer Stellung, die versteckt durch das Gesträuch unseres Thränenthals ist, wenn wir mit Gott, den wir beleidigt haben, verkehren wollen. Die Kirche nimmt auf einmal die kühne und gerade Haltung einer solchen an, die in dem Becken des Blutes, das mehr werth ist, als eine Welt, gereinigt wurde, bis sie ohne Flecken und ohne Runzeln eine heilige Kirche war; — die Braut dessen, der die Vorrechte eines sündlosen Menschen genoß, und die Rechte des Paradieses nie verscherzt hatte; dessen, der kraft seiner gesetzlichen Macht den Winden und den Wellen befehlen und mit Brand den Baum heimsuchen konnte, daß er keine Feigen mehr trug, der das Brod für eine Familie so vervielfältigen konnte, daß es eine ganze Armee sättigte. Sie betrachtet die Elemente, sowohl der Erde als des Firmaments, als verpflichtet, ja als bestimmt zu ihrem Dienste; sie sieht die Erde und all' ihre Reichthümer als ihr Erbe an; sie befiehlt Ersteren, wie ein Herr aufrührerischen Sklaven, wie ihr Herr

---

1) „Alitur enim liquantibus ceris quas in substantiam pretiosae hujus lampadis, apis mater eduxit.“ — Segnung der Osterkerze. „Qui in principio inter cetera bonitatis tuae munera terram producere fructifera ligna jussisti, inter quae hujus pinguissimi liquoris ministri olivae nascerentur, quarum fructus sacro chrismati deserviret.“ — Weihe des Chrismas.

die Stürme verwies, ohne ihren lauten Widerwillen oder ihr widerstrebendes Murren zu fürchten; und von Letzteren wählt sie sich die reichsten Erzeugnisse, und beansprucht sie als zu ihrem Dienste gehörig, als bestimmt zu ihrem Gebrauch, und sie verleiht ihnen Kraft und Heiligkeit, welche sie im natürlichen Zustande nicht besitzen. Sie betet nicht bloß, daß es so sein möge, sondern sie will, daß es so ist. Der Segen ist ihren Worten innewohnend, ihre Gebete haben die Kraft eines Vertrags mit dem Himmel. Das Brod, welches von ihren Fruchtböden kommt und der Wein, welcher aus ihren Gefäßen fließt, sind zu kostbare Gaben, um mit irdischen Namen benannt zu werden; und das Oel, aus ihrer Presse ist mit einem geistigen Wohlgeruch erfüllt, und erzeugt ein Licht und eine Salbe, wie sie keine Macht in der Natur hätte liefern können. Sie kamen in ihre Vorrathskammer, als der Tribut der Erde; sie hat sie in den verschiedensten Graden zu himmlischen Gaben gemacht. Diese Herrschaft über die Natur, welche die Kirche so großartig sich aneignet, wird durch eine andere Erwägung noch weiter erläutert. Es ist die, daß sie, während sie anscheinend bloß über ein kleines Stück oder einen Theil einer körperlichen Substanz betet, dadurch zugleich das ganze Element zu segnen scheint; es ist nicht, als hätte sie einen gewissen Theil für sich selbst gewählt und den übrigen seiner natürlichen Unheiligkeit überlassen; sondern sie nimmt offenbar das Ganze für sich in Anspruch, heiligt das Ganze und macht es heiligen Zwecken dienstbar. Sie beobachtet keinen Unterschied von Zeit und Ort, sondern sie vereinigt in dem erhabenen Gesichtspunkt, von welchem aus sie die Dinge ansieht, Beide mit einander, wenn sie auch noch so weit von einander entfernt sind. Das Wasser, welches sie segnet, ist das, welches der heilige Fuß Jesu betrat, das, welches Moses aus dem Felsen entspringen ließ. Ebenso scheint sie, wenn sie einen Tag oder eine Zeit anführt, die Zeitalter ganz aus den Augen zu verlieren uud behandelt die entferntesten Zeitabschnitte wie gegenwärtige. Die Nacht z. B. in welcher Israel aus Egypten floh und der glorreiche Morgen, an dem Christus triumphirend aus dem Grabe erstund, werden Beide am Charsamstag verherrlicht, als lägen nicht Jahrhunderte zwischen Beiden und zwischen ihnen und uns. Und so scheint sie von dem Todestage immer zu sprechen, als wäre er der des letzten Gerichts, und die furchtbare Schilderung des Letzteren ist geradezu Ersterem angepaßt.

Wollen wir damit sagen, ein nicht autorisirter Verfasser von

Gebeten (wir verbinden mit dem Beiworte keine gehäßige Bedeutung) solle diesen kühnen und gebieterischen Ton, den die Kirche anwendet, auch versuchen? Gewiß nicht. Aber wir glauben, wir sollten mehr in und mit der Kirche beten, d. h. viel mehr in ihrem Geiste und sogar noch mehr mit ihren Worten. Ihr Beispiel zeigt wenigstens, daß wir uns nicht zu scheuen brauchen, den lebhafteren Trieben unseres Geistes und Herzens freien Spielraum zu lassen, daß keine Gefahr vorhanden ist, wenn wir ihnen erlauben, sich etwas über die Flachheit, die uns umgibt, zu erheben und auf kurze Zeit unter den Erscheinungen vergangener Gnaden und künftiger Herrlichkeit prophetischer Bilder und himmlischer Enthüllungen herumzuwandeln, mit Heiligen und Engeln umzugehen, was der heil. Johannes Chrysostomus so sehr liebte, daß wir ohne Furcht dem tieferen und wärmeren Strome unserer Empfindungen, den allein unsere Religion aufschließen kann, sich ergießen lassen in Kummer, in Dankbarkeit, in Liebe, aber überall mit Ernst, Zartgefühl und Inbrunst; daß endlich kein Grund vorhanden sein kann, beunruhigt zu sein, wenn dieser Strom nicht eingeschlossen sein will, sondern einen Ausgang finden muß, und so aus den Augen in Thränen fließt und sich von den Lippen in inbrünstigen Ausdrücken, in halbgebrochenen Lauten, in hymnenähnlichen Tönen ergießt. Wir können lernen, daß „Gedanken, welche athmen, und Worte, welche brennen," nach der Idee und der Uebung der Kirche die Sprache des Gebetes sind, und daß ihr Beispiel für uns, seien wir Engländer oder Fremde, eine Regel sein sollte, welche keine nationellen Unterschiede oder Ausnahmen zuläßt. 1)

---

1) „Es war auch mein Wunsch" (in dieser Sammlung) „die Ausdrücke der Andacht, welche aus dem Wörtervorrath lebhafterer Nationen übersetzt sind, und deßhalb gemein zu sein und unsere nüchterne Ausdrucksweise unserer Gedanken zu profaniren scheinen, zu modifiziren und alle Kundgebungen übertriebener Gefühle auszumerzen," u. s. w. Das Familien-Gebetbuch, 1. Ausg. S. 4. Der liebenswürdige und fromme Verfasser hat in seiner dritten Ausgabe diese Stelle weggelassen. Aber die nach dem hier ausgesprochenen Grundsatz verfaßten Gebete sind unverändert stehen geblieben. Wir würden es lieber sehen, wenn die Erklärung eines solchen Grundsatzes stehen geblieben wäre, damit künftige Leser auch damit bekannt werden. Denn sonst könnten sie die Abänderungen in einigen schönen Gebeten mehr einer Nachläßigkeit als Absicht zuschreiben. Um anschaulich zu machen, was wir für die Meinung des Verfassers halten, wollen wir den ersten Theil eines Gebetes, das wir immer für sehr schön hielten, im Original und in der

Die Gebete, welche wir angeführt haben, enthalten noch eine andere Quelle lebendiger poetischer Empfindungen, welche in unseren modernen Gebetsystemen völlig und wir glauben, mit Unrecht übersehen wurden. Es war bei denjenigen, welche die Gebete der alten Kirche verfaßten, offenbar Gefühl und Ueberzeugung, daß wir in einer Atmo-

---

Uebersetzung geben. Es ist ein Gebet des heiligen Bonaventura nach der Kommunion:

„Transfige, dulcissime Domine Jesu, medullas et viscera animae meae, suavissimo ac saluberrimo amoris tui vulnere, vera serenaque et apostolica sanctissima charitate; ut langueat et liquefiat anima mea solo semper amore et desiderio Tui, Te concupiscat et deficiat in atria Tua, cupiat dissolvi et esse Tecum. Da ut anima mea Te esuriat, panem angelorum, refectionem animarum sanctarum."

„Inspire, most dear Lord Jesus, I beseech Thee, inspire into every recess of my heart, and into every tendency of my affections, Thy dear and saving love; Thy true, Thy calm, Thy holy and apostolic charity: so that my soul may ever long for Thee: may ever raise itself in spirit to Thy heavenly abode: may ever desire to be dissolved and to be with Thee. Oh grant that my soul may ever tend towards Thee, Thou bread of angels! Thou refreshment of holy hearts." — P. 219.

Die deutsche Uebersetzung nach dem verdorbenen englischen Texte lautet:

„Flöße, theuerster Herr Jesus, ich flehe zu Dir, flöße jedem Winkel meines Herzens und jeder Richtung meiner Neigungen, Deine theuere und heilsame Liebe, Deine Wahrheit, Deine Ruhe, Deine heilige und apostolische Güte ein, so daß meine Seele immer nach Dir verlangen, im Geiste sich zu Deinen himmlischen Wohnungen erheben, und aufgelöst zu werden und immer bei Dir zu sein verlange. O verleihe, daß meine Seele immer nach Dir streben möge, Du Brod der Engel, Du Erquickung der heiligen Herzen!"

Man vergleiche beide Texte, Stelle für Stelle, und man wird bald sehen, daß beinahe jeder figürliche Ausdruck unterdrückt und die warme Poesie des Gebetes in kalte Prosa umgewandelt worden ist. Es gleicht der Rose, die ihres Wohlgeruchs beraubt, einer üppigen Frucht, aus welcher der Saft gepreßt ist. Wir glauben, es „profanirt unsere nüchterne Ausdrucksweise unserer Gedanken" gewiß nicht, das Beiwort dulcissime in einem der süßesten („sweetest") Töne unserer Sprache, auf unseren gebenedeiten Herrn, die „Casta lux amantium" anzuwenden. Es ist durchaus nicht unsere Absicht, dem ausgezeichneten Verfasser einen Vorwurf zu machen, aber wir tadeln das System, nach welchem sein und die meisten modernen Gebetbücher zusammengetragen sind. Wir brauchen weniger Scheu und mehr Inbrunst.

sphäre voll von unsichtbaren und geistigen Feinden leben, welche die Natur beunruhigen, die Leitung der Dinge durch die Vorsicht durchkreuzen, schändlich mit unserer Einbildungskraft spielen, unseren Frieden stören und unsere Vernunft zu verkehrten Schlüssen verleiten. Sie befassen sich mit jedem Dinge, das den Menschen zum Gebrauche dient, und versuchen, seine Zwecke zu verderben. Sie suchen jeden Platz heim, in welchem sie ihn versuchen und verführen können, von seiner eigenen Wohnung an bis zum Hause Gottes selbst. Erde, Luft und Wasser sind gleichmäßig ihr Element; die erste wird durch ihr zugelassenes, aber höchst boshaftes Wirken erschüttert und in Aufruhr gebracht, die zweite durch Gewitterwolken verfinstert und durch Wirbelwinde gepeinigt, das dritte wird zu schäumenden Wellen gepeitscht. Die Lehre über diesen Punkt ist offenbar apostolisch; [1]) und daß sie von der ersten Kirche viel lebendiger aufgefaßt wurde, als von unserem trägeren Glauben, beweisen die Schriften der Kirchenväter klar. Die Kirche nun betrachtet sich in allen ihren Gebeten dazu bestimmt, diese feindliche Bande zu bekämpfen und zu besiegen, und während sie ihre tiefe und ernste Ueberzeugung von den Schwierigkeiten des Streites an den Tag legt, zeigt sie gleichwohl wegen des Erfolgs keine Unruhe. Sie hat die Macht, diese Geister der Finsterniß zu leiten und zu unterjochen. Noch mehr, sie steht nicht allein bei ihrem Kampfe. Jeder Theil ihres Gottesdienstes gibt ihre Zuversicht kund, daß ein strahlender Kreis himmlischer Geister sie umgibt, um sie und ihre Kinder zu beschützen, Geister, welche mit diesen wesenlosen Feinden unter gleichen Bedingungen ringen können, und deren Schwerter ihrer zarten Natur angepaßt sind. An allen ihren religiösen Handlungen nehmen Legionen heiliger Engel Theil, welche sie auf Erden gelobt und geehrt haben und jetzt unsichtbar mit ihren Kindern beten und Gott dienen. Diese lebhaften Eindrücke des unablässigen Streites zwischen den Feinden und Freunden Gottes werden von der Kirche an unzähligen Stellen klar und gefühlvoll ausgedrückt. Der ganze Ritus bei der Einweihung einer Kirche stellt uns die Anstrengungen vor Augen, welche von unseren unsichtbaren Feinden gemacht werden, um Gottes Werk zu zerstören. Das Kreuz wird am Eingange aufgepflanzt, die Mauern werden gereinigt und eingesegnet, Gebete werden wiederholt gesprochen, um den heiligen Platz und die Gottesverehrer in demselben vor List

---

1) Ephes. VI, 12.

und Gewalt der bösen Geister zu beschützen. Die Einsegnungen der Glocken, der Kreuze und der Reliquien beziehen sich auf die nämliche Idee. Kein Ding (ausgenommen die Bestandtheile des heil. Abendmahls, welche schon durch ihre Bestimmung für heilig gehalten werden) wird bei irgend einem feierlichen Ritus angewendet, ohne einen passenden Exorcismus oder Beschwörung des Feindes, daß er alle Ansprüche auf dasselbe aufgebe und sich nicht herausnehme, es zu mißbrauchen. Das Wasser, das Salz, das Oel, welche für die sakramentalische Salbung geweiht werden, werden sämmtlich so vorbereitet, und der Segen, der über sie und andere ähnliche Dinge ausgegossen wird, geht dahin, daß, wo immer sie zum Vorschein gebracht, ausgetheilt oder gebraucht werden, die bösen Geister in die Flucht geschlagen und ihre Bosheit und List zu Schanden werden mögen. Die feierliche Anwendung dieses Gefühls bei dem Taufritus ist von Dr. Pusey, in seiner Abhandlung über die Taufe, kräftig dargethan worden; er bedauert darin, daß im anglikanischen Ritual dieser Theil des Gottesdienstes, der so sehr darauf berechnet ist, auf den Gläubigen starke Eindrücke hervorzubringen, verloren gegangen ist.

Es liegt gewiß eine geheimnißvolle Erhabenheit in dieser Idee, deren Wirkungen bei diesen und anderen kirchlichen Handlungen sehr eindringlich und fast überwältigend sind. Der Priester oder Bischof, welcher sie mit Aufmerksamkeit und Andacht vornimmt, fühlt sich nothwendig selbst als einen, der mit Macht und Ansehen gegen einen gefährlichen Feind kämpft; im Namen der Kirche streitet er mit ihm um die Herrschaft; er ringt mit ihm, um mit starker Hand eine Kreatur Gottes, die er sich unterworfen hat, aus seinen Klauen zu befreien; oder er überwindet die Legionen der Finsterniß, schwarze Geister, welche ihre unreinen Fittiche schwingen und trotzig in die Bezirke zurückfliehen, von denen sie ausgezogen sind, und um sie flattern, wie Geier, denen ihre Beute entrissen wurde, welche das Siegel des heiligen Kreuzes Christi, das am gesalbten Eingang der Kirche aufgepflanzt ist, nicht verletzen dürfen. Gebete, welche dieses hohe Ansehen ausdrücken und ausüben sollen, müssen in feierlichem und sehr erhabenem Tone verfaßt sein; schon die Idee muß sie mit Poesie der höchsten Art erfüllen. Es ist uns oft aufgefallen, daß „die Welt der Geister“ so sehr bei uns in Vergessenheit gekommen ist, daß wir mehr an die zwei sichtbaren Mächte in dem dreifachen Bunde des Bösen denken, als an die viel gewaltigere und listigere von den dreien, ja an die, welche über

die beiden andern herrscht. Wir scheinen buchstäblich auf „den Teufel und alle seine Werke" verzichtet zu haben, weil wir uns selbst nicht mehr um sie bekümmern. Mit Ausnahme von einem oder zwei Gebeten, welche wir von dem Ritus der Kirche geborgt haben, kommt in unserem Gottesdienst selten eine Anspielung auf diesen Zustand des Streites vor. Wir fechten unsere geistigen Kämpfe aus, als hätten wir es mit greifbaren Feinden zu thun und folglich kämpfen wir auch mit materiellen Waffen; wir waffnen uns mit Vorsicht gegen Gefahr und mit Klugheit gegen Versuchung; wir sinnen darauf, wie wir die Sünde vermeiden können, indem wir die Menschen fliehen, wie wir der Leidenschaft ausweichen können, indem wir dem Umgange ausweichen; aber wir vergessen, daß wir einen Feind in unserer nächsten Nähe haben, welchen weder Vorsicht noch Klugheit täuschen oder ihm zuvorkommen kann, der uns selbst in einer Wüste in Gefahr bringen und selbst in einer Celle mit Versuchungen umgeben wird. Die einzige Waffe gegen ihn ist das Gebet, aber ein Gebet, wie es die katholische Kirche anwendet, voll der innigsten Ueberzeugung, daß das, was wir beten, Wirklichkeit und keine Einbildung ist, voll Ernst, der den Gefahren, die abzuwenden sind, angemessen ist, voll liebenden Vertrauens auf den Schutz Gottes im Himmel, der uns durch Nattern und Basilisken und unter dem Schutze seiner heiligen Engel geleiten wird, welche uns auf seinen Befehl auf den Händen tragen werden. Wir würden es gerne sehen, wenn dieser Verkehr zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt in Leid und Freud unseren täglichen Gedanken und unseren gewohnten Gefühlen im Gebete näher gebracht würde, als dies in den modernen Gebetsammlungen geschieht. Die Schwäche unseres Glaubens auf der einen Seite macht ihn lau auf der andern, und je weniger uns die Wirklichkeit unseres Kampfes mit einem unsichtbaren Feind eingeprägt ist, um so weniger lebhaft werden unsere Gedanken unsere ebenso unsichtbaren Verbündeten betrachten. Aus diesem Grunde kommen wir uns selbst mangelhaft vor. Unsere Gebete zu ihnen — wir meinen solche, wie sie bei unseren täglichen Andachtsübungen vorkommen — sehen einem formellen Gesuch um Vermittlung gleich, welches an weit von uns entfernte Wesen gerichtet wird, aber nicht dem freundlichen und vertrauensvollen Verkehr mit Freunden, die immer zur Hand sind, an unserer Seite beten und gewohnt sind, für uns den Fürsprecher zu machen. Unser Gefühl der Gegenwart der Engel und der Gemeinschaft der Heiligen würde für

äußerst schwach beurtheilt werden, wenn man es nach unseren Gebetbüchern schätzen würde. Wie ganz verschieden von dem heiteren, freundlichen und innigen Verkehr mit diesen heiteren und sanften Geschöpfen Gottes, der in den alten Liturgien jeden Landes, in dem römischen Pontifikale und in anderen Gebeten unserer eigenen Kirche vorkommt. Wie sicher wird auf ihr günstiges Gehör gerechnet, mit welchem Vertrauen ihre beschützende Macht erwartet, oder vielmehr mit welcher Wärme werden sie angegangen, als wären sie gegenwärtig, und wie kühn stimmt die Kirche ihre Gesänge an, als wären es ihre eigenen; und scheint so, indem sie im Chor mit ihrem Gott Lob singt, sie zu verpflichten, mit ihr einzustimmen, wenn sie für sich selbst Barmherzigkeit erfleht!

Man konnte vor einigen Jahren nicht umhin, sich durch die Kundgebung dieses mangelhaften Gefühls, wie es in einer katholischen periodischen Zeitschrift in einem Angriff auf die lauretanische Litanei geschah, peinlichst berührt zu fühlen. Der Haupteinwurf schien wegen des Mangels an Zusammenhang oder eines fortlaufenden Sinnes, und wegen der mystischen und dunklen Natur der der heiligen Mutter Gottes gegebenen Beiwörter erhoben zu werden. Es wurde die Ansicht aufgestellt, diese seien besonders mißfällig und für Konvertiten und Forscher ein Hinderniß. Spuren dieser Auffassung sind, glauben wir, in einigen früheren Gebetbüchern, in der Einführung anderer neuer Litaneien zu ihrer Ehre bemerkbar; in einer der Letzteren kommt die Andeutung vor, Konvertiten werden ohne Zweifel die neue Form vorziehen. Diese neue Form ist, wie wir nicht leugnen, eine ausgezeichnete und genaue Ausdehnung der kirchlichen Litanei und kann als ein vorzüglicher Kommentar zu ihr benützt werden; es sollte uns indeß sehr leid thun, wenn wir sehen sollten, daß zu gottesdienstlichen Zwecken eine Aenderung eingeführt würde; auch haben wir noch keinen Konvertiten kennen gelernt, der es wünschte. Ferner spricht unser Gefühl für den Wunsch, es sollte etwas, was die Kirche durch allgemeinen und beständigen Gebrauch geheiligt hat, nicht geändert werden; wir wollen ihre Kinder bleiben, und ihr das Urtheil darüber überlassen, was für uns das Beßte ist. Diese Litanei muß übrigens in ihrem eigenthümlichen Lichte betrachtet werden, und kann dann keinen Anstoß geben. Es ist, wie so viele andere Gebete, zwar nicht in Versen, wie z. B. das Gloria in Excelsis oder das Te Deum, eine Hymne, ein Gesang der inbrünstigsten Bewunderung, und zu gleicher Zeit des ernstesten Flehens. Von Letz-

terem rührt die häufige Wiederholung der Bitte um Fürsprache her; von Ersterem die Häufung enthusiastischer Ausdrücke und poetischer Beiwörter. Es ist der natürlichste Ausdruck zarter Anhänglichkeit, wie er sich bei jedem begeisterten oder nicht begeisterten Schriftsteller findet, welcher Worte der Liebe ausspricht. Als sich die Priester der Judith näherten, nach dem Siege, den man ihrem Muthe zu verdanken hatte, redeten sie dieselbe an: „Tu gloria Jerusalem, tu laetitia Israel, tu honorificentia populi nostri.“ [1]) Im hohen Lied fallen uns Ausdrücke wie: „Surge, propera, amica mea, columba mea, formosa mea, et veni,“ [2]) nicht auf. Oder wenn wir näher zu unserem Thema kommen wollen, dürfen wir bloß den heil. Cyrillus von Alexandria anführen, um für unsere Behauptung eine Autorität zu haben. Hören wir ihn, wie er die seligste Mutter Gottes mit folgenden Worten anredet: — „Sei gegrüßt, Maria, Mutter Gottes, ehrwürdiger Schatz der ganzen Kirche, unauslöschliche Lampe, Krone der Jungfräulichkeit, Zepter der wahren Lehre, unzerstörbarer Tempel, Wohnung Dessen, der unbegrenzt ist, Mutter und Jungfrau.... Du, durch welche die heilige Dreifaltigkeit verherrlicht wurde; Du, durch welche das kostbare Kreuz geehrt wurde; Du, durch welche die Himmel frohlocken; Du, durch welche Engel und Erzengel jauchzen; Du, durch welche böse Geister in die Flucht getrieben werden;... Du, von der das Oel der Freude kommt; Du, durch die auf der ganzen Welt Kirchen erbaut wurden; Du, durch die Propheten sprachen; Du, durch die Apostel predigten; Du, durch die Todte auferstanden; Du, durch die Könige regieren, und durch die heilige Dreifaltigkeit.“ [3]) Hier haben wir nun eine Litanei, nicht unähnlich der lauretanischen, und wir dürfen nur nach jeder der Anreden **Bitt' für uns** sagen, um eine ganz ausgezeichnete zu haben. Diese Einschaltung würde sicherlich die Anrede des heil. Patriarchen nicht verderben, noch sie weniger natürlich oder weniger schön machen. Es ist augenscheinlich, daß er darin mehr begeisterter Dichter als bedächtiger Redner ist. Die Litanei ist ebenfalls kein durchdachtes Gebet, bei dem logischer Zusammenhang der Theile bezweckt wird, sondern wie wir bereits ausgesprochen haben, eine Hymne der Bewunderung und Liebe, die aus lauter Beiwörtern, welche diese Gefühle ausdrücken, besteht, und deren Vortrag nach jeder Phrase vom Volke oder vom Chor

1) Judith XV, 10. 2) Hoh. Lied. II, 10. 13. 14.
3) Homil. in Nestor. Oper. tom. V. p. II, p. 355, ed. Aubert.

durch das Flehen um die Fürbitte derjenigen, an welche sie würdig gerichtet sind, unterbrochen wird. Es ist Poesie von der Gattung, welche der Orientale nicht unpassend mit einer Schnur loser Perlen vergleicht, von denen jede an sich schön ist, aber durch die Art, wie sie mit den andern verbunden wird, noch schöner erscheint, und deren ganze Sammlung durch Abwesenheit einer künstlicheren und genauer verbindenden Ordnung nur noch reicher erscheint. Es denkt bei dieser Art von Poesie Niemand daran, jede Phrase kalt zu zergliedern, da sie in der Wärme des Gefühls aus einer glühenden Einbildungskraft hervorgegangen sind; gewiß werden oft sogar entfernte Aehnlichkeiten den Empfindungen Metaphern an die Hand geben; auch würde es nicht leicht sein, einige Ausdrücke des heil. Cyrillus einer strengen Beurtheilung zu unterwerfen. Zu gleicher Zeit wagen wir die Behauptung, daß in unserer Litanei kein einziges Wort ist, welches nicht die glücklichste und vollständigste Anwendung auf seinen erhabenen Gegenstand zuließe.

Man kann sagen, wir haben unsere Beispiele von Kirchengebeten aus zu verborgenen Quellen und aus einem Gottesdienst genommen, welcher von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gläubigen bezeugt oder nur nachgelesen werden könne. Es verhält sich dies in Wahrheit so, und wir wurden dabei durch einen genügenden Beweggrund geleitet. Wir wünschten, wenn auch nothwendig auf eine sehr unvollkommene Art, zu zeigen, daß es hier einen schätzbaren Vorrath von Andachtsübungen gibt, welche bei weitem nicht so bekannt sind, als es gewünscht werden könnte. Wir wünschten, daß das Rituale und Pontifikale zum großen Theil den Laien durch gute Uebersetzungen zugänglich gemacht, und die darin vorkommenden Andachtsübungen durch Wort und Schrift erläutert worden wären. Es könnte nicht fehlen, daß die Laien durch häufige Betrachtungen des bei der Taufe, der Ehe und sonst vorkommenden Ritus zu einem innigeren Gefühle ihrer eigenen Pflichten und ihrer eigenen Bedürfnisse gebracht würden; es würden ihnen ernstere und erhabenere Begriffe über die Verehrung Gottes und den heiligen Charakter seiner Diener eingegeben werden, wenn sie mit den herrlichen Formen der Konsekration, welche bei der Einweihung von Plätzen und anderer zu seinem Dienste bestimmten Dinge angewendet werden, ferner mit den Formen der Ordination, wodurch seine Priester stufenweise in die erha-

benen Aemter seines Heiligthums eingeführt werden, vertrauter gemacht würden.

Alles aber, was wir bis jetzt von jeder anderen gottesdienstlichen Verrichtung gesagt haben, wird viel genauer auf die erhabenste von Allen, auf ihre Liturgie der Messe passen. Dies ist ein zu umfangreicher Gegenstand, um kursorisch oder auf dem Wege der Erläuterung behandelt zu werden. Es hat uns nicht Wunder genommen, daß in letzteren Jahren von dem Missale als Gebetbuch ein überwiegend größerer Gebrauch gemacht wurde, als früher; und daß man es sogar für nützlich gefunden hat, in anderen Andachtsbüchern „die Meßgebete wie sie der Priester betet," abzudrucken. Dieses Gefühl von Seite der Gläubigen zeigt ihre Ansicht von dem Vorzug der Kirchengebete vor allen andern, die an ihre Stelle gesetzt wurden. Und in der That kann kein menschlicher Geist die Hoffnung hegen, ihre Schönheit und Erhabenheit zu erreichen. In diesen zwei Eigenschaften unterscheidet sich die Messe von allen andern Andachtsübungen auf auffallende Weise. Es entfaltet sich nicht bloß in den einzelnen Gebeten ein hoher Schwung der Beredsamkeit und Poesie, sondern das Ganze ist in einer höheren Sphäre gehalten, zu welcher es natürlicher Weise seine göttliche Bestimmung erhoben hat. Wenn wir jedes Gebet einzeln prüfen, ist es vollkommen; vollkommen im Bau, vollkommen im Gedanken, vollkommen im Ausdrucke. Betrachten wir die Art, wie sie mit einander verbunden sind, so müssen wir staunen über die Kürze eines jeden, über die plötzlichen, aber schnellen Uebergänge und über die fast stanzenartige Wirkung, mit der sie auf einander folgen und so eine lyrische Dichtung von überraschender Schönheit bilden. Betrachten wir die ganze Meßandacht als ein Ganzes, so ist sie mit der bewunderungswürdigsten Symmetrie zusammengesetzt, in ihren Theilen mit vollkommenem Scharfsinn abgemessen und so vortrefflich angeordnet, um ein ununterbrochenes Interesse an der heiligen Handlung hervorzurufen und zu erhalten. Wenn man diesem heil. Ritus seine völlige Kraft und Wirksamkeit verleihen will, so muß man ohne Zweifel sein ganzes Ceremoniell in's Auge fassen. Die Mitwirkenden mit ihren prächtigen Gewändern, der Gesang, der Weihrauch, die verschiedenartigen Ceremonien, welche bei einer feierlichen Messe vorkommen, sind alle darauf berechnet, die Verehrung und Bewunderung zu vermehren. Aber die wesentlichen Schönheiten bleiben, möge der heilige Ritus unter der goldenen Kuppel der St. Peterskirche mit allem dem

Pomp und den ihn begleitenden Umständlichkeiten, wenn ihn der oberste Priester selbst celebrirt, oder in einer elenden Hütte vorgenommen werden, die in Eile von einigen Wilden für ihren Missionär errichtet wurde. Was kann es Angemesseneres geben, als der Eingangspsalm und das demüthige Bekenntniß der Sünden von Priester und Volk, von Ersterem, indem er vom Altare etwas entfernt steht, weil er selbst sich unwürdig fühlt, näher zu treten! Dann kommt der Introitus, welcher der Schlüssel zur ganzen Messe zu sein scheint; Eins in seiner Wesenheit schließt er sich allen unseren Bedürfnissen an, mögen wir Versöhnung erflehen oder Dank sagen, mögen wir um Abwendung von Uebeln oder um Segen bitten. Manchmal tönt dieser einleitende Vers laut und freudig — „Gaudeamus omnes in Domino;“ bald tief und klagend, — „Miserere mihi Domine quoniam tribulor;“ bei der Osterfeier klingt das Halleluja überall wieder, wie ein Geläute fröhlicher Glocken; in der Passionszeit schweigt sogar das „Gloria Patri“ und es tritt Traurigkeit und Schwermuth ein; wird ein Heiliger erwähnt, so wird zugleich das Wesentliche seiner Tugenden und seiner Triumphe verkündigt; ist es ein Festtag unseres Herrn, so wird das Geheimniß, welches er feiert, feierlich angekündigt. Die am Anfang der Messe auf diese Weise angeschlagene Saite ertönt in gewissen Zwischenräumen immer wieder, gleichsam um den Ton die ganze heilige Handlung hindurch zu erhalten. Die beim Gradual, beim Offertorium, bei der Kommunion vorkommenden Verse sind in vollkommener Harmonie mit ihm; und da sich zudem in den Kollekten, im Evangelium und in der Präfation ein entsprechendes und noch tieferes Echo kundgibt, so ist Ein Gefühl bewahrt, welches ganz der Andacht angemessen ist, welche die Liturgie in ihrem Wesen und ihren Hauptzwecken unwandelbar hervorzurufen zunächst bestimmt ist. Das Kyrie eleison, dieses Flehen um Barmherzigkeit, welches sich in jeder Liturgie des Ostens und Westens findet, — scheint dazu eingeführt zu sein, um dem Ausbruch von Freude und Preis, welcher im „Gloria in excelsis“ folgt, eine größere Wirkung zu verleihen; es ist eine Erniedrigung unserer Demuth, damit unser Triumph um so besser gefühlt werden möge. Diese Hymne selbst ist voll von Schönheiten; das beste Zeichen dafür ist, daß sich kein Gedicht je vollkommener der Kunst des Musikers angepaßt hat; keines hat je bessere Gelegenheit zu reicher und rascher Aufeinanderfolge jeder Tonart, der heitern und ernsten gegeben; keines hat den langsamen und flehenden Tonfall oder den vollen und

mächtigen Chor besser angegeben. In dem einfachen gregorianischen Lobgesang oder in den reinen religiösen Harmonien von Palestrina ist es in Wahrheit der „Lobgesang der Engel.“

Wir sollten uns selbst für gar nicht gewachsen erachten, eine Darstellung der Vortrefflichkeit der Gebete zu geben, welche den wesentlichen Theil der Liturgie ausmachen, nämlich vom Offertorium bis ans Ende. Es hat uns oft Wunder genommen, daß in keinem von ihnen nur ein einziges zu seinem Vortheil verändert werden kann, daß viel mehr Sinn in einem engen Raum zusammengepreßt ist, als in jeder andern Komposition, die wir kennen; und daß Alles gesagt worden ist, was verlangt oder gefordert werden kann. Alle mit dem Offertorium zusammenhängende Gebete sind äußerst kurz, aber sie sind voll von Kraft und Empfindung; es herrscht in ihnen eine große himmlische und erhabene Einfachheit, ein sanftes und zartes Pathos. Wenn der Priester nach der Opferung sich selbst am Altare niederbeugt und sich selbst in Zerknirschung des Herzens als unwürdig seines Amtes demüthigt, dann mit edlem Vertrauen wieder aufsteht, seine Hände und Augen zum Himmel erhebt und den Gott, der in den Himmeln wohnt, feierlich anruft mit den Worten: — „Veni Sanctificator, omnipotens aeterne Deus,“ und in seinem Namen die heilige Gabe segnet, — so ist hier eine furchtbare Größe im Ritus, eine Bürgschaft für seine Wirksamkeit im Himmel und auf Erden. Es scheint als ziehe sich der Priester sogleich zurück, um ihm, den er so mächtig herabgefleht hat, damit er sein Opfer segne, Platz zu machen, und begebe sich hinweg, um noch größere Reinheit der Hände und des Herzens zu erlangen, und zu seiner gottesdienstlichen Verrichtung würdiger zurückzukehren, um „die Worte des Preises zu hören,“ welche die Kirche mit den heiligen Engeln immer in ihren Hosiannas singt. Die Präfationen sind sämmtlich vollkommen nach Inhalt und Form; der göttliche Ritus, welcher folgt, könnte durch nichts glänzender eingeleitet werden, als durch den Hymnus, welcher sie schließt. Hier müssen wir innehalten, weil der Gegenstand für unsere Feder zu heilig wird; der Boden, den wir betreten wollen, ist ein heiliger, und wer sich auf ihn wagen will, muß die Schuhe von seinen Füßen lösen. Um würdig von ihm zu sprechen, wird eine Sprache und eine Form erfordert, welche dem niedrigen Amte, das wir bekleiden, bei weitem mangelt. Wir haben am Anfange schon ausgesprochen, wir wollen keine Homilie über das Gebet halten, sondern bloß das undankbare Geschäft des Kritikers überneh-

men. Wir begnügen uns demnach mit dem Ausspruch, daß diejenigen, welche zu lernen wünschen, wie Gebete verfaßt sein können und sollen, lange und tief über diese apostolischen Gebete, in welchen nichts außer das eingegebene Wort Gottes enthalten ist, nachdenken sollten.

Es sollte uns sehr leid thun, wenn man Alles, was wir geschrieben haben, so auslegen würde, als sprächen wir einen Tadel über die Sammler unserer modernen Andachtsbücher aus. Dies lag unserer Absicht sehr ferne. Von den Verfassern, deren Sammlungen an der Spitze unseres Artikels aufgeführt sind, können wir bloß mit Achtung sprechen. Der Eine ist ein Laie von musterhaftem Wandel, und der heiligen Religion, zu der er sich bekennt, sehr eifrig ergeben. Wir können in Betreff des Planes, dem er gefolgt ist, von ihm abweichen, ohne daß dies der Freundschaft und der Achtung von unserer Seite Eintrag thut. Der Andere ist ein Veteran, der in den Kämpfen des Herrn grau geworden ist, dessen gewandte Feder in Sachen der Wahrheit und der Frömmigkeit selten rastete, und der mit einer auf unserer Seite seltenen Bekanntschaft mit protestantischen Theologen nach und nach den Polemikern viele neue Waffen geliefert hat. Was den dritten, den ehrwürdigen, gelehrten und einem Heiligen gleichen Dr. Challoner betrifft, so wäre es zugleich ungerecht und undankbar, wenn ein englischer Katholik von ihm anders, als in Ausdrücken der tiefsten Bewunderung und der aufrichtigsten Achtung sprechen würde. Er hat uns allein eine Bibliothek religiöser Werke geliefert, deren Entziehung eine Lücke machen würde, welche durch viele Schriften anderer Männer nicht so leicht auszufüllen wäre. Der Katechismus, aus dem wir die Anfangsgründe unseres Glaubens lernten, das Buch, durch welches wir frühe mit der heiligen Geschichte bekannt oder in polemischen Erörterungen bewandert wurden, das Gebetbuch, mit dem wir ganz vertraut geworden sind, die Betrachtungen, welche uns in Familien und Versammlungen tägliche Belehrung gewährt haben, viele unserer gründlichsten und klarsten polemischen Werke, die anmuthigen Geschichten von unseren Vätern im Glauben, den Missionären, die Martyrologie unserer alten Kirche und viele andere Werke verdanken wir diesem wahrhaft großen und guten Mann, und wir wissen nicht, was wir ohne sie hätten anfangen sollen, oder was aus uns geworden wäre. Er füllt in der That für seine katholischen Landsleute den ganzen Bereich der nothwendigen und nützlichen religiösen Literatur aus, und dies zu einer Zeit, wo eine solche Ausfüllung in Wahrheit

eine Gabe des Himmels gewesen sein mußte. Ja und zugleich zu einer Zeit, in der solche Werke nicht ohne persönliche Wagniß und Gefahr veröffentlicht werden konnten. Ferne sei es von uns, die wir uns in jeder guten Eigenschaft unendlich weit unter ihm fühlen, diesem heiligen Bischofe seinen Ruhm anzutasten, oder verkleinernd von seinen Verdiensten zu sprechen. Das hat allein unsere Verwunderung und unser Bedauern erregt, daß wir Katholiken dieses Landes noch nicht daran gedacht haben, unsere Verbindlichkeiten gegen ihn durch irgend ein Denkmal zu seinem Gedächtniß kund zu geben, da wir jetzt unsere Gefühle so gut als unsere Religion an den Tag legen dürfen. [1])

Während wir indessen für Alles, was wir erhalten haben, dankbar sind, mag man uns verzeihen, wenn wir noch mehr verlangen. Heilige Begehren können stärker werden; und das, was ihrem Verlangen im schwächeren Zustande genügte, kann für sie, wenn sie stärker geworden sind, nicht mehr hinreichende Nahrung liefern. Und wir glauben aufrichtig, daß das Begehren unseres Volkes nach dem höheren Geist der Andacht im Wachsthum begriffen ist und schon seit geraumer Zeit war. Andachtsübungen, die früher wenig bekannt waren und ausgeübt wurden, sind, Gott sei Dank, bei uns so einheimisch geworden, wie in der übrigen Kirche. Wir wollen z. B. den Rosenkranz nehmen; diese Kundgebung der Sympathie, welche der seligsten Mutter Gottes von ihren anhänglichen Kindern so gerne gezollt wird, kommt jeden Tag allgemeiner in Gebrauch. Wir könnten noch andere Andachtsübungen anführen, welche eine zunehmende Liebe zu der zarteren und rührenderen Klasse der religiösen Gemüthsregungen beweisen. Es ist nothwendiges Bedürfniß, daß diese gesunde und nahrhafte Nahrung geben und daß es ihnen nicht gestattet ist, wo sie können, ärmliche und ungesunde Speisen aufzulesen. Es ist uns vorgekommen, als entsprechen unsere gegenwärtigen Bücher diesem Verlangen nicht. Das Leiden unseres Herrn z. B. wird dem Geiste und Gemüthe bloß ungenügend vorgeführt. Seine Verdienste und der damit erkaufte Segen sind vollständig ausgedrückt, das Gefühl der Dankbarkeit deutlich ausgeprägt; aber die rührenden und erschütternden Scenen

---

1) [Ich halte es für eine Pflicht, zu sagen, daß Zeit und Beobachtung diese meine Hochachtung von Bischof Challoner's großen Verdiensten und Tugenden bloß vermehrt haben. Und dies thue ich, um gegen das ungerechte und unberufene Urtheil zu protestiren, welches über diesen musterhaften Prälaten im Rambler, Juniheft 1851, S. 491, Anmerkg. gefällt wurde.]

des großen Geheimnisses nehmen nicht die hervorragende Stelle ein, welche sie nach unserer bescheidenen Meinung innehaben sollten. Der Leser unseres gewöhnlichen Gebets wird dadurch nicht an den Fuß des Kreuzes geführt; der Kalvarienberg ist nicht der Berg, auf dem wir gewöhnlich beten. Ja noch nie wurde eine Seele zu erhabener Tugend und zarter Frömmigkeit geleitet, ohne daß sie viel auf diesem Hügel des Schmerzens gesessen wäre. Wir dürfen wohl fragen, könnte nicht eine Person Tag für Tag die Gebete, welche unsere gewöhnlichen Andachtsübungen bilden, hersagen, ohne ihre Gedanken lebhaft auf diese rührenden Scenen gerichtet zu haben, welche das Thema unserer täglichen Betrachtung ausmachen sollten. Und wenn dies der Fall ist, ist hier nicht einem wichtigen Mangel aufzuhelfen? Oder würde es schwierig sein, nachzuhelfen? Die Schriften des heil. Bernhard, des heil. Bonaventura, des Thomas a Kempis und viele moderne beschaulichen Inhalts würden reichliches Material liefern. Es ist wahr, daß abgesonderte Werke, welche Gebete über diesen und andere einzelne Gegenstände enthalten, eingeführt werden können; aber die große Masse denkt an solche Andachtsübungen nicht, wenn sie ihr nicht in ihren gewöhnlichen Gebetbüchern und zusammenhängend mit ihren üblichen Gebeten geboten werden. Die Einführung dieser und noch anderer Gebete zum allerheiligsten Sakrament und zur seligsten Mutter Gottes würde den Vorrath unserer Andachtsübungen mit dem Ausdruck erhabener Gefühle bereichern.

Zudem ist diese Welt dürr und mühselig genug, um für die religiöse Seele eine Wüste zu sein. Ihre gewöhnlichen Geschäfte sind herzlos genug, um das Verlangen nach einem Orte zu erregen, an welchem wir unsere Herzen frei ausschütten dürfen. Wir können unsere Zuflucht nicht zu heiligen Bildern und Symbolen nehmen, um unsere heiligeren Gefühle wach zu erhalten; wir haben keine Kruzifixe an der Straße, keine Heiligen an den Straßenecken. Ausgenommen in einigen begünstigten Orten, haben wir wenig oder nichts von der Würde und Majestät der religiösen Verrichtungen. Wenige von uns können Zeugen jener rührenden Ceremonien sein, oder jenen nach den Zeiten besonders bestimmten gottesdienstlichen Verrichtungen anwohnen, welche so mächtig auf die Seele wirken und wenigstens für einige Zeit sie zu edlen Gedanken erheben oder zu zarten Gefühlen stimmen. Wir haben kaum eine jener in katholischen Ländern so zahlreich vorhandenen Einrichtungen, welche zur Gewohnheit gewordene Fühllosig-

keit aufregen und eingewurzelte Laulichkeit entzünden, Einrichtungen wie geistige Zufluchtsorte oder Missionspredigten. Ja das ist erst noch nicht das Schlimmste. Das heilige Opfer, die Liturgie unserer Kirche ist für viele von uns als täglicher Gottesdienst nicht zugänglich; Entfernung oder Mangel an Zeit und Gelegenheit kann uns an der Beiwohnung verhindern; selbst das Haus Gottes und der anbetungswürdige Schatz, den es enthält, hört auf, für uns eine Heimath, ein immer flammendes Herz zu sein, an welchem unsere natürliche Kälte täglich erwärmt werden kann. Auf was sollen wir uns demnach verlassen, um unseren religiösen Eifer, unsere inbrünstige Andacht, alle die mannigfaltigen ernsten, tiefen, zarten Empfindungen für unsern Gott und Vater, für unseren Erlöser und Richter zu beleben. Je nun, ausschließlich auf unsere Gebetbücher. Ihr Inhalt ist das Brennmaterial, durch welches das Feuer der gewöhnlichen Frömmigkeit unterhalten, und die Flamme himmlischer Liebe täglich genährt werden soll. Und diese Gebete müssen zudem unter allen möglichen nachtheiligen Einflüssen gebetet werden; wahrscheinlich knieend vor einem Stuhl oder dem Bett, welches wir so eben verlassen haben, ohne ein Kruzifix oder ein Bild der Frömmigkeit vor uns, ohne irgend eine andere religiöse Gesellschaft, welche in uns die Idee eines Gott geweihten Ortes hervorrufen könnte; oder vielleicht sogar in dem Raume, in welchem wir soeben unser Nachtmahlzeit eingenommen, dabei gelacht, gescherzt, gezankt und über quälende Sorgen und weltliche Bekümmernisse gesprochen haben! Sollten nicht unsere Gebete sehr lieblich und einladend, und zu gleicher Zeit sehr inbrünstig und begeisternd sein, um dem zweifachen Zwecke zu genügen — die Dürre dieses Thales der Thränen zu erheitern und das Feuer des Himmels in unseren Seelen brennend zu erhalten? Wenn diese Welt eine dürre und unfruchtbare Wüste ist („fructu vacuum, floribus aridum“ wie sie die Kirche so schön beschreibt), so sollte gewiß verhältnißmäßig unser „Seelengarten,“ unser „Paradisus animae“ ein grüner auserlesener Platz, ein wasserreicher Lustgarten, ein „hortus irriguus“ sein, in welchem Alles dem dornentragenden Lande der Verbannung entgegengesetzt ist. Die in demselben wachsenden Pflanzen müssen immer kräftig, immer frisch, immer blühend, und zugleich in Farbe, Gestalt, Wohlgeruch und Fruchtbarkeit höchst mannigfaltig sein. Mögen wir den schwermüthigen Schatten suchen, oder lieber uns im sonnigen Lichte des Himmels wärmen, es muß immer die nämliche reine Atmosphäre,

die nämliche heilige Ruhe sein; die Dunkelheit des Einen darf nicht Kleinmuth und Niedergeschlagenheit verursachen, die schimmernden Schönheiten der Andern dürfen uns nicht blenden, oder uns unsere niedere Stellung vergessen lassen. Die heiligen Gefühle, welche es einflößt, sollten am Morgen als Weihrauch gen Himmel steigen und am Abend als milder Thau auf die Seele niederträufeln. Der Baum des Lebens, der immer fruchtbar, immer lebenskräftig ist, sollte in die Mitte gepflanzt sein, — das Kreuz unseres Herrn, unsere Zuflucht in Trübsalen, unser Stab bei Schwäche, und unsere Freude in der Entzückung. Es sollte darin eine Auswahl von Gebeten für jeden Stand, jede Zeit, jede Lage enthalten sein, aber überall die nämliche Innigkeit, der nämliche Ton der Inbrunst, des Vertrauens und Ernstes herrschen. Unsere Herzen sollten brennen, wenn wir sie beten; unsere Seelen sollten sich mit den heiligen Geistern im Himmel vereinigen, während unsere Lippen irdische Worte aussprechen. Das Gebetbuch sollte mit andern Worten die Gebete bloß eingeben; es sollte bloß die künstlichen Schwingen liefern, auf welchen sich die Empfindungen emporschwingen, bis sie die Sphäre erreichen, in welcher sie ohne andere Stütze sich halten, und in einer Region angelangt, wo keine Worte mehr ausgesprochen zu werden brauchen, frei in die Sonne der Gerechtigkeit und in das Auge des Himmels blicken können.

[Als dieser Artikel geschrieben wurde, konnte nicht vorhergesehen werden, wie viele der darin ausgedrückten Wünsche von der barmherzigen Vorsehung erfüllt werden würden. In den wenigen Jahren, die seitdem verflossen sind, wurden uns treffliche Gebetbücher geliefert, theils Uebersetzungen, theils Sammlungen, aber reichlich mit den Andachtsübungen versehen, welche von der Kirche anerkannt und empfohlen worden sind. Es wurden zumal ausgezeichnete Uebersetzungen von kirchlichen Hymnen und viele neue Gesänge veröffentlicht. Aber außerdem erschien noch eine große Anzahl von kleineren Gebetbüchern für besondere Zeiten oder einzelne Andachtsübungen.

Die Gläubigen sind jetzt mit vielen damals kaum gekannten Gebetsformen und Gegenständen der Frömmigkeit vertraut geworden. So wurde ihnen das Leiden unseres anbetungswürdigen Herrn in den Stationen, in den drei Stunden seines Todeskampfes, in der Andacht zu seinem kostbaren Blute und den Wunden unseres Heilandes in die Hände gegeben. Seine gütigen und liebevollen Gnaden in seinem allerheiligsten Sakramente wurden den Herzen der Katholiken durch häufigere Ertheilung des Segens und namentlich durch die vierzigstündige Aussetzung empfohlen. Die Andacht zu der heiligen Mutter Gottes wurde durch die Rosenkranz-Bruderschaften und Bündnisse, durch den „Maimonat" und größere Berücksichtigung ihrer Feste sehr gefördert.

Wir müssen noch beifügen, daß „Missionen" und „geistliche Exercitien," die damals unseren Gläubigen beinahe ganz unbekaunt waren, jetzt fast ganz allgemein geworden sind. Und gewiß werden wir zugeben, daß wir Gott sehr dankbar sein dürfen für die großen Gnaden, die aus der Zeit der Bekehrung, welche so viel zur Förderung jener Wohlthaten beigetragen hat, auf uns ausgegossen wurden.]

Ueber

National-Festtage.

(Aus dem Dublin Review, Mai, 1843.)

Ueber

National-Festtage.

---

1. *A Plea for National Holydays.* By Lord John Manners, M. P.
2. *Tableau des Fêtes Chrétiennes.* Par M. le Vicomte Walsh. Paris, 1837.

Wir glauben, man muß es bei jedem Körper, sei er ein natürlicher oder politischer, als eine schlimme Vorbedeutung ansehen, wenn das, was in der Regel und von Andern als Nahrung genossen wird, ihm als Arznei vorgeschrieben werden muß. Es muß mit der Gesundheit eines armen Bauern schlimm aussehen, wenn der Arzt ihm Wein und keinen bittern Trank verordnet; sein Körper muß eingefallen, seine Konstitution untergraben, seine Gestalt ausgemergelt sein, wenn er das, was sein reicher Nachbar als einen gewöhnlichen Trank ansieht, als einen labenden und stärkenden Trank bloß in bestimmtem Maße schlürfen darf. Ja ein italienischer oder spanischer Bauer würde sich sogar wundern, wenn ihm je ein solches Geheimmittel vorgeschlagen würde; denn er ist von Jugend auf gewohnt, ihn zu jeder Mahlzeit zu trinken. Mit andern Worten, sein Weinberg bringt ihn für ihn jedes Jahr in Ueberfluß hervor, und er hat keinen Begriff von ihm, als von einer Seltenheit und einer ärztlichen Verordnung. Noch mehr würde er sich wundern über die Idee, daß kirchliche Fest- oder Feiertage in irgend einem christlichen Lande als ein Heilmittel für moralische Uebel vorgeschrieben werden und der Genehmigung der gesetzgebenden Gewalt unterworfen sein müssen. Der Weinberg liefert ihm ebenso natürlich seine glühenden und erquickenden Trauben, um seinen kör-

perlichen Sinn zu erfreuen, als die Religion, so wie er sie auffaßt, ihm die Gefühle eingibt, welche die Gelegenheiten festbestimmen, welche ihm, wenn die Tage der heiligen Festlichkeit wiederkehren, gesunde Erholung und unschuldige Freude verschaffen. Eine Religion ohne Festtage ist in der That eine Anomalie in der Weltgeschichte. Weder Jude noch Heide, weder Christ noch Mohammedaner, weder Skandinavier noch Hindu — Keiner, der sich je zu einer Religion (bis der Protestantismus erstand) bekannt hat, hat je von einem System religiösen Glaubens oder religiöser Praxis gehört oder daran gedacht, in dem nicht heiligere Tage, als die Uebrigen, von Zeit zu Zeit die Einförmigkeit des Jahres unterbrächen und durch eigenthümliche Gebräuche und besondere Erwähnung gewisse eigenthümliche Gefühle erregten oder in Freud und Leid gewisse heilige Ereignisse oder merkwürdige Personen dem Geiste vorführten.

Der Christtag und der Charfreitag, allerdings das Alpha und Omega alles dessen, was im Buch der Liebe geschrieben steht, das Ecce venio und das Consummatum est der göttlichen Ankunft, sind sämmtliche Festtage in der anglikanischen Kirche; die Verwerfung oder die Abschaffung zweier Feiertage war und ist die einzige Stufe, welche in ihr herabzusteigen ist, um in diesem Punkte die niedrige Fläche des Puritanismus zu erreichen. Aber wie viele Geheimnisse liegen noch zwischen Beiden und sogar außerhalb derselben, welche der Betrachtung würdig sind, wie viele Akte der Barmherzigkeit und Liebe, welche zu warmer Erinnerung auffordern! Außerhalb ihrer Grenzen liegen die feierliche Ankündigung der Menschwerdung des Sohnes und ihre Erfüllung auf der einen Seite, und auf der andern die Himmelfahrt, welche das Werk der Erlösung krönte und die Thore des Himmels öffnete. Zum Glück für das Ansehen der modernen Religion fielen die Auferstehung und die Ausspendung des heiligen Geistes auf den Sonntag; sonst möchten wir fast den Ausspruch wagen, daß sie ziemlich lieblos übergangen worden wären. Wie viele Gelegenheiten sind somit verloren, um religiöse Empfindungen zu pflegen, und das Herz von Zeit zu Zeit auf ein höheres Ziel und auf heiligere Begierden hinzulenken, als die sind, welche die alltäglichen Beschäftigungen einflößen! Welch' eine große Macht, den ermattenden Glauben zu erfrischen und die verfallenden Zinsziele der göttlichen Liebe in den Seelen der Menschen anzuregen, wurde durch das Aufgeben einer so natürlichen und so schönen Einrichtung vernichtet! Um indessen die

Sache mehr vom religiösen Standpunkt aus anzusehen, wie viele Mittel der Gnade würden auf diese Weise aufgeopfert! Denn wer kann daran zweifeln, daß Gott im neuen Bunde so gut wie im alten seine Zeiten für bestimmte Gnaden hat, seien es solche, welche durch Buße in Sack und Asche, durch Fasten und Trauern herabgezogen werden, oder solche, welche auszugießen er durch die festlichen Gesänge und die geistige Freude seiner Braut angegangen wird? Dieses Gefühl ist zudem jedem Religionssystem (mit der bereits gemachten Ausnahme) so natürlich, als der Mensch seine verschiedenen Gefühle bei solchen bestimmten Gelegenheiten an den Tag legen wird. In der That bilden die zwei Ideen vereint die Grundlage des christlichen Festcyklus. Dieser beruht auf der einen Seite, auf der natürlichen und religiösen Ueberzeugung, daß es Pflicht des Menschen ist, seine Sympathien mit den Kundgebungen der Güte Gottes, mögen sie direkt oder indirekt sich offenbaren, zu zeigen, und auf der andern Seite auf der erhaltenen Versicherung, daß eine solche Aeußerung solcher Gefühle Gott wohlgefällig ist und neue Gnaden verleiht.[1])

Der katholische Kalender ist in der That bloß der Almanach des „neuen Himmels und der neuen Erde," welche der Herr der Barmherzigkeit für sich und uns erschaffen hat. Er stellt der christlichen Seele getreu den jährlichen Lauf der „Sonne der Gerechtigkeit"[2]) vor, welche ihren Cyklus der Liebe durchläuft, um im Weinberg ihrer Kirche den „Pflanzen ihrer rechten Hand" Wärme und Freude, Nahrung und Wachsthum zu geben. Um unsertwillen erscheint sie gering und schwach, am Horizonte kaum sichtbar, beginnt sie im bleichen Winter ihre Rie-

---

1) „Quamvis enim nulla sint tempora, quae divinis non sint plena muneribus, et semper nobis ad misericordiam Dei, per ipsius gratiam praestetur accessus; nunc tamen omnium mentes majori studio ad spirituales profectus moveri, et ampliori fiducia oportet animari, quando ad universa pietatis officia, illius nos diei, in quo redempti sumus, recursus invitat." — St. Leo, serm. IV. de Quadrag.

2) „Consors paterni luminis
Lux ipse lucis et dies." — Fer. iij. ad Mat.

„Splendor paternae gloriae,
De luce lucem proferens,
Lux lucis, et fons luminis
Diem dies illuminans." — Fer. ij. ad Laudes.

senlaufbahn,[1]) indem sie sich mehr in ein hoffnungsvolles Kind als in gottähnliche Macht hüllt. Bald dann erreicht sie Pracht und Stärke,[2]) um die Augen der Nationen aus der Ferne auf sich zu lenken und sie zu ihrer glorreichen Erscheinung zu führen. Noch währt der Winter und geht in den vielverheißenden, aber noch düsteren Frühling über, indem er Wolken der Buße und Thau der Thränen auf das dürre und spröde Land ausbreitet, welches bloß durch kräftigere Einwirkungen der befeuchtenden Gnade ergiebig werden kann;[3]) und die heitere Jahreszeit, welche folgt, beginnt bereits, indem ihre Vorboten erscheinen, und gerade durch Trauer, durch welche sie vorbereitet wird, Freude verheißen.[4]) Zunächst wird eine traurige Finsterniß und Dunkelheit kommen, welche das himmlische Gestirn verhüllt, dann aber wird die Ostersonne in der Fülle ihres freudigen Glanzes scheinen, und die Thränen, welche geflossen sind,[5]) trocknen, und die Saat, welche während sie strömten, ausgestreut wurde, zeitigen. Und jetzt scheint ihre Schönheit und Macht, ferne davon, unterzugehen, viel mehr zu wachsen, indem Fest an Fest die wachsende Glorie dessen entfaltet, den wir so sinnbildlich beschrieben haben, bis er seinen Zenith erreicht und zur Rechten seines Vaters auffsteigt, wo er über Himmel und Erde

---

1) „En clara vox redarguit
Obscura quaeque personans
Procul fugentur somnia,
Ab alto Jesus promicat.

*
*   *

Sidus refulget jam novum
Ut tollat omne noxium.“ — Hymne für den Advent.

2) „Tu lumen et splendor Patris.“ — Hymne für das Christfest.

3) „O Sol salutis, intimis
Jesu refulga mentibus
Dum nocte pulsa gratior
Orbi dies renascitur.“ — Hymne für die Fasten.

4) „Dies venit, dies Tua,
In qua reflorent omnia.“ — Das.

5) „Paschale mundo gaudium
Sol nuntiat formosior,
Cum luce fulgentem nova
Jesum vident apostoli.“ — Osterhymne.

herrscht,[1]) und durch seinen herabgesandten Geist am Pfingstsonntage[2]) und durch das Geheimniß seiner Liebe am Feste seines Frohnleichnams[3]) heilige und erhabene Kräfte über die Menschen ausgießt. Von diesem höchsten Punkte an scheinen die äußerlichen Kundgebungen seines Glanzes abzunehmen, so daß sein Lauf uns in Zwischenräumen durch die Darstellung seiner mehr irdischen Herrlichkeit, in der Erinnerung an seine Verklärung,[4]) in der Erhöhung seines Kreuzes,[5]) und in der Verherrlichung seines Namens als Erlöser[6]) bezeichnet wird, bis wir zum Schlusse seines heiligen Jahres gelangen, und dann wieder die geheimnißvolle Erwartung seiner Ankunft beginnt.

---

1) „Ascendis orbes siderum,
* * *
Mundi regis qui fabricam
Mundana vincens gaudia." —
Hymne für den Himmelfahrtstag.

2) „Jam Christus astra ascenderat
Reversus unde venerat
* * *
Sanctum daturus Spiritum.
* * *
De Patris ergo lumine
Decorus ignis almus est." — Hymne für den Pfingstsonntag.
„Verusque Sol illabere
Micans nitore perpeti;
Jubarque Sancti Spiritus
Infunde nostris sensibus." — Fer. ij. ad Laudes.

3) Frohnleichnamsfest.

4) „Lux alma, Jesu mentium,
Dum corda nostra recreas,
Culpae fugas caliginem;
* * *
Tu dulce lumen patriae
Carnis negatum sensibus,
Splendor paternae gloriae."
Hymne am Feste der Verklärung (6. Aug.).

5) „O Crux splendidior cunctis astris!"
Antiphon für das Kreuzerhöhungsfest (14. Sept.).

6) „Jesu voluptas cordium
Et casta lux amantium."
Hymn. in festo SS. Redemptoris. (22. Okt.)

Die Auszüge, welche wir in den Anmerkungen gegeben haben, werden genügen, die Idee von unserem gebenedeiten Herrn, daß er die nicht untergehende Sonne und die Leuchte der Stadt Gottes sowohl auf Erden als im Himmel ist, zu erläutern. Gleich dem sichtbaren Gestirn [1]) ist sein Lauf, obgleich er unaufhörlich und unveränderlich ist, doch für unsere Wahrnehmung durch gewiße Perioden anscheinenden Wechsels bezeichnet, welche Beide eintheilen, da sie am Himmel ausgestellt sind, damit „sie seien zu Zeichen und zu Zeiten, und zu Tagen und zu Jahren.“ [2]) Die eine gibt der Erde ihre Saatzeit und ihre Ernte, die Zeit des Beschneidens und der Weinlese, ihre Tag- und Nachtgleichen, und die einander entgegengesetzten Sonnenwenden, wovon jedes Rührungen der Hoffnung und der Dankbarkeit, der Beklemmung und der Ergebung, öffentlicher Fröhlichkeit oder häuslicher Heiterkeit hervorruft. Die andere zumal gibt ihre Zeiten und Tage, ihre Fasten, ihre Ostern und Pfingsten, ihre Oktaven und Advente, und ihre besonderen Tage, welche den Uebergang einer heiligen Zeit in eine andere bezeichnen, Uebergänge der Empfindungen, in denen aber Alles geheiligt, Alles vergeistigt ist. Hell und glorreich bricht sie an jenen Tagen besonderer Feierlichkeit über die ganze Erde herein, und taucht Thurm und Kuppel, Palast und Hütte, Stadt und Dorf in eine Fluth des Glanzes. Herrlich strömen ihre Strahlen durch die bemalten Fenster der Kathedrale und des Stiftes, der Kapelle und des Dorfkirchleins; lieblich stiehlt sich ihr milder Strahl durch die enge Fensteröffnung der Celle des Einsiedlers, und spielt freudig um sein Kreuz und die Madonna, und macht sogar, daß der Todtenkopf auf seinem Tische zu lächeln scheint. Wolken mögen an diesem Tage das Antlitz des Himmels verdecken und dicke Nebel mögen die sichtbare Sonne verhüllen, gleichwohl wird die Freude von tausend Herzen und der Gesang von tausend Zungen beweisen, daß hier eine Quelle von Licht und Wärme ist, welche von solchen Hindernissen nicht erreicht werden kann.

Diese Sonne muß aber auch an einem Firmamente wohnen, das ihrer Laufbahn würdig ist. Sie muß ihren genau eingetheilten Zodiakus haben, in dem sie sich bewegt, — sie muß von jener goldenen

---

1) Die Manichäer nahmen, wie uns der heilige Augustinus berichtet, thörichter und gottloser Weise an, die sichtbare Sonne sei unser Herr.

2) 1. Buch Moses I, 14.

Zone von Heiligen[1]) umgeben sein, welche „leuchten wie Sterne immer und ewig.“ [2]) Und es würde nicht schwer sein, jeder von ihren zwölf Abtheilungen den Namen und das Zeichen zuzutheilen, nach dem man sie erkennen und ordnen könnte; denn wir sehen, daß in jedem Monat im christlichen Kalender (einen Trauermonat ausgenommen, in dem jedoch die Erinnerung an die Verkündigung der Erlösung durch den Erzengel Gabriel gefeiert wird) Einer oder Mehrere der vornehmsten Heiligen des neuen Bundes, welche ihn mit dem Zeugnisse ihres Blutes gepredigt haben, — die Apostel des Lammes — den Vorsitz führen. Denn auf sie wendet der heilige Paulus und nach ihm die Kirche das an, was von jenem sichtbaren Himmel gesagt wird, an welchem die erschaffene Sonne ihre gleichförmige Bahn durchläuft und welcher die Glorie Gottes der ganzen Welt verkündet.[3]) Und jedes dieser strahlenden Gestirne ist von andern von geringerem Glanze umgeben („denn ein Stern ist vom andern verschieden an Klarheit“ [4]); da strahlt eines in besonderem Glanze, wie Stephanus und Laurentius, dort sind sie zu mannigfaltigen Sternbildern gruppirt, — Mütter, die mit ihren sieben Kindern gemartert, Feldherrn, die mit ihren Legionen für Christus niedergemetzelt, heilige Aebte, die mit ihren Mönchen geschlachtet wurden.[5]) Unter sie sind helle und glänzende Lichter der heiligen Lehre und des heiligen Beispiels[6]) gemischt, welche ihren Platz nach ihnen einnehmen, aber kaum weniger prachtvoll sind; sie füllen die Herrlichkeiten des Firmaments aus, nach welchen wir unsere Augen erheben sollen, und vollenden seinen Schmuck; dabei breiten sich Myriaden namenloser Sterne, Wolken von Zeugnissen, wie es scheint, gleich einer Milchstraße aus, sie erweitern den

1) „Beatus quoque Joannes in Apocalypsi vidit Filium hominis praecinctum zona aurea, id est, Sanctorum caterva.“ — Pontif. Rom. in ordin. Subdiac.

2) Daniel XII, 3.

3) „In omnem terram exivit sonus eorum, et in fines orbis terrae verba eorum.“ — Ps. XVIII, 1.; Röm. X, 18.

4) 1. Kor. XV, 41.

5) Quid igitur per Orionas, nisi Martyres designantur?...... qui ad faciem coeli quasi in hieme venerunt...... Orionas ergo coelum edidit, cum S. Ecclesia martyres misit.“ — S. Greg. Mor. lib. IX, c. XI.

6) „Isti itaque sunt astrorum spiritualium ordines, qui dum summis virtutibus eminent, semper ex supernis lucent.“ — Das.

Raum des Himmels, indem sie keinen leeren Raum oder einen Riß an seiner goldenen Wölbung lassen. [1])

Um diesen herrlichen und strahlenden Raum zu durchlaufen, geht sie, in die „er seine Wohnung gesetzt hat, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer hervor." „Vom äußersten Himmel ist ihr Ausgang und ihre Rückkehr am Aeußersten desselben." [2]) Und sobald sie sich bewegt, sieht man an ihrer Seite, wenn ihre Strahlen nicht so hell sind, um jeden andern Glanz auszulöschen, noch einen andern Stern, glänzend wie ein Edelstein, der Morgenstern der Hoffnung, der Abendstern des Friedens und der Ruhe, der Leitstern der Wanderer und Seefahrer, der Wegweiser der mit der Liebe für das Heilige und Reine entflammten Herzen. [3]) Während ihres Laufes theilt sie im Vorbeigehen himmlische Einflüsse den glorreichen Wesen mit, von welchen sie in den ihrer Herrschaft unterworfenen Regionen, [4]) jedes einem Lande, oder einer Stadt oder einem Einzelnen zugewiesen hat, damit diese in dieser glücklichen Verbindung ihren leitenden Einfluß anerkennen. Manchmal erregt der Tag Freude in ganzen Reichen und Provinzen, setzt den Schweller jeder Orgel gleichzeitig in Bewegung; jeder graue Thurm im ganzen Lande nimmt mit seinem Freudengeläute Antheil, und jedes Antlitz glänzt von dem nämlichen Strahl der Freude. Oder der Strahl berührt mit seinem Lichte bloß den bescheidenen Gibel eines Dorfkirchleins und weckt die derben Bewohner eines bergenden Thales zu abgeschlossener Festlichkeit auf, um den Heiligen, der kaum außerhalb seiner Mauern bekannt ist, oder den Einsiedler, dessen Celle dem bescheidenen Dörflein und seiner Kirche den Namen gab, oder den Märtyrer zu ehren, der hier sein Blut vergoß und seine Gebeine zur Weihe ihres Altares hinterließ. Dies ist, glauben wir, die wahre Idee von dem kirchlichen Kalender; er feiert das Andenken an die Gnaden Gottes, wie sie sich bald glänzender in den Geheimnissen der Erlösung, bald herablassender in den wunderbaren Tugenden seiner Heiligen kund gab. Nach dem nämlichen Grundsatze ist jede Klasse von Festtagen zu betrachten; Gott allein wird verehrt, Gott allein ange-

---

1) „Quot sunt ergo bona praedicantium tot sunt ornamenta coelorum." — Id. Hom. XXX. in Ev.

2) Ps. XVIII.

3) „Ave Maris Stella!" Siehe des hl. Bernhards zweite Homilie über Missus est.

4) „Du hast uns unserm Gott zu einem Königreich und zu Priestern gemacht, und wir werden herrschen auf Erden." — Offenb. V, 10.

fleht; aber wir lassen unseren Preis und unser Gebet lieber in Verbindung mit dem Rauche aus dem Rauchfasse des Engels und mit dem Wohlgeruch aus den heiligen Schalen [1]) emporsteigen. Diese ganze Empfindungsweise ist einem Katholiken natürlich und in katholischen Ländern so zu sagen eingeboren; sie ist bloß der sich von selbst kundgebende Ausdruck des Glaubens an die Gemeinschaft der Heiligen. Sie führt zu der großen Eintheilung der Fest- oder Feiertage, eine Eintheilung, welche, da sie von dem edlen Herrn, der die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Gegenstand gerichtet hat, übersehen worden ist, wir näher zu bezeichnen für nothwendig erachten.

Die christliche Religion hat jede gute Empfindung und folglich auch die Liebe in allen ihren Zweigen, beginnend mit der häuslichen Anhänglichkeit und allmählig sich erweiternd zu socialer und nationaler Zuneigung, zu allgemeiner Philanthropie und Liebe jeder Art, befestigt, veredelt und geheiligt. Aber noch mehr wurde die Kirche, in welcher und durch welche diese Religion eingesetzt worden war, nach dem Grundsatze der Einheit und Gemeinschaft, welcher sie von jedem andern Vereine, der auf die nämlichen Privilegien Anspruch macht, unterscheidet, in vollkommener Liebe geordnet. [2]) Da diese Gemeinschaft katholisch oder allgemein ist, so hat die gegenseitige Gemeinschaft, in der sie sich äußerlich kundgibt, ihre Grade und Kreise, welche bald enger, bald weiter sind, aber mit den inneren zusammenhängen und sich von ihnen gleichsam durch eine natürliche Ausdehnung ausbreiten. Es muß diesen verschiedenen Abstufungen der Liebe durch die Religion, welche sie heiligt, ein Ausdruck gegeben werden, es muß diese lebendige Gemeinschaft im Verhältniß zu ihren besonderen Stärkegraden, von der Kirche, durch welche sie gehalten wird, bezeugt werden. Im häuslichen Leben gibt die Gemeinschaft der Glieder einer Familie nichts mehr kund, als ihre Theilnahme an den nämlichen Gefühlen, mögen sie sich freuen oder betrübt sein, mögen sie mit einander schmausen oder trauern. Die zerstreuten Glieder, welche zu ihr gehören, werden aus verschiedenen Gegenden zu einem Familienmahle zusammen kommen, welches zur Erinnerung an einen Geburtstag oder aus Veranlassung eines sonstigen häuslichen Festes bereitet wird; und ebenso wer-

---

1) Offenb. VIII, 3.; V, 8.

2) „Ordinavit in me charitatem.“ Hoh. Lied Sal. II, 4.

den sie herbeieilen, um einem hingeschiedenen Verwandten den letzten Tribut schmerzlicher Aufmerksamkeit zu zollen.

Ebenso will die Kirche ihre verschiedenen Grade der religiösen Gemeinschaft durch Festtage ausprägen, an denen Mehr oder Weniger, je nach ihrer verschiedenen Lage, Antheil nehmen.

1. Sie ist die katholische Kirche; sie vereinigt bei gewissen wichtigen und feierlichen Gelegenheiten, wenn sie die Erinnerung an allgemeine Wohlthaten oder an allgemeine Wohlthäter feiert, alle ihre Kinder auf der ganzen Erde. Ihre großen Feste gehören zu den sichersten und schönsten Beweisen von der Allgemeinheit ihrer Gemeinschaft. Sie beweisen, wie die zerstreuten Herzen von Millionen einstimmig schlagen können, und wie großartig der Antrieb sein muß, welcher ihnen eine gemeinsame Anregung gibt. Es kann Niemand Wunder nehmen, daß die ersten Päpste gegen den quartodecimanischen Irrthum, welcher Ostern an einem verschiedenen Tag feiern wollte, so unduldsam waren. Denjenigen, welche den Werth der Einheit nicht begreifen, kann es als eine harte Strenge erscheinen, diese Abweichung in der Disciplin, welche offenbar eine so erhabene Quelle hat, zu unterdrücken. Solche, die bei kirchlichen Gebräuchen nationale Eigenthümlichkeiten und Vorrechte bewundern, mögen sogar einen solchen Widerspruch bedauern. Aber die Kirche kannte ihre wirklichen Gerechtsame besser. Sie fühlte, daß sie nie zugeben durfte, daß die widerstreitensten Gefühle ihre Kinder an einem solchen Tage trennen, daß die Einen Halleluja singen, während Andere Miserere rufen, daß die Einen mit dem erstandenen Erlöser triumphiren, während Andere mit dem sterbenden weinen. Solche widerstreitende Töne konnten sich nicht vereinigen, wenn sie zum Himmel steigen; und hier konnte kein gemischtes Fest stattfinden. Beide konnten nicht zugleich ein Echo haben, die vier und zwanzig Aeltesten konnten sich nicht trennen, und die eine Hälfte ihre Harfen zu einer freudigen, die andere zu einer klagenden Weise stimmen. Daher war in diesem Punkte die Kirche immer unerbittlich, sie nimmt keine Rücksicht auf geringere Eigenthümlichkeiten, sondern sieht bloß auf die Einheit. Bei uns in der einen Hemisphäre kann man ganz richtig annehmen, daß Ostern am Anfang des lieblichen Frühlings an seinem rechten Platze ist; seine Freuden kommen mit denen der Natur, seine Gesänge mit dem erneuten Jubel der Vögel, und seine reichen Tapeten und prachtvollen Gewänder mit der neuen Bekleidung der Bäume und Felder, die schöner ist, als Salomo in seiner Pracht; in den neuen

Kirchen des Südens dagegen fällt es auf eine traurige, unpassende Zeit, in der die Blätter verdorren, der Himmel sich verdüstert und alle Liebenswürdigkeit der Natur abnimmt und vergeht. Und ebenso wie viele zur Liebe entflammende Gedanken finden wir in der winterlichen Feier der Geburt Christi, — die lange furchtbare Nacht, die stechende Kälte, der seufzende Wind im Stalle von Bethlehem, was dem Christen jenseits des Aequators ganz verloren gehen muß, indem er an diesem Tage unter seinem Feigen- oder Kokusbaum Schatten vor den sengenden Strahlen der Vertikalsonne suchen muß. Aber alles dies hat nichts zu sagen; Einheit kommt mehr in Betracht, als alle diese untergeordneten Eigenthümlichkeiten; und diejenigen, welche nicht den Vorzug genießen, die Sterne zu sehen, welche die Engel krönten, als sie „Gott Ehre und Frieden den Menschen" verkündeten, müssen sich begnügen, um eines höheren und wichtigeren Zweckes willen auf so liebliche Verbindungen zu verzichten. Diese großen und allgemeinen Festtage sind demnach Zeichen der religiösen Einheit; sie gehören zu den sichtbaren Banden und sind Glieder der Kette, welche die unermeßliche Gemeinschaft der Kirche zusammen hält. Sie sind, das ist wahr, nicht ihre wesentlichen Bestandtheile, sie bilden nicht die Steine, auf welche die herrliche Grundmauer gebaut ist, noch den Mörtel oder die ehernen Klammern, durch welche sie fester zusammengehalten werden; aber sie sind gleichsam fein geformte und reich ausgehauene Gurten, welche um das ganze Gebäude herumlaufen und die Einheit des Zweckes zeigen, und während sie in Wahrheit so gut, als für das Auge, Anmuth und Schönheit verleihen, die festeren Theile eng mit einander verbinden.

Und in der That wird der Glaube der gesammten Kirche an die Menschwerdung und Göttlichkeit des ewigen Wortes, an seinen Tod und seine Auferstehung, an die Göttlichkeit des heiligen Geistes, an die wirkliche Gegenwart, an die höchste Gewalt des heiligen Petrus und seiner Nachfolger, an die Fürsprache der Heiligen, an die Glorie der seligsten Jungfrau und an die Wirksamkeit des Gebets für verstorbene Gläubige durch ihre Glaubensformulare der Welt nicht deutlicher verkündet, als durch die Festtage, welche ihre Kinder zur Feier der Erinnerung an diese Personen oder Lehren überall begehen. Sie regen den Glauben an, der sonst nachläßig werden würde, eines nach dem andern und jeden besondern Punkt noch genauer zu betrachten; sie machen aus dem ganzen Jahr ein praktisches Symbol des Glaubens, in

welchem auf der ganzen Erde besondere Lehren durch erhabene Akte der Verehrung und einen prachtvollen Gottesdienst übereinstimmend bezeugt werden.

2. Während so die Einheit von mehr katholischem Charakter durch die Festtage der allgemeinen Kirche ausgedrückt wird, gibt es noch eine niedere Sphäre, in welcher zwischen den hierarchischen Bestandtheilen einer sogenannten National-Kirche eine engere Gemeinschaft Statt findet. Darunter verstehen wir natürlich keine unabhängige, von einem Staate errichtete Kirche, sondern solche Theile der allgemeinen Kirche, welche eine eigene Metropolitanregierung haben, wozu mehrere aus nationellen oder geographischen Gründen vereinigt sein können. So pflegten die zwei Erzbischöfe von England mit ihren Suffraganbischöfen eine von der übrigen Kirche anerkannte Abtheilung zu bilden, wie die gallikanische und spanische Kirche. Es ist offenbar, daß viele Bande die Bischöfe eines solchen Theils der Kirche, abgesehen von den Banden der katholischen Gemeinschaft, mit einander vereinigen würden, — eine gemeinschaftliche Abstammung, Eine Sprache, die nämlichen Nationalsitten und Gebräuche, ein eigener Ritus, örtliche Ueberlieferungen, ohne die vielen andern gerechten und vernünftigen Gründe zur Vereinigung zu erwähnen, welche aus politischen und socialen Verhältnissen entstehen. Die Sphäre des Einflusses solcher Betrachtungen stand im Verhältniß zu dem, was die bloß nationalen Gefühle beherrschte. Es war natürlich, daß solche religiöse Verbindungen, als sie sich gebildet hatten, auch in der Kirchensprache ihren entsprechenden Ausdruck finden mußten. Wenn das Kriegsgeschrei „der heilige Georg für England" begeisternd durch die Reihen der Engländer schallend unsere bepanzerten Barone zum Kampfe entflammte und die Arme der Armbrustschützen stählte, ihre Pfeile zu entsenden, so entflammte die nämliche Parole die fromme Andacht der friedlichen Bürger in der Heimath, erfüllte alle Kirchen mit inbrünstigen Andächtigen, füllte die grünen Plätze der Dörfer im ganzen Land mit Bewerbern um ländliche Ehren, und vereinigte König und Volk zu Einem Gebete für die Wohlfahrt ihres Landes. Und so rief das Fest des guten Königs Eduard, oder des wunderwirkenden Dunstan, oder des glorreichen heiligen Thomas, bei dem Volke, in dessen Andenken ihre Tugenden sich erhielten, nationale Regungen der Dankbarkeit, oder der Bewunderung, oder begeisterter Liebe hervor. Wenn dann ihre Gefühle in der weniger feierlichen Beobachtung des Tages über dem Kanal oder über der Grenze auch nur einen schwachen Wiederhall fanden, so drang dagegen der Gesang öffentlichen Jubels und nationaler Freude zu ihnen, entweder aus Frankreich der des

heil. St. Dionys, oder aus Schottland der des heil. Andreas. Ja selbst andere Länder zollten solchen bloß nationalen Festen der Erinnerung ihre Huldigung, indem sie in Scharen ihre Pilgrime, um Gott an dem begünstigten Reliquienkasten zu verehren, sandten.

3. Ein noch engeres Band der Einheit umschlingt einen Bischof und seine Diözese. Die Kathedrale, „die Mutterkirche," ist der Mittelpunkt einer innigeren Gemeinschaft; von ihm geht die Gerichtsbarkeit des Pfarrers, die Ermahnung des Seelsorgers, die Visitation des Bischofs aus; dort ist der Thron dessen aufgepflanzt, der die apostolische Vollmacht hat, die Hände aufzulegen und mit den mächtigen Schlüsseln des Reiches Gottes seine verborgeneren Schätze aufzuschließen. In ihr ruhen sicherlich die heiligen Ueberreste eines frühern Bischofes oder ehrwürdigen Märtyrers, welcher der besondere Patron der erhabenen Kathedrale oder der ihr unterworfenen Diöcese ist. Durham hat seinen Cuthbert und seinen Beda, Lincoln seinen Hugo, Hereford seinen Thomas, Beverley seinen Johann, Chichester seinen Richard; gerade wie Mailand seinen Ambrosius und Karl, Neapel seinen Januarius, Lüttich seinen Lambert, Syrakus seine Lucie, Katania seine Agatha, und Rom seinen Petrus und Paulus hat. Der Ruhm solcher Männer gehörte dem Stuhle, welchen sie schmückten, oder der Stadt, welche ihre heiligen Reliquien besitzt; und ihr Festtag war ein öffentlicher Feiertag der ganzen Diöcese. Wenn er herannahte, konnte man Scharen von Gläubigen aus der umliegenden Gegend durch die Thore der Stadt ziehen und ihre Schritte gegen die ehrwürdige Kathedrale richten sehen, deren Räume für solche Gelegenheiten eingerichtet waren und von deren massivem Thurme das Freudengeläute über die höchsten Zinnen jedes weltlichen Gebäudes hintönte. Dort war der Reliquienkasten des heiligen Patrons; gehüllt in seine goldenen Gewänder und bedeckt mit seinen mit Juwelen gezierten Sinnbildern, umgeben mit flammenden Kerzen und wohlduftenden Blumen wurde er von Tausenden von Andächtigen inbrünstig verehrt, deren Kniee seit Jahrhunderten andauernder Liebe das Pflaster aushöhlten und deren Lippen den Marmor des Grabmales glätteten. Und wenn der ehrwürdige Bischof am Ende des feierlichen Gottesdienstes mit erhobenen Händen die schweigende, auf den Knieen liegende Menge segnete, wie wahrhaft fühlte er sich selbst als Vater unter seinen Kindern, sicher ihrer ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit, und dies noch mehr wegen der allgemeinen Andacht, welche sie zu dem freudigen Feste versammelte.

4. Endlich hat noch die Pfarrkirche ihre eigenen Festtage, die Tage ihrer heiligen Patrone, den Jahrestag ihrer Einweihung und vielleicht noch einige andere von lokalem Interesse. Es war der Ausdruck der Familieneinheit, welche in allen katholischen Ländern zwischen dem Priester und seiner Gemeinde ein viel innigerer ist. Jene Liebesdienste, welche nur er für sie erfüllen kann, müssen Gefühle von mehr familiärem Charakter hervorrufen. Er hat sie Alle oder wenigstens ihre Kinder getauft, er hat ihre Jugend unterrichtet, hat die Erzählung ihres Kummers angehört, und sie im Namen Christi losgesprochen; er hat für sie das heilige Opfer verwaltet, er hat mit Freudigkeit und tröstendem Eifer das Krankenbett ihrer Freunde besucht, und hat die in Frieden und Hoffnung Verschiedenen zu Grabe geleitet. Diese und tausend andere Pflichten, welche ein katholischer Priester für seine Heerde erfüllt, müssen ihre Herzen an einander knüpfen, durch Liebe gemischt mit Achtung, durch eine Liebe, die durch das heilige Gebäude mitgetheilt wird, in welchem die Segnungen seines Dienstes immer empfangen wurden und dem er Leben und Kraft verleiht. Die Festtage einer Pfarrei bringen diese Gefühle zu ihrer vollen Entwicklung. Es ist ein Tag, der der Gemeinde gehört; ihre Kirche ist es, zu der an diesem Tage die Bewohner der benachbarten Dörfer, welche einige Stunden erübrigen können (und in einem katholischen Lande gibt es ihrer viele), herbeiströmen, um darin zu beten; ihr Pfarrer ist es, welcher den Gottesdienst feierlicher als gewöhnlich vornimmt; ihrer Freigebigkeit und ihrer Regsamkeit ist es zu verdanken, daß die Mittel herbeigeschafft wurden, um dem Feste einen besonderen Glanz zu verleihen.

Wenn nun das, was wir bisher geschrieben haben, richtig ist, so dürfen wir jetzt wohl auch nach den Gründen forschen, welche in England diese Festtage bei denjenigen ausrotteten, welche das Gedeihen der Gefühle hinderten, durch welche sie in früheren Zeiten hervorgerufen oder erhalten wurden. Das Schisma hat die Einheit unseres Landes mit dem übrigen Christenthum entzwei gerissen, eine weltliche Politik hat alle nationalen Gefühle von den religiösen getrennt, der Verfall der Disciplin und das Aufkommen von Handels- und Fabrikstädten haben den Episcopat und seine Sitze ihres Einflusses und Ansehens beraubt, und Zwietracht hat alle Einmüthigkeit in den Pfarreien vernichtet. Dann überzog Irrthum das Ganze; ketzerische Lehren vergifteten die Quellen aller geistigen Freude, den Glauben, aus welchem

die christlichen Feste hervorgehen müssen, jene Hoffnungen, welche sie erregen, und die Liebe, von der sie allein genährt werden können. Diese Dinge möchten wir wieder hergestellt wissen, und die verlorenen Feiertage würden bald wieder aufleben.

Lord John Manners scheint uns zu irren, wenn er diese Ordnung umkehrt; er wünschte, die Feiertage sollten die Mittel sein, erloschene gute Empfindungen wieder zurückzuführen, und wir möchten diese Tage lieber als ihren Ausdruck und ihr Resultat betrachten. Es scheint in der That fast unvernünftig zu sein, zu erwarten, wir würden unsere Soldaten dadurch tapfer, unsere Generale erfahren, unsere ganze Nation kriegerisch machen und dadurch Siege erringen, wenn wir in unsern Städten eine Reihe von Illuminationen und Freudenfeuer im ganzen Lande anordnen. Das Volk wird sich über nichts freuen und sich dabei behaglich finden, namentlich wenn zur Erreichung des Zweckes ein offenbares und gegenwärtiges Opfer zu bringen ist; und wir haben vornehmlich unser Volk so vernünftig gemacht, daß es fragen wird, warum es eine Tagesarbeit aufgeben und Feiertag machen soll? Nun wir glauben, es würde in seinen Augen ebensowenig Eindruck machen, wenn man ihm antwortete, jene angeführten profanen öffentlichen Freudenfeste werden wegen eines Blenheim oder Agincourt veranstaltet, als wenn man sagte, die Festtage der Kirche, deren Haltung sie befiehlt, werden zur Ehre eines heiligen Georg oder eines heiligen Eduard gefeiert. Wir glauben, tausend Stimmen würden ausrufen: „Warum soll ich meine schöne Tagesarbeit und meinen schönen Taglohn verlieren zur Ehre von Personen, von denen ich so wenig weiß" (und wollen wir beifügen, um die ich mich so wenig bekümmere)? Der Anfang des großen Werkes ist damit zu machen, daß man im Volke jene Ideen und Gesinnungen wiederherstellt, welche eine solche Erinnerungsfeier ihnen natürlich machen werden, indem sie ihr Seele und Geist, und nicht bloße sichtbare aber leblose Formen wieder verleihen? Um ein wenig mehr ins Einzelne einzudringen, wollen wir mit dem niedersten Grade beginnen, in welchem der Versuch, die Freudenfeste der alten Zeit wieder herzustellen, unternommen werden kann. Es wird leichter sein, die Einwohner einer Pfarrei dazu zu bewegen, Festtage zu feiern, als die einer Diöcese von solchem Umfang wie die englischen. Die Pfarrkirche trägt den Namen irgend eines alten sächsischen Heiligen, wie den des heiligen Oswald oder des heiligen Frieswida, oder eines noch ältern, wie den des heiligen Georg,

oder des heiligen Clemens. Um zu lernen, was wir thun müssen, um die fröhliche Heiligkeit des Festes des Heiligen nicht bloß in äußerlicher Begehung, sondern in den Herzen der Pfarrgemeinde einzusetzen, können wir es machen, wie es in weltlichen Angelegenheiten die Geschäftsleute in diesem Lande machen. Wenn Jemand dieses Schlags eine neue Vorrichtung einführen will, sei es zur Erwärmung seiner Kirche oder seines Hauses oder zum Waschen oder zur Gefangenenzucht, so geht er an den betreffenden Platz, wo er die dazu gehörige Maschinerie findet, und sieht nach, wie sie gehandhabt wird und wie sie ihrem Zwecke entspricht. So können wir ebenfalls lernen, wie die Wiedereinführung von Festtagen vorgenommen werden kann, wenn wir untersuchen, wie sie dort gehalten werden, wo sie gegenwärtig noch existiren, wie bei uns zu den Zeiten unserer Ahnen.

Wenn ihr in einem katholischen Lande in ein Dorf oder eine Stadt gehet, so könnet ihr leicht erfahren, was für ein Patron der Pfarrkirche einen Namen und einen Festtag gegeben hat, wenn ihr einfach das nächste beste Dutzend Kinder, welchem ihr auf der Straße begegnet, seien es Mädchen oder Knaben, nach ihren christlichen Namen fragt. Darunter werdet ihr sicherlich einen häufiger vorkommend finden, der euch vielleicht neu, jedenfalls aber ungewöhnlich ist; und daraus könnet ihr schließen, daß er irgend einem Heiligen angehört, welcher in besonderer Verehrung gehalten wird, sei es nun, weil die Kirche ihm geweiht ist, oder weil sie seine Reliquien besitzt, oder weil er in irgend einer Beziehung ihr heiliger Schutzpatron ist.[1]) Mit andern Worten, ihr findet, daß jener Name bei ihnen so „gewöhnlich geworden ist, wie Familien Namen,“ daß er ein Theil des Familien-Wörterbuchs in jeder Generation ist. „Corpora eorum in pace se-

1) [Nicht lange nachdem dies geschrieben war, hatte ich Gelegenheit, eine Probe davon zu sehen. Ich kam zum Frühstück bei der malerischen Stadt Carmona in Andalusien an, und ging mit den anderen Eilwagenreisenden, über den jähen Hügel herab, an dessen Fuß sie liegt. Ein Reisegefährte, welcher den Ort kannte, war unser Führer, und führte uns in die reiche Kirche unserer Frau von der Gnade. Unterwegs erzählte er uns, es herrsche hier eine große Verehrung der heil. Jungfrau unter diesem Titel. „Beinahe jedes Frauenzimmer,“ bemerkte er, „trägt hier diesen Namen:“ d. h. den Namen Gracias; in Spanien geben die eigenthümlichen Titel, welche unserer lieben Frau gegeben werden, Namen, wie Dolores, Rosario etc. „Sie werden es selbst erfahren,“ fuhr er fort, „wenn Sie die nächste Beste fragen.“ Ein kleines Mädchen kam der Straße entlang und er redete sie mit dem Namen Gracias an, worauf sie sogleich antwortete.]

pulta sunt, et nomina eorum vivent in aeternum.“ Der Name selbst ist dem Volke theuer, er knüpft sich an häusliche Empfindungen, und ist mit vielen zarten Gedanken verwoben. Wenn der Festtag wiederkehrt, ruft er das Kleine, welches den Namen bei der Taufe erhielt und in Unschuld in einem frühzeitigen Grabe schläft, ins Gedächtniß zurück, oder es ist der Festtag des grauköpfigen Alten, der nicht mehr in die Kirche gehen kann, sondern sein Fest zu Hause feiern muß, wenn die Uebrigen von der Messe heimkehren; mit andern Worten, der Festtag der Pfarrei ist ebensogut eine Familienerinnerung und findet in jeder Familie seinen Wiederhall. Aber an den Namen knüpft sich zugleich die Geschichte. Die Einwohner jenes Dorfes oder jener Stadt mögen von der Profangeschichte sehr wenig wissen; aber wenn sie etwas wissen, so wissen sie Alles von ihrem eigenen Heiligen, was bekannt ist oder bekannt sein kann. Jedes Jahr hören sie eine Lobrede auf ihn; in jedem Haus haben sie sein Gemälde oder sein Bild, wenn auch ganz roh; sein Palmzweig, oder seine Lilie, oder seine Kleidung erklärt ihnen, was er war, wenn er kein persönliches Symbol hat; jedes Kind liest in der Schule eine Erzählung von ihm, welche seiner Fassungskraft angemessen ist, und wird angewiesen, ihn als ein Muster und einen Schutzpatron anzusehen. Und wenn man wenig von ihm weiß, so leiht gerade das Geheimnißvolle ihm einen neuen Reiz, und läßt der Forschung Raum, warum er zum Patron gewählt wurde, und man findet entweder, daß es deßwegen geschah, weil er am Orte lebte, oder sich auf andere Weise daselbst bekannt gemacht hat, oder daß er seit uralten Zeiten dort verehrt wurde; oder wenn alles dies fehlschlägt, so ist wenigstens so viel gewiß, daß er ein großer Heiliger im Himmel, ein glorreicher Märtyrer oder ein heiliger Bekenner war. (Würde ein englischer Bauer den Sinn dieser Worte verstehen?)

Wenn ihr nun in eine englische Stadt oder Dorf kommt und unter der obenliegenden Schichte von Unwissenheit und Scheinheiligkeit nach einem Grund suchet, um darauf zu bauen, so werdet ihr, wie wir argwöhnen, bei diesen einfachen Mitteln ihn völlig mangelnd finden. Ihr werdet entdecken, daß die Meisten gewöhnliche alltägliche Namen tragen, wenn ihr aber für dieselben einen heiligeren Grund vermuthet, als den, daß ihn ein Onkel oder eine Tante oder die Eltern zuerst getragen haben, so werdet ihr bald enttäuscht werden. Und hier könnet ihr auch vielleicht die verderblichen Symptome der Heterodoxie versteckt finden, nämlich in den Namen der jungen Ebenezars

und Ichabods, deren bibelfeste Väter den gellenden Laut eines hebräischen Namens den süßesten Tönen im Kirchenkalender vorzogen. Aber gehet weiter, und wenn auch der Küster oder der Schulmeister euch vielleicht erzählen können, wem die Pfarrkirche gewidmet ist, so suchet unter dem Volke eine Belehrung über den Heiligen oder einige ihn betreffende Ideen oder Gefühle. Wir glauben gerne, daß ihr in der Nachbarschaft von Needwood manche Ueberlieferungen über Robin Hood im Munde des Volkes finden, oder in Yorkshire manche Geschichten von Dick Turpin sammeln könnt, gleichwohl würdet ihr in der Pfarre des heiligen Oswald, oder des heiligen Aegidius, oder des heiligen Ivo das Volk über diese Heiligen gerade so bekümmert oder belehrt finden, als über die Mythologie des Hindu. Und wie kann man da hoffen, sie dahin zu bringen, daß sie sich zu ihrer Ehre und Erinnerung freuen und Feste feiern?

Aber wie soll man es anfangen, um dieses Hinderniß zu entfernen? Ihre Kirche hat ihnen seit drei Jahrhunderten nichts von den Heiligen gelehrt, als daß es großer Aberglauben und gefährliche Götzendienerei sei, eine Handlung vorzunehmen, die eine wirkliche Gemeinschaft mit ihnen ausdrückt, wie sie um ihre Fürbitte angehen, oder an ihr Mitgefühl oder ihren Schutz zu glauben. Ihre Geistlichen haben ihnen Vorträge gehalten über die Gottlosigkeit der römischen Kirche, ihnen eine Ehre zu erweisen, als ob dies höheren Anforderungen Abbruch thue, und haben ihnen die Thorheit, sie anzurufen, durch die bequeme Lehre, daß sie uns weder hören noch sehen können, und durch die Folgerung bewiesen, daß sie sich nichts um uns auf Erden bekümmern. Wem von ihnen ist je gelehrt worden, daß er immer einen Schutzengel an seiner Seite hat, der alle seine Schritte bewacht, oder daß er seinen Namensheiligen als einen himmlischen Anwalt ansehen und sich an ihn als solchen wenden soll. Wem von ihnen wurde gesagt, er solle bei den Gefahren der Tugend seine Augen auf die jungfräuliche Mutter seines Erlösers, als die besondere Patronin der Keuschheit und der Unschuld richten? Und ist zumal zu erwarten, daß sie gerne auf einen Vorschlag eingehen werden, der Festtage zur Erinnerung an Personen einführen will, welche sie, wie sie nur zu gut unterrichtet sind, als Ausländer und Fremdlinge betrachten und denen sie sich nicht nähern können, ohne den gähnenden Abgrund papistischen Götzendienstes und Aberglaubens zu überschreiten? Festtage zumal, die auf einem Glauben an die Existenz eines innigen und liebevollen Mit-

gefühls zwischen den Bewohner beider Jerusalem und auf der Ueberzeugung beruhen, daß sie im Himmel an unserer Freude Vergnügen haben, und sie mit Segen, den sie für uns erfleht haben, erwiedern? Ja es muß die ganze Lehre der vergangenen Jahrhunderte widerlegt, das so kunstvoll für Generationen geflochtene Netz entwirrt, das Volk muß gelehrt werden, zu verehren, was es verachtet hat, zu lieben, was es gehaßt hat, und folglich zu sehen, daß es bisher von einer stiefmütterlichen Kirche, die sie jetzt zurechtweisen will, irre geführt, verblendet und betrogen wurde. Wir sind begierig zu sehen, wie dies sich thun läßt.

Zu diesem Zwecke wollen wir einen offenen und redlichen Weg einschlagen. Wenn ihr wollt, daß das Fest eines Heiligen in seiner Pfarr- oder Kathedralkirche wieder auflebe, so machet das Volk mit Allem, was ihn betrifft, bekannt. Erzählet ihm ausführlich, daß die heilige Hilda eine Nonne und Aebtissin war und durch ihr Gelübde ewiger Jungfrauschaft vor Gott und den Menschen Gefallen fand; daß der heilige Benedikt der Stifter der Mönche war, deren Ordenshäuser zur Zeit der göttlichen Reformation als Schwärme träger Drohnen und als unnütze Glieder der Gesellschaft sämmtlich unterdrückt wurden, und daß er ein wahrhaft wunderbarer Heiliger war, der es verdient, für jene Einrichtungen auf's Höchste geehrt zu werden; daß der ehrwürdige Beda die Messe lateinisch las und viele katholische Lehren vertheidigte. Ich will keine Feier zur Ehre von Heiligen und ihrer Festtage in die englische Kirche einschmuggeln, als wären sie gewisse ehrenwerthe alte Protestanten, Bischöfe in weitärmlichem Chorrock, oder fromme Damen, welche in Armenschulen lehrten, gewesen. Lehrt sie denselben als Heilige kennen, und erklärt ihnen genau, was Heilige sind: Bischöfe, welche ihr Leben lang im Cölibat lebten und ihr Fleisch kasteiten, die den größten Theil ihrer Einkünfte unter die Armen vertheilten, Spitäler gründeten und ausstatteten, Kirchen bauten und bis zum Tode der Unterdrückung der Kirche entgegenarbeiteten; vornehme und königliche Damen, welche sich aus der Welt in arme Klöster zurückzogen, ihr Leben in ewiger Keuschheit dem Fasten und Beten weihten und viele Andere von demselben Stand das Nämliche zu thun bewogen. Unterrichtet das Volk, daß solche Dinge in dem Augenblick in England aufgehört haben, als das Volk protestantisch wurde, und sein Klerus sich und seine getrennte Kirche „anglikanisch" nannte, daß sie aber in „papistischen" Ländern fortdauerten, in Männern, wie der heilige Karl, der heilige Franz, der heilige

Alphons, und in Frauen, wie die heilige Prinzessin Louise, oder die verstorbene Königin von Sardinien, Maria Klothilde, und viele Andere von nicht viel niedererem Range.

Wenn die ganze Wahrheit hierüber dem Volke mitgetheilt worden ist, so zweifeln wir gar nicht, daß zur Ehre von Heiligen bald wieder Feiertage aufleben werden, weil die Religion, welche sie allein wiederherstellen kann, wieder eingeführt sein wird. Aber gesetzt, der Versuch werde gemacht, ohne daß die vorbereitenden Gefühle erregt werden; wie würde da die praktische Wiederherstellung bewirkt werden? Wir wollen uns noch einmal in katholischen Ländern umsehen. Der Festtag einer Diöcese oder einer Pfarrei steht so fest im Kalender, wie eines der größern Feste. Er hat seinen Gottesdienst, seine eigenen Beviergebete, wahrscheinlich mit besonderen Hymnen und Antiphonen, jedenfalls mit passenden Kollekten und Lesungen, die von der rechtmäßigen Gewalt genehmigt und approbirt sind. Der Tag gehört dem Feste, wenn wir so sagen dürfen, und nicht das Fest dem Tage. In der englischen Hochkirche würde es schwer halten, den Tag festzusetzen, denn ihr magerer Kalender enthält nicht den zehnten Theil der Heiligen, welchen alte Kirchen gewidmet waren; und wenn auch ein Tag gefunden würde, woher könnte man, vorausgesetzt, daß der Bischof ihn approbirte, seinen Gottesdienst nehmen? Der trockene, alltägliche, an Wochen- und Festtagen eingeführte Gottesdienst, in welchem keine passende Anspielung oder Beziehung auf den Grund des Festtages gemacht würde, würde benützt werden. Aber noch mehr. Der Tag ist in einer katholischen Pfarrei, schon längst eingesetzt und allen wohlbekannt, nicht bloß den Pfarrkindern, sondern allen anwohnenden Nachbarn. Herr und Bauer erwarten ihn ohne Unterschied, er ist ein weiteres Band zwischen ihnen. Der Erstere erläßt gerne seinen Untergebenen des Tages Arbeit, der Andere grämt sich nicht über den Verlust des Gewinnes; er ist wie der Sonntag, ein Tag dazu bestimmt, daß an ihm die Geschäfte und der Gewinn des Jahres in ein allgemeines Gleichgewicht kommen. Das arme Volk will an diesem Tage nicht darben, es wird vielmehr etwas erübrigt haben, um ihn freudiger feiern zu können; auch werden Liebesgaben und freigebige Spenden nicht fehlen, um den Hülflosen, wenn Einer da ist, zu erfreuen.

Wir sahen erst vor kurzer Zeit ein Beispiel, wie vollständig ländliche Festtage die Herzen aller Klassen einigen und erfreuen. Wer, der in dem schönen Italien gereist ist, erinnert sich nicht wie einer

Vision aus dem Paradiese, der Küsten und Inseln des Lago Maggiore? Wer, der diesen See von Ferne gesehen hat, ist nicht in den nächsten Kahn gesprungen, um ihn, wenn auch nur auf wenige Augenblicke zu besuchen, oder wenigstens einen Theil davon, der am einladendsten ist, — „die schöne Insel," wie sie mit Recht genannt wird? So machten auch wir es; es war ein so herrlicher Tag für einen Festtag, als ihn die Natur nur immer dem südlichen Himmel verleihen kann, als wir das ruhige Wasser durchschnitten, welches jenen reizenden Ort vom festen Lande trennt. Die Insel scheint auf den ersten Anblick ganz von dem fürstlichen Pallaste der Borromeo mit seinen bezaubernden Gärten eingenommen zu werden. Die jähe Vorderseite des Ersteren scheint sich auf Einmal aus dem Wasser zu erheben, und die Terrassen des Letztern sogar noch unter den natürlichen Rand das Wasser herabzusinken. Aber auf der einen Seite, nahe bei den prächtigen Stufen, welche vom See zu dem Vorhofe des Landhauses führen, ist eine herrliche Esplanade, welche von armen, aber wohnlichen Fischerhütten eingenommen wird, die unter dem Schutze des stolzen Gebäudes ruhen, und unter ihnen steht die bescheidene Pfarrkirche, zu welcher ein Zugang aus dem Pallaste führt, und die gegenwärtig von ihrem Patron verschönert wird. Von den edlen Besitzern der Insel wurde kein Versuch gemacht, dieses Erbgut der Armen zu erkaufen, (denn diese Hütten sind ihr kleines Eigenthum), oder sie zu versetzen, wie ein Gerstenkorn, oder sie auf die geringeren, herumliegenden Inseln, welche hauptsächlich von Leuten ihres Standes bewohnt sind, zu verpflanzen; sondern sie sind seit Generationen unangefochten geblieben, indem die armen Bewohner in der nämlichen Beziehung zu dem Fürsten leben, in der ihre Hütten zu seinem Pallaste stehen, in der Stellung von bescheidenen, aber unabhängigen Nachbarn, welche seine erhaltende und schützende Vorsorge genießen, was wohlthuende Gegensätze und die Ausübung gegenseitiger Pflichten hervorbringt. Als wir uns der marmornen Landungstreppe näherten, bemerkten wir eine ganz ungewöhnliche Regsamkeit an demselben und blieben auch nicht lange über die Ursache derselben im Ungewißen. Eine elegante Gondel, deren Bootsleute die Livree der Borromeo trugen, lag im Wasser vor Anker; und als wir die Stufen hinaufstiegen, wurden wir mit freiem und edlem Anstande von dem jungen Grafen selbst, seiner Gattin und seinen Kindern begrüßt; zu ihrer Seite waren viele Geistliche und Laien, welche die Gastfreundschaft des Pfarrers genoßen. Wir wurden will-

kommen geheißen und gebeten, Alles zu verlangen, was das Haus bieten könne, und eingeladen, es ganz mit Muße zu beschauen. Dies war kaum nothwendig; der ganze Pallast und seine Gärten schienen dem Publikum zu gehören; jeder Platz war offen und von dem guten Priester und seinen Gästen besetzt, welche, wie wir selbst, frei und ganz nach ihrem Belieben in den prächtigen Gärten und den kühlen Grotten im Erdgeschoß des Pallastes herumschweiften. Es war nicht die Jahreszeit, in welcher Edelleute in Italien auf dem Lande wohnen, es war ferner ein schwüler und staubiger Weg von vierzehn bis fünfzehn Meilen von Mailand, und doch hatte ihn dieser junge Edelmann mit seiner Familie ausdrücklich wegen dieses Tages gemacht. Es war der Festtag der kleinen Pfarrkirche, und er hielt es für seine Pflicht, dabei nicht zu fehlen. Wer kann zweifeln, daß dieser Beweis von Mitgefühl und religiöser Gemeinschaft zwischen dem edlen Patron und seinen armen Nachbarn, diese Handlung der Achtung für die bescheidene Pfarrkirche und ihren Priester, das Volk fester an seine Familie knüpfte, als manche kostspieligere edelmüthige Handlung, wie die Vertheilungen weißer Decken durch seinen Verwalter am Christtag, und ein ganzer gebratener Ochs bei Erreichung seiner Volljährigkeit?

Wir wollen indessen annehmen, das Einverständniß sei so weit gediehen, daß ein englischer Geistlicher bei dem Unternehmen, die Angehörigen einer ausgedehnten Pfarrei zur Feier eines neuen Festtages zu bewegen, den Junker oder den Lord auf seiner Seite hat. Die erforderliche Anzeige ist gemacht, der Tag des Heiligen ist genannt, desjenigen nämlich, dem die Kirche geweiht ist, — Einstellung der Arbeit ist eingeschärft; Morgen- und Abendgottesdienst mit Musik und die Feier des heiligen Abendmahls ist angeordnet, und ländliche Spiele sind angekündigt (wenn die Feierlichkeit im Gotteshaus noch Zeit für sie übrig läßt). Wenn sich irgend Einer freut, so wird, verlassen wir uns darauf, kein geringer Theil der Bevölkerung eines Dorfes oder einer Stadt, den Zöllner spielen; es werden genug sein, die sich darüber grämen, um Alles, was Einmüthigkeit und fröhliches, nachbarliches Vergnügen heißt, an solch' einem Tage zu verderben. Wir können uns den Schrecken, die Furcht, den Abscheu recht wohl vorstellen, welcher bei frommen Damen und Predigern jeder Art die Brust erfüllen und die Züge verzerren würde; wir können nicht umhin, uns die Maschinerie vorzustellen, welche in Thätigkeit gesetzt würde, die festlichen Spiele zu verderben. Denn wir haben gesehen,

wie sie in Provinzialstädten in Bewegung gesetzt wurde, um das Unglück, einer außerordentlichen katholischen Funktion anzuwohnen, abzuwenden. Einmal würden an den Mauern und in den Ladenfenstern Plakate angeschlagen werden, deren hauptsächlichste Worte mit ungewöhnlich großen Buchstaben dem eiligen Beobachter den ganzen Inhalt kundmachen würden: „Christen aufgepaßt!... Päpstlicher Aberglauben.... arge Verführungen.... gottlose Belustigungen.... glorreiche Reformation.... Widerstand bis zum Tod." Ferner die Independenten würden gerade diesen Tag zur Ordination oder Einsetzung eines neuen Geistlichen wählen, wobei Herr A. ihn prüft, ob er fähig ist, und Herr B. von C. das Einsetzungsgebet liest. Die Methodisten würden ein Missionsmeeting zusammenberufen, in dem ein Cherokese als wiedergeborner Priester, (der, wenn er ein Wilder ist, möglicherweise als „die große Wildgans, bekannt ist") in dem Federschmuck seiner Heimath, (der vielleicht von Mr. Catlin gemiethet ist,) erscheinen, die Versammlung anreden und die Geschichte seiner Bekehrung erzählen; die Wiedertäufer würden ein anderes zusammenberufen, in welchem der Herr D. mit seiner Frau und einer interessanten Familie von kleinen Kindern ihre Erfahrungen über den Himmel mittheilen würden; der —— Hülfszweig zu der ——— Distriktbibelgesellschaft würde ein besonderes Meeting von Unterzeichnern halten; und so würde jede andere Sekte das Eine oder das Andere preiszugeben haben, das ebenso fantastisch und nützlich wäre, wie die Ausstellungen an einem Jahrmarkt. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß noch mehr als dies geschieht, um ein katholisches Fest zu stören; und dies ist genug und mehr als genug, um jede Idee einer glücklichen Austauschung religiöser Empfindungen zwischen den Bewohnern eines Ortes zu zerstören, wahrscheinlich genug, um Haus gegen Haus aufzuwiegeln, und sogar im Herzen einer Familie in Bitterkeit zu verwandeln, was bestimmt war, den Segen der Eintracht und des Friedens zu verbreiten.

Ein katholischer Festtag ist ein Ereigniß, welches den ganzen Ort, in welchem er gefeiert wird, in eine heitere Gemüthsstimmung versetzt und ihn mit Fröhlichkeit erfüllt. Seine Bedeutung, sein Gegenstand und seine Ansprüche werden von Allen vollkommen begriffen und sind sämmtlich von allgemeinem Interesse. Ehe der Tag kommt, sind Alle, deren Pflicht es ist, mit den Zurüstungen beschäftigt; die Thätigkeit gleicht der des Bienenschwarms, Jeder thut sein ihm zugewiesenes Geschäft

mit der Pünktlichkeit des Instinkts: — die Chöre werden eingeübt, die Kirche geschmückt, die Altäre mit allem Reichthum, den der Ort aufbringen kann, geziert; die Häuser, an denen die Prozession vorüberzieht, werden in Ordnung gebracht; die Bruderschaften treffen ihre verschiedenen Vorkehrungen, um anständig zu erscheinen und alle Unordnung zu vermeiden; der Klerus richtet Alles für die mehr geistigen Pflichten, welche zu erfüllen sind, und für den kirchlichen Gottesdienst, welcher beinahe den Tag ausfüllen wird; und diejenigen, welche den mehr weltlichen Theil des Festes zu besorgen haben, werden ihn nicht vernachläßigen.

Wenn dann der Tag selbst kommt, ist die Kirche mit allem ihrem unermeßlichen Vorrath geistiger Mitwirkung ausgerüstet, welcher dazu bestimmt ist, die Pulse religiöser Freude nicht zu tödten, sondern zu wecken und zu beseelen. Von der frühesten Dämmerung an sind die Thore der Kirche geöffnet, und nicht bloß für die Winde des Himmels, sondern für das Einströmen begieriger Gläubigen, welche wissen, daß das Morgenopfer sobald, als sie, zur Darbringung bereit ist, und daß das Morgenmahl der Kinder Christe so frühe ist, wie das Manna in der Wüste. Da wird der heilige Platz „zwischen den gottesdienstlichen Verrichtungen" nicht verlassen, denn in der That nimmt die Aufeinanderfolge von heiligen Verrichtungen, welche bloß geringe Zwischenräume lassen, den ganzen Morgen ein; und selbst diese Zwischenräume werden durch die stille Andacht vieler Betenden ausgefüllt. Dann kommt die große und mehr öffentliche Verrichtung, bei welcher der ganze Klerus thätig ist, und der alle Gläubigen anwohnen, mit einem Pomp und unter festlichen Umständen, wie es der Ort zuläßt; nach hinlänglicher Ruhe, um dem Körper die nothwendige Erquickung zukommen zu lassen, folgt der nachmittägige Gottesdienst, welche wahrscheinlich bis spät in den Abend hineinreicht, und zwar nicht in gleichem Grade, doch verhältnißmäßig die heilige Freude des glücklichen Festes fortsetzt. Und so sind die mehr weltlichen Kundgebungen von Fröhlichkeit und Lust, welche den Tag schließen, nicht seine Beschäftigung, sondern seine Erholung, und die Gemüther, welche zu ihrem Genuße vorbereitet sind, geben sich ihnen mit der gehörigen Mäßigung und mit nüchternen Empfindungen hin.

Es gibt hier einen fast nothwendigen Theil von festlichen Gebräuchen, welchen die Kirche von England vollständig aufgegeben hat, so wie alles Andere, was es in den Kirchengebräuchen Schönes gibt; und in ihrer gegenwärtigen Lage hat sie auch keine Hoffnung, ihn

wieder einzuführen. Wir meinen die religiösen Prozessionen. „Betrachtet," ruft ein Schriftsteller aus, den wir immer mit Vergnügen anführen, „betrachtet diese feierliche Prozession in den Flügeln der Abteikirche zum heil. Germanus! Die frommen Jungfrauen in reinen weißen Kleidern, wie die Unschuld selbst, brennende Kerzen in ihren Händen haltend; Scharen von Laien, der Edelmann und der Handwerker neben einander, Beide gleich demüthig, gleich andächtig; die frommen Studirenden, der ehrwürdige Klerus, sich langsam bewegend, ihre ernste Melodie in dem düsteren Raume singend, im Vorübergehen Strahlen ausgießend, während Alles um sie in tiefer Finsterniß liegt. O es macht einen tiefen Eindruck, die Haltung eines Jeden, der an euch vorübergleitet, zu beobachten. Da sind Einige, welche hingerissen, wie ein Mann im Schlafe, unbewußt um Alles, was um sie herum vorgeht, bloß mit ihrer inneren Erscheinung verkehrend, in der Verzückung eines engelgleichen Gedankens dahinwandeln.... Zu den Zeiten des Glaubens wurde die Prozession vom intellektuellen und geistigen Gesichtspunkt aus als eine Einrichtung von nicht geringer Wichtigkeit betrachtet. Bei jenen mystischen Flammen, welche mit den himmlischen Lichtern vermengt erschienen, bei diesen Sinnbildern des Sterns, der nie rastet, dachte man daran, die trügerischen Erscheinungen böser Leidenschaften sollten verschwinden und nicht mehr gesehen werden. Diese fromme Schar, welche beim Weiterziehen immer größer wurde und in so demüthiger Haltung hinter dem heiligsten Sakramente wandelnd einherzog, war in Wirklichkeit ein erhabenes Schauspiel, indem es dem Auge der Welt eine Menge von Menschen darstellte, welche ihrem kirchlichen König zu folgen sich bestrebten, dürstend und hungernd nach ihm." [1]) Die katholische Prozession ist das Ueberfluthen der religiösen Freude über das Gefäß, welches sie gewöhnlich faßt. Es ist der mystische Strom, den Ezechiel vom Altare des heil. Platzes und nach auswärts fließend durch die Thore des Tempels strömen sah, der immer größer wird und höher anschwillt, bis er ein mächtiger Strom wird, [2]) der mit großem Jubel vorwärts strömt, und ein frohlockendes Geräusch macht, wie der von großen Wassermassen hervorgebrachte Laut. Es ist in der That die Kirche selbst, welche nicht zufrieden mit dem schwächeren Ausströmen ihrer Segnungen von ihrem Mittelpunkte, vom Heiligenschreine und vom Altare auszieht, um sie weiter zu verbreiten, und den Wohnungen und Niederlassungen ihrer Kinder mitzutheilen.

1) Mores Catholici, b. v. p. 92. 2) Ezech. XLVII.

Gehet nur einmal in das geräumige Gebäude, wenn es die langen Reihen des Klerus und die Scharen der Nachfolgenden verlassen haben. Ihr sahet noch vor wenigen Minuten den großen Raum mit Männern und Frauen in ihren festlichen Anzügen bedeckt, welche Alle sattsam Zeichen von Leben und Freude gaben, und den Altar sahet ihr mit einer schön geordneten Anzahl von Priestern umringt, welche je nach ihrem Dienste reich und mannigfaltig gekleidet waren, sich in wohlriechenden Wolken von Weihrauch bewegten, während die Atmosphäre bis zu dem wiederhallenden Gewölbe mit dem Schalle der Orgel und dem Choralgesang erfüllt war. Und nun findet ihr es einsam und schweigend, von Allem, was ihm Leben gab, verlassen, die vielen Kerzen brennen noch, und die vergehenden, aus dem Rauchfaß aufsteigenden Wölkchen senken sich wie abendliche Dünste nieder, und des Lichts und Wohlgeruchs kann sich Niemand mehr erfreuen; alle die Schönheiten und die Reize des heiligen Baues sind da, aber keine Andächtigen, um von ihnen gefesselt zu werden, und es scheint wirklich, als ob die materielle Kirche geblieben sei, während die geistige auszog. Sie ist gleich dem schönen Körper eines in Verzückung sich befindenden Heiligen, während die Seele auf irgend eine Liebesbotschaft weggeflogen ist. Und so ist es in der That; ihr hört schwach und aus der Ferne, die Kadenzen des feierlichen Gesangs, jetzt voller auf dem Winde einherströmend, wenn die ausgezogene Menge vereint auf einem geräumigern Platze singt, dann hinsterbend und bloß noch durch die Windungen der Straßen und Alleen murmelnd. Es ist die Kirche Gottes, wetteifernd mit den himmlischen Chören — die „alma Sionis aemula," — welche Segen über die ganze Stadt oder das ganze Dorf ausgießt, indem sie die engen Gassen zu den Flügeln ihres größeren Tempels, die offenen Plätze zu seinem weiten Schiffe und den Himmel mit seinen einstimmenden Engeln zu seiner erhabenen Wölbung macht. Und statt, daß Nischen und leblose Bilder die Wände schmücken, seht ihr jedes Fenster mit einem inbrünstigen Antlitz und einer wohlklingenden Stimme belebt; der kranke Mann hat sich selbst aus seinem Bette erhoben und an seine Thüre geschleppt, um am Feste Theil zu nehmen; die alte und hülflose Matrone wird von den Armen ihrer Kinder unterstützt, oder sie sitzt an der Thürschwelle und erhebt ihr kraftloses Haupt, um die Schätze der Kirche, welche vorübergetragen werden, zu begrüßen; und sogar die Säuglinge jauchzen in den Armen ihrer Mütter und strecken freudig ihre kleinen Hände

aus, wie Johannes im Schooße der Elisabeth bei einem ähnlichen Besuch. Und nun schwellen und wachsen die Töne, wie Wogen zur Zeit der Fluth, bis sie sich am Giebel brechen und durch die Wölbungen wiederhallen; und allmählig verbreitet sich der Glanz der Fackeln, wenn sie eintreten, und der fluthende Strom von Leben, der sich über das Pflaster ergießt, und die drängende Schar, welche wieder den Altar umgibt, bringen das Leben, den Geist, die Seele, welche auf eine Zeit von dem sichtbaren und materiellen Leibe getrennt gewesen zu sein schienen, zurück, geben ihm Ausdruck und durchdringen ihn wieder mit rührigem Leben und sprühender Freude.

Was kann nun die englische Kirche ihrer Heerde geben, oder unter sie ausspenden, worauf sie sich verlassen kann, oder worauf sie in Dankbarkeit und Verehrung, oder in feierlicherem Gottesdienst, je nachdem sie sich gedrungen fühlt, ihre Augen und Herzen wenden wird? Bilden diejenigen, welche in ihr Prozessionen wieder herstellen wollten, sich ein, daß zwei lange Reihen von Choristen und Geistlichen in Hüten und Schärpen dieselbe ausmachen, und die andächtige Aufmerksamkeit des Volkes lange und oft darauf heften würden? Oder daß stolz flatternde Fahnen und alterthümliche Devisen ihnen einen neuen Reiz verleihen würden? Diese Dinge mögen allerdings eine hübsche Maskerade bilden und für den Zug eines Clubs passen, aber sie sind nicht das Wesentliche einer religiösen Funktion. Da, wo Geistliche und Symbole sind, muß etwas Höheres und Besseres, als sie, da sein, etwas Wirkliches, dem sie dienen. Die Leviten ziehen mit ihren Tuniken und Trompeten aus, bloß wenn die Bundeslade des Herrn herumgeführt wird, und sie sind zu ihrem Dienste bestimmt. Hat nun die Kirche von England Schreine alter Heiligen, welche Priester ehrerbietig auf ihren Händen oder auf ihren Schultern tragen können, um ihre Heerde zu erinnern, daß sie die Mutter der Heiligen war (leider! ist kann sie nicht sagen), um in ihrem Geiste das Gedächtniß an glänzende Beispiele zu wecken, und ihr Vertrauen auf die Vermittlung jener zu beleben, mit deren heiligen Ueberresten sie so auf Erden vereinigt sind? Sie, die die Gräber ihrer alten Bischöfe geplündert, die Asche ihrer Märtyrer in die Winde gestreut, die Namen ihrer heiligen Mönche aus dem Kalender gestrichen, und das Gedächtniß an ihre heiligen Jungfrauen der Vergessenheit hingegeben hat? Sie, die keine einzige Reliquie in allen ihren Schatzkammern, (die als solche verehrt werden,) aufweisen kann, die jede Ehre, die man einer

erweist, tadelt, und ihrem Volke nicht sagen darf, es dürfe dieselben mit sich herumtragen? Oder kann sie höher steigen und hoffen, noch feierlicher den Herrn der Glorie selbst im Triumphe seines heiligen Abendmahles herumzutragen; denn so können im Allgemeinen die Prozessionen der katholischen Kirche genannt werden. Sie, die abgesehen vom Verlust der sakramentalischen Bedeutung, der sie von jedem wirklichen Besitze ausschließt, angesichts ihres eigenen unseligen Beschlusses dagegen nicht einmal versuchen kann, das die Stelle vertretende Sinnbild zu ehren?[1]) Sie, die dem Wesentlichen bei der Verwaltung desselben keine Beachtung schenkt, weil sie den Leib unseres Herrn darin nicht anerkennt?[2]) Nein, sie hat diese Gaben, welche ein Theil der katholischen Erbschaft sind, verwirkt und verloren. Die Beweggründe, welche religiöse Feste veranlassen, die Mittel, durch welche sie gefeiert werden, die Gegenstände, auf welche sie sich beziehen können, sind sämmtlich durch jene Einheit begrenzt, welche, wenn sie etwas werth sein soll, katholisch sein muß, und zwar katholisch im weitesten Sinne, in dem es den ganzen Himmel und die Erde umfaßt. Bloß durch diese Gemeinschaft der Heiligen, welche den Menschen im Fleische in lebendige Gemeinschaft mit geistigen Wesen bringt, können jene Gefühle erregt werden, aus welchen die freudige Erinnerungsfeier der-

1) Art. XXVIII.

2) Vor einigen Wochen hat der „English churchman“ einen Artikel gebracht, in dem er sich über die Weise beklagt, mit welcher die Handlung des heil. Abendmahls in der wiederhergestellten Tempelkirche vorgenommen wurde. Er sagt, das übriggebliebene sakramentalische Brod, (das natürlich als gehörig konsekrirt angesehen wird,) sei auf einer Platte auf dem Altargitter liegen gelassen worden, bis alles Andere aufgeräumt war, als es dann von einem Manne, der es in der einen Hand und in der andern einen Haufen Polster trug, in die Sakristei gebracht wurde! Und eine solche Unehrerbietung und Kirchenraub, (wenn man die Konsekration annimmt,) zieht den Thätern und Mitschuldigen keine Rüge zu, als die eines Zeitungsblattes. Wenn der Bischof der Diöcese an die wahre Gegenwart nach der Konsekration glaubt, so sollte man annehmen, er habe wenigstens den Geistlichen suspendirt, den Polsterträger entlassen und Maßregeln für künftige Verbesserung getroffen. Ja über die Kirche hätte ein Interdikt verhängt werden sollen. Weil diese Kirche reparirt und wieder hergestellt und nach alten Mustern wieder ausgemalt wurde, so hat man dies als eine Kundgebung der Rückkehr zu katholischen Ideen und Gefühlen angesehen. Wie wenig ist der mit katholischer Wahrheit vertraut, der so urtheilen kann! Nun! diese Dinge sind bloß die Krausemünze und der Kimmel, während die Anderen, welche vernachläßigt werden, das Wichtigere des Gesetzes sind. Man nehme nur die alten Canones, welche verschiedene Bußübungen

selben oder die Verherrlichung seiner großen Geheimnisse hervorgeht. Die Kleidung der Kirche, das ist, ihr wechselndes Ritual, funkelt wie von Edelsteinen, wovon die einen von größerem Werth und größerer Pracht sind, die anderen bloß zur Stickerei und zur alltäglichen Ausschmückung dienen; aber diejenigen suchen vergebens, sie sich wieder anzupassen und sie wieder glänzen zu sehen, welche dieses ihr nathloses Gewand zuerst zerrissen und dann geplündert haben. Sie ist wie der Frühling und streut Blumen auf ihren Pfad, wohin sie tritt; wenn die Jahreszeit vorrückt, entsprossen neue und frische unter ihren Füßen, Blumen der Heiligkeit und der Liebenswürdigkeit; aber es ist bloß der Thau des Hermon, der sie nähren kann, der Thau, welcher bloß herabfällt, wo Brüder in Einigkeit beisammen wohnen. [1]) Der Versuch eines englischen Edelmanns, sie in der Hochkirche wieder einzuführen, erinnert uns mit Trauer an die kleinen Gärtchen, welche in Deutschland die Kinder auf den Gräbern ihrer abgeschiedenen Freunde zu pflanzen pflegen, indem sie dieselben mit Blumen besetzen, welche sie auf dem nächsten Felde gepflückt haben. Dort hatten sie Wurzeln und konnten gedeihen; aber hier können sie bloß für kurze Zeit niedlich aussehen, dann aber verwelken und sterben sie, um die Moral der Vergleichung zwischen der Blume über und der unter dem Rasen hervorzuheben.

So wird es mit Festtagen gehen, welche durch einen Akt des Parlaments oder durch Privatspekulation eingeführt werden; ja selbst mit solchen, welche durch die Kirche eingeführt werden, welche jede Gemüthsbewegung, die sie veranlassen kann, zerstört, die Sympathien

---

verordnen, wenn zufällig ein Tropfen aus dem Kelche verschüttet wird. Die Verordnung über diesen Punkt im kanonischen Recht wird dem heiligen Papst Pius I. zugeschrieben, rührt aber wahrscheinlicher von dem Erzbischof Theodorus von Canterbury her. (Decr. III. 3. P. De Consec. Dist. II. cap. XXVII. Si per negligentiam.) Wenn hiebei eine entschiedene Nachläßigkeit vorgefallen ist, so ist eine Bußübung von vierzig Tagen angeordnet, außerdem muß der Priester den Platz, auf welchen der kostbare Tropfen gefallen ist, mit seiner Zunge ablecken. Die Abschnitte (De Defectibus, X, 12—15) geben ganz genau an, was zu thun ist, wenn mit einer der geheiligten Gestalten sich etwas zuträgt. Der heil. Karl Borromäus enthielt sich in Folge eines solchen Ereignisses mehrere Tage der Feier der heiligen Geheimnisse. Sicher kann das Benehmen der katholischen Kirche und das der anglikanischen in Betreff des heiligen Abendmahls keine Identität, keine Aehnlichkeit des Glaubens anzeigen. Und wenn man von irgend Einem zugeben kann, daß er an die wirkliche Gegenwart glaubt, so wird Salomons Urtheilsspruch — hier zwar nicht über mütterliche, aber doch kindliche Liebe — leicht über die gegenseitigen Ansprüche entscheiden.

1) Ps. CXXXII.

unterdrückt und die Harmonie verstimmt hat, welche nothwendig waren, um sie zu beleben, welche ihrem Volke seit lange freudige Töne abgewöhnt hat und diese verlorenen Gefühle nicht ohne bittere Selbstverdammung zurückführen kann. Ehe sie dazu fähig ist, muß sie das Joch, das sie sich selbst geschmiedet hat, tragen und über die Trostlosigkeit ihres eigenen Machwerks weinen. Sie mag ihr Volk durch eine vorübergehende Wirkung aufheitern, sie mag es, nämlich seinen sterblichen Körper, in einen galvanischen Krampf versetzen, welcher einem Freudensprung ähnlich sieht; sie mag konvulsivische Zuckungen für Lächeln und ein geisterhaftes Leuchten des Auges für die wiederauflebende Lebensflamme ansehen. Aber sie wird wieder in den Tod, in ihre Schläfrigkeit und Mattigkeit zurückfallen, sobald die angewendeten Drähte weggenommen werden, wenn man das augenblickliche künstliche Leben nicht benützt, um noch einmal den Lebensfunken, die katholische Seele, einzuflößen, welche sie zur Einheit und ihren Vorrechten zurückführend den Blumenkranz ihr in die Hände und den Lobgesang in den Mund geben, und ihr noch einmal ihren Platz unter den Kindern Gottes anweisen wird.

Wir haben gesagt „die Trostlosigkeit ihres eigenen Machwerks.“ Wahrhaftig „viae Sion lugent, eo quod non sint qui veniant ad solemnitatem!“ [1]) Aber wer ist Schuld an ihrer Trauer? Kein auswärtiger Eindringling, kein fürstlicher Unterdrücker, keine Seuche, keine Hungersnoth, kein Fluch eines Propheten, sondern es war ein Theil des Planes, der sie zu einer nationalen Kirche machte und sie, wie sie sich rühmt, von Irrthümern reinigte und sie heiliger und apostolischer machte. So sprechen wenigstens ihre Bischöfe und Gesetzgeber. Es ist das bestimmte und gut durchgeführte System derjenigen, welche vorgaben, ihre Väter in Christus zu sein. „Dixerunt in corde suo cognatio eorum simul: quiescere faciamus omnes dies festos Dei a terra.“ [2]) Es war eine überlegte Sünde, und diese Sünde muß gesühnt und gut gemacht werden. Es liegt in der Macht Englands und seiner Regierung, alles dies, was jetzt als verloren bedauert wird, noch einmal zurückzuführen; aber dazu gibt es bloß Einen Weg. **Englands erster Nationalfesttag wird und kann bloß Einer sein, der ruhmvolle und glorreiche Tag, welcher die Gemeinschaft mit der christkatholischen Kirche wiederhergestellt sieht.**

1) Thren. I, 4. 2) Ps. LXXIII, 8.

Versuch

über die

minderen Gebräuche

und

Kirchen-Andachten.

Erster Theil.

(Aus dem Dublin Review, August 1843.)

Versuch

über die minderen

Gebräuche und Kirchen-Andachten.

Art. XI. — The Manual of Devotion. By *Ambrose Lisle Phillipps*, Esqu. Derby: 1843.

Wer je ein Gebäude, welches protestantische Frömmigkeit, von welcher Klasse, gehört nicht zur Sache, für gottesdienstliche Zwecke errichtet hat, von außen betrachtet, kann zugleich die Form und die Anordnung, wie sie das Innere zeigen wird, ahnen. Ob es eine Kirche oder ein Versammlungshaus ist, ist einerlei; ob ein aus Backsteinen erbautes Viereck, mit Treppenhaus und Galleriesitzen, die an den Seiten hervorragen, und mit Rundbogenfenstern, oder ein aus Sandsteinen aufgeführtes Gebäude, an dem der Länge nach falsche Flügel angebracht sind, an dessen einem Ende ein Chor angebracht ist und an dessen anderm man einen verkümmerten Thurm entdeckt; wenn ihr über den äußeren Umriß Beider weggegangen seid, habt ihr zugleich den Plan des Inneren; ihr wisset zugleich, daß die innere Oberfläche der Wände mit der äußeren ganz parallel lauft, daß das ganze Innere mit Kirchenstühlen oder Sitzen angefüllt ist, und daß ein Lesepult oder ein Kommunikantentisch (oder ein Lesepult allein) an dem Platze steht, wo ihr zugleich sehet und wisset, daß sie stehen müssen. Dies ist ganz natürlich. Das Gebäude muß zur Religion passen.

Einförmigkeit in der einen muß Einförmigkeit in das andere bringen. Morgen- und Abendgebet, Predigt oder Vorlesung sind höchstens schwache Variationen desselben Themas; sonntägiger und werktägiger Gottesdienst sind bloß unbedeutende Veränderungen desselben Urbildes. Die Wichtigkeit, mit welcher neulich in jeder Woche die Fragen über die Abschnitte und über die Liturgie in anglikanischen periodischen Zeitschriften, welche Gebete nämlich vom Letter, und welche am Faldistorium, welche an der einen Seite des Kommunikantentisches, und welche vor demselben gesprochen werden sollen, behandelt wurden, hat uns sehr belustigt. Für einen Katholiken erscheinen solche Erörterungen wahrhaft wie Kinderspiele; und wir kommen in Versuchung, daran zu denken, wie die heilige Kongregation für den Ritus zu Rom lächeln würde, einmal zu sehen, daß solche Gegenstände in Zeitungsblättern behandelt werden, und dann zu bemerken, welche ungeheure Wichtigkeit ihnen beigelegt wird. Leider ist der Mystizismus, der diesen Veränderungen im Ritus allein Werth verleihen kann, aus solchen Kirchengemeinden für immer geflohen; der geistige Symbolismus, welcher allein solchen unbedeutenden Ceremonien Ansehen und Sinn verleihen kann, hat keine Geltung mehr.

Aber wir haben vergessen, daß wir ein Gegenstück zu dem, was wir bisher dargestellt haben, aufstellen müssen. Blicket auf das Aeußere einer vollendeten katholischen Kirche, einer Kathedrale, einer Stifts- oder Pfarrkirche, und ihr werdet sicherlich keine Muthmaßungen anstellen können, was euch im Innern erwartet. Der große Umriß wird euch nicht täuschen. Das Kreuz, welches die luftigen Gibel der erhabenen Wölbungen beschreiben, sagt euch zugleich, welch' erhabenes und ehrwürdiges Geheimniß hier gefeiert wird. Aber rings um dasselbe und hauptsächlich rings um sein erhabenes Haupt sind gleich der Glorie, mit welcher christliche Maler immer sein Urbild umgeben, andere kleinere Bauwerke besonders und bis in's Einzelnste ausgearbeitet, wie reichgefaßte Edelsteine in einer Krone angebracht, von denen Jedes offenbar das Meisterwerk einer liebenden Seele ist, die sich dem Ausgezeichneten zugewendet hat. Und so sind allenthalben untergeordnete Anhängsel des Hauptbaues, wie es scheint, die dem Beschauer von außen kaum einen Begriff geben von ihrer inneren Bestimmung und ihrem inneren Werthe. Woher kommt alle diese Mannigfaltigkeit? Von der Natur des hier gefeierten Gottesdienstes. Er ist so mannigfaltig, wie alle jene schönen Zugehörungen und untergeordneten Theile

des heiligen Gebäudes. Die gottesdienstlichen Verrichtungen, welche darin vorgenommen werden, haben sie veranlaßt; und diese gruppiren sich um die große und himmlische Liturgie, wie jene kleineren und anmuthigen Heiligthümer um das majestätische Kreuz. Da ist die Kapelle des Allerheiligsten Sakraments, weil die katholische Kirche es mit der größten Ehrfurcht begeht, und dasselbe oft ihren schwachen und sterbenden Kindern bringt, oder es öffentlich aussetzt, als das Lamm auf seinem Throne, damit es von Priestern und Volk verehrt und angebetet werde. Dort ist die Frauenkapelle, weil die heilige Kirche der hochgebenedeiten Gottesmutter eine besondere Verehrung erweist, und für heimische Wallfahrt eine Art von Familienkapelle haben muß, wo die frommen Mitglieder der Bruderschaft am Abend sich versammeln und ruhig ihren Rosenkranz, gleichsam in ihrer Gesellschaft, beten können. Hier sind in anderen kleineren Kapellen Heiligenschreine, weil seit undenklicher Zeit ihre Reliquien oder ihr Andenken an dem Platz hoch geehrt worden ist; und um ihnen eine besondere Beachtung zu schenken und die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, ist dies der geeignete Weg, wenn man sie von anderen, wenn gleich auch heiligen, Gegenständen absondert; wie ein Edelmann sein Meisterstück der Kunst in einem an sich schon reichen Kabinet aufstellen wird. Dann habt ihr ferner Kapellen, wo Familienbegräbnisse eingerichtet sind, und das Andenken an die Verstorbenen gläubig gefeiert wird, wo der nämliche Geist der Andacht, welcher sich mit den Seelen in Wonne erfreute, bekümmert mit denen im Leiden mitempfindet.

Aber unsere Allegorie, oder unser Bild ist so nicht vollständig. Sowie Jedermann das ganze Innere eines protestantischen gottesdienstlichen Gebäudes erkennen und verstehen kann, wenn er das Aeußere betrachtet, und wie Niemand das Innere einer wahren katholischen Kirche wirklich verstehen und würdigen kann, ohne in dieselben hineinzugehen, alle ihre Theile zu besichtigen und, wenn er ein Fremder ist, nach ihrem Gebrauche zu fragen; ebenso kann man mit aller der mageren Armuth (von ihren Gönnern Einfachheit genannt) jedes nichtkatholischen Gottesdienstes vollkommen vertraut werden, ohne die Mühe und das Unglück haben zu müssen, ihr anzugehören und sich an ihn anzuschließen, während auf der andern Seite Niemand hoffen darf, er werde je den Reichthum und die Fülle des katholischen Kultus in seinen vielen schönen Formen erkennen, verstehen und würdig beurtheilen, bis er in das Innere seines göttlichen Heiligthums eingedrungen,

und in seinem Geiste alle seine besonderen, aber harmonirenden Theile untersucht hat. Wir haben in einem früheren Artikel von den großen liturgischen Gebeten der Kirche gesprochen, obgleich lange nicht, wie wir sollten; der kleine Band, welchen wir dem Eifer und der Frömmigkeit eines Laien, eines, der von der Außenseite in das Innere der Kirche eingedrungen ist, verdanken, erinnert uns, wie viel noch von diesen untergeordneten und kleineren katholischen Uebungen katholischer Andacht zu sagen ist, welche ihr eine reiche Mannigfaltigkeit und das Vorrecht verleihen, bloß von denen im Innern gekannt zu werden. „Omnis gloria ejus Filiae Regis ab intus, in fimbriis aureis, circumamicta varietatibus.“

Das Gefühl des Zeitalters ist, wie wir wohl wissen, für Vereinfachung, für Zustutzung, für die Zurückführung eines jeden Dinges auf sein Wesen. Wenn eine Maschine, welche ursprünglich in ihrer Zusammensetzung unbeholfen war, auf ein halbes Dutzend Räder zurückgeführt wird, so wird dies heut' zu Tage für eine große Entdeckung angesehen. Ein Gärtner ist stolzer auf einen Baum, welcher zugestutzt zu wenig Zweigen, die in mühsamer Ausdehnung an eine Wand befestigt sind, eine ausgesuchte Frucht trägt, als auf einen stattlichen Stamm, der seine hehre Laubkrone im Winde schüttelt. Die zwei großen Fragen der Zeit sind — erstens, wie viel ist von jedem Dinge (weltliche Güter ausgenommen) absolut nothwendig, und dann, welches ist der kürzeste und wohlfeilste Weg, es zu gewinnen. Dies auf die Religion angewendet, — welche gottesdienstlichen Verrichtungen sind vorzunehmen? und was ist die einfachste Form für sie? Lasset uns antworten: „Die sonntägliche Messe,“ so weit wird dies zugegeben werden, man wird aber gleich beifügen: „Lasset sie soviel als möglich, ihres Glanzes beraubt, in der Begehung armselig, und in den Ceremonien einfach sein. Und so werde es mit jedem Sakramente und Sakramentale gehalten; wir wollen Alles beibehalten, was zu ihrer Wirksamkeit absolut nothwendig ist, aber Alles unterdrücken, was ohne Gefahr unterdrückt werden kann.“

Es ist ein Glück, daß Leute, welche so sprechen, über die Natur keine Macht haben, sonst würden sie derselben schlimm mitspielen und ihr statt ihrer verwickelten Methoden und langsamen Fortschritte einige summarische Wege und kurze Uebergänge lehren. Und die Ordnung der Gnade bietet so viele Analogien mit der ihrigen, daß wir glauben sollten, es müsse Jedermann auffallen, daß in der geistigen Welt zu

intriguiren, ebenso abgeschmackt und unnatürlich ist, wie sich in die physische zu mischen. Jede ist in der That eine Welt des Lebens, jede hat lebende Gesetze, die von einer höheren Macht, als der des Menschen abhängen, jede widerstrebt der Aufbürdung von neuen und willkührlichen Gesetzen. Nimm die Pflanze und ihr Leben; auf wie vielen geringen und unbedeutenden Dingen beruht es! Versuche sie zu vereinfachen, und du wirst sie zugleich zerstören. Schließe sie ein und nähre sie mit künstlicher Atmosphäre, in welcher die Bestandtheile von Allem, was ihren genauesten Verhältnissen widerstreitet, gereinigt ist, und du wirst sehen, daß sie krank wird. Mache für sie nach wissenschaftlichen und chemischen Grundsätzen einen Boden, und sie wird höchst ungnädig sich weigern, zu wachsen. Und warum? Weil ihr Lebensprinzip viel mehr Dinge erfordert, als du erfassen oder nur ahnen kannst, — winzige, unmerkliche, atomische Dinge, welche dem schärfsten Auge entgehen. Du weißt nicht, was sie von den Thautropfen, welche am Morgen auf ihren Blättern glänzen, einsaugt, was ihr das reine Quellwasser nicht geben kann; du weißt nicht, welche gesunde Stoffe sie sogar von der Dunkelheit einsaugt, in die sie manchmal gehüllt ist; du weißt nicht, welche Erfrischung sie aus dem Froste zieht, der im Winter mit scheinbaren Blüthen ihre entblößten Zweige bekleidet; du weißt nicht, welchen Grad von Bereicherung sie von dem verwelkenden Grase, ja sogar von den Insekten, welche an ihrer Wurzel sterben, empfängt. Die zufällige Beimischung von Lehm oder Sand, oder anderen Mineralien im Boden, in dem sie wurzelt, kann ihren Lebenskräften eine eigene Quelle der Erhaltung und des Wachsthums bieten. Aehnlich nun kann auch das geistige Leben erhalten und gefördert werden. Die vielen geringeren Verwaltungen der Gnade, welche uns kleinlich und von sehr untergeordneter Wichtigkeit erscheinen, haben in ihm ihren Werth und ihre Wirkungen, welche jetzt unserer Kenntniß entgehen, aber eines Tages in ihrem wahren Lichte erscheinen werden. Es wird ein angenehmer Gebrauch der neuen Einsicht sein, welche im Jenseits unserer Seele zum vollen Verständniß der Macht Gottes gewährt wird, zu sehen, wie sehr durch jene kleinen Mittel das geistige Wachsthum befördert, und wie viele seiner Früchte gezeitigt wurden; welche geheime Kraft durch einen zufällig, aber mit Ehrfurcht erhaltenen Segen eingeflößt wurde; wie der Brand durch das ausgesprengte Wasser, welches die Kirche geheiligt hatte, in seinem Entstehen gelöscht wurde; welches Maß von Gnade durch eine andächtige Ver-

neigung beim Vorübergehen an Gottes Altar gewonnen wurde; welch' ein Schlag durch das zur rechten Zeit auf unsere Stirne gemachte Zeichen des heiligen Kreuzes den bösen Mächten, die uns zu Grunde gerichtet haben würden, gegeben wurde; endlich wie viel wir in unseren Fortschritten in der Tugend unserem beständigen und andächtigen Gebrauch von Dingen zu verdanken hatten, welche Andere herabsetzen und deßhalb nicht beachten.

Man kann sagen, wir geben immerhin zu, diese Dinge seien nicht wesentlich, und deßhalb können in der wahren Kirche Viele sein und seien wirklich Viele, welche zu der Klasse von Personen gehören, die wir tadeln, und gleichwohl gehören sie nicht weniger zu ihren lebendigen Gliedern; warum sollten also sie oder Andere zu mehr angehalten werden? Wir antworten mit der Frage: Sind diese im Allgemeinen die Zierden, die Blumen der Kirche? Sie mögen lebendige Pflanzen sein, das ist wahr, aber sind sie reich an geistigen Früchten? Sind sie hübsch und schön für das Auge Beider, des Gläubigen und des Getrennten? Finden wir unter ihnen die Lehrer des Unwissenden, die Tröster des Armen, die Gründer milder Stiftungen, die Verbreiter des Glaubens? Sind es nicht durchaus die kalten, die weltlichgesinnten, oder die schwachen und lauen Christen? Der Kirche Gottes ist das Vorrecht der Schönheit und Liebenswürdigkeit verliehen; würde sie es besitzen, wenn sie bloß jene aufzuweisen hätte? Aber, Gott sei Dank, sie hat noch Bessere — sie hat fromme, inbrünstige, eifrige, der Welt abgestorbene Seelen; sie hat heilige Religiosen, thätige Priester, musterhafte Laien. Man wird nun immer finden, daß diejenigen, welche ihre erhabenen Ansprüche auf dieses Vorrecht aufrecht erhalten, das größte Gewicht auf die kleineren Gebräuche und Gewohnheiten der Kirche gelegt haben, daß sie auf ihre Ausübung immer bedacht, und in ihrer Vertheidigung eifrig waren. Wenn wir demnach das größere Wachsthum in der Tugend und die Fülle heiliger Schönheit mit diesen Uebungen vereint und mit ihrer Ausübung Hand in Hand gehen sehen, sollten wir sie da nicht vielmehr in Ehren halten, als mißachten, vielmehr befördern und pflegen, als verringern, vielmehr erhalten und vertheidigen, als der Verläumdung und Verachtung preisgeben.

Wir wollen uns beispielsweise eine Person vorstellen, die über die kalte Zone der Katholizität in ihre lieblichere Sphäre übergegangen ist und anfängt, ihre Wärme zu empfinden. Wir sprechen nicht vom Orte, sondern vom Geiste, und verstehen demnach darunter einen, der

gelernt hat, die reichlichen Tröstungen seiner Religion innerlich zu kosten, der nicht bloß an Einem Tag in der Woche, weil es Sonntag ist, sondern, wo möglich, jeden Tag in die Kirche geht, weil sein Herr dort ist; der nicht in bestimmten Perioden nach langen Zwischenräumen, weil es Gesetz oder Gewohnheit so will, sondern so oft zum Tische des Herrn geht, als ihn sein eigener Hunger nach der Nahrung, die nicht abnimmt, hinzieht. Ein herzloser Jansenist wird vielleicht sagen, ein solch' häufiger Besuch führe Vertraulichkeit herbei, und davor müsse man sich eifersüchtig in Acht nehmen; und wir behaupten, daß es innige Vertraulichkeit ist, was wir zu haben und herbeizuführen wünschen. Er wird über das Beiwort „furchtbar," welches unsern heiligen Geheimnissen beigelegt wird, nicht hinwegkommen und aus bloßer Furcht aufschreien; wir aber werden antworten: „O sacrum convivium!“ Er wird in feierlichem Tone das kleine Kapitel anstimmen: „Quicunque manducaverit panem hunc indigne, reus erit Corporis Domini;“ und wir werden in freudigeren Lauten mit dem Antiphon antworten: „O quam suavis est Domine Spiritus tuus; qui ut dulcedinem tuam in filios demonstrares, pane suavissimo de coelo praestito, esurientes reples bonis, fastidiosos divites dimittens inanes.“ Behält die jansenistische Folgerung die Oberhand, so ist es mit Allem aus, was wir sagen wollen. Das „Sakrament der Liebe" wird vielmehr ein „Sakrament der Furcht;" das Mahl ist in eine Arznei verwandelt, der Stab in eine Geißel, das viaticum in eine schwere Last. Der Wanderer nach Wärme und Licht — den zwei Strahlen vom Himmel — wird wieder mitten unter seine Eisberge zurückgetrieben, um in den kalten und düsteren Regionen eines modernen Semiprotestantismus zu frieren und zu zittern. Aber setzen wir den Fall, er habe den Muth gehabt, umzukehren und an diesem geistigen Ungeheuer vorüberzugehen, und offen auf die liebliche Weide der katholischen Kirche zu gehen und sich mit ihren Wahrheiten und Gefühlen zu sättigen, so hat er angefangen zu lieben, was ihm Liebe einflößt, sich über das zu freuen, was ihm Freude gibt. Er wird nicht leicht befriedigt sein, wie er es gewohnt war. Er fängt an zu denken, daß ein Gnadenmittel ihm zu Gebot steht, welchem er nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Unserm gnädigen Herrn hat es gefallen, das erhabenste und heiligste seiner Sakramente in einer dauernden Form einzusetzen, welche auf wunderbare Weise zu allen Zeiten ihn zu besitzen gestattet. Man kann die alten Christen beneiden und beinahe ihre Verfolgungen begehren, unter der Bedingung,

daß es, wie ihnen, erlaubt wäre, den Herrn als Hausgenossen im Hause zu haben und wenn man vor Tagesanbruch aufsteht, an ihm ganz vertraulich Theil zu nehmen. Das Haus des Obededom ward im Vergleich mit den ihrigen nur gering geehrt. Aber jetzt noch können wir ihn immer haben, wenn auch nicht in unseren eigenen unwürdigen Wohnungen, doch wenigstens in seinem eigenen Hause. Sind wir krank, so kommt er zu uns, sobald wir bitten; sind wir gesund, so sollen wir noch dringender suchen, zu ihm zu gehen. Ein solcher Gedanke erscheint höchst natürlich, und was immer einer andächtigen Seele natürlich ist, hat im katholischen System seine natürliche Stelle; denn dieses System ist in der That die Natur der innerlichen und geistigen Welt.

Niemand kann ein katholisches Land betreten, ohne sogleich diese Idee in der Praxis ausgeprägt zu sehen. Jede Kirche, die als eine öffentliche angesehen werden kann, ist beinahe den ganzen Tag offen, Kathedrale, Stifts- und Pfarrkirche, und oft viele andere. Man würde es für unrecht halten, wenn es anders wäre. Dies bildet in unserem Sinn einen bedauernswerthen Gegensatz zwischen England und diesen Ländern, — wir meinen nicht das protestantische England, sondern den katholischen Theil. Denn wahrlich wären die Kirchen des Ersteren geöffnet, bloß damit Fremde durch die Betrachtung derselben ihre Neugierde befriedigen könnten, so könnten wir vielleicht in der That unsere Armuth dadurch vertheidigen, daß wir es nichts Schlimmes nennen und sagen, da wir keine Gemälde oder reiche Marmorsteine zu zeigen haben, so können wir unsere vergleichsweise armen gottesdienstlichen Plätze ebenso gut auch zuschließen. Aber der Fall ist nicht so. Es gibt in Frankreich, in Deutschland, in Italien viele Landkirchen, welche sich nicht rühmen können, für das fleischliche Auge eine Anziehungskraft zu haben, und die gleichwohl den Vorübergehenden einladen, einzutreten und zu beten. Und Viele werden es so machen, namentlich in stiller Abendstunde, welche zu dieser Pflicht so einladend ist. Das nun, was sie anzieht, besitzen wir in unseren ärmsten Kapellen; und wenn wir sie nicht in gleichem Grade besucht sehen, so liegt der Fehler an den Personen, nicht an den Dingen. Die nämliche Weisheit hat bei uns ein Haus gebaut und mit den nämlichen mystischen sieben Säulen geschmückt, die nämliche Weisheit hat ihren Tisch aufgestellt und ruft von ihrer hohen Feste mit lauter Stimme Allen zu, einzutreten, zu ihr zu kommen und Theil zu nehmen. So

weit also ist kein Unterschied; der Unterschied liegt in dem Gehorsam auf den Ruf. Wir können die Schuld auf die Umstände schieben, unter welchen wir leben, aber es wird nichts helfen, sie muß zuletzt auf uns selbst fallen. Das Gefühl ist nicht unter uns, welches unsere Brüder im Auslande belebt. Es ist nicht nothwendig, die Sache noch weiter auszuspinnen, ihre inneren und verborgenen Ursachen zu untersuchen, genau zu bestimmen, wo der Fehler ganz besonders sitzt. Wir wollen ihn Alle tragen, ihn zugestehen und zu verbessern streben. Wir wollen auf jede Weise zu bewirken suchen, daß das Haus Gottes mehr geliebt, seine Vorrechte höher gepriesen und seine Schätze ernstlicher begehrt werden. Wenn die Umstände es uns nicht erlauben werden, es ohne Unterschied jeden Tag offen zu lassen, so wollen wir wenigstens es zu allen Zeiten den Gläubigen zugänglich machen und sie belehren, welchen Trost sie daselbst finden können.[1])

Die Ausdrücke, welche Katholiken für religiöse Uebungen gerne gebrauchen, sind ein geschickter Schlüssel für die Auslegung jener Gefühle, mit welchen sie begleitet sind. So enthält der vertrauliche Ausdruck, „ein Besuch des Allerheiligsten," der in katholischen Ländern und katholischen Gemeinden so gut verstanden wird, eine Tiefe des Glaubens und der Liebe, welche lange Beschreibungen nicht in gleichem Maße hervorbringen könnten. Er erklärt zugleich den einfachen, innigen, werkthätigen Glauben an die wahre Gegenwart; nicht eine vage, unbestimmte Muthmaßung, nicht eine ungewiße Hoffnung, daß der Herr der Herrlichkeit daselbst sein könnte, sondern eine vollständige Ueberzeugung, daß so sicher ein König in seinem Palaste wohnt und daselbst von denen gefunden werden kann, welche das Recht haben, einzutreten, oder vielmehr, daß so gewiß er selbst einmal im Stalle wohnte, den er zu seinem ersten Palaste auf Erden machte, und dort von Königen aus fernen Landen und von Hirten aus der Nachbarschaft „besucht" wurde; daß so wahrhaft er in den Wohnungen seiner Freunde weilte, und von Nikodemus, der Belehrung, und von Magdalena, die Verzeihung wollte, „besucht" wurde, daß er ebenso wirklich jetzt unter uns wohnt, dergestalt, daß wir ähnlicherweise zu ihm kommen und bei ihm Hülfe in unseren Nöthen suchen dürfen. Kein Inbegriff des

---

1) [Diese Klagen sind jetzt nicht mehr gleich gerechtfertigt. Viele unserer Kirchen sind jetzt den Gläubigen den Tag über zugänglich, und sie benützen die so gebotenen Gnadenmittel, um ihre Frömmigkeit vor dem Altare Gottes zu nähren.]

lebendigsten Glaubens an das Geheimniß hätte diese Uebung einführen oder erhalten können. Aber der Ausdruck ist ebenso das Erzeugniß und der Ausdruck der Liebe. Es schließt, wenn man einen so vertraulichen Ausdruck gebraucht, eine gewisse Vertrautheit mit dem in sich, an den er gerichtet ist. Er erhebt uns über die düsteren Regionen der Furcht in die der glühenden Zuneigung; er erhebt uns über die gebeugte Stellung der Kinder Israels am Fuße des Berges, ja er trägt uns mitten durch Wolken und Blitze an seine Seite auf den stillen, strahlenden Gipfel empor, wo Gott und Mensch von Antlitz zu Antlitz verkehren, und mit einander sprechen, wie Freunde zu thun gewohnt sind. Andacht im stillen Kämmerlein ist freilich ohne Zweifel gut, das stille häusliche Gebet, mit den kleinen Zeichen liebender Frömmigkeit, — oft mit Trophäen aus einem heiligeren Lande umgeben, ist sehr tröstend, lieblich und fromm. Aber die großen und erhabenen Gedanken des christlichen Heroismus werden am Altare, wo das Allerheiligste aufbewahrt wird, gefaßt oder vielmehr eingegeben; da verzichtet in stilles Gebet versunken die edle Dame im Herzen auf die Welt und ihre Eitelkeiten, und gelobt Treue dem Bräutigam ihres keuschen Herzens, dort sinnt der junge Kleriker versunken in stilles und süßes Nachdenken über die Triumphe seiner Schulkameraden unter den Schwertern und rothglühenden Zangen von Tonquin nach, und beschließt, ihre Krone des Märtyrerthums zu theilen; dort werden alle Entwürfe für die Kirche Gottes, welche ernsten Eifer und ausdauernde Energie erfordern gezeitigt und gefaßt. Dort zumal ist das Herz seiner täglichen Last der Sünde und des Kummers, der Angst und der Noth durch eine Fülle von Empfindungen, welche anderswo nicht vorkommen, entledigt; Opfer, welche an jedem andern Platze schwer sein würden, erscheinen leicht; und der Katholik lernt bald die Worte, welche dort am passendsten sind, verstehen und aussprechen: „Etenim passer invenit sibi domum, et turtur nidum sibi .... altaria Tua, Domine virtutum, Rex meus, et Deus meus.“ [1])

Die Idee indessen, welche dieser Andachtsform zu Grunde liegt, braucht eine weitere Entwickelung obgleich wir unsere Meinung theilweise schon ausgesprochen haben, als wir sie durch die Vergleichung mit Umständen in dem Leben unseres Herrn auf Erden erläuterten. Wir stellten seinen Besuch in seinem allerheiligsten Sakramente so dar, wie

1) Ps. LXXXIII, 3. 4.

er, so lange er im Fleische lebte, in seinen Wohnungen besucht wurde. Die Vollkommenheit der wahren ascetischen Andacht nun besteht wenigstens auf ihrer ersten Stufe, darin, daß sie uns so nahe als möglich zu unserem göttlichen Meister hinzieht und uns fähig macht, seine Nähe und mit ihm zu empfinden, wie wir gethan zu haben hoffen möchten, wenn wir das Glück gehabt hätten, unter seine Freunde und Vertraute gerechnet zu werden. Wir werden aber jetzt gleich eine bessere Gelegenheit haben, uns über diese Idee zu verbreiten; wir müssen unseren unmittelbaren Gegenstand in seine natürliche Grenze verfolgen.

Wenn es bei der Privatandacht unter den Katholiken Grundsatz ist, den Gefühlen des Glaubens und der Liebe derjenigen, welche auf Erden in der Gesellschaft unseres göttlichen Erlösers lebten, so viel als möglich nahe zu kommen, so ist die große Idee und der Grundsatz des öffentlichen Gottesdienstes in der katholischen Kirche, die Ehrfurcht, welche ihm und seinem Vater im Himmel erwiesen wird, so getreu, als es erlaubt ist, nachzubilden. Sie ist Eins mit der triumphirenden Kirche, und ihre Handlungen des Preises und der Anbetung sind die nämlichen. Wenn wir nach dieser glücklicheren Sphäre aufblicken, so sehen wir das Lamm auf dem Throne, um ewige und unaufhörliche Anbetung, Preis und Lob zu erhalten. Wie schön hat der Pinsel van Eyck's in seinem herrlichen zu Gent befindlichen Gemälde „die Anbetung des Lammes" diese Scene auf die Erde versetzt. In ihm werden alle Stämme der Erde und alle Klassen von Menschen, die in der katholischen Kirche vereinigt sind, dargestellt, wie sie das Lamm, welches von Erschaffung der Welt an geschlachtet wurde, bewundern, preisen und anbeten. Und diese Allgemeinheit der Verehrung erfordert bloß Fortdauer, unaufhörliche Fortdauer, um ein Gegenstück zu den Scenen zu sein, welche dem Johannes auf Patmos geoffenbart wurden. In dem katholischen System konnte dies nicht fehlen. Die Kirche wollte sich nicht begnügen, ihre Heiligthümer den zufälligen Verehrern, wie sie die Andacht dazu antreibt, jeden Tag zu öffnen, obgleich sie wissen konnte, daß keine Stunde, keine Minute vergehen würde, in der nicht der Eine oder Andere in ihrem großen Bereiche einer solchen Andachtsübung sich hingeben werde. Sie wollte diese Pflicht der ewigen Anbetung auch nicht jenen Gesellschaften überlassen, welche, indem sie den Tag und die Nacht in verschiedene Theile theilen, die Einen zu dieser, die Andern zu einer andern Stunde ohne Zweifel den ganzen Zeit-

raum mit heiligen Verrichtungen ausfüllen. Jeder Jahreszeit und jeden Tag hindurch wollte sie immer fortgehend eine unmittelbare, ununterbrochene Anbetung ihres Herrn und Heilands, des anbetungswürdigen Schlachtopfers auf seinem Altarthrone haben.

Zu diesem Zwecke ist in großen Städten, wo eine genügende Anzahl Kirchen ist, das ganze Jahr unter dieselben in Zeiträume von acht und vierzig Stunden vertheilt, eine Zeit, welche der Andacht des vierzigstündigen Gebets den Namen gegeben hat. Kein Aufwand wird gespart, keine Mühe gescheut, um diesen heiligen Ritus so feierlich und so andächtig als möglich zu machen. Die Kirche ist mit Teppichen und Tapeten reichlich verziert, wodurch das Tageslicht ausgeschlossen wird, nicht so fast um die Beleuchtung auf dem Altare wirksamer zu machen, als um die Aufmerksamkeit zu koncentriren und auf das zu richten, was auf dem Altare ist, und dasselbe, wie das Lamm im Himmel, zu der Lampe und der Sonne, zu dem Mittelpunkt des Lichtes und der Herrlichkeit des umgebenden Heiligthums zu machen. Nach einer feierlichen Messe und einer Prozession wird das Allerheiligste Sakrament eingesetzt und auf dem Altare ausgestellt, in dem gleichen Momente, in welchem es mit gleicher Feierlichkeit in irgend einer anderen Kirche ehrerbietig herabgenommen wird. Rings um dasselbe ist gleichsam ein Firmament von zahllosen Lichtern, die von ihm ausstrahlen und die immerwachenden himmlischen Heerscharen, die Geister rastlosen Lebens und unvergänglicher Herrlichkeit vorstellen, welche am Sitz der Glorie Wache halten. Am Fuße des Altars knieen unbeweglich, in stummer Anbetung die Priester des Heiligthums, von denen Einer den Andern Tag und Nacht ablöst, und welche die Gebete des Volkes wie Wohlgerüche davor ausgießen. Aber blicke in das Schiff der Kirche! Keine Kirchenstühle, keine Bänke oder andere Hindernisse sind da; nur die Strahlenfluth scheint vom Altare sich über das marmorne Pflaster ergossen zu haben und über dasselbe dem Thore zuzuströmen. Aber nicht bloß unter Tags wirst du dies sehen, das Ganze ist, wenige Stunden der Ruhe ausgenommen, mit knieenden Andächtigen gefüllt. Rufst du dir die Scene ins Gedächtniß zurück, so kommt sie dir eher wie die Erscheinung einer himmlischen Vision vor, als wie irgend etwas Anderes, das wir kennen. Es scheint uns, als habe bei diesen Gelegenheiten Fleisch und Blut seine materielle Schwerfälligkeit verloren, und seien, sobald sie die Schwelle überschritten, vergeistigt worden. Sanft und geräuschlos wird der Vorhang,

welcher das Thor bedeckt, erhoben, und geht einmal gelüftet, in schweigender Gefälligkeit von Hand zu Hand, indem ein Besucher nach dem andern eintritt. Diejenigen, welche auf der Straße eben noch so laut redeten und so fröhlich lachten, wie stehlen sie sich mit langsamem Schritte und edlem Gange ein, als fürchteten sie, die Feierlichkeit der Scene zu brechen! Denn vor ihnen und rings um sie sind ohne Regel und Ordnung einzelne Personen oder Gruppen zerstreut, je nachdem sie eingetreten sind, alle auf ihrer andachtsvollen Haltung den Glanz des Altares wiederstrahlend; und wenn sie durch dieselben gehen, um Platz zu finden, mit welcher Sorgfalt und Stille leiten sie ihre Schritte hindurch, um die, unter denen sie sich bewegen, so wenig als möglich zu stören, und dann sinken sie auf dem ersten freien Platze gleichfalls auf die Knie, auf den nämlichen nackten steinernen Boden, Prinzessin und Bauer, Priester und Laie, Alle gleich in der unermeßlichen Entfernung zwischen ihnen und dem ewigen Gegenstand ihrer Anbetung. Zu keiner andern Zeit und an keinem andern Orte wird die Erhabenheit unserer Religion so rührend empfunden. Auf dem Altare geht keine Ceremonie vor sich, vom Chor kein Laut, von der Kanzel kein Wort der Ermahnung aus, am Altare wird kein Gebet gesprochen. Es sind Hunderte da, und doch sind sie in keinem gemeinschaftlichen gottesdienstlichen Akt begriffen. Jedes Herz und jede Seele ist allein unter der Menge, jedes spricht seine eigenen Gedanken aus, jedes fühlt seine eigene Gnade. Ja du wirst überwältigt, bezwungen, zu einer ehrerbietigen Stimmung hingerissen, eingewiegt in andächtige Empfindungen, gezwungen zu betrachten, zu empfinden, zu beten. Die kleinen Kinder, welche an der Hand ihrer Mutter eintreten, knien, von dem ruhigen Glanze vor ihnen in Furcht gehalten schweigend neben ihr, indem sie einfach auf den Altar weist; selbst der Säugling scheint an ihrem Busen in stiller Ehrfurcht verstummt. Der eilig Vorübergehende, der bloß einen Blick hineinwirft, kann dem Antrieb, wenn auch bloß auf einen Augenblick auf seine Kniee zu sinken, nicht widerstehen; ja selbst der englische Spötter, der allem Andern Trotz bieten wird, wird es nicht wagen, wie sonst, unbekümmert um die heiligen Gefühle Anderer, durch das Schiff zu schreiten, sondern er muß unter dem Schutze des Thorwegs bleiben, oder sich in dem Schatten eines Pfeilers schleichen, wenn er ohne Theil zu nehmen, hineinblicken will. Aber weiter vorn, oder in den abgeschiedeneren Flügeln wirst du Viele finden, welche nicht bloß eingetreten sind, um ihren kurzen Abendbesuch

zu machen, sondern die alle ihre Stunden in dieser himmlischen Gegenwart zugebracht haben, wo sie die reine Luft des Paradieses zu athmen scheinen. Für sie ist es in der That „das Haus Gottes und die Thüre des Himmels!" Es thut dem Geiste wohl, nach großen Zwischenräumen der Zeit und des Ortes, wieder auf solche Stunden zurückzublicken; es ruft tiefere und sanftere Regungen in die Seele zurück, als man in der Gegenwart hoffen kann; es macht einen fast neidisch auf die, deren Vorrecht sie sind. Nie werden wir den Abend vergessen, an dem wir zuerst dieselben genießen konnten. Es war in der That, obgleich ihr reicher Marmor mit Tapeten bedeckt war, eine prächtige Kirche in einer der schönsten Städte Italiens.[1]) Aber obgleich wir seitdem viele prächtigere und größere gesehen haben, ist doch in unserem Gedächtniß ein eigenthümlicher Reiz derselben geblieben, ein entschiedener Charakter, der ihr durch die feierlichen Umstände aufgeprägt wurde, unter denen wir sie zum ersten Male sahen, eine Neigung und ein Interesse, welches uns keine andere geben konnte.

Aber wir müssen eilen. Wenn die Nacht hereinbricht, wird da wohl zu befürchten sein, daß die Anbetung aufhört? Die letzten Besucher haben sich zurückgezogen, der Küster schließt die Thore, der Arme, welcher das Recht hat, an der Thüre um Almosen zu bitten, hat seine frommen Bitten eingestellt, — denn es ist Recht, daß an einem solchen Orte Mildthätigkeit geübt wird, und wo anders sollte der Lahme und der Blinde um Almosen bitten, als an dieser Thüre, welche vor allen andern zur Zeit den Beinamen „die schöne" verdient? Indeß ist die Frömmigkeit der Gläubigen noch nicht erschöpft oder ermattet. Während Equipagen, welche die Weltmenschen zu oder von Vergnügungsorten führen, durch die Straßen rollen, und lange nachdem ihr Gerassel aufgehört hat, ist wenigstens noch ein Wagen jede Nacht mit Besserem beschäftigt; diesen kann man zu bestimmten Stunden neue Nachtwachende an der Kirche absetzen und die, welche die vorhergehende Stunde gewacht haben, nach Hause führen sehen. Fromme Bruderschaften widmen sich freiwillig dieser, so wie anderen Pflichten der Frömmigkeit, und fördern das gute Werk seit Jahrhunderten, Nacht für Nacht, ohne Zeitungsankündigungen, Gastmahle und Dampffahrten.

Warum sind wir von dieser wahrhaft himmlischen Andacht, dieser

---

1) [Santa Maria della Vigne, in Genua.]

engelgleichen Gottesverehrung ausgeschlossen? Soll es die alte Geschichte sein — „wir sind nicht geschickt zu solchen Dingen, — unser Volk versteht sie nicht, wir sind für solche Funktionen zu arm;“ oder — wir zögern, den Einwurf noch einmal aufzustellen — „sie sind nicht wesentlich, sie sind nicht nothwendig, und wir können ohne sie glücklich sein, wie wir es bisher waren.“ Ja wir dürfen es keck behaupten, daß wenn ein Land unter der Sonne mehr als ein anderes eine solche Andacht nöthig hat, es das unsrige ist. Hier, wo in dreihundert Jahren mehr Kirchen entheiligt, mehr Tabernakel profanirt, mehr Altäre zerstört, mehr Gotteslästerungen ausgestoßen, mehr Kirchenraub begangen, mehr Schmähungen gegen das Allerheiligste Sakrament ausgesprochen wurden, als sonst seit den Tagen Berengars in der ganzen Welt; hier, wo mehr geweihtes Silbergeräth, das durch die Berührung mit den kostbarsten Gaben geheiligt ward, auf den Tafeln und Credenztischen von Fürsten und Edeln steht, als im Speisesaale Baltassars eine Hand hervorrief, um sein Urtheil zu schreiben; hier, wo geradezu die Verweigerung dieser heiligsten Einrichtung zu einem öffentlichen, gesetzlichen, nationalen, königlichen Akte gemacht wurde! hier, wo dieses Heiligste des Heiligen zu einem Lieblingsgegenstand für die entheiligendste Behandlung ausgewählt, mit dem Hohn des Spötters durchbohrt, in der unheiligen Sprache wandernder Deklamatoren herumgetragen, von Kanzel und Altane mit Schmach überhäuft wurde; — hier, wenn irgendwo, sollten sich liebende Herzen vereinigen, dadurch zu sühnen und Ersatz zu leisten, daß sie das himmlische Geheimniß in beständiger Ehrfurcht bewahren und keinen Augenblick vorübergehen lassen, in dem ihm nicht offen und feierlich Anbetung, Preis und Ruhm zu Theil wird. Es gibt wirklich in England eine Gemeinde, und wir glauben bloß Eine, in welcher die fortwährende Anbetung des Allerheiligsten Sakraments fortgesetzt wird. Sie geht von einem religiösen Orden aus, der ausschließlich diesem heiligen Zwecke gewidmet ist. Aber das Haus, von dem wir sprechen, hat das besondere Privilegium erhalten, sich an die Regel des heiligen Benedikt anzuschließen, und Tag und Nacht wachen Einige von dem Schwesterorden im Gebet vor dem Altar. Allein dies entspricht unseren Wünschen nicht. Wir sollten etwas Allgemeineres, Nationaleres haben. Es ist wahr, keine einzige Stadt könnte die Andacht, wie auswärts, das ganze Jahr über fortsetzen; aber was hindert, das ganze Land zu diesem Zwecke zu vereinigen? Könnte nicht eine gehörige Anzahl Kirchen gefunden wer-

den (hundert und acht würden genügen und in England gibt es fünfhundert,)[1]) deren Gemeinden vielleicht mit Unterstützung ihrer Nachbarn sich entschließen würden, die geringen Ausgaben, die nothwendig sind, zu tragen, und sich selbst je nach ihren Fähigkeiten acht und vierzig Stunden dem Wachen und Gebet zu widmen? Die Vertheilung der Tage könnte dann so gemacht werden, daß die Andachtsübung über das ganze Land sich verbreitete, indem sie nach bestimmten Zwischenräumen in verschiedenen Gegenden wiederkehrte, um überall die Andacht der Gläubigen zu befriedigen. Wenn die Anzahl Gemeinden sich zweimal dabei betheiligen wollte, so könnte die ewige Anbetung an zwei verschiedenen Orten zu gleicher Zeit vor sich gehen, und so fort im Verhältniß. Gleichförmige Regeln müßten aufgestellt werden; denn es gibt in der That keinen Punkt, in welchem die heilige Kongregation des Ritus ausführlicher gewesen wäre, als in diesem. Bald würden wir dann sehen, wie die Andacht der Gläubigen zu den heiligen Geheimnissen einen neuen Aufschwung nehmen und in hellerer Flamme aufschlagen würde. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß es bald eine Lieblingsform für die Andacht werden würde, und jeder würde sich nach der Zeit sehnen, wenn sie in seiner eigenen Kirche oder Kapelle, oder wenigstens in seiner Nachbarschaft wiederkehrte. Wir würden dann in der That fühlen, daß wir versuchen, etwas zu thun, um die langen Ursachen des Verraths und des Schimpfes, welche in unserem Lande erstanden, zu verwischen, und die Zeit der gnadenvollen Heimsuchung beschleunigen, indem wir das Maß des Grimmes, der noch übrig ist, besänftigten.[2])

---

1) [Jetzt, Gott sei Dank, sechs hundert.]

2) [Obgleich dieser Vorschlag, als er zuerst gemacht wurde, nicht befolgt wurde, so dürfen wir doch jetzt hoffen, daß er erfolgreich sein werde. Es ist jedenfalls ein Trost, daß man in London angefangen hat, das vierzigstündige Gebet während der Fasten einzuführen. Vor drei Jahren wurde diese Andacht mit wachsender Inbrunst gepflegt, und von jeder Klasse von Gläubigen Trost und Nutzen daraus geschöpft. In der That, es ist nicht zu viel, wenn wir sagen, die Fastenzeit sei in eine Zeit geistiger Freude umgewandelt worden, und die Metropole sei während derselben in Bezug auf Mittel zu religiöser Vervollkommnung einer katholischen Stadt wenig nachgestanden. Als eine weitere Erläuterung des Textes ergreife ich diese Gelegenheit, um einen Auszug aus dem Hirtenbrief zu geben, durch den diese heilige Uebung in London eingeführt wurde: —

„Da diese Andachtsübung, welche die vierzigstündige Aussetzung des Allerheiligsten genannt wird, in unserem Lande noch wenig bekannt ist, so wollen wir so-

Wenn es auch bis jetzt nicht in unserer Macht lag, diese schöne Andacht bei uns einzuführen, was wir jedoch nicht glauben, so können

---

fort in wenig Worten sie erläutern, indem wir von ihrer Geschichte nichts weiter vorausschicken, als daß sie zuerst im Jahre 1534 in Mailand eingesetzt, und von da durch den großen Apostel der Neuzeit, den heil. Philippus Neri in Rom eingeführt, und von Papst Klemens VIII. i. J. 1592 förmlich sanktionirt wurde, wie er sagt, in Folge des beunruhigten Zustandes der Christenheit und der Leiden der Kirche.[1])

„Als eine Bedingung der Fleischwerdung des Wortes fand ein nicht ungleicher Austausch zwischen der Erde und dem Himmel statt. Wir gaben ihm nicht bloß die Geister der zur Vollkommenheit Gelangten in dem glorreichen Chore der Heiligen, welche die Sitze der gefallenen Engel ausfüllen, sondern der Auferstehung vorgreifend eine kostbare Einführung der verherrlichten Menschheit in ihr, der Unbefleckten, welche leibhaftig über die Heerscharen der Engel als ihre Königin herrscht. Ja noch höher ist unser Fleisch gedrungen, sogar in das Heiligthum von Gottes unnahbarem Lichte. Denn in der Mitte und im Centrum jener blendenden Strahlen, vor dem sich die seligen Geister bewundernd und anbetend beugen, sieht man einen „der einem Menschensohne gleicht,"[2]) in allen Dingen uns ähnlich ist. Dagegen hat der Himmel der Erde nicht bloß die Gemeinschaft zwischen uns und seinen glücklichen Bewohnern verliehen, sondern das bleibende Verweilen Gottes unter uns, der unter dem Namen Emmanuel, oder „Gott mit uns" immer inmitten seiner Kirche lebt, um der unmittelbare Gegenstand unserer Anbetung und Liebe zu sein.

Und so kommt es, innigst Geliebte, daß der Himmel jetzt die Natur des untheilbar mit der Gottheit vereinigten Menschen, und die Erde die in der Person des fleischgewordenen Wortes untrennbar mit unserer Menschheit vereinigte Gottheit anbetet. Deßhalb ist unser Gottesdienst und der ihrige bloß Einer, Einer im Gegenstand, Einer im Werthe, Einer in der Gesinnung, Einer, wo möglich, in der Form. Denn durch diese Gemeinschaft der Heiligen ist das Wesen des kirchlichen Gottesdienstes so identisch, daß auch die Art seiner Begehung nothwendig ähnlich, um nicht zu sagen, die nämliche sein muß. Und so, wenn wir die glorreichen Gesichte des himmlischen Heiligthums, wie sie dem heiligen Johannes geoffenbart wurden, lesen, wird es schwer zu bestimmen sein, ob er Gegenstücke zu dem, was die Kirche bereits auf Erden eingesetzt hatte, oder Vorbilder erblickte, welche ihr dazu dienten, unter apostolischer Leitung ihren Ritus auszubilden. Aber wir möchten vielmehr sagen, daß der nämliche göttliche Instinkt Beide leitete, und die Engel im Himmel, sowie die Heiligen auf Erden lehrte, ihrer Anbetung und Liebe den nämlichen äußeren Ausdruck zu geben. Und so bildet das Ganze bloß Eine Kirche und Einen Gottesdienst. Es ist in Beiden Ein Altar, unter dem das Opfer Christi ruht und auf welchem das nämliche Opferlamm liegt; das nämliche Rauchfaß, aus dem das Gebet von des Priesters zu des Engels Hand wohlriechend aufsteigt; Eine Stuhl-

---

1) Raccolta di Orazioni, etc. Rom, 1841, p. 181. 2) Offenb. I, 13.

wir doch nicht zu viel zu etwas aufmuntern, was theilweise den nämlichen Gegenstand betrifft, und in allen Kirchen vorkommt, zum

---

reihe der ehrwürdigen Aeltesten, welche in reicher Kleidung herumsitzen oder niederfallen; Ein Chor, Ein Gesang, Eine Stimme, Ein Herz.

„Bloß in Einer Hinsicht möchte es erscheinen, daß diese Gottesdienste sich von einander unterscheiden, daß der ihrige ewig, ununterbrochen, unaufhörlich ist, daß das dreimalige „Heilig" immer in den goldenen Wölbungen wiederhallt, während wir bloß in kurzen und entfernten Perioden uns zu feierlichem Gottesdienst vereinigen können. Aber auch hierin wollte die Braut Christi nicht übertroffen werden, und da sie wünschte, mit der unsterblichen und schlaflosen Wachsamkeit jener Augen, welche über die Cherubim am Throne Gottes ausgegossen sind, [1]) zu wetteifern, hat sie zu verschiedenen Zeiten Formen eingeführt, um diesen unaufhörlichen Gottesdienst des Himmels nachzuahmen. In früheren Zeiten lehrte sie ihre Religiosen in Einöden und Klöstern sich in Chöre zu theilen, welche Tag und Nacht das Lob Gottes in ununterbrochenen Psalmgesängen sangen; und in unserer Zeit (o glücklicher und himmlischer Gedanke!) hat sie diese ewige Anbetung des Allerheiligsten eingesetzt, dessen, den sie im Himmel ebenso anbeten, der bei uns eben so wahr gegenwärtig ist, als bei ihnen. Und dies ist's, meine innigst Geliebte, was wir unter uns einführen wollen.

„Aber es ist nicht euer Heiland, „das verborgene Manna" [2]) an dem ihr Theil nehmt, welchen ihr hier anzubeten und zu lieben habt; es ist euer Herr, euer Gott, der für euch über den Tod triumphirt und seine überwältigende Glorie, der ihr eure offene und feierliche Huldigung darzubringen habt, vor euch verhüllt; — er ist nicht eingeschlossen in sein armes Tabernakel, wo er, weil ungesehen, oft nicht geehrt wird, sondern er sitzt, wie im Himmel, auf dem Throne auf seinem eigenen Altare, der Herr seines Heiligthums, der Mittelpunkt alles umgebenden Glanzes, mit Liebe zu tiefer Anbetung auffordernd. Rings um ihn sollen die geheiligten Kerzen brennen, durch deren reine Strahlen die Kirche, wenn auch schwach, die reinen Geister vorstellt, welche um seinen himmlischen Thron leuchten. Zu seinen Füßen soll die Erde ihre ausgewähltesten Blumen ausstreuen, als ihren dankbaren Tribut für den, der so schön aus der Wurzel Jesses hervorblühte. [3]) Auf allen Seiten soll er mit allem Reichthum und Glanz umgeben werden, den unsere Armuth sammeln kann, um die auserlesene Wohnung dessen zu schmücken, der gesagt hat: „Mein ist das Silber und mein ist das Gold," [4]) und keine Kundgebung unserer Verehrung verschmäht. Eilet denn, innigst Geliebte, Alles hervorzubringen, was nothwendig ist, die Feierlichkeit des glücklichen Tages zu erhöhen, an dem euer Herr auf seiner königlichen Wanderung euern eigenen Tempel besuchen wird, sprechend: „Ich will erfüllen dieses Haus mit Herrlichkeit," [5]) und mag er prächtig oder niedrig sein, in gleicher Herrlichkeit verweilen wird. Beweiset Allen, welche kommen, um ihn zu

---

1) Offenb. IV, 6. 2) Offenb. II, 17. 3) Isai. XI, 1.
4) Aggäus II, 9. 5) Das. 8.

„Segen." Von allen minderen Gebräuchen in der katholischen Kirche ist keiner von andächtigen Personen mehr geschätzt und geliebt, — kei-

besuchen, daß ihr dieses Vorrecht, welches er verleiht, preiset, ehret, liebt, und daß ihr gleich Salomon und dem Volke Israel „freudig Alles geopfert habt," [1]) was zu seinem gebührenden und glänzenden Besitze nothwendig ist. Und „alsbald wird zu seinem Tempel kommen der Herrscher, den ihr suchet, und der Engel des Bundes, nach dem ihr verlanget." [2])

„So gehet denn freudigen Herzens ihm entgegen und begrüßet ihn, und lasset ihn nicht allein, so lange er sich herabläßt, unter euch zu wohnen. Von dem erhabenen Sitze der Barmherzigkeit, auf den er gestellt ist, von dem hellen Glanze, in dessen Mitte er wie ein unvergleichlicher, unschätzbarer Edelstein gesetzt ist — die Schönheit selbst, ätherisches Licht und unvergleichlicher Herrlichkeit — von da gehen nach jeder Seite nicht sengende Strahlen der Glorie, nicht brennende Pfeile der Macht, sondern ein milder und beständiger Fluß der Heiligkeit und Gnade aus, welcher den ganzen Raum vom Gibel bis zum Boden mit himmlischem Athem und himmlischer Luft erfüllt. Schweigend und sanft, wie sich Welle des Wohlgeruchs auf Welle drängt, steigt hervor und verbreitet sich ringsum jener Duft der Süßigkeit, jener Balsam des Lebens, jene Kraft, welche von der heiligen Menschheit Jesu auf Erden ausgehend alle Krankheiten heilte. [3]) Und von der Schwelle dieses seines Palastes ebenso gut, als seines Tempels, wird sie ausgehen und sich nach allen Seiten verbreiten, bis sie eure Wohnungen erreicht; und mächtiger als der Segen, den die Bundeslade (das Vorbild, von dem ihr jetzt die Wirklichkeit habt) über das Haus des Obededom ausgoß, [4]) wird sie ihnen Friede und Gnade und zeitliches und ewiges Wohlergehen verleihen. „Ich erfülle dieses Haus mit Herrlichkeit, spricht der Herr der Heerscharen ... und an diesem Orte will ich den Frieden geben, spricht der Herr der Heerscharen." [5])

„Aber jetzt werdet ihr diesen englischen Gottesdienst ausüben, der außerhalb der katholischen Kirche verloren gegangen und unbekannt ist, den Gottesdienst der reinen Anbetung. Denn außerhalb ihres Schooßes, mögen die Menschen Gott preisen oder denselben anreden, oder andere religiöse Handlungen vornehmen, aber von dieser besondern Huldigung, welche seine Gegenwart, wie wir sie besitzen, einflößt, können sie nichts wissen und dieselbe nicht vornehmen, wenn ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Laut auszustoßen, ohne eine Handlung vorzunehmen, die Seele nieder sinkt und sich selbst vor ihm vernichtet, alle ihre Fähigkeiten und Gaben, und ihren kostbarsten Schmuck als werthlose Gaben vor seinem Altare darbringt und ihr ganzes Sein als ein Opfer seinem allein anbetungswürdigen Willen unterwirft. Sobald ihr deßhalb euch dem Platze, wo er feierlich verehrt wird, nähert, so lasset, indem ihr eure Kniee beugt und eure Häupter neigt, diese tiefe und stumme Andacht eure erste Handlung sein. Sprechet nicht in Worten, vergesset alle selbstischen Ge-

1) 1. Paralip. XXIX, 17. 2) Malachias III, 1. 3) Luk. VIII, 46.
4) 2. Kön. VI, 12. 5) Aggäus II, 8. u. 10.

ner mehr darauf berechnet, wahre Frömmigkeit einzuflößen und Segen herabzuziehen. Wir kennen Orte, an welchen mehrere Bekehrungen

---

danken, unterdrücket sogar alles heftige Verlangen eurer Herzen, und empfanget den Segen eures mächtigen Herrn in feierlicher Stille, während ihr euch bloß für Staub und Asche zu seinen Füßen, für nichts vor ihm haltend ihm die Huldigung treuer Vasallen darbringt, gedemüthigt wie der Thon vor dem Töpfer,[1]) wie die Kreatur vor ihrem Gott. Dann erhebt eure Augen, jene scharfen Augen des Glaubens, welche durch die Hülle der sakramentalischen Stoffe, wie Johannes, „in Mitte der sieben goldenen Leuchter einen sehen, der einem Menschensohne gleicht;[2]) ja den anbetungswürdigen Jesus, den König unserer Seelen; und so erfreuet euren Anblick lange mit der geheiligten Menschheit, deren Liebe ihn gegeben hat und mit ihm zugleich Verwandtschaft und Bruderschaft, und die Bande der zärtlichsten Zuneigung zu euch. Und nun sprechet mit ihm, aber mit überströmenden Herzen, mit der unbegrenztesten Vertraulichkeit der wärmsten Freundschaft, von Angesicht zu Angesicht, — nicht mehr mit dem fürchterlichen Herrn, wie Moses oder Elias auf Horeb,[3]) sondern mit diesen und mit Petrus und Johannes auf Tabor,[4]) wo ihr ihn mit seinem eigenen Lichte glänzend, aber mit milder und mit einladender Liebe sehet.

„Betet nun für euer eigenes Heil und für das der ganzen Menschheit. Betet für die Erhöhung seiner heiligen Kirche, für das Glück und Wohlergehen ihres höchsten Priesters, unseres theuern und gebeugten Papstes. Betet für die Fortpflanzung des wahren Glaubens und für die Bekehrung aller im Irrthume sich Befindenden, namentlich derer in eurem eigenen theuern Land. Betet, Gott möge gnädig die Plagen und das Urtheil von uns wegnehmen, die wir durch unsere Sünden verdient haben, und nicht länger unserer Missethaten, noch derer unserer Väter gedenken, sondern vielmehr uns Barmherzigkeit erweisen und seine guten Gaben uns verleihen, namentlich seine Gnade, Heiligkeit des Lebens und Ausharren in seinem heiligen Dienste.

„Und dann denket nie daran aufzustehen, ohne ihm von Herzen zu danken für diese wunderbare Einsetzung seiner Macht und Güte, für diesen sichersten Bürgen seiner Liebe. Betet ihn nun wieder an als den Schatz eurer Seelen, als die Nahrung des Lebens, als das lebendige Brod, welches vom Himmel kommt, als euren Tröster, euren Stärker, eure sicherste Hoffnung im Leben und Tod. Sprechet mit ihm von der Güte, der Selbsterniedrigung, der ungeheuren Herablassung, welche er hier ausgeübt hat; von seiner unermüdlichen Liebe für den armen Menschen, welche er zeigt, indem er die viele Kälte, Undankbarkeit und sogar den Kirchenraub erträgt, welchen ihn die heilige Erinnerungsfeier an seinen Tod aussetzt; sprechet mit von dem noch unbegreiflicheren Uebermaß der Liebe, welches ihn bewegt, sich selbst uns schwachen und sündhaften Kreaturen täglich als Nahrung mitzutheilen, und so unsere Herzen und Seelen in Berührung mit der seinigen bringt! Und leistet ihm euren

---

1) Isai XXIX, 16. 2) Offenb. I, 13.
3) Exod. XXXIII, 11.; 3. Kön. XIX, 11. 4) Ps. CXXXI, 7.

seiner feierlichen Ertheilung zuzuschreiben sind, und andere, wo dadurch nicht wenig dazu beigetragen wurde, einen durchaus katholischen Geist anzuregen und die Inbrunst lebendig zu erhalten. Im Ausland wechselt die Stunde gewöhnlich nach der Jahreszeit. Er soll den Tag schließen; wenn seine Mühen vorüber sind, und wenn die Zeit, welche im Allgemeinen seinen Geschäften und Erholungen gewidmet wird, vorüber ist, gibt es wenig Städte, in denen nicht die Glocke der einen oder der andern Kirche diejenigen, welche nach Hause gehen, einlädt, an der den Tag beschließenden Andachtsübung Theil zu nehmen. Ja so beliebt ist diese Andacht, daß, wenn mehrere Kirchen sie zugleich am nämlichen Abend feiern, sie dieselbe so einrichten, daß dadurch der Frömmigkeit des Volkes Genüge geschieht, indem sie demselben Gelegenheit geben, mehr als einmal Theil zu nehmen. Und die Theilnahme ist so groß, und die Andacht so innig, daß nichts gewöhnlicher ist, als die Kirche bis zum Ueberströmen im buchstäblichsten Sinne voll, und die Breite der dem offenen Thor gegenüberliegenden Straße von knieendem Volke eingenommen zu sehen, welches so den Abendsegen des Herrn der Herrlichkeit empfängt, und außen ein Echo zu dem lobpreisenden Hymnus im Innern bildet! Welch' ein sanftes und liebliches Ende für einen Tag voll Mühe und Angst! Wie ausgesöhnt mit seinen Mühen findet man sich dadurch; und wie gerüstet für die Pflichten zu Hause verläßt man dasselbe! Bei uns ist diese gottesdienstliche

demüthigen Tribut von Verehrung und Liebe zum Ersatz und zur Sühne für den Spott, den Widerspruch und die Schmähungen, denen er in seinem Allerheiligsten Sakramente so lange unterworfen war und noch täglich ist, und nirgends mehr, als in diesem ungläubigen Lande.

„Beschränket indeß, innigst Geliebte in Christus, eure Andacht nicht auf die Zeit, in der die Gelegenheit zu diesen himmlischen Handlungen des feierlichsten Gottesdienstes vor eure Thüren kommt. Sprechet vielmehr: „Wir wollen eingehen in sein Heiligthum; wir wollen ihn anbeten an dem Platze, wo sein Fuß gestanden ist." [1]) Machet dies während der Fastenzeit wo möglich zu einer täglichen Andacht, — diesen täglichen Gottesdienst unseres göttlichen Erlösers in seinem Allerheiligsten. Fürchtet euch nicht einzutreten, wo seine niedrigeren Tempel in Mitte seiner Armen stehen; lasset euren Glauben euch über den Bereich eurer gewöhnlichen Beschäftigungen und die gewöhnlichen weltlichen Erholungen hinausführen, indem ihr diesen Platz für den edelsten, den heiligsten und für die Zeit, in welcher er ausgestellt wird, um öffentlich angebetet zu werden, für den bevorzugtesten haltet."]

1) Matth. XVII, 2.

Handlung im Allgemeinen mit der Vesper oder mit dem nachmittägigen Gebet verbunden, und mag es nun von der ungelegenen Stunde oder von einer anderen Ursache herkommen, oft verhältnißmäßig schwach besucht. Vielleicht haben wir uns noch nicht ganz fähig gemacht, die Schönheit und den Nutzen der Handlung zu fühlen, vielleicht wird sie nicht immer mit der gehörigen Würde und Feierlichkeit vorgenommen, um ihre Wichtigkeit einzuprägen. 1) Aber dies gehört nicht hieher; Alles, was wir wünschen oder was wir zu thun berechtigt sind, ist die Aufmerksamkeit auf die Thatsache zu lenken, daß bei uns für diesen schönsten gottesdienstlichen Akt nicht das gleiche Interesse empfunden wird, wie anderswo. Und unser Wunsch ist hier, wie bei jeder andern katholischen Angelegenheit, einen heiligen Wetteifer, der sich selbst nie übertreffen läßt, anzuregen und lebendig zu erhalten, — und ohne thörichten Nationalstolz die Vortheile, welche Andere haben, zu zeigen, entschlossen, sie nachzuahmen und so sich anzueignen. Wir müssen das entschiedene Benehmen von Katholiken annehmen; wir haben nicht länger die Einrede der Verfolgung, wir können nicht mehr unter den eingebildeten Rechten einer Nationalkirche Schutz suchen. Wir gehören zu der katholischen Kirche, zu der Orbis terrarum Kirche, ungefesselt und selbstständig, und unser Streben sollte sein, ihr ähnlich zu sein, mit ihr zu harmoniren, Einen Geist wie Einen Glauben, den gleichen Eifer und Frömmigkeit, wie das gleiche Bekenntniß und den gleichen Glauben zu haben.

Zu einer andern Erläuterung der Schönheiten, wodurch die Kirche in ihrem niedereren Gottesdienst unsere Bewunderung erweckt, wollen wir den Gegenstand aus dem vor uns liegenden Werk nehmen, welches uns auf die Betrachtung dieses Gegenstandes geführt hat. Sein Zweck ist, eine selbst von dem bessern Theil des Volks in unserem Lande so wenig verstandene und oft so sehr verachtete Andacht — den Rosenkranz zu empfehlen. Es soll hauptsächlich denen, welche ihn in seiner veränderten, von der Kirche approbirten Form des lebenden Rosenkranzes anwenden, als Leitfaden und als Führer dienen. In dieser Form sind die verschiedenen Geheimnisse unter verschiedene Personen vertheilt, welche so zusammen jene Blumenkrone der ausgesuchten Andacht des Rosenkranzes 2)

---

1) [Diese Vorwürfe sind jetzt nicht mehr anwendbar. Der Segen ist jetzt ein ebenso feierlicher, als höchst beliebter Ritus.]

2) Im Englischen steht noch das Wort chaplet mit der Bemerkung: ein süßer alter Name, dessen Wiederaufleben wir gerne sehen würden.

ausmachen, welche zugleich den göttlichen Sohn und seine jungfräuliche Mutter ziert.

„Digna Parens Puero, digne Parente Puer!“

In Betreff einer vollständigen Erläuterung dieser heiligen Uebung und einer Erzählung ihres Ursprunges, ihres Nutzens und ihrer Vorzüge wollen wir unsere Leser einfach auf das Werk verweisen. Es wird sie vollkommen befriedigen; und sie werden in den Meditationen, welche zur Erleichterung der Ausübung der Betrachtung, (die einen wesentlichen Theil des Rosenkranzes ausmacht), beigefügt sind, eine solche Zartheit der Empfindungen und eine solche Frische der Gedanken finden, daß es sie zugleich erbauen und bessern wird.

Unsere Aufgabe ist vielleicht trockenerer, unergiebigerer und mehr didaktischer Natur, — nämlich die Theorie der Andacht selbst zu erläutern, und dadurch einige Vorurtheile zu entfernen, welche gegen dieselbe existiren. Und vielleicht ist auch die Zeit, in der wir dieses veröffentlichen, für diesen Zweck nicht ungeeignet.

Wir haben bereits bemerkt, daß es ein Hauptgrundsatz der katholischen Andacht ist, zu versuchen, so zu empfinden, wie wir mitten unter den Scenen, welche sie hervorruft, gethan haben würden. Die Kirche führt in ihren öffentlichen Andachtsübungen diese Idee durch; sie führt uns allmählig alle die großen Ereignisse in der Geschichte unserer Erlösung vor, versetzt uns lebhaft in dieselben, stellt uns den handelnden Personen vor und flößt uns ihre Gefühle ein. Wir brauchen auf diese Ansicht von der Sache nicht weiter einzugehen, weil sie wahrscheinlich Vielen unserer Leser nicht neu ist und vielmehr einen andern Gegenstand betrifft. Aber bemerken können wir, daß der große Reiz, ja die wesentliche Macht der „geistigen Exercitien“ des heiligen Ignatius, dieses Schatzes der Geistigkeit, dieser Vorrathskammer der Andacht, welcher nichts gleich kommen kann, — in der lebendigen Auffassung der göttlichen Geheimnisse besteht, wozu gewißermaßen unsere Sinne selbst geschaffen sind. Göthe erzählt uns, er habe sich Mühe gegeben, Gegenstände mit dem Auge der großen Künstler anzusehen, so daß er in einer Gruppe unterscheiden konnte, welche Kennzeichen ein Raphael, welche ein Guercino, oder ein Michael Angelo erfaßt haben würde; und eine Landschaft würde er mithin betrachten, wie Claudius, oder Salvator Rosa, oder Poussin sie angesehen haben würden, indem jeder ein verschiedenes Gemälde von derselben entworfen haben würde, obgleich alle Darstellungen wahr wären. Wenn nun einer die liebliche

Scene der Geburt unseres Herrn zu betrachten wünschte, so würde er sie gewiß durch die Augen jener armen, aber glücklichen Hirten, welche Zeugen derselben waren, ansehen, und versuchen, ebenso demüthig und liebend zu empfinden und anzubeten, wie sie gethan haben müssen; oder man kann sich ihr nähern im Gefolge der heiligen drei Könige und mit entfernterer Verehrung solche Gaben opfern, wie sie Gott uns verliehen hat. Ferner wenn wir in Andacht den Kalvarienberg besteigen, so können wir uns selbst in viele verschiedene Lagen und Gesichtspunkte versetzen; wir können auf das Kreuz vom Galgen des reuigen Räubers blicken und aus den Worten, die zu ihm gesprochen wurden, Trost schöpfen; oder wir können an Magdalena denken und durch ihre thränenvollen Augen sehen und Liebe empfinden, nicht unvermischt mit Gewissensbissen und vielleicht mit Unwillen gegen die Urheber all' dieses Wehs (leider, gegen uns selbst); oder wir können bei Johannes stehen, bei dem Liebe jede andere Regung überwiegt, und sorgfältig mit dem Auge des evangelischen Adlers, jede, die geringste Einzelnheit des Schmerzes und jedes wundervolle Geheimniß der Liebe unterscheiden. Und nach dem freudigen dritten Tage, wenn er wieder auferstanden ist, können wir verschiedene Wege finden, um an einem so erfreulichen Ereignisse Theil zu nehmen; es kann mit Scham und von Schmerz gebeugt geschehen, wie der arme Petrus, oder mit bräutlicher Begierde, wie Maria, als sie von dem vermuthlichen Gärtner angeredet wurde. Aber sicherlich ist Einer da, der an diesen und allen anderen derartigen Scenen Theil nahm, durch dessen Augen sie zu sehen wir Alle erfreut sein, in dessen Herzen sie zu empfinden wir Alle begehren sollten. Wenn wir im Geiste eines Andern die freudigen, schmerzlichen oder triumphirenden Ereignisse betrachten wollen, durch welche Gnade und Herrlichkeit für uns erkauft wurde, so gibt es Einen „Spiegel der Gerechtigkeit," der rein, fleckenlos, ungetrübt sie in ihrer vollen Klarheit und Wahrheit wiederspiegelt. Sollen wir uns nicht bestreben, durch ihn zu sehen. Wenn diese Ereignisse in jedem Beschauer Gefühle hervorrufen, so findet sich doch bloß in Einer Brust genug Tiefe, Athem und Stärke, um ihnen vollständig gerecht zu werden. Sollen wir nicht ihr Pochen und ihr gewaltiges Weh belauschen und studiren? Dies mütterliche Herz allein kann den Ocean des Schmerzes oder den Himmel der Freudigkeit erfassen, welchen diese verschiedenen Geheimnisse zu erzeugen fähig sind. Daher kommt das natürliche Verlangen liebender Seelen, mit ihm

vereinigt zu sein und Alles zu sehen, was die ehrwürdige Inhaberin desselben sah, Alles zu hören, was sie hörte, Alles zu beobachten, was sie in ihrem Herzen bewahrte.

Juxta { stramen / Crucem } tecum stare,
Et me tibi sociare
In { foeno / planctu } desiderio.[1])

Dies ist nun unserer Meinung nach, genau der Gegenstand und die Ausübung des Rosenkranzes. Die Lebensgeschichte unseres göttlichen Erlösers kann richtig in vier Perioden eingetheilt werden. Die erste umfaßt seine gebenedeite Geburt und Kindheit, — ohne Zweifel heitere und fröhliche Tage, ungeachtet des Kummers und der Versuchungen, die damit vermischt waren. Die zweite umfaßt die drei Jahre seiner öffentlichen Sendung, die dritte ist zwar kurz, aber voll von mächtigen Ereignissen und erfüllt mit furchtbaren, ja mit den rührendsten Erinnerungen; sie nimmt blos Einen Tag ein, einen Tag der Trauer und der Dunkelheit, aber einen Tag, an dem für den Menschen mehr gethan wurde, als in den viertausend vorhergehenden Jahren geschehen war; der Tag, für den diese tausende verflossen sind, der Tag der Erneuerung der ganzen Natur, der viel wunderbarer ist, als der der ersten Schöpfung. Die vierte endlich ist die glorreiche Periode, welche mit der Auferstehung beginnt, und jetzt noch fortdauert und fortdauern wird in Ewigkeit. Von diesen vier Perioden ist ohne Frage keine einzige, die nicht voll von Belehrung ist und unsere Gefühle in Anspruch nimmt. Es ist indeß klar, daß die zweite vornehmlich der ersten, die drei anderen hauptsächlich der letzteren unterworfen sind. Ein dreifacher Grund der Liebe wird uns durch sie angegeben, ein Grund, dem kein Herz, das über sie Betrachtungen anstellt, widerstehen kann. In diesen Perioden nun haben wir immer ein gegenwärtiges Zeugniß, welches besser, als jedes andere, uns die geeigneten Gefühle einflößen kann, mit denen wir sie betrachten sollen. Vielleicht ist ein Apostel der beste Zeuge für das öffentliche Leben unseres Herrn, ein Apostel, dessen Geist durch die wundervolle Bergpredigt, welche ihm nie gehörte Geheimnisse enthüllte, allmählig erleuchtet wurde, oder dessen staunende Sinne das erste Erwachen zum Selbstbewußtsein des von den Todten Auferweckten, den Freudensprung

1) „Stabat Mater gaudiosa, und „Stabat Mater dolorosa."

des gesund gewordenen Krüppels und die flammende Gluth in dem Antlitz des geheilten Blinden sahen. Oder wir wollen in die Herzen der so Begünstigten eindringen und, indem wir ihren Fall im Geiste zu unserem eigenen machen, versuchen, ihre Empfindungen nachzuahmen. Aber wenn eine Mutter über der Geburtsstätte Jesu wacht, oder seinen geduldigen Fußstapfen durch die Qualen des Todes folgt, oder in dem folgenden Triumphe sich erfreut, so wird man keine geringere Gesellschaft, kein kleineres Maß der Empfindung, keinen niederern Maßstab der Schätzung vorziehen wollen.

Dies ist also die Andachtsübung, welche uns die Kirche Gottes im Rosenkranz an die Hand gibt; die Betrachtung der Geheimnisse der dreifachen Abtheilung des Lebens unseres Erlösers, in Verbindung und Mitgefühl mit den Empfindungen seiner liebenden Mutter bei einem jeden. Sie ist wesentlich an ihn gerichtet; indem sie in der That die erhabenste und vollkommenste Art ist, über ihn Betrachtungen anzustellen. Es gibt noch einen andern Gesichtspunkt, der, wie wir glauben, die Ausübung Vielen erleichtern und beliebt machen wird, und deßhalb wollen wir es wagen, ihn hier zu entwickeln.

Die Kirche verwirklicht die Gemeinschaft der Heiligen auf das Aeußerste, dadurch daß sie den Verkehr zwischen Himmel und Erde so lebhaft als möglich macht. Die Ausrufungen der alten Christen an den Gräbern der Märtyrer waren so vertrauensvoll und direkt, als wären sie an die Bekenner im Gefängnisse gerichtet. Und die Väter stellen sie ihren Zuhörern als gegenwärtig dar, wie sie ihre Städte gegen sichtbare Feinde vertheidigen und thätig sich für ihr Wohlergehen interessiren. Was sie in Bezug auf sie thut, ist bloß, was sie wünscht, daß wir gegen ihr Haupt und ihren Herrn thun — um ihrem Glauben in Betreff derselben die größt mögliche Wirksamkeit zu geben. Sie bestand in dem kleinen Kollegium der Apostel und der Hand voll Jünger, welche die Gesellschaft unseres Herrn auf Erden ausmachten; die frommen Frauen aus Galiläa und wenige Andere, wie Joseph von Arimathäa bildeten die Laienschaft, wie die Andern den Klerus. Sie vergrößerte sich zu großer Anzahl, aber sie strebte nicht, ihre Empfindungen zu ändern. Was die Apostel für ihren Meister empfanden, fuhren sie ohne Zweifel auch nach seiner Himmelfahrt fort zu empfinden — die nämliche Verehrung, die nämliche Liebe, das nämliche Vertrauen, die nämliche Begierde, ihm nachzuahmen. Und diese Empfindungen wollten sie ihren Nachfolgern als ein Vermächtniß hinter-

lassen, und diese ihrerseits wollten, nachdem sie ihr Zeugniß besiegelt hatten, fortfahren, ihnen die nämliche Zuneigung, die nämliche Achtung zu erweisen. Konnte Polykarp es bis zum Ende seiner Tage unterlassen, geistig mit dem Lieblingsjünger Johannes umzugehen, in heiliger Betrachtung immer wieder die vielen glücklichen Stunden zurückzurufen, in denen er ihn jedes Ereigniß im Leben seines Erlösers, dessen Zeuge er war, erzählen hörte und den glühenden Worten der Liebe, in welchen sie erzählt wurden, lauschte? Die nämliche Art der Gemeinschaft, bloß erhabener und ehrfurchtsvoller, wurde, wie wir annehmen dürfen, von jenen unterhalten, welche im Leben den Umgang unseres heiligen Herrn genoßen.

Es ist uns oft eingefallen, daß Viele, welche in letzterer Zeit kein Bedenken trugen, die kälteste und sogar die unehrerbietigste Sprache in Bezug auf sie zu führen, vor dem Gedanken ebenso zu handeln zurückschrecken würden, wenn sie in ihrer Zeit gelebt hätten und in ihrer Nähe gewesen wären. Wenn wir namentlich den Unwillen eingebildeten Eifers von weiblichen Lippen gegen jede Ehrfurcht, die ihr gewidmet, gegen jede Verehrung, die ihr, dem unübertrefflichen Ruhm, dem unschätzbaren Edelsteine ihres Geschlechtes gezollt wird, sich ergießen hörten, wurden wir auf den Gedanken gebracht, wie ganz anders das Herz, welches der Zunge solche Ausdrücke gab, gefühlt haben würde, wenn sein Mitgefühl von der ehrwürdigen Matrone in Anspruch genommen worden wäre, deren Bester der Söhne ihr um seinetwillen geraubt worden war. Viele, die von ihr im Himmel lieblos sprechen können, würden in Mitleid über sie auf Erden zerschmolzen sein, sie würden mit tiefer Ehrfurcht die Hand geküßt haben, welche den nämlichen heiligen Leib, den gebornen und gestorbenen, das Kind und den Leichnam vom Boden aufgehoben und in ihre mütterlichen Arme geschlossen hat, sie würden es für ein unschätzbares Vorrecht gehalten haben, wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, auf die Erde gebeugt, der Erzählung ihrer Freuden und Leiden, glühend bei ihrer Wonne, erweicht bei ihrem Kummer und jubelnd bei ihrem Triumphe zu lauschen. Daß gewisse heilige Seelen eine solche Glückseligkeit theilten, kann Niemand zweifeln. In den Jahren, in welchen sie ihren Sohn überlebte, verkehrte sie mit seinen und ihren Freunden über einen Gegenstand der zärtlichsten Beziehungen und tiefer Verehrung. Und von was wird sie so lieb und so gerne gesprochen haben, als von ihm, von dem ihr Herz immer voll war? Oder wodurch wird sie ihre

Liebe besser ausgedrückt haben, als daß sie ihn zum Gegenstand ihrer Unterhaltung machte? Wie leicht entwirft die Einbildungskraft die Scene irgend eines gläubigen Nachfolgers, wie des heiligen Lukas, der ängstlich bestrebt ist, Alles von Anfang an genau kennen zu lernen, der über die frühesten Perioden des Lebens unseres Herrn Untersuchungen anstellt und darum der mit der sanftesten Stimme erzählten wunderbaren Geschichte lauscht; — wie schön und erhaben der Erzengel kam, und wie ihr Herz pochte, als sie seine Begrüßung vernahm, und wie ihre Seele von dem Bewußtsein unerhörter Gnade überströmte, als sie seine Botschaft vernahm; wie wunderbar Elisabeth sie begrüßte, und wie ihre Kinder sich geheimnißvoll in gegenseitiger Erkennung freuten; wie die kalte Dezembernacht bei dem ersten Erscheinen ihres gottgleichen Kindes sich erwärmte und erhellte, und ihre Brust von himmlischer Freude hingerissen wurde, als sie ihm da die erste irdische Nahrung reichte; wie der heilige Simeon seine Würde pries und ihm im Tempel Ehre erzeugte; wie ihre drei Tag lang geflossenen Thränen getrocknet wurden, als sie ihren verlornen Sohn mild und strahlend von himmlischer Weisheit mitten unter den alten Schriftgelehrten sitzend fand. Welche Blicke, welche Rührungen begleiten die Erzählung! Mit welch' athemloser Ehrfurcht wird sie von dem künftigen Evangelisten eingesogen! Oder wir können uns Johannes vorstellen, der mehr berechtigt ist, jenen zarteren Boden zu betreten, auf dem Beide mit einander wandelten, — den Kreuzweg, an dem er an manchem traurigen Jahreswechsel mit ihr bei jedem schmerzlichen Ereignisse weilt, gläubig jedes heilige Wort zurückruft, bis sie freiwillig wieder das Schwert des Schmerzes fühlt, das ihren Busen durchbohrte. Und werden sie dann nicht das Thema ändern und auf den hehren Sonntagsmorgen übergehen, welcher ihn aus dem Grabe erstehen sah, um die Theilnehmer an seinen Leiden zu trösten, und wie er vor ihnen Allen zu seinem eigenen Sitze, zu der Rechten des Vaters emporstieg, und von da seinen heiligen Geist ihnen sandte? Und wer wollte jetzt ihre Gedanken abhalten, ihm im Geiste hieher zu folgen und einen ernsten Blick auf den Ruheplatz zu werfen, nach dem sie verlangte und in dem sie ihn, ihre höchste Liebe, bereit sah, sie zu empfangen und zu krönen, wenn die Fülle ihrer Tage vollständig und die Vollendung ihrer Geduld offenbar sein wird?

Ein betrachtendes, ein tief und liebend betrachtendes, nicht neidisches, sondern nachzuahmen bestrebtes Gemüth, ein Gemüth wie das

derjenigen, welche so ausgezeichnetes Glück hatten, wie wir es beschrieben haben, wird der Mensch im heiligen Rosenkranz die Gelegenheit, sich ihnen am meisten zu nähern, finden. Indem die seligste Mutter Gottes bloß dem Raume, nicht der Zuneigung nach entfernt, in der Lage, nicht im Herzen verändert sich vorstellt, wird er gerne sich mit ihr unterhalten, wie er damals gethan haben würde, wird sein Auge auf sie heften, als spräche er in andächtiger Begrüßung und Gebet mit ihr jedes jener Geheimnisse, für welche sie so viel Interesse hat. Statt der unergiebigen und verwirrten Gebetsform, welche Einige darin zu finden sich beklagen, werden sie darin die Mine geistiger Reichthümer und die Süßigkeit des Trostes entdecken, welche, wie wir wissen, alle Heiligen darin gefunden haben, die sich durch ihre Frömmigkeit und Andacht für das Leben und den Tod des Gottessohnes sowohl, als gegen seine liebende Mutter besonders auszeichneten.

Man kann uns fragen, — ist's dies, was man das populäre Verständniß dieser Andachtsübung nennt, und wird sie so in katholischen Ländern von dem Armen ausgeübt? Wir antworten, ja, so weit seine Auffassungskraft reicht. Sie wissen, daß jede Dekade sich auf ein besonderes Geheimniß bezieht, und ihr Katechismus hat sie ihnen alle genau kennen gelehrt; und wenn der Rosenkranz gemeinschaftlich gebetet wird, so wird die Betrachtung eines jeden ausdrücklich beigefügt. Und diese Aufmerksamkeit ist nothwendig, um die Ablässe zu gewinnen, welche der Andacht verliehen sind. Sie richten deßhalb ihre Aufmerksamkeit auf das betreffende Geheimniß und sprechen zu seiner Ehre das Gebet; dies genügt. Unwissende Personen können nicht so gut meditiren, wie unterrichtetere, auch verstehen sie die Worte der Gebete oder die Lesungen aus der heiligen Schrift nicht so gut. Aber ihr guter Wille und ihre Inbrunst thut mehr, als nothwendig ist, um dies auszugleichen. Glücklich würden wir sein, wenn wir die nämliche Entschuldigung anführen könnten. Was wir zu thun wünschten, ist diese Andacht denen zu empfehlen, welche sie für abgeschmackt und nutzlos halten, indem wir zeigen, daß der geistig Gesinnteste in ihr viel Nahrung, gesunde und kräftige Nahrung finden kann, die zugleich süß und angenehm ist. Wir müssen indeß gleichfalls beifügen, daß wir noch einen andern Grund haben, diese Andacht zu lieben und Alle dazu aufzumuntern — diejenigen sogar, welche es schwierig finden, praktisch das, was wir gesagt haben, zu realisiren. Es ist der Grund, weil es die Andacht der Armen unter den Katholiken ist, die Andacht des

niedrigen, des unwissenden, des gebeugten, des demüthigen Beters, der pauperes Christi. Wir wünschen, daß unsere Gebete mit den ihrigen und nicht mit denen der Pharisäer beurtheilt werden mögen. Wir fürchten den Gedanken, eines Tages in Betreff derselben gefragt zu werden, als Männer von Erziehung, als Männer von Bildung, als Männer der Bücher, die auf den armen Pilgrim an der Kirchthüre, der bloß sein Vater unser und Ave Maria wiederholen kann, herabblickten. Wir fürchten, gefragt zu werden, was wir aus unsern silberbeschlagenen, in Sammt gebundenen Gebetbüchern herausgenommen haben, das nicht der einfache alte Bauer auf dem Boden der Kirche aus seinem Rosenkranz, den wir verachteten, gezogen hätte? Woher wir ernster, inbrünstiger, demüthiger, andächtiger geworden seien? Wir möchten uns das Urtheil eines alten Kirchenvaters nicht gerne zuziehen, „Surgunt indocti, et rapiunt regnum Dei; et nos cum nostris literis mergimur in profundum.“ So wollen wir gerne unter die Armen gerechnet werden und bitten, dafür angesehen zu werden, als haben wir mit ihnen gebetet.

Versuch

über die

minderen Gebräuche

und

Kirchen-Andachten.

Zweiter Theil.

(Aus dem Dublin Review, Juni 1844.)

Versuch

über die minderen

Gebräuche und Kirchen-Andachten.

Art. IX. — 1. *The Roman Pontifical for the use of the Laity.* Lateinisch und englisch. Derby.

2. *Itinerarium Clericorum.* Lateinisch und englisch. 1844.

Wir haben in einem früheren Artikel die Aufmerksamkeit unserer Leser auf Gegenstände von halbliturgischem Charakter unter dem Titel „die minderen Ritus und Andachten" in Anspruch genommen und sind so glücklich gewesen, zu finden, daß unsere flüchtigen und fast unreifen Anregungen nicht fruchtlos geblieben sind. Von vielen Seiten gelangten Anzeichen eines heftigen Verlangens zu uns, die dort beschriebene Andacht, wodurch unserem heiligen Erlöser in seinem Sakrament der Liebe ewige Anbetung erwiesen wird, einzuführen. Nach dem, was wir bemerkt haben, können wir in der That bloß hoffen, daß jene sich darnach sehnen, daß etwas systematisch und eigens Sanktionirtes eingeführt werde, um das, was wir zur Ausübung vorzuschlagen wagten, durchzusetzen. Somit fühlen wir uns noch mehr ermuthigt, unseren Streifzug auf diesem Felde kirchlicher und andächtiger Erholung zu verfolgen, wobei wir, ungehemmt vielleicht durch positive Pflichten und Vorschriften, nach Belieben, wo wir wollen, umherstreifen, und uns an Gegenständen, die einigermaßen unserer Auswahl überlassen sind, ergötzen können. Unser Zweck bei Behandlung solcher Gegenstände ist in der That nicht der, Verpflichtungen einzuschärfen, sondern (wenn der Erfolg uns günstig ist) Liebe und Geschmack für Uebungen aufzufrischen, welche bei uns durch die unnatürliche und abgeschlossene Existenz, zu der wir

verurtheilt waren, unterdrückt wurden und da sie unwesentlich oder unnothwendig sind, nicht immer ohne eine Anregung wiederaufleben. Etwas tröstet uns immer; das katholische Feuer braucht wenig, um in Flammen aufzuschlagen. Wenn es auch noch so matt geworden, zu Asche verbrannt, zu einem Funken herabgekommen zu sein scheint, so genügt doch bloß ein kräftiger und starker Athemzug, um seine erlöschenden Kräfte wieder anzufachen und es wieder sanft, lustig und hell brennen zu machen, wie zuvor. England ist dafür Beweis genug. Wenige Jahre haben nicht bloß die feierlichen religiösen Andachtsübungen, welche aufzugeben oder arg zu verdunkeln eine schlimme Zeit uns nöthigte, sondern ebenso viele geringere Gebräuche, welche, bevor sie befolgt werden können, mehr als Freiheit, die Gefühl und Geschmack für solche Dinge erfordern, wiederaufleben gesehen. Es verhielt sich mit diesen heiligen Uebungen, wie mit den Nebenzierathen zu den wesentlichen Theilen heiliger Gebäude. Wir haben den Altar beständig beibehalten, aber es war der Altar unserer Gefangenschaft in Trauer, Verworfenheit, in unkatholischer Flachheit, um kein härteres Wort zu gebrauchen; wir fangen jetzt an, nach etwas mehr zu streben, nach Schmuck und nach Glanz, so viel wir erreichen können.

Es ist demnach nicht ein eckler, unzufriedner Geist, welcher nach mehr trachtet, als wir bis jetzt haben, es ist nicht neuerungssüchtige, aufrührerische Liebe zur Veränderung, die nach Vielem, was bis jetzt vernachlässigt wurde, ringt, und nicht rastet, bis sie es wiedererlangt hat. Die katholische Religion strebt in jeder Beziehung nach Universalität, sie sucht allen Raum, alles Leben, Alles, Körper und Seele, alle Arten des Handelns, alle Jahreszeiten und Zeitabschnitte zu durchdringen. Erde, Luft und Meer kann ihre Macht fühlen, von ihren Reizen entzückt werden und ihre Stimme hören. Sie weiht die Gipfel der Berge durch ihre Lavernas, ihre Vallombrosas, ihre St. Bernharde, sie segnet die Abhänge der Hügel durch ihre stillen Einsiedeleien und ländlichen Kapellen, sie heiligt das Thal durch ihre erhabenen Klöster und herrlichen Kirchen, sie segnet die Felder mit ihren feierlichen Prozessionen und Litaneigesängen, wo Andere in lustigen Spielen „Sprünge machen,“ [1]) sie weiht das neue Haus mit heiliger

---

1) „Und während wir wallen, sprich guter Junge,
Wir Jungens werden nie fehlen, Herr.“
„Beating Bounds,“ in Gesängen und Balladen für das Volk, von dem Ehrw. Johann Neale.

Besprengung und priesterlichem Segen, wo Andere einen Einzugsschmaus mit Trinkgelage und Tanz geben. Das Schiff, welches in die See geht, um die Wunder Gottes in der Tiefe zu sehen, wird nicht durch die Weinflasche, welche an seinen Backen zum Hohn der „Taufe“ (denn so nennt man es) zerschellt wird, sondern durch die Gebete der Kirche, welche von ihren Priestern gesprochen werden, für seine Gefahren vorbereitet. Und kann man sich nicht denken, daß Venedig, die Seekönigin, ihre Herrschaft durch die Abhaltung ihres jährlichen Verlöbnisses behauptete, als der Bucentaur unter Gebet und Segen abfuhr, um für ihre stolzen Karacken Glück zu erflehen, als keine Fracht aus dem Orient zurückkehrte ohne eine Säule oder einen Edelstein, oder irgend einen reichen Stoff oder eine Reliquie für die St. Markuskirche, als ihre Flotten Pilgrime und Kreuzfahrer in das heilige Land und Sklavenloskäufer von den heidnischen Küsten oder Boten des Evangeliums in die Tartarei und nach China trugen und mit dem Korsar und Seeräuber heiligen Krieg führten? Denn in jenen Tagen war das Meer so gut als das Land eine Provinz des großen Reiches der Kirche, und wenn ihr auf eurer Fahrt einer Galeere begegnetet, so trug sie ein Kreuz oder einen Halbmond, es war christlich oder ungläubig, und im ersteren Fall war es stolz auf sein Vorrecht und wußte dasselbe sich zu sichern. Und ebenso zeigten die katholischen Entdecker ferner Länder, wenn sie die alten Namen nicht beibehielten, daß sie ihren Kalender kannten, und bezeugten durch die Namen, die sie ihnen gaben, ihre Ehrfurcht vor heiligen Gegenständen, indem sie dieselben im Allgemeinen nach dem Heiligen benannten, an dessen Tag sie die Insel oder das Vorgebirge entdeckt oder erreicht hatten, oder für den sie eine besondere Verehrung hegten. Statt dessen haben wir jetzt die Weltkarte oder wenigstens die Karte des Oceans mit den Namen der aufeinanderfolgenden Großadmirale oder von Admiralen der rothen oder der blauen Flagge angefüllt, Namen, die auswärtigen Seeleuten oft unaussprechbar und vielleicht ebenso widerlich sind. Denn die Heiligen waren bei Allen beliebt. Niemand konnte auf sie eifersüchtig sein, und ihre Namen waren Allen bekannt und werth.

Aber der Katholizismus hat keinen stummen Gottesdienst. Wenn Menschen zusammenleben, so muß ihr Gebet ein Choral sein, und Erde und Meer müssen die Luft mit ihrem süßen Concert erfüllen und ihren ganzen Raum mit harmonischen Tönen sättigen. Und dies auf zwei Wegen. Bald werden die Stimmen der an vielen Plätzen versammelten

Menge zusammen aufsteigen, wie in dem öffentlichen Gottesdienst der Kirche zu bestimmten Zeiten, bald werden die Gläubigen eingeladen, jeder, wo er sich findet, zu gemeinschaftlicher Gottesverehrung sich zu verbinden. Diese letztere Form vereinigten Preises oder Gebets ist der katholischen Gottesverehrung vollkommen eigenthümlich. Zunächst aber wollen wir einige Worte über ihren Vorboten oder Herold — über die gute Kirchenglocke sagen. Unter allen musikalischen Instrumenten ist sie bei weitem das größte. Sie möge feierlich oder tief oder hell und klar tönen, oder vielmehr Beides zu einem Choralgeläute vermischt sein, ist sie das einzige Instrument, dessen Musik auf den Winden fortgetragen werden, in edlem Aufschwellen auf den Lüftchen sich erheben, und den Sturm übertönen kann. Sie allein spricht zum Himmel, wie zur Erde, und streut ihre Töne umher, bis sie in die Ferne bloß noch als Fragmente und gebrochene Noten zu kommen scheinen. Jedes andere Instrument kriecht auf der Erde, oder sendet seine Töne über die Erde hinschleichend aus, dieses dagegen ergießt sie von oben, wie der Regen oder das Licht, oder was immer von den höhern Regionen kommt, um den hienieden Weilenden Nutzen zu bringen. Sie scheint in der That von der Mitte des Raumes aus, den himmlische Boten einnehmen würden, zu tönen, um den Menschen Verkündigungen zu überbringen, indem sie zu einer niederern Sphäre herabsteigt, sich aber nicht ganz herabläßt, sich mit der Erde zu beflecken, indem sie hoch genug ist, zu befehlen, und nieder genug, um verstanden zu werden. Die Trompete des Leviten hat etwas Furcht Einflößendes und Kriegerisches in sich, was von Unruhe und menschlichen Leidenschaften spricht; jedes andere Vokalinstrument (die edle Orgel vielleicht ausgenommen, welche jedoch zu groß und zu fein zusammengesetzt ist, um im Freien gebraucht zu werden) gehört der Welt und schließt sich an profane Vergnügungen an; die feierliche alte Glocke dagegen hat sich geweigert, irgend einem solchen Zwecke zu dienen, und indem sie sich hin und herschwingt, wozu sie die Anregung von dem Tempel Gottes unter ihr erhält, erzählt sie von nichts als von heiligen Dingen, und bald tadelt sie den Langsamen, bald erfreut sie den Bekümmerten, bald schilt sie den allzu Lustigen. Aber wie kann dies geschehen ohne artikulirte Töne? Sicherlich sonst auf keinerlei Art, ausser insoferne glauben, daß eine katholische Glocke solche hat, nicht aber eine protestantische. Letztere hat wirklich bloß Eine heilige oder kirchliche Verrichtung und diese ist in die Kirche zu rufen. Sie kann auch

bis zu einem gewissen Grad sagen, wozu; d. h. ihr könnet, wenn ein fröhliches, volles Geläute aller Glocken euch sagt, daß es Sonntag ist, dies davon unterscheiden, wenn ein feierlicheres Todtengeläute einige müßige Kinder oder sonstige Leute einladet, einen Leichenzug zu sehen. Aber wir fordern euch auf, zu sagen, was die Glocke vom Kirchthurm euch sonst noch erzählt, entweder daß der Geburtstag eines der Kinder des Patrons ist, oder daß das Pferd des Junkers im Wettrennen gesiegt, oder daß er seine Wahl durchgesetzt hat. Sie kann euch nicht sagen, welche Art von Festtag ist. Man hört am Sonntag in den Fasten oder zur Passionszeit ein eben so lustiges Geläute, wie am freudigsten Festtage. Ja vielleicht geht mancher Festtag unter der Woche vorüber, ohne daß sich je die Eisenzunge rührt.

Aber dies verhält sich, wie bereits gesagt, mit einer katholischen Glocke oder katholischem Geläute ganz anders. Sie spricht wie in Worten zu dem Volke. „Suonare a festa, a doppio, oder a semidoppio“ — einen Festtag, ein hohes Fest oder ein Mittelfest läuten, sind Ausdrücke, in der Sprache des Glockenthurms so bestimmt, wie in der der Sakristei; der Thurm ist der Kalender über den Gegenstand. Die Vesper am vorhergehenden Tag erzählt euch durch das Vorspiel ihres Geläutes, zu welcher Klasse der kommende Festtag gehört, und in einer Stadt mit vielen Kirchen könnt ihr aus dem fröhlichen Geläute von einem kleinen Thürmchen eine kleine Kapelle erkennen, welche für den kommenden Tag den Vorrang in der Gottesverehrung und deßhalb auch in der Reihe der Uebrigen beansprucht. Daraus erkennt ihr genau, daß in einer solchen Kirche der heilige Segen mit dem Allerheiligsten gegeben wird, mitten unter dem Lärmen und Geläute vieler anderer, in welchen bloß zum Ave Maria, zum Abendgebete geläutet wird. So könnet ihr lernen, wann und wo ihr eure Gedanken zum Gebet wenden, und mit denen einstimmen sollt, deren Hymnen der Anbetung die vollsten Töne der Orgel verdrängen. Aber alle andern Glocken scheinen verstanden zu werden; denn ihr sehet Viele auf ihrem Heimwege vom Spaziergang oder von der Arbeit mit entblößtem Haupte. Dies ist einer von den eigenthümlich katholischen Anlässen, auf die wir angespielt haben, in denen die Glocke noch einen anderen Zweck hat, als „aere ciere viros.“ Sie ist ein Zeichen zum Gebet ohne Veränderung des Platzes oder der Haltung, zu einem gleichzeitigen Gebet, zu einem kurzen und ausdrucksvollen und äußerst schönen Gebet, zum **Angelus**.

Was wir in unserem ersten Theil über die Rosenkranzandacht gesagt haben, läßt sich auf dieses vollständig anwenden, das in gewisser Hinsicht ein Abriß derselben ist. Denn das Schlußgebet bittet Gott, „seine Gnade in unsere Herzen auszugießen, damit wir, die wir durch die Botschaft des Engels die Fleischwerdung seines Sohnes erkannt haben, durch sein Leiden und sein Kreuz zu der Herrlichkeit seiner Auferstehung geführt werden mögen." Hier sehen wir das leitende Geheimniß jeder Abtheilung des Rosenkranzes, oder vielmehr das Geheimniß, welches jedem Abschnitt, dem seiner fröhlichen Jugend, seines schmerzlichen Leidens und seiner Herrlichkeit nach dem Tode seinen Charakter aufdrückt, summarisch erwähnt. Aber der übrige Theil des Gebetes (den wir, da es allen Katholiken hinlänglich bekannt ist, nicht zu beschreiben brauchen) verweilt ausschließlich bei dem großen und Grundgeheimniß der Menschwerdung unseres Herrn, und zwar auf die nämliche Art, wie im Rosenkranz mit unmittelbarer Beziehung auf sie, die von irdischen Wesen allein die bewußte Zeugin jenes Werkes war. Wie überall, so kann sie namentlich hier bei der Betrachtung dessen, was er für uns gethan hat, nicht von ihrem Sohne getrennt werden.

Daß diejenigen, welche nicht „immer mit der Zunge beten" können, wenigstens hie und da beten sollen, erscheint mit der Vorschrift des Evangeliums ganz übereinstimmend. Es gab eine Zeit, in der die Gläubigen zu bestimmten kanonischen Stunden in die Kirche gingen und vereint und öffentlich beteten. Da aber, wie wir gesehen haben, dieser Geist verloren gegangen ist, so sollten wir wenigstens das, was noch davon übrig geblieben ist, eifersüchtig bewahren. Wenn der ganze Tag nicht mit dem gewürzt werden kann, was ihn von Verderbniß bewahren würde, so wollen wir ihn wenigstens gelegenheitlich mit dem Salze des Gebetes bestreuen. Wenn die mystische Zahl des siebenfachen Gottesdienstes nicht beibehalten werden kann, so kann doch die ebenso heilige und geheimnißvolle Dreizahl leicht beobachtet werden. Und dies ist das Angelus: ein kurzes, gleichförmiges, gemeinschaftliches und gewissermaßen öffentliches Gebet, aber zugleich in vielen Hinsichten eine persönliche und Privatandacht innerhalb des Kreises eines Jeden, er möge sein, wer er wolle, die keiner Pflicht Eintrag thut oder eine Beschäftigung nachtheilig unterbricht, die aber ihre bestimmten Stunden hat, als machte sie einen Ritus oder einen kurzen kirchlichen Gottesdienst aus. Diese Auffassung der-

selben sollte sie, abgesehen von jeder anderen Betrachtung, überall bei Katholiken beliebt machen und ihre Ausübung fördern. In allen religiösen Vereinen ist dies der Fall. Die Glocke gibt zu der bestimmten Stunde das Zeichen, und auf dieses wird jede Beschäftigung, sei sie Studium oder Erholung, unterbrochen. Der einsam Studirende in seiner Celle spritzt seine Feder aus und wendet sich zu seinen kleinen häuslichen Denkzeichen der Frömmigkeit, zu einem Gemälde oder Kruzifix, und vereinigt sich mit seinen abwesenden Brüdern im Gebet. Der Professor setzt in seiner Vorlesung aus und an der Spitze seiner Zuhörer knieend geht er ihren Responsen voraus; die kleine Schar, welche in fröhlichem Gespräch oder in gelehrten Disputationen begriffen war, läßt ihre Freude und ihre feinen Vertheidigungswaffen fallen und wetteifert viel lebhafter in den Versen dieses englischen Gebets. Sogar Scherz und Spiel der Jugend und Kindheit wird unterbrochen, um einige Augenblicke ernsteren Gedanken Raum zu geben. Wir haben uns oft an dieser Andachtsübung erbaut, wie sie in Ordens- und Erziehungshäusern gehalten wird, und haben, wenn wir so sagen dürfen, den Scharfsinn der Kirche bewundert, womit sie die Ausübung dieser Pflicht, welche nicht häufig genug sein kann, wenigstens zu bestimmten Zeiten angeordnet hat. Wenn wir aber den Gegenstand, der in diesen wenigen Augenblicken vor die Augen unseres Geistes gebracht wird, weiter betrachten, so werden wir die Schönheit dieses täglichen Brauches noch besser einsehen.

Es gibt vielleicht kein Geheimniß, in welchem die Gnade nicht bloß in ihrer innern und höheren Natur, sondern in ihrer äußerlichen und körperlichen Form, oder in ihrem mündlichen Ausdruck bewunderungswürdiger und liebenswürdiger ausgedrückt wäre. Ja und alle verschiedenen Ausdrucksformen, seien es die der Anmuth oder der Grazie, finden sich hier. Wer hat eine reichere Ader, ein lieblicheres Thema, einen schöneren Wetteifer zwischen irdischer und himmlischer Anmuth gefunden, als wir in dem Zusammentreffen Marias und Gabriels finden? Vom Beginn der Malerei an wurde es als ein Ereigniß aufgefaßt, das dem Pinsel den passendsten Gegenstand, um das Anmuthige darzustellen, verleiht. Ueber den Engel konnten alle Reize einer himmlischen, in menschliche Form gekleideten Natur ausgegossen werden; eine gütige und doch majestätische Haltung, eine gebietende, aber noch mehr ehrerbietige Miene, Ruhe und Würde nicht ohne Bewunderung und Ehrfurcht. Denn in der alten Form dieses

heiligen Geheimnisses sehen wir nicht eine phantastische Gestalt, halbbekleidet mit fliegender Draperie, die auf einer rollenden Wolke herabsteigt oder auf derselben in einer akademischen Stellung sitzt, und die mit einer bezeichnenden Geberde die Hand schwingt, als nehme sie einen Ansatz zum Sprechen; sondern die Idee, daß der Engel bei dieser seiner Botschaft einer der „Diener Gottes" war (Qui facit ministros suos ignem urentem), gibt zugleich ein, daß er so erscheinen sollte, wie solche auf der Erde gewöhnlich gekleidet sind. Demgemäß wird er fast immer in kirchlichem Gewande dargestellt, nicht in dem, welches zur Feier des heiligsten Ritus gehört, sondern entweder im Chorrock des Priesters oder in der Dalmatika des Diakons. Diese allgemein angenommene Kleidung schließt zugleich die Figur von aller Theilnahme an bloß profanen und phantastischen Darstellungen aus und bezeichnet die Verbindung zwischen der Kirche auf Erden und im Himmel. Denn wenn der Tempel im Himmel uns als ein Gegenstück zu dem sichtbaren auf Erden dargestellt wird, wenn dort ein Altar ist mit seinem Opfer auf ihm und den gemarterten Heiligen Gottes unter ihm (Offenb. VI, 9), sei nun dies das Vorbild oder Gegenbild des unsrigen, so scheint es äußerst natürlich und übereinstimmend, diese einmal gegebene Analogie so viel als möglich beizubehalten, und wenn Engel an jenem Altare dienen, wie Priester und Diakonen an diesem (das. VIII, 3), diese in ihren Kleidern so wie in ihren Verrichtungen einander ähnlich sein zu lassen. Und in der That wenn im alten Gesetze himmlische Erscheinungen von englischer oder noch höherer Natur die Kleidung der Leviten (Dan. X, 5) annahmen, so dürfen wir sie wohl jetzt auch denen der Hierarchie im Bunde der Gnade zutheilen. Während so in der christlichen Kunst nicht bloß das, was von der Phantasie des Malers abhängt, schöne Züge und anmuthige Bewegungen, sondern auch das, was konventionell und symbolisch ist, dazu dient, dem himmlischen Theil der Scene Majestät und Anmuth zu verleihen, während wir leicht einsehen können, wie jede Wirkung des Gefühls und praktischer Geschicklichkeit darauf gerichtet wurde, um den Verkündiger der Gnade, den Herold der Erlösung geziemend darzustellen, so diente dies Alles bloß dazu, um sie, an die seine Botschaft gerichtet war, noch erhabener und heiligerer darzustellen.

Wir können leicht begreifen, daß der Maler, der seinen Gegenstand so empfand, wie die alten Meister, an dem, was noch übrig

bleibt, scheiterte. Moderne Begriffe würden die Gedanken mehr auf den Engel und weniger auf die Königin des Engels lenken. Wie schön kontrastirt mit diesem Gefühl die Sage in Bezug auf das Gemälde der Verkündigung in Florenz. Der Künstler hatte das Uebrige seiner Aufgabe gelöst, hatte das Haupt des Erzengels mit tiefem Gefühl vollendet, hatte ihm übermenschliche Grazie und Schönheit gegeben, hatte alle seine Kraft erschöpft und verzweifelte daran, seinen Vorstellungen von der seligsten Jungfrau, welche der Engel begrüßte, Ausdruck zu geben. Er wußte, daß er Alles, was er bisher geleistet, übertreffen und ein Antlitz hervorbringen müsse, das weit mehr von himmlischen Reizen strahle, als er dem englischen Boten gegeben hatte. Vergebens mühte er sich ab, das Urbild der Grazie, das er sich in seiner Phantasie gebildet hatte, zu erreichen; jeder Versuch schien mißlungener, bis er in gänzlicher Hoffnungslosigkeit den Versuch aufgab, und aus geistiger Ermattung in einen Schlaf verfiel. Aber als er erwachte, fand er zu seiner Verwunderung und zu seinem Entzücken die Figur gemalt, und zwar mit solcher Würde und Schönheit und mit einem so wundervollen Ausdruck und in so kurzer Zeit, daß keine menschliche Hand sie vollendet haben konnte. Daher kam es, daß es seitdem als das Werk eines Engels angesehen wurde. Mag nun der Leser von dieser Legende halten, was er will, sie wird immerhin ein treuer Zeuge für die Gefühle eines Künstlers zu einer Zeit sein, in der die Kunst der Religion diente. Sie wird zeigen, wie rein, wie erhaben die Auffassung war, welche sich sein Geist von der Tugend bilden konnte, welche der englische Gruß aussprach: „Sei gegrüßt! Du bist voll der Gnade! Der Herr ist mit dir!“ Welche außerordentliche, nicht bloß irdische, sondern himmlische Schönheit in ihrer äußeren Offenbarung! Die Schwierigkeit lag aber nicht bloß hier. Der heidnische Künstler hatte eine ganz leichte Weise, seinen Helden oder seine Göttin über die Menschheit zu erheben, indem er ihren Zügen eine leidenschaftslose Schönheit gab, welche unfähig erschien, für irdische Angelegenheiten Interesse zu empfinden. Der Gesichtsausdruck dagegen, den die von uns betrachtete Scene erforderte, war sehr verschieden. Dem Antlitz und der Haltung die jungfräuliche Schamhaftigkeit aufzudrücken, welche, ohne an Würde zu verlieren, über das ungewohnte Nahen eines Besuchers erschrickt; die Demuth, welche ohne Erniedrigung oder Feigheit vor der verheißenen Würde zurückbebt; die strahlende Freude, welche, ohne die Heiterkeit der Seele aufzu-

regen, die frohe Verkündigung der Erlösung empfängt; ein Weib, nicht bloß körperlich, sondern geistig erhabener, als ein Engel, die unbewußt mit den reichsten Ausströmungen des göttlichen Segens erfüllt wurde, die Magd im Geiste, in der Würde die Königin, ein solches Weib darzustellen, mochte wohl der Macht der Kunst zu erhaben erschienen sein, auch wenn sie durch die höchsten Beweggründe geadelt und von den heiligsten Eingebungen gehalten wird. Wer, der die Darstellung dieses Gegenstandes von dem heiligen Johannes von Fiesoli, der mit Recht „der Englische" genannt wird, gesehen hat, hat nicht gefühlt, daß bloß ein heiliger Geist in die Tiefen des künstlerischen sowohl, als des theologischen Geheimnisses, das in diesem Thema liegt, eindringen kann?

Das nämliche Gefühl, welches es schicklich erscheinen ließ, ihr, in der „das Geheimniß" erzeugt wurde, in jeder Beziehung die Oberhand zu geben, hat auch in Bezug auf Ort, Charakter und Ausdruck natürlicherweise die beziehungsweisen Stellungen der Figuren eingegeben; der Engel wird oft knieend dargestellt, wenn er sich seiner Botschaft entledigt, während die heil. Jungfrau unterschiedlich entweder sitzt oder steht oder knieend betet. Protestantische Gemüther nehmen oft Anstand an dieser besonderen Stellung, aber ein katholisches Herz begreift das Passende derselben sogleich. Ehe noch die Botschaft des Engels erfüllt ist, ist sie, an die sie gerichtet ist, die Wohnung des Fleisch gewordenen Wortes geworden, das Einer Wesenheit mit dem Vater und dem wahren Gott ist; ihn, der hier eingeschlossen war, mußte er verehren, abgesehen von ihrer höheren Würde, welche wohl einer solchen ehrfürchtigen Begrüßung werth war. Während Alles, was in dieser Scene in das Auge fällt, im Aeußeren anmuthig ist, scheint jeder andere Sinn ebenso seine entsprechende Befriedigung zu finden. Die blühende Lilie, welche fast auf allen Darstellungen in zierlicher Vase in dem bescheidenen Zimmer aufsproßt, scheint einen reinen Wohlgeruch durch dasselbe zu verbreiten, gleichsam um uns die jungfräuliche Reinheit der Atmosphäre, die wir athmen, zu versinnbildlichen, und die Rolle, welche der Engel in der Hand hält, leitet das Ohr zu den Tönen, welche von seinen Lippen tönen, zu der gnadenvollen Begrüßung derjenigen, die „voll der Gnade ist."

Aber es ist Zeit, daß wir uns und unsere Leser von dieser anscheinenden Abschweifung von unserem Gegenstande zurückrufen. Wir wünschten zu zeigen, wie wahrhaft das Geheimniß, welches von der

Kirche zu dreimaliger täglicher Erinnerung ausgewählt wurde, das „Geheimniß der Gnade" in allen ihren Formen ist, wie es mehr, als jedes andere, irdische Anmuth, geistige Schönheit, göttliche Vortrefflichkeit zu vereinigen, wie es das Menschliche und das Englische mit einander zu verbinden scheint, und eine Scene hervorruft, nach der Himmel und Erde gleichmäßig trachten, die sie für würdig erachten dürfen, darum zu kämpfen; in der jede Farbe und Gestalt, jeder Ton und Ausdruck, jeder Gedanke und jede Empfindung sich harmonisch zu einem ruhigen, aber lebendigen Gemälde der Phantasie vereinigen, bei welchem der Geist sehnsüchtig weilt und zu sagen scheint: — „Rorate coeli desuper, et nubes pluant justum." Denn was immer von der Gnade sichtbar oder fühlbar ist, scheint und ist nichts im Vergleich mit dem, was innerlich und verborgen ist, mit dem Thau vom Himmel, welcher „wie Regen auf das Fließ" kommt, die Brust, welche er bekleidet, sänftigend, in der Menschheit, das ewige Wort, mit Gnade ohne Vergleich und Aehnlichkeit, unbegrenzt und unergründbar. So darf die Kirche, wenn sie uns jeden Tag einige Augenblicke in lebhafte Betrachtung eines so gnadenvollen Geheimnisses versetzt hat, indem sie die drei Gesetzlein des englischen Grußes, die jungfräuliche Einwilligung und die göttliche Wirkung wiederholt, wohl mit dem Gebete schließen: „G r a t i a m tuam, quaesumus Domine, mentibus nostris infunde."

Deßhalb könnte die Angelusglocke sehr passend die Inschrift haben: — „Vespere, et mane, et meridie, clamabo et a n n u n t i a b o," — (Ps. LIV, 18). „Abends und Morgens und Mittags will ich erzählen und verkünden." Denn dies ist in Wahrheit die Ordnung des katholischen Tages und in südlichen Ländern, wo eine katholischere Atmosphäre ist, auch die des bürgerlichen. Mit der ersten Vesper beginnt der Festtag, und das Ave Maria mit seinem weittönenden Klange läutet den neuen Tag ein. Wir gestehen, dies gefällt uns sehr. Wir wollen nicht, daß der alte Tag sich von uns hinwegschleiche und der neue sich einstehle, „wie ein Dieb in der Nacht" in unser unbewußtes Sein, zur Zeit, wenn die Geister gehen, ohne daß wir uns selbst hüten können „a negotio perambulante in tenebris;" und wo die Natur in und außer uns den Tod so schrecklich nachbildet. Wir sterben gerne am Tage, wie es jeder gute Christ wünschen wird, mit einem Himmel milden Glanzes und reicher Farben über uns, wenn er zu Ende geht, unter goldenen Erscheinungen und lieben Gestalten,

die, wenn auch phantastisch, in Wölkchen uns umgeben, unter wispern-dem Gebet und lieblichen Todtenglocken, und mit dem Troste, daß, wenn Finsterniß sich über Alles gelagert hat, ein neuer, wenn auch unsichtbarer Tag dem Geiste aufgegangen ist; wir haben es gerne, daß so der heilige Abend ablauft, und der Festtag anbricht. Dann wenn wir wieder zum Gefühl und Bewußtsein erwachen, laßt uns dies freudige Geläute mit der ersten Morgendämmerung erwecken, um das Geheimniß zu feiern, welches allein den Tag des Lebens werth gemacht hat, und mit der natürlichen die geistige Sonne begrüßen, den Tagesanbruch von oben, welcher die in Unwissenheit und Irrthum gehüllte Menschheit erleuchtete, und die Finsterniß und den Schatten des Todes, in dem sie ruhte, verdrängte. Wer sieht und fühlt nicht die Analogie deutlich? Und wer wird, wenn es ihm so ins Gedächtniß gerufen wird, es vernachlässigen, sich mit dem Schilde dieses reichlichen Maßes der Gnade gegen die „fliegenden Pfeile während des Tages" in seinen scharfen und gutgezielten Versuchungen zu schützen. Wenn diese ihre Höhe erreicht haben, und wenn beinahe all der heil. Thau der Morgenandacht in Dunst aufgegangen ist, brauchen wir neuen Zuschuß und Hülfe „ab incursu et daemonio meridiano." Zu diesen ereignißvollen Zeiten wird die Angelusglocke uns laut auffordern und mit den Worten und in dem Tone des Engels dem freudigen, dem ängstlichen und dem milden Herzen die freudenreiche Verkündigung bringen, dem freudigen nämlich Morgens, dem ängstlichen Mittags und dem müden Abends. Wahrlich es war ein himmlischer Gedanke, der die Bestimmung Beider, der Zeit und des Gegenstandes, anordnete. Denn was kann mit dem ersten dieser Gefühle und seiner Zeit so gut übereinstimmen, als die glorreiche Neuigkeit, daß „der Engel des Herrn" solche freudige Botschaft auf Erden gebracht hat, wie die seinige? Was kann zu der zweiten besser passen, als in den Worten Marias die Ergebung auszusprechen: „Siehe deine Dienerin oder Magd," „fiat mihi secundum verbum tuum?" Was kann die dritte besser erquicken und helle Strahlen in das Dunkel der hereinbrechenden Nacht werfen, als der Gedanke, daß Gottes ewiges Wort immer unter uns wohnt, unser Tröster und Helfer? Möge denn der Tag nicht mehr ferne sein, an dem zu den nämlichen heiligen Zeiten von jedem Thurme ein solch' harmonisches Geläute tönt, um eine gläubige Stadt in Bewegung zu bringen, wenn sie zum ersten Male die Verkündigung der Erlösung durch ihren Urheber, der

in sie gekommen ist, hört. Dort sind ehrwürdige alte Männer, welche in abgemessenen Tönen ernstlich ihre freudige Ueberzeugung aussprechen, und hier die fröhliche junge Schar, die lispelt und plaudert und durch ihr lautes Geräusch die Feierlichkeit des Abends zu verscheuchen scheint. Und so wird hier der stolze Bewohner des massiven viereckigen Thurmes einer Stiftskirche oder eines Münsters, welcher lange braucht, bis er aus seiner gesetzten Würde gerüttelt ist, wenn er einmal im Gange ist, von selbst seine Stimme in tiefen wohlklingenden Tönen, welche Alle hören müssen, erschallen lassen, und dort wird der kleine Insasse des zierlichen kleinen Thürmchens über der Celle oder der Kapelle sich selbst lustig hin und her schwingen und beredt jeden Vorübergehenden anreden. Und wenn ihr Glockenspiel auch nicht in Einklang ist, so wird ihr Sinn in heiligem Akkord zusammenstimmen, und ihre sich vermengende Musik wird in der Tiefe jedes katholischen Herzens wiederhallen, und das gemurmelte Gebet wird von vielen Lippen anschwellen und in dem Choralgeläute gen Himmel aufsteigen.

Aber müssen wir auf den Tag warten? Warum nicht den Anfang machen? Zuerst nun, wenn in einer Kirche oder Kapelle eine Glocke ist, so erfüllt sie sicherlich ihren Dienst nicht, wenn sie zu diesen bestimmten Stunden gemeinschaftlicher Andacht schweigt. Lassen wir sie trotz unwissender Nachfragen, die sich anfangs erheben werden, keck ertönen; sie werden zur Erkenntniß führen. Belehret die Gemeinde darüber, zu was sie auffordert, und was sie darauf zu antworten hat, und Anfangs werden Wenige, und dann mehr an dem freudigen Gebet, zu welchem sie auffordert, Theil nehmen. Zweitens, wo diese Zugehör einer Kirche fehlt, da schaffet sie so bald als möglich und so wohlklingend als thunlich an, und bittet den Bischof, denn er allein kann es thun, sie zu weihen und zu salben, und hängt sie dann in ihrem Wartthurme auf, um durch ihre heiligen Warnungen das Uebel zu verjagen. Aber drittens, warum sollten wir nicht weiter gehen? Es gibt viele Häuser und Familien, in denen gemeinschaftliche Pflichten, wie in religiösen Gemeinden, durch den Klang der Glocke geregelt werden. Warum sollte diesem häuslichen Herold nicht zu besseren Zwecken eine Stimme gegeben werden? Warum kann nicht der Ton der Glocke zu bestimmten Zeiten ebenso gut zu geistiger, als zu körperlicher Erquickung einladen, und bei seinem Ertönen die Feder ausgespritzt werden, das Fortepiano schweigen, die Nadel weggelegt werden, während

die ganze Familie sich zum Angelus vereinigt; und diejenigen, welche sich mit den mehr häuslichen Pflichten befassen, haben einige Augenblicke Zeit, die Verrichtungen der Maria mit denen der Martha zu vereinigen? Genug indessen, wir haben die Anregung gegeben und werden nicht verzweifeln, sie mit Freuden ausgeführt zu sehen.

Wir hatten über die Glocke und ihren Beruf so viel zu sagen, daß andere mit ihr verbundene heilige Gebräuche uns einfallen. Es ist wie ein Uebergang vom Licht zum Schatten, wenn wir vom Angelus uns zum Grabgeläute wenden. Wir sind aber nicht gewiß, ob unsere Leser geneigt sein werden, eine Eintheilung zuzugeben, welche die feierliche Handlung, durch welche die Kirche die Ueberreste ihrer Kinder ihrer letzten Wohnung übergibt, zu dem „niederen Ritus und Gottesdienst" rechnet. Unser Grund, aus dem wir es thun, ist der, daß sie nicht zu der sakramentalischen oder liturgischen Ordnung gehört; aber können wir nicht noch einen andern guten Grund für eine solche Eintheilung anführen, — behandeln wir ihn in England nicht als einen Ritus von sehr niederer Natur? Es scheint uns in der That nichts mehr Tadel zu verdienen, als dieser Umstand. Es gibt kaum Einen Punkt, in dem die Gefühle unseres Volkes der Katholizität mehr ermangeln, als in diesem. Wie Viele von den Tausenden, welche sterben, werden katholisch — mit andern Worten christlich begraben? Wie Viele erhalten das ärmliche Ersatzmittel einer häuslichen Beerdigung, wo wenige Schollen heiliger Erde auf die Leiche geworfen werden, statt daß der ganze Körper in dem Boden ruht, den die erste feierliche Einweihung und Jahrhunderte fortlaufender Segnungen zu einem passenden Saatbeet für die Auferstehung gemacht haben? Und selbst unter denen, die darum besorgt sind, oder deren Freunde besorgt sind, daß sie ein gutes Begräbniß erhalten, wie verhältnißmäßig gering ist darunter die Zahl derer, welche sich hauptsächlich um seinen religiösen Charakter bekümmern? Wie Wenige scheinen dafür besorgt zu sein, daß ein Priester oder ein Geistlicher einen Leichengottesdienst abhält, damit das Ding ein Ansehen erhalte? Wie Wenige treffen in Rücksicht auf die Heiligkeit eine Auswahl des Platzes? Wie Wenige bekümmern sich um die Fürbitten für ihre Seelen nach dem Tode?

Wir machen diese Fragen natürlich ganz in Beziehung auf England. In Irland ist es ganz anders. Wir kennen nichts Rührenderes, als die Liebe der armen Irländer für ihre Todten und ihre

auf Ueberlieferung beruhende Anhänglichkeit an die heiligen Stätten der Ueberreste ihrer Vorfahren. Es mag wahr sein, daß es bei ihren Todtenwachen viele Mißbräuche gab, welche der Eifer des Klerus jetzt wohl ganz ausgerottet hat; es mag gelegenheitlich tumultuarische Scenen von Parteistreitigkeiten bei den Todtenfeiern gegeben haben, welche den Verfassern irischer Romanzen, die mehr für die Schwächen, als die Tugenden der Menschen eingenommen sind, reichliches Material lieferten. Der lange und schweigende Zug dagegen, welcher Meilen weit der Bahre folgt und ihn vereint trotz moderner Kirchhöfe und reizend am Wege liegender Gottesäcker zu den Ruinen einer alten Abteikirche oder zu dem grünen Erdhügel an der Seite einer alten Kapelle geleitet; das ehrfurchtsvolle Verweilen jedes Vorübergehenden; die Sorgfalt wegen der Art der Beerdigung verglichen mit der Aengstlichkeit in der Wahl des Platzes; die wahre katholische Einfachheit der Inschriften auf den Grabsteinen (die immer noch in der alten Form lauten: „Bitt' für die Seele des N. N."); die Sorge für einen vollständigen Gottesdienst und eine „Seelenmesse" und ein Jahrtag von Seiten der Ueberlebenden — dies sind Zeugnisse eines katholischen Landes, die Erbauung und Trost gewähren. Aber in England ist es weit anders; die Leichenanstalten werden dem Barbarismus eines Leichenbesorgers überlassen, der im Allgemeinen für den Verstorbenen das Nämliche empfindet, was ein Viehhändler für ein Stück Vieh, indem er ihn nach dem schätzt, was sich bei ihm gewinnen läßt, dessen einzige Begriffe von Schicklichkeit in dem Verzieren und Aufputzen des Leichenwagens und des Sarges, in Federn und Schärpen, in eitlem Pompe und hohler Parade bestehen, was nirgends ekelhafter ist, als hier, und dessen Begriff von katholischen Eigenthümlichkeiten sich nicht über das häßliche zinnerne Kruzifix oder die abscheuliche Mitra ausdehnt, die er wie ein Paar Flügel in seinem Fenster aushängt. Erzähl' ihm von dem Weihwasserkessel und Weihwedel, von dem Prozessionskreuz und den Leuchtern, vom Rauchfaß und Weihrauch, was im katholischen Rituale Alles vorgeschrieben ist, und sag ihm, daß dieses vorbereitet werden müsse, und er wird denken, du rasest oder verstehest jedenfalls nichts von der Sache. Aber von den Handschuhen und Schärpen und Hutbändern und Kappen, worein er alle Heiligkeit des Begräbnisses setzt, versteht er alle Geheimnisse, d. h. allen Nutzen. Mit andern Worten, wir haben von unseren protestantischen Nachbarn gelernt, ein Leichenbegängniß als eine bürgerliche Ceremonie zu

behandeln, als ein Zeichen der Achtung, das wir den Leichnamen unserer Freunde erweisen, nicht als eine Erquickung für unsere Seelen. Würde das Geld, das so thöricht hinausgeschmissen wird, bei Seite gelegt (wie kürzlich, und wir glauben, höchst weise gerathen wurde) und auf religiöse Zwecke verwendet, so würde in kurzer Zeit eine beträchtliche Summe zusammenkommen. Lasset den armen Christen den reichen Mann zu Grabe tragen und ihn sein Andenken für das freigebige Almosen segnen, welches als solches kaum ein Zehntel dessen zu sein braucht, was in die blutsaugenden Hände profaner und spottender Zuschauer kommt. Lasset den einfachen Bootsman, in der Tracht seiner Zunft, sein Gebet und zugleich eine Thräne aufrichtigen Schmerzes und der Liebe in das offene Grab tröpfeln für die Gabe, die ihm und seiner Familie gespendet wurde. Lasset die Bruderschaft, in die er eingereiht war, ihm am Abend ihre Vesper und Mette singen und am Morgen der feierlichen Messe anwohnen und singen, und dann mit der Kerze in der Hand die Bahre umstehen, während die erhabenen Absolutionen gesungen werden, und endlich dem Leichname zum Grabe folgen. Lasset dies geschehen, aber Alles mit dem edlen Pathos katholischen Ceremoniells, und wir sind sicher, der Lebende wird so großen Nutzen daraus ziehen, wie der Todte, für dessen Heil der Ritus hauptsächlich berechnet ist.

Dies nun führt uns zur Sache. Sehr wenige Katholiken wissen, was die Todtenfeier der Kirche ist, und sehr wenige legen demnach großen Werth darauf. Wir hoffen, daß wenn „das römische Pontifikale zum Gebrauche der Laien" veröffentlicht sein wird, bald ein Rituale in der nämlichen Form folgen wird, und so dürfen wir erwarten, unser Volk mit diesen und anderen schönen Gebräuchen allmählig bekannt werden zu sehen. Die Verschiedenheit zwischen der katholischen und protestantischen Leichenfeier ist in dieser Hinsicht höchst auffallend; denn Erstere ist wahrlich eine große und erhabene Auffassung der Schrecken und Hoffnungen des Todes des Christen und seines Erscheinens vor seinem Richter, Letztere ist bloß eine Belehrung und eine Tröstung der Ueberlebenden; die eine ist voll des tiefsten und erhabensten Pathos, die andere ist bloß eine formelle Unterweisung, die durch die Umstände, unter denen sie stattfindet, ohne Zweifel sehr eindringlich ist; die eine trägt die Gedanken und Gefühle über das Grab hinaus, heftet sie auf die Thüre der Ewigkeit und erhebt sie zu einer entsprechenden Höhe, während die andere uns noch in

dieser Welt stehend und als Zuschauer ansieht, die aus dem Schicksale eines Anderen Hoffnung schöpfen. Die eine überdies beurkundet die Gemeinschaft der Heiligen, indem sie einen Austausch heiliger Gebräuche zwischen den Lebenden und den Verstorbenen praktisch eingerichtet hat, die andere beabsichtigt für die, welche schlafen, nichts zu thun, sondern wendet die Gedanken bloß denen auf Erden zu. Wie erhaben ist der Eingang der Todtenfeier: „Regem cui omnia vivunt, venite adoremus!" — „Lasset uns den König anbeten, dem alle Dinge leben!" Wie passend ist die Wahl der Psalmen, und wie glücklich sind ihre Antiphonen! Wie rührend sind die Lesungen aus dem Buch Job, welche, während sie die elende Lage der Menschheit, ihre Mühen und Versuchungen beschreiben, uns wegen derjenigen, die uns verlassen haben, trösten, und die Sehnsucht in uns erwecken, aufgelöst zu werden und mit ihnen in Christus zu sein. Wie schön zumal scheinen die Lobgesänge sich von selbst in ihren natürlichen lieblichen Ton gehüllt zu haben, dessen Ernst sie zu der richtigen Mitte der katholischen Empfindungen stimmt, die gleich weit von Schwermuth, wie von übermäßiger Freude entfernt ist! Wir freuen uns in ihnen, aber mit Ruhe und Nüchternheit. Und wenn wir auf den wichtigeren und heiligeren Theil der vollständigen Todtenfeier, auf das Seelenamt mit seinem erhabenen Dies Irae und seinen geeigneten Auslassungen und für die Gelegenheit so passenden Veränderungen übergehen, wie viel fähiger, Trost und Hoffnung einzuflößen, ist der Ausdruck dieser Gefühle durch Hymnen in der katholischen Form, als die mit Denksprüchen angefüllte, didaktische Weise, auf die es der Anglikaner zu thun versucht! Wenn der Leichnam in die Kirche getragen wird, wie ermuthigend ist der Gesang, mit dem er begrüßt wird! „Subvenite Sancti Dei, occurrite Angeli Domini, suscipientes animam ejus; offerentes eam in conspectu Altissimi. Suscipiat te Christus qui vocavit te; et in sinum Abrahae Angeli deducant te!" Oder ferner, wenn der Leichnam zu Grabe getragen wird: „In Paradisum deducant te Angeli; in tuo adventu suscipiant te Martyres, et perducant te in civitatem sanctam Jerusalem! Chorus angelorum te suscipiat et cum Lazaro quondam paupere aeternam habeas requiem!" Man sollte meinen, solche Chorgesänge haben durch die Katakomben geschallt, wenn die heiligen Ueberreste von Märtyrern oder Bekennern durch dieselben zu ihren Gräbern getragen wurden; so völlig scheint ihnen das Bewußtsein der wirklichen Sympathie zwischen der irdischen und himmlischen und der leidenden

Kirche aufgeprägt zu sein. Aber von dem katholischen Ritus ist das der wahre Vortheil und das Empfehlende für den Gläubigen, daß er die Fürbitte der Kirche für ihn enthält, daß Gebete zur Rettung seiner Seele von ihr gesprochen werden, da hingegen, wenn er den protestantischen Ritus bei sich anwenden läßt (durch Wahl wenigstens), es in Wahrheit ein häretisches Stück eines Gottesdienstes, bei dem er sich selbst zu einem Betheiligten macht, und im besten Fall ein Zeichen der Gefälligkeit gegen seinen Sarg ist, das ihm von einem Herrn im Chorrock erwiesen wird. Letzteres ist gewiß unnütz, — aber was ist Ersteres? Wir sehen nicht, wie ein Katholik im Ernst und mit Bewußtsein dieser unorthodoxen Verrichtung seinen Geist öffnen kann? Wir können die außerordentliche Zartheit seines Katholizismus nicht bemessen, wenn er auf seinem Sterbebette mit Kummer auf ein vergangenes Leben blickt, auf die Unregelmäßigkeiten, welche, wie er wohl fühlt, bei weitem nicht gesühnt sind, auf die Pflichten, welche er, wie er weiß, nur sehr unvollkommen erfüllt hat, auf das Heu und die Stoppeln, welche er in Masse verbrennen sehen muß, ehe das Gold und Silber glühend aus dem Ofen hervorgeht, wenn er auf dies Alles blickt und dann kalt anordnet, daß nach seinem Tode sein Leichnam in irgend einem malerischen Gottesacker oder in einem neugebauten Todtengewölbe durch Hände, welche „keine Myrrhen" d. i. keine Sühne in sein Grab träufeln, und durch einen Ritus beerdigt werde, an dem Gott und seine heiligen Engel keinen Antheil haben können. Wir können nicht begreifen, daß ein Glaube an, und eine heilsame Furcht vor den läuternden, prüfenden Flammen des Schmelzofens Gottes, der sich mit der kalten Indifferenz gegen Alles, was die Kirche lehrt, verträgt, Thau niedersenden kann, um seine glühende Hitze zu mäßigen. Aber der wahre Katholik muß nach dem Tode, wie im Leben wünschen, zu der Kirche Christi zu gehören. Er wünscht seine letzten Stunden mit ihren heiligen Tröstungen, mit den Gebeten ihrer Diener, mit den Fürbitten ihrer Gläubigen umgeben und beschützt zu sehen, und wenn seine Seele in den Schooß seines Schöpfers aufgenommen worden ist, wird er sich sehnen, daß sein Körper in der Erde, welche die Wasser des heil. Geistes gereinigt, das Chrisma der Erlösung geweiht und das Brod des Lebens genährt hat, unter dem Schutze derjenigen ruht, welche mit Liebe für ihn gesorgt hatte, so lange er eines ihrer irdischen Kinder war. Er kann den Unterschied zwischen den zwei Glaubensartikeln, — zwischen der wirklichen und der

angeblichen Mutter — unterscheiden, wenn die eine ihr letztes Amt in der einer Ermächtigung ähnlichen Erklärung zusammenfaßt: „Alldieweil es dem allmächtigen Gott in seiner großen Barmherzigkeit gefallen hat, unsern hier verschiedenen Bruder zu sich aufzunehmen, so übergeben wir hiemit seinen Leib der Erde: Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub" u. s. w.; und wenn die andere Gott bittet, einen seiner heil. Engel zu senden, damit er über dem Grabe wache, und das ihm anvertraute geheiligte Pfand beschützte (eine schöne Anspielung auf die Auferstehung unseres Erlösers), und seinen Staub vor Entweihung und Beschimpfung bewahre.

Diese katholische Idee hat dem wahren Sohn der Kirche immer ein Gefühl eingeflößt, das im Widerspruch mit stoischer Gleichgültigkeit in Bezug auf den Ort des Begräbnisses steht. Es war ein Verlangen der Alten, im Tode nahe bei den Gräbern der Märtyrer zu ruhen, welche sie im Leben geehrt hatten, und unsere angelsächsischen Könige schienen mehr als Andere sich den Genuß eines Schauspiels bereiten zu wollen, welches der heil. Joh. Chrysostomus in so glühenden Farben schildert, — die Auferstehung der glorreichen Apostel Petrus und Paulus aus ihrem Grabe am jüngsten Tag, indem sie zu ihrem Begräbnißplatze die Vorhalle ihrer Basilika wählten. Es schien ihnen, als ob ihnen in jenem schrecklichen Augenblick durch die heil. Theilnehmer an dem allgemeinen Gottesacker irgend ein Schutz zu Theil, und als ob die heil. Reliquien derer, welche Todte zum Leben erwecken konnten, die Kraft einer glücklichen Auferstehung eines geringeren Staubes, der neben ihnen ruhte, mittheilen würden. Wie fremd würde solchen Gefühlen das moderne Gottesackersystem erschienen sein, unter dem eine bunt scheckige Menge von Personen, die durch kein gemeinsames Band religiösen Glaubens an einander gebunden sind, zusammengewürfelt werden, — Christen und Ungläubige, Verehrer und Spötter des nämlichen Gottes, Diener und Verächter des nämlichen Altars. Wie äußerst erstorben ist die Ueberzeugung, wie erloschen der Glauben, der nicht Schauder empfindet, so in der Erde zu ruhen, als wäre man durch den Tod von aller Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen, sich um das Gebet, welches in katholischen Kirchhöfen über den Gräbern der dort Ruhenden gesprochen, oder um das Besprengen des Rasens mit Weihwasser durch die Hand des Priesters sich nichts zu bekümmern, der dagegen bloß darauf bedacht ist, daß die Pyramide oder der Obelisk auf, und die Zierlichkeit des Gesträuchs rings um

das Grab, die Aufmerksamkeit der Neugierigen, welche in dem angenehmen Kirchhofe spazieren gehen, auf sich ziehen! Es ist hier, namentlich in großen Städten oder in ihrer Nähe, an nichts mehr Mangel, als an Anstalten für katholische Begräbnisse. Die letzten Nachforschungen über diesen Gegenstand haben gezeigt, daß wir von allen religiösen Körperschaften in England mit Raum zu passender Beerdigung am schlechtesten versehen sind, und doch müssen wir das Volk sein, welches von allen andern dem Begräbnißplatze Sinn, Werth und geistige Vortheile beilegt. Es scheint deßhalb eine positive Pflicht zu sein, unsere Gedanken ernstlich diesem Gegenstande zuzuwenden.

Es drängen sich uns noch mannigfaltige Gegenstände auf, die wohl werth sind, erläutert und erörtert zu werden. Wir würden z. B. über das Werk, welches wir am Anfang des Artikels angeführt haben, — das Itinerarium Clericorum — eine schöne kurze Andacht für eine Reise, die den Geistlichen vorgeschrieben ist, sich aber eben so gut für Laien eignet, oder über die Empfehlung einer abgeschiedenen Seele, ein Gebet sowohl von ausgezeichneter Schönheit, als rührender Erhabenheit, oder von den vielen Segnungen des Hauses, der Nahrung, der Felder oder des Wassers gerne viel sagen. Diesen könnten wir noch vieles Andere beifügen, was wenig bekannt ist und noch weniger ausgeübt wird, jedoch werth wäre, daß Beides geschehe. Da indessen Mangel an Raum uns nöthigt, darüber wegzugehen, wollen wir unsern Gegenstand nicht verlassen, ohne noch einige Worte über einen Ritus zu sagen; denn wir wissen ihn nicht anders zu benennen, obgleich es ein stummer und immerdauernder ist. Unsere Leser werden schwerlich errathen, was wir meinen; wir spielen auf den wahrhaft katholischen und gesunden Gebrauch an, immer eine brennende Lampe vor dem Allerheiligsten aufzuhängen. In die Lehre über diesen Gegenstand wollen wir jetzt nicht eingehen. Wir wollen uns begnügen, zu sagen, daß Jeder, der diesem Theil des Gegenstandes seine Beachtung schenkt, nicht wenig über die strengen und wiederholten Vorschriften staunen wird, welche es deutlich zu einem Gegenstand der absoluten Verpflichtung, nicht der Wahl machen, Tag und Nacht vor dem Platze, wo das Allerheiligste aufbewahrt wird, eine Lampe zu brennen. Wie weit absolute Unmöglichkeit, diese Verordnungen zu erfüllen, ihre Nichtbeobachtung ohne positive Dispensation, entschuldigen kann, dies zu untersuchen, ist nicht unsere Sache, aber das fühlen wir gewiß, daß nicht kurzweg ein etwaiger erbärmlicher Beweggrund es kann oder soll.

Der Druck der Verfolgung kann allgemeine Gesetze aufheben, und ein ausdrückliches oder stillschweigendes Einverständniß mit dieser Wirkung wird überall, wo sie vorkommt, sich finden. Aber die Kirche hat eine wunderbare Spannkraft, und bei der Entfernung des wenn auch schweren und langwierigen Druckes kämpft und bemüht sie sich, ihre frühere Stellung und Gestalt wieder zu erlangen. Wenn wir deßhalb wegen einer Gefahr uns selbst für entschuldigt fühlen oder halten, daß wir gewisse Gegenstände der Disciplin, wie die, wovon wir handeln, nicht beobachten; so scheint es ein Gegenstand ernster Nachforschung zu werden, und darf nie aus dem Gesicht verloren werden, ob die Zeit noch nicht gekommen ist, die genauere Beobachtung dessen, was ausgesetzt wurde, wieder aufzunehmen. Auch kann die Lösung nicht schwer sein; denn sie besteht bloß darin, sich zu vergewissern, ob die Ursachen, welche die Entschuldigung bildeten, noch vorhanden sind. So haben wir uns seit drei Jahrhunderten nicht für verbunden gehalten, eine Lampe vor dem Allerheiligsten zu brennen, weil sie dasselbe ausgezeichnet und kirchenräuberischen Feinden verrathen, und seinen Dienern Tod und ihren Beschützern Verderben gebracht haben würde. Wenn es so war, ist es jetzt noch der Fall? Wird noch ein Verfolger oder ein Gerichtsdiener durch die Lampe vor dem Altar geleitet werden, uns des Verraths und der Felonie anzuklagen, oder sich des Schatzes, zu dessen Ehren sie brennt, zu bemächtigen und ihn zu entheiligen? Ja wird sogar jetzt noch ein Dieb dadurch angezogen werden? Wir wissen im Gegentheil, daß ein solches Licht ein Schutz vor Kirchenraub war. Wenn demnach die Gründe für die Ausnahme weggefallen sind, warum nicht die Ausnahme selbst?

„Weil wir zu arm sind, eine so große Auslage zu bestreiten." Unsere erste Frage beim Hören eines solchen Grundes ist natürlich, habt ihr wirklich und vom praktischen Gesichtspunkt aus die Auslage für eine solche Zugehör des katholischen Gottesdienstes berechnet? Wisset ihr, daß ein paar Schillinge des Jahrs sie bestreiten? Wir glauben, daß über diesen Gegenstand große Irrthümer herrschen, und daß in Wahrheit wenig Orte in England sein werden, wo, wenn der wahre Geist und Sinn der Lehre eingeflößt würde, die Mittel nicht gefunden werden könnten, sie zu beobachten. Es ist in der That eines der schönsten Symbole in der Kirche. Dieses Licht, immer brennend, brennend in der Finsterniß, der Stille und der Einsamkeit der Nacht, brennend in dem Glanze des sonnigsten Tages, bei dem besuchtesten

Gottesdienst stellt die unaufhörliche Anbetung, welche dem Herrn der Glorie in dieser seiner Wohnung gezollt werden — den unablässigen, unendlichen Gottesdienst, welchen das Herz ihm für „die Gnade, welche ewig dauert," darbringen soll, sehr passend dar. Diese wachsame Lampe scheint unsere Pflicht zu thun und unsere in freudiger Andacht immer glühenden, immer brennenden Empfindungen darzustellen. Sie ist ferner ein Sinnbild der immer wachenden Anbetung der himmlischen Heerscharen, welche mit nie sich schließendem Auge und nie rastender Zunge wachen und lobpreisen vor dem Altare, wie vor dem Throne des Lammes. Es bildet ferner eine passende Analogie zu dem im alten Gesetze angeordneten Zeichen der Ehrfurcht, wo der goldene Leuchter immer vor dem Eingange in das Allerheiligste brennen mußte. Diese Erwägungen öffnen unserem Geiste eine lange Reihe von Gedanken, welchen wir uns gerne hingeben würden. Um ihnen gerecht zu werden, müßten wir auf einen für uns sehr angenehmen Gegenstand, der jedoch eine Erörterung brauchte, eingehen, nämlich auf die Symbolik des katholischen Gottesdienstes im Allgemeinen und der sakramentalischen Handlungen insbesondere. Da jetzt der symbolischen Anordnung der Kirchen und den symbolischen Formen ihrer Zierrathen so viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, so ist unseres Dafürhaltens große Gefahr vorhanden, die weit tiefere Mystik der Handlungen, Ceremonien und des kleineren Ritus werde übersehen werden. Davon haben wir reichliche Beweise in den Schriften von Anglikanern, welche diese Art der Wissenschaft wieder auffrischen wollten, die, wie es scheint, wähnen, sie haben in der Symbolik der Architektur wunderbare Entdeckungen gemacht, die aber in der wahren Tiefe mystischer Kenntnisse kläglich wegkommen.

Für jetzt wollen wir unseren Gegenstand verlassen, indem wir ernstlich die vollste Aufmerksamkeit auf den zuletzt berührten Punkt anempfehlen, und hoffen, die Frömmigkeit des Volkes werde es nicht mehr länger zugeben, daß das Behältniß des Allerheiligsten weniger geehrt werde, als es verdient, sondern daß es für jeden Platz, wo es angeht, das geeignetste, bezeichnendste und schönste Zeichen der Andacht und Liebe, die unauslöschliche Lampe im Heiligthum, das Charakteristische des katholischen Altars, das Sinnbild des Tagesgestirns, das nie erlischt, anschaffen wird — „ille inquam Lucifer qui nescit occasum."[1])

1) [Die hier ausgesprochenen Wünsche sind zum größten Theil in Erfüllung gegangen. Es gibt verhältnißmäßig wenig Kirchen, in denen nicht eine brennende Lampe vor dem Altare des Allerheiligsten Sakramentes leuchtet.]

Alter und neuer Katholizismus.

(Dublin Review. Dezember 1843.)

Alter

und

neuer Katholizismus.

Art. IX. — *A Voice from Rome,* A. D. 1842. London, 1843.

Wir würden nicht daran gedacht haben, von diesem kleinen Pamphlet, das in kürzlich im English Churchman veröffentlichten Briefen besteht, Notiz zu nehmen, geschähe es nicht deßwegen, weil wir es für ein Muster einer Vertretung einer gewissen Klasse von Ansichten halten, welche wir mit Achtung zu behandeln geneigt sind, obgleich es uns, wir gestehen es, hie und da hart ankommt.

Wir glauben, wohl behaupten zu dürfen, daß es in England drei verschiedene Systeme über den Begriff der katholischen Kirche gibt.

Das erste ist das wahre, welchem wir natürlich mit ganzer Seele anhängen; daß nämlich allein die Kirche in Gemeinschaft mit dem heiligen Stuhl den Katholicismus darstellt, und daß sie allein das Vorrecht hat, die Braut des Lammes und als solche „ohne Mackel oder Runzel" zu sein, daß diejenigen, welche Wahrheit und Heiligkeit haben wollen, in sie, wie sie ist, eintreten müssen, ohne sie zu zerstückeln oder ihr Grenzen zu setzen, oder wie die Donatisten, zuzuwarten, bis sie es vorzieht, sich selbst nach ihrem Geschmacke zu verändern und zu modifiziren.

Die zweite ist die eigenthümlich glückliche Auffassung des Katholizismus, welche alle seine Eigenschaften und das Charakteristische derselben in der anglikanischen Hochkirche, gerade so wie sie ist, findet, welche um nichts in der Welt ein Atom des Bestehenden zerstören würde, welche nicht daran denken würde, den Lawn (weißen Ueberwurf)

in den Chorrock, oder den Tisch in einen Altar zu verwandeln, noch mit den häuslichen, kirchlichen und bürgerlichen Anordnungen der geistlichen Körperschaft im Widerspruch zu stehen. Dies ist die bequeme Theorie von öffentlichen Versammlungen über religiöse Gegenstände und von kirchlichen Vereinen aller Art, und man darf sie als unter dem besondern Schutze der Bischöfe und anderer Würdenträger stehend betrachten. Phrasen, wie „unsere wahrhaft apostolische Kirche," „unser apostolischer Zweig der katholischen Kirche," „unsere reine und ursprüngliche Kirche," sind ihre Lärmglocken und ihre Losung. Es ist gegenwärtig durchaus nicht unsere Absicht, ihren Schlummer, den sie auf diesem System so bequem schlafen, zu stören. Wir wünschen uns hauptsächlich an die Vertheidiger des dritten Systems zu halten. Dies ist eine Art von Mittelweg, nicht das alte (wir hoffen verworfene) via media System, sondern eines, das gerne eine Kirche zwischen dem gegenwärtigen Katholizismus und dem gegenwärtigen Anglikanismus bilden möchte. Es sieht den Ton des einen für zu hoch, den des andern für zu nieder an; und es würde den des einen niedriger, den des andern höher stimmen, bis beide in einer mittleren Note zusammenträfen. Wie weit sich die Veränderung eines jeden ausdehnen sollte, ob Rom mehr in seinem Tone nachlassen sollte, als England, oder ob das Geschäft gleich vertheilt sein sollte, ist keineswegs ein festgesetzter Punkt. Denn wir vermuthen, daß wenn jene, welche Einheit nach dieser Theorie wünschen, aufgefordert würden, den Bereich der Verkürzungen, Modifikationen und Aenderungen jeder Art, die sie auf unserer Seite vornehmen würden, zuerst festzusetzen, keine zwei gefunden werden würden, die über eine bestimmte Linie übereinstimmten, auf die wir herabsteigen müßten, um den Aenderungen in aufsteigender Linie zu begegnen, welche sie von ihrer eigenen Kirche fordern würden.

Und nun unsern Grund, warum wir das kleine Werk oben angeführt haben. Es ist das Werk eines, der zu der letzten dieser Klassen gehört, und charakterisirt viele derselben angehörige Personen. Es wägt das Uebel (wofür es der Verfasser hält) und das Gute, das Rom einen zweijährigen Beobachter dargeboten hat, gegeneinander ab. Wir haben kürzlich von einigen englischen Reisenden gehört, welche sich mit dem beschäftigt haben, dem diese Zeilen ihre Entstehung verdanken, von Personen, welche ins Ausland gingen, nicht um wie früher die Wunder der modernen Kunst anzustaunen und die Ueberbleibsel der alten Größe zu untersuchen und zu skizziren, sondern um den Bleistift

in der Hand vor jedem Denkmal ländlicher Frömmigkeit oder vor den mehr aus der Frömmigkeit, als der Wissenschaft, hervorgegangenen Bildern an den Mauern der Suburra oder Trasteveres zu verweilen und daselbst zum Staunen der Vorübergehenden die rohen und einfachen Verse, die dort eingeschrieben sind, aufzuzeichnen; welche Kirchen und Basiliken besuchen, nicht um das Andenken und die Reliquien der Apostel, welche dort beigesetzt sind, zu verehren, sondern neben und hinter den Altären herumzuspähen, um eine verborgene Tafel, die einen Ablaß verkündet, zu entdecken. Diese Denkschriften werden sorgfältig aufgezeichnet und als ein urkundlicher Beweis für die Verderbtheit der apostolischen Kirche und des apostolischen Stuhles veröffentlicht. Mit solchem Material hat unser Verfasser über dreißig Seiten angefüllt, dagegen gibt er uns als Gegenrechnung, um seine Unparteilichkeit zu zeigen, auf halb so viel Seiten einen Bericht über die zahl- und grenzenlosen milden Stiftungen der Stadt, die in der Ausübung der dritten theologischen Tugend ebenso groß ist, als in der Meisterschaft der ersten.

Was ist nun die praktische Folgerung, auf die eine solche Art der Forschung und die sie begleitende Weise zu schließen führen soll? Offenbar die: „Rom mag die erste und Mutterkirche sein, es mag alle dem Petrus verliehenen Vorrechte bewahren, es mag ein unbestreitbares Recht auf die Verehrung, die Liebe, ja auf den Gehorsam aller Menschen und aller Kirchen haben, es mag der wahre und rechtmäßige Mittelpunkt der Einheit sein, an welche sich Alle anschließen sollten, es mag die einzige Bewahrerin vieler großartigen Lehren, die einzige Niederlage vieler heiligen Ueberlieferungen gewesen sein; es mag allein heroische Frömmigkeit, ascetischen Eifer, jungfräuliche Keuschheit, Abtödtung des Fleisches, den Geist des Märtyrerthums genährt haben, es mag in unseren Zeiten ausschließlich wahre Heilige hervorgebracht haben, wie den heiligen Karl oder die heil. Theresia, es mag ohne Nebenbuhler das Muster der Kirche Christi in ihrer Allgemeinheit und Einheit vorstellen; alles dies gebe ich ihr als klares Recht zu; aber so lange der Papst es zugibt, daß diese Inschriften in Knittelversen an den Wänden bleiben, und so lange er seine Zustimmung zu gewissen Abläßen nicht widerruft, behaupte ich, N. N., daß alle jene Ansprüche nichts sind; ich setze mein Urtheil dem der apostolischen Kirche gegenüber, und da in meinem Geiste feststeht, daß diese Dinge götzendienerisch, abergläubisch u. s. w. sind, erkläre ich, daß es

besser ist, auf alle Privilegien der Gemeinschaft mit der Kirche zu verzichten, als ihrer Lehre und Versicherung, daß es nicht so ist, nachzugeben oder zu glauben, daß der Irrthum und das Mißverständniß wahrscheinlicher auf meiner, als auf ihrer Seite ist." Solcher Art ist der Schluß — sollen wir es sagen! — um solche Mücken von Mißbräuchen (von ihrer schlimmsten Seite aufgefaßt) auszubrüten und sich selbst zu rechtfertigen, daß man das Kameel des Schismas, und zwar noch mit einem tüchtigen Höcker der Ketzerei darauf verschlungen hat!

Aber ach! wie leicht ist es für uns selbst Entschuldigungen zu finden, wenn wir zum Irrthum hinneigen. Diese und andere Behauptungen werden von vielen Personen als Entschuldigungen und Gründe dafür, daß sie nicht an der Gemeinschaft des heiligen Stuhles Theil nehmen, und als Hindernisse angeführt, wegen welcher sich die anglikanische Kirche unmöglich mit ihm vereinigen könne. Wir wollen uns deßhalb vergleichen. Wir wollen annehmen, seine Heiligkeit gäbe ihren Wünschen nach und ordne eine umfassende Uebertünchung der verhaßten Lokalitäten an, wodurch jede Inschrift, die jene theologischen Touristen für anstößig halten, verwischt würde; er entziehe alle Bestätigungen von Ablässen in weiterem Maßstabe, als sie wünschen würden, und verbiete durch scharfe Gesetze, daß einer seinen Nachbar mit dem Segen oder den Gebeten der Mutter unseres Erlösers begrüße (denn diese Form ist ein Hauptpunkt der Anklage); wir wollen mit einem Wort annehmen, alle Beschwerden, die von der „Stimme aus Rom" oder anderen derartigen Werken erhoben werden, seien sämmtlich gehoben — glaubt Jemand nur einen Augenblick, die englische Kirche würde sogleich reuig in die Arme ihrer beleidigten Mutter stürzen, oder der Bischofsstab von Canterbury, welcher sich anmaßt, der des heiligen Augustinus zu sein, werde dem Namensbruder und Nachfolger des heiligen Gregor zu Füssen gelegt werden? Es ist die reinste Selbsttäuschung, sich einzubilden, dies seien Hindernisse der Einheit; tausend Vorurtheile, tausend Leidenschaften, tausend Interessen, und was schlimmer als Alles ist, aber nicht mit Zahlen bezeichnet werden kann, eine äußerste Abgestorbenheit des Gefühls, eine Unempfindlichkeit für die Anforderungen oder die Wichtigkeit religiöser Einheit bei denen, welche die höhern Stellen einnehmen, und eine kalte politische Idee von einer Kirche bei den weltlichen und kirchlichen Leitern; dies sind Hindernisse, welche kein Zugeständniß von unserer Seite gegenwärtig entfernen könnte. Lasset daher diejenigen, welche wirklich Einheit verlangen, sich

selbst und für sich selbst darnach umsehen! Wir möchten ihnen den Brief empfehlen, den der heilige Augustinus an eine Nonne richtete, der, nachdem sie übergetreten war, die Unordnungen, welche sie in dem Leben katholischer Geistlicher zu finden glaubte, oder vielleicht wirklich gefunden hatte, solches Aergerniß gaben, daß sie dadurch versucht wurde, wieder in ihr voriges Schisma zurückzukehren. Dieser große Kirchenvater nun macht keinen Versuch die Wahrheit ihrer Anführungen zu läugnen, aber er ermahnt sie ernstlich, sich durch diese offenbaren Uebel nicht zu einer schismatischen Gemeinschaft verleiten zu lassen, in der sie kein Heil finden könne. „Si enim de isto saeculo exires separata ab unitate corporis Christi, nihil tibi prodesset servata integritas corporis tui." Und dann sagt er ihr in Betreff derer, an die sich anzuschließen sie geneigt ist: — „Ab ea (Ecclesia) vero separati, quamdiu contra illam sentiunt, boni esse non possunt; quia etsi aliquos eorum bonos videtur ostendere quasi laudabilis conversatio, malos eos facit ipsa divisio." [1])

Die Personen, mit welchen wir es zu thun haben, können diese unsere Behauptungen nicht für hart halten; denn sie geben sich große Mühe, unsere Kirche nicht allein für verderbt, sondern für götzendienerisch auszugeben, um sich selbst vor dem Vorwurf des Schismas zu schützen. Wir dagegen wollen sie offen behandeln, und sie müssen nicht empfindlicher sein, als sie wünschen, daß wir es sind. Wir wissen, daß Viele unglücklicherweise dem anglikanischen System aus anderen Gründen anhängen, die gleich unhaltbar, aber wenigstens nicht ungerecht oder unfreundlich gegen uns sind, und diese würden nicht zugeben, daß die Vorwürfe jener Klasse von Personen gültig sind. Mit diesen haben wir es für jetzt nicht zu thun, wir haben diejenigen im Sinne, welche über die Kirche zu Gericht sitzen und sich auf ihre eigenen parteiischen Ansichten stützen, um ihr Verharren außerhalb der Gemeinschaft zu rechtfertigen.

Indessen fühlen wir uns aufgelegt, sogar sie in einem milderen Tone zu behandeln, als einige unserer Bemerkungen anzudeuten scheinen mögen; denn so ernstlich auch wirklich die gegen uns vorgebrachten Anklagen sind, so können wir doch auch gutgesinnte unter denselben anführen. Dieses Geschrei über Mißbräuche und namentlich über Götzendienst, oder die Gefahr darein zu verfallen, ist von Anfang an

1) Ep. ad Feliciam, ep. CCVIII. tom. II. col. 776, ed Bened.

ein ständiges Kriegsgeschrei der Feinde der Kirche gewesen, und wir dürfen es ruhig anhören, seitdem der heilige Hieronymus in seinem Unwillen es gezüchtigt hat. Eunomius, Porphyrius, Vigilantius machten ihrer Zeit viel Geschrei, die den Heiligen erwiesene Ehre als übertrieben, abergläubisch und götzendienerisch anzuklagen. Sie waren in dieser Hinsicht die Protestanten der früheren Zeit. Sie wendeten die nämlichen Beweise an, wie die gegen uns vorgebrachten; sie sprachen beinahe in den nämlichen Worten. Darin liegt ein Trost, und wir finden fast ein Vergnügen darin, statt unserer armen und unwissenden Brüder sprechen zu müssen, wie jener Kirchenvater zur Vertheidigung „der Unwissenheit und Einfachheit" einiger frommer Männer und insbesondere Frauen zu seiner Zeit gethan hat, wenn er mit ähnlichen Empfindungen fragt: „Idololatras appellas hujusmodi homines?"[1]) Und um unsere Aufmerksamkeit darauf zu heften, daß wir bei unserer Erörterung immer bei guter Laune bleiben, haben wir im Sinn, sie ganz in der gefälligen Form der historischen Erzählung zu verfolgen. Wir glauben den Vorrath von Thatsachen, den die umsichtigen Sammler von der Klasse, mit der wir es zu thun haben, so gerne anhäufen, noch zu vermehren. Wir wollen versuchen, ihre Erzählungen durch andere nicht weniger interessante oder sonderbare zu erreichen, und dann unsere Leser urtheilen lassen, wer die besten davon hat.

Wir wollen uns beliebig denken, ein Perser von Bildung aus der alten Zeit bereise christliche Länder mit dem unwillkürlichen Abscheu vor Götzendienst und Gottesverehrung durch sichtbare Symbole, welchen einer hat, der gewohnt ist, seine Frömmigkeit bloß mit der ätherischen Feinheit der Sonnenstrahlen zu nähren, und gebe sich alle Mühe, alle möglichen Beweise zu sammeln, warum er kein Christ sein dürfe. Es ist allerdings wahr, er versteht blutwenig von den Sprachen der Länder, die er bereist, und man kann nicht annehmen, daß er sehr auf die Gewohnheiten, die Ideen und Gefühle ihrer Bewohner eingehe; aber mit Hülfe eines Wörterbuchs und eines valet de place kann er durchkommen und jedenfalls sehen, was das Volk thut, und seine Bücher und Inschriften lesen. Welchen Platz nimmt Christus in ihrem Gottesdienste ein? — Wie erscheint Gott in Beziehung zu den Menschen? Sicherlich dürfen wir annehmen, daß ihm die hervorragende Stellung auffällt, welche die Märtyrer bei jedem Gottesdienste in den

1) Adv. Vigilant Op. tom. II. p. 394, ed. Vallarsii.

Gedanken, Worten und Empfindungen der Christen, des Klerus, sowie der Laien, der Gelehrten, sowie der Ungelehrten einnehmen. Er kommt in keine Stadt, in der er nicht findet, daß die von Gottesverehrern am meisten besuchte, ja gedrängtvolle Kirche die eines Märtyrer ist, während geringere Bethäuser in jeder Richtung Lieblingsplätze der Betenden sind, weil sie das Andenken an irgend einen andern Heiligen oder einen Theil seiner Asche bewahren. Nirgends sieht er einen Altar, der nicht durch ihre Reliquien geweiht wäre. Vor ihnen hängen Lampen, Guirlanden und Votivgaben, sie sind mit seidenen Tüchern und den reichsten Stoffen umgeben, ihre Schreine strahlen von Gold und Juwelen, der Fußboden des Tempels ist mit knieenden Betenden, mit Kranken und Gebeugten angefüllt, die kommen, um von dem Diener Christi Gesundheit und Trost zu erbitten; der Pilger aus der Ferne schabt in einfachem Glauben etwas von dem Staub auf dem Boden oder dem Grabmal zusammen; der Prediger, immer ein Basilius, oder ein Gregor, oder ein Chrysostomus, oder ein Ambrosius flößt ihnen, statt ihre Inbrunst zu erkälten, durch eine glühende und rührende Rede zu ihren Ehren Vertrauen, Ernst und Wärme ein.[1]) Und wenn er dann geht und diese heiligen Männer, welche sich seiner Ansicht nach durch ihre Beredsamkeit und die Gluth ihrer Rede haben hinreißen lassen, fragt, was ihr wahrer Glauben ist, da er es selbst nicht über sich bringen kann, in der Verehrung der Heiligen und Reliquien so weit zu gehen, wie sie, so erhält er etwa eine Antwort, wie folgende: — „Was! willst du diejenigen nicht verehren, sondern vielmehr verachten, durch die böse Geister ausgetrieben und Krankheiten geheilt wurden, welche in Gesichten erscheinen und in Prophezeiungen voraussagen, deren Körper sogar, wenn sie berührt oder nur geehrt werden, so viel Kraft besitzen, wie ihre heiligen Seelen, deren Blutstropfen oder von denen das geringste Symbol ihrer Leiden so viel Wirksamkeit besitzt, als ihr ganzer Leib?“ [2]) Oder was wird er sagen, wenn einer dieser ernsten und gelehrten Männer in Betreff der Lobpreisung des Ruhmes und Verdienstes der Märtyrer ihm sagen

1) Siehe unter Anderem die Homilien des heiligen Chrysostomus über die heilige Bernice u. s. w. tom. II. p. 645, ed Bened.; des heiligen Basilius auf die vierzig Märtyrer, tom. II. p. 149, ed Bened.; des heiligen Gregor von Nyssa auf den heiligen Theodorus, tom. III. p. 580, ed. 1638.

2) Des heiligen Gregors von Nazianz zweite Rede gegen den Julian Op. tom. I, p. 76. Par. 1609.

wird: „Wie wir durch das kostbare Blut Jesu erkauft wurden, ... so werden vielleicht Einige durch das kostbare Blut der Märtyrer erkauft?" [1]) Sicherlich wird er, wenn er solche Worte vernimmt, ausrufen, die Heiligen seien ihrem Herrn gleich gemacht, und es sei dies eine schlimme und götzendienerische Abweichung von dem, was er gelehrt zu haben angenommen werden könne. Und wenn er seine Ohren verstopft und Belehrung weder zuläßt, noch annimmt, was können wir von ihm Anders erwarten, als einen falschen Bericht?

Er sieht sich weiter um. In Antiochien findet er die Kirche des heiligen Barlaam reich mit Gemälden ausgeschmückt; aber alle stellen das Leben und den Tod des Heiligen vor, Christus ist bloß zur Erläuterung oder zufällig in dem Gemälde aufgeführt. [2]) Zu Nola findet er eine prächtige Basilika, die buchstäblich mit Mosaiks und Inschriften überdeckt ist, welche voll des Ruhmes von Heiligen und namentlich von Märtyrern sind. [3]) In Rom sieht er die Basiliken der Apostel, des heil. Laurentius und Anderer, die mit lobpreisenden Versen geziert sind. Sicherlich wenn er „eine Stimme aus Rom" fortsendet, wird er verkünden, daß für ihn dies Alles als übertriebene Verehrung und wenn ihr so wollt, als Gottesdienst von Menschen, wenn auch noch so heiliger, erscheint. Wir möchten gerne wissen, wie ein großer Kirchenvater ihm geantwortet haben würde; denn diese Antwort würde ganz auf unseren gegenwärtigen Fall passen. Wenn er in die Katakomben, den Lieblingsaufenthalt andächtiger Christen hinabsteigt, was findet er da? Ueberall Märtyrer, ihre Grabmale heiligen jeden Gang dieser heiligen Labyrinthe und bilden den Altar jeder Kapelle. Ihre Bildnisse und ihr Lob bedeckt die Wände, Gebete um ihre Fürbitten sind auf ihren Tafeln eingeschrieben. Er geht in die Häuser der Gläubigen, überall Denkzeichen der Heiligen. Ihre Becher und Schalen sind mit ihren Gemälden verziert; auf Eine Darstellung unseres Erlösers findet er zwanzig der heiligen Jungfrau, oder der heiligen Agnes, oder des heiligen Laurentius, oder der Apostel Petrus und Paulus. [4]) Was wird seine „Stimme" darüber sagen? Welche

---

1) Origenes, Exhort. ad Martyr. Op. tom. I. p. 309, ed. De la Rue.

2) Siehe die Homilie, wahrscheinlich des heiligen Johannes Chrysostomus, in den Werken des heiligen Basilius, tom. II. p. 141, ed Garnier.

3) S. Paulini Op. Ep. XXXII. ed. Murat. p. 194.

4) Siehe Buonarotti's Osservazioni sopra alcuni Frammenti di vetri antichi.

Ermuthigung, die christliche Religion anzunehmen, wird er seinem feueranbetenden Bruder geben? Noch einmal, wir sähen es gerne, wenn der heilige Hieronymus ihm antwortete.

Wenn wir von der ersten Kirche nichts übrig hätten, als die Liturgie, so würden gewiß die ersten Christen weit über uns stehen, wie wir über Andern stehen, wenn sie bloß auf unsern feierlichen Gottesdienst sehen. Die zwei Liturgien, die ihrige und die unsrige, sind in der That die nämlichen. Ein Anglikaner wähnt, so weit und nicht weiter stimmen wir mit den Gebräuchen des Alterthums überein, und auch er wird mit uns übereinstimmen, ausgenommen daß er die Gebete für die Todten und die Erinnerung an die Märtyrer anstößig findet, die in jeder alten Liturgie, wie in den unsrigen ohne Ausnahme vorkommen, und gleichwohl von den Erbärmlichen, die sich anmaßten, die fortwährende Praxis der Kirche zu reformiren, sorgfältig ausgemerzt wurden — von jenen, welche von der Braut Christi wie Pilatus von ihrem Herrn sprachen: „emendatum ergo illum dimittam.“ [1]) Aber glücklicherweise haben wir eine Fülle von anderen Beweisen, die uns zeigen, was der Glauben und die Praxis der alten Väter in nicht liturgischen Sachen war, wie die sind, welche in solchen Erscheinungen, wie die vorliegende, enthalten sind. Wir haben ihre Homilien, worauf wir uns bereits bezogen haben; aber wir haben noch ferner, was in dieser Hinsicht sogar noch interessanter ist, eine große Sammlung familiären anekdotenartigen Stoffes in ihren Briefen und Biographien, welcher uns mehr als irgend etwas Anderes befähigt, zu beurtheilen, ob diese großen und heiligen Männer katholisch oder protestantisch, oder wenn ihr lieber wollt, römisch oder anglikanisch dachten und empfanden. Die Beweise für die Volksreligion werden heutzutage in Urkunden gesucht, welche bloß auf ähnliche Weise bewahrt werden wollten, und konnten. Die Bekehrung des M. Ratisbonne, z. B. wird später wahrscheinlich in den Briefen und Brochüren unserer Tage oder in irgend einer Sammlung erbaulicher Erzählungen gefunden werden, und viele der Verse und Beschreibungen, welche unseren modernen Reisenden so viel Aergerniß geben, werden möglicherweise einem Wechsel des Geschmacks oder der edax vetustas unterworfen sein, und obgleich sie in die mühsamen Sammlungen eines Fabretti oder Muratori aufgenommen zu werden werth gefunden wurden, wird sie die Nachwelt

---

1) Luk. XXIII, 16.

bloß aus den fleißigen Sammlungen von solchen kennen lernen, die solche Gegenstände zu polemischen Zwecken erforschten. Ebenso sind viele der gewöhnlichern Empfindungen, der einfacheren Gesinnungen und Gedanken, welche mit der alltäglichen Religionsübung der Alten verwoben waren, die Erzählungen, welche einfache Frömmigkeit zur Erbauung, nicht zum Beweise, aufzeichnete, nicht in den feierlichen Berichten öffentlicher Ereignisse, und oft nicht in ernsten Abhandlungen über wichtige dogmatische Kontroversen zu suchen, sondern in dem vertraulichen Verkehr des Freundes mit dem Freunde durch vertrauliche Briefe oder in der Erzählung von Privattugenden und häuslichen Geschichten. Wenn Vieles davon auch verloren gegangen ist, so bleibt genug übrig, um uns die großen Männer der Kirche zu zeigen, die sich vom Stuhle des Gelehrten zu der warmen herzlichen Einfachheit (heut zu Tage Leichtgläubigkeit genannt) ihrer ärmsten Kinder herabneigen, und mit arglosem Vertrauen, Erzählungen von Wundern, wodurch Gott in seinen Heiligen verherrlicht erschien, glauben und verkünden, und sie solchergestalt erzählen, daß dies sehr interessante Proben sind, um sich zu vergewissern, mit wem ihre Gefühle und ihr Glauben übereinstimmt, mit Rom oder England; mit dem vertrauensvollen, gläubigen, freudigen Rom, oder mit dem zweifelnden, argwöhnischen, traurigen England.

Aber wir handeln nicht unserem Versprechen gemäß. Wir wollen deßhalb zur Sache kommen, zum Beweis, daß die heilige Jungfrau „als die Mutter der Gnaden, der zeitlichen sowohl als der geistigen verehrt werde“ beruft sich der Verfasser des vorliegenden Werkes auf des Baron von Bussière's Erzählung der Bekehrung M. Ratisbonne's vom Judenthum, „welche er ausdrücklich der unmittelbaren Einwirkung der Jungfrau Maria zuschreibt; denn er erzählt, daß sie durch ihre wirkliche Erscheinung vor ihm bewirkt wurde.“ (S. 16.) Was dadurch zugegeben und was bezweifelt werden soll, sehen wir nicht ein. Wir glauben, Niemand zweifelt daran, daß M. Ratisbonne aus einem Juden ein Christ und ein Religiose geworden ist, indem er sein Haus und seine Freunde verließ und eine lang geliebte Braut aufgab. Jeder könnte eben so gut läugnen, daß Sir R. Peel Premierminister sei. Daß er als Jude in die Kirche des heiligen Andreas ging und als Christ herauskam, ist durch ein Zeugniß so sicher bewiesen, als nur je eine Thatsache es sein kann, durch das des zuverlässigen und ehrenwerthen Mannes, der ihn vorher und nachher sah und sprach.

Denn die Aenderung mußte einen Grund haben. Daß es eine wahre Bekehrung vom Judenthum zum Christenthum mit großen zeitlichen Opfern verbunden war, ist klar, und eine solche Bekehrung mußte das Werk der göttlichen Gnade sein. Wie diese mitgetheilt wurde, ist die Frage. Der einzige Zeuge kann der Bekehrte sein. Und dieser erzählt uns, daß es durch eine Erscheinung der Mutter Gottes geschah, die ihn in den Geheimnissen unserer heiligen Religion unterrichtete. Sollen wir glauben, daß von der göttlichen Güte eine Person zum Gegenstand eines ganz außerordentlichen Gnadenaktes in dem Augenblicke gewählt wurde, in dem sie durch die Erdichtung einer Erscheinung der heiligen Jungfrau eine abscheuliche Unwahrheit erfindet und erzählt, um Gott des Ruhmes zu berauben und ihn einem Andern zuzuwenden? Was will der Verfasser der „Stimme" in Zweifel ziehen? Die Erscheinung, als könnte durch sie unmöglich solch' ein Zweck erreicht werden? Oder die daraus gezogenen Folgerungen? Sicherlich das Letztere nicht; denn wenn die Erscheinung wahr ist, so ist es auch recht, die seligste Mutter Gottes nicht als die Quelle, sondern als den Kanal einer großen „geistigen Gnade" anzusehen.

Wenn er zu verstehen geben wollte, daß es der Ehre Gottes Abbruch thun oder mit seinen geoffenbarten Lehren unvereinbar sein würde, an die Möglichkeit, auf eine solche Art die Gnade und religiöse Belehrung mitzutheilen, zu glauben, und daß das Ganze folglich eine Erdichtung und Täuschung sein müsse, so wollen wir als Erwiederung eine andere ähnliche Geschichte, in welcher nicht ein Jude, sondern ein Bischof die betheiligte Person war, erzählen. Zugleich wollen wir vorausschicken, daß wir sie aus der besten Quelle haben.

Die Person, welche wir meinen, war ein junger Mann von seltner Frömmigkeit und Tugend. Schon frühe eine Waise, widmete er seine Jünglingsjahre auf einer berühmten Universität dem Studium. Hier wurde seine Beharrlichkeit im Studium bloß durch die Reinheit und Unschuld seines Wandels übertroffen, der die Prüfung ernster Versuchungen bestand und den Fallstricken entwischte, die ihm ausgelassene Kameraden neidisch auf seine Tugend legten. Nachdem er sich alle profanen Wissenschaften angeeignet hatte, hörte er noch bei dem berühmtesten Professor jener Zeit einen theologischen Kursus und machte bald bedeutende Fortschritte. Er erhielt indessen noch sehr jung die Weihen und wurde zum Bischof ernannt, bevor er sich in den theologischen Kenntnissen für hinlänglich befestigt hielt; indeß war es wahr-

scheinlich seine Demuth, die den Mangel ihm größer erscheinen ließ. Er fand sich selbst ganz unfähig zu dem Berufe, das göttliche Wort zu predigen, und am Abend, ehe er zuerst diese Pflicht ausübte, lag er in Aufregung und Angst schlaflos auf seinem Bette. Da sah er plötzlich die ehrwürdige Gestalt eines alten Mannes vor sich, dessen Angesicht, Haltung und Kleidung große Würde verrieth, der aber zu gleicher Zeit sehr anmuthig und einnehmend erschien. Erschreckt durch diese Erscheinung sprang er von seinem Lager auf und fragte ihn ehrerbietig, wer er sei und zu welchem Zweck er komme. Der alte Mann antwortete mit edler Stimme, er sei gekommen, um seine Zweifel zu beruhigen und seine Schwierigkeiten zu heben. Diese Erklärung milderte seine Furcht, und bewirkte, daß er seinen Besuch mit einer Mischung von Freude und Ehrfurcht ansah, als er bemerkte, daß er beständig mit seiner Hand nach der andern Seite des Gemaches zeigte und dadurch zu wünschen schien, seine Aufmerksamkeit dorthin zu lenken. Dorthin richtete er demnach seine Augen und erblickte ein Weib von unvergleichlicher Majestät und mehr als menschlicher Schönheit, so strahlend, daß seine Augen den Glanz der Erscheinung nicht ertragen konnten, sondern daß er sie und sein Haupt in ehrfurchtsvoller Furcht neigen mußte. So lauschte er auf die Unterhaltung dieser zwei himmlischen Wesen, welche ihn über die Gegenstände, worüber er sich ängstlich fühlte, vollkommen belehrten und ihm zugleich mittheilten, wer seine huldvollen Besucher waren. Denn das Weib redete den Andern mit dem Namen des Evangelisten Johannes an und forderte ihn auf, den jungen Mann in dem Geheimniß himmlischer Frömmigkeit zu unterrichten, und er antwortete, „daß er bereit sei, dies zu thun, um der Mutter seines Herrn zu gefallen, da er sehe, daß sie es wünsche." Und darnach handelte er auch.

Dies ist unser Gegenstück zu der Erzählung in Betreff der Bekehrung M. Ratisbonne's, die von unserem Verfasser angegriffen wird. Ehe wir nun den Namen unserer Autorität für diese wunderbare Geschichte oder die Person, von der sie handelt, nennen, wollen wir unseren Leser, wenn er in der kirchlichen Biographie nicht hinlänglich bewandert ist, bloß bitten, zwei Punkte zu beantworten, welcher Kirche oder Religion er glaubt, daß der Schreiber oder der Gegenstand der Anekdote angehöre. Könnte er uns glauben, wenn wir ihm sagten, es habe sich mit dem Bischof Ken, oder dem Bischof Wilson, oder dem Erzbischof Laud zugetragen, oder wir haben sie abgeschrieben, wie

sie ein anglikanischer Geistlicher in dem Leben eines von diesen zuverlässig beschreibt. Wir wissen gewiß, er könnte es nicht. Die Idee, daß ein protestantischer Bischof seinen Glauben durch eine Erscheinung der heiligen Jungfrau lerne, würde jedem Princip und jedem Gefühl der Religion für widerstreitend angesehen werden. Würden wir aber dem Leser sagen, der betreffende Bischof sei der heil. Alphons Liguori oder sogar der heilige Karl, und der Erzähler ein italienischer Mönch oder Priester, so würde er sogleich einräumen, daß eine solche Erzählung aus einer solchen Feder über eine solche Person mit den Grundsätzen Beider vollkommen übereinstimme, und obgleich er, wenn er Protestant ist, erklären würde, er glaube nicht an die Geschichte, so würde er doch zugestehen, daß es ihn nicht wundere, sie an einem solchen Platze zu finden. Es mußte demnach ein Katholik und nicht ein Protestant gewesen sein, der dachte oder sagte, er habe eine solche Erscheinung gesehen. Und so war es auch. Der Bischof, der auf diese Art seinen Glauben lernte, war der heilige Gregor Thaumaturgus, der bloß etwas weniger als zweihundert Jahre nach Christus lebte; und der Erzähler der Erscheinung ist der Bruder des großen heiligen Basilius, der heilige Gregor, Bischof von Nyssa.[1]) Dies würde eine hübsche Anekdote für unsere alten Notizensammler über die Lehren der Katholiken gewesen sein.

Wir beabsichtigen nicht, eine regelmäßige Ordnung einzuhalten, sondern bloß einiges Einschlagende aufzulesen, welches zeigen kann, wie unsere Väter im Glauben über Gegenstände gedacht haben, die an uns so gerügt werden. Und da wir mit den Heiligen und den von ihnen gewirkten Wundern den Anfang gemacht haben, so wollen wir betreffs derselben noch einige Worte sagen. Es nehme sich einer die Mühe, eines der Wunder zu lesen, welche der heilige Augustinus in dem zwei und zwanzigsten Buche der Stadt Gottes erwähnt und er wende das Kriterium, welches wir bereits gegeben haben, dabei an, indem er sich selbst fragt, in welcher Klasse von neueren religiösen Schriften er erwarten würde, solchen Vorfällen zu begegnen. Man nehme z. B. die Geschichte, welche er von einem gewissen armen Schneider zu Hippo, Namens Florentius erzählt, der großen Mangel an Kleidungsstücken litt, und da er keine Mittel hatte, sich dieselben zu verschaffen, in die Kirche der zwanzig Märtyrer ging und laut betete,

1) **De Vita S. Greg. Thaumat. Op. tom. III. p. 545, ed. Par. 1638.**

sie möchten ihn bekleiden. Einige junge Leute, die als Spötter bekannt waren, belauschten ihn und folgten ihm, wobei sie ihn verhöhnten, als habe er zu diesen zwanzig Märtyrern um fünfzig Pfennige gebetet, um sich damit einen Rock zu kaufen. Der arme alte Mann indessen ging seines Wegs, fand einen an's Ufer geworfenen Fisch noch am Leben, den er verkaufte, und überdieß fand sich im Bauche desselben ein goldener Ring, den ihm der ehrliche Käufer mit den Worten übergab: „Sieh', wie die zwanzig Märtyrer dich bekleidet haben." [1]) Wir sind nun ganz sicher, daß mancher arme Italiener in seiner Noth es gerade so machen wird, wie Florentius; er wird zu irgend einer Kirche der heiligen Jungfrau oder eines Heiligen gehen und vor dem Altare knieend, beten, wie er es gethan hat. Und wir wissen gleichfalls genau, daß ein Haufen protestantischer englischer junger Herrn, die ihn belauschten, (die heutigen adolescentes irrisores katholischer Gebräuche) eben so gut einen Scherz aus der Sache machen würden, wie die jungen Stutzer aus Hippo. Somit braucht es wenig, die dramatis personae der Anekdote des heiligen Augustinus in moderne Zeiten überzutragen und dem Katholiken und Protestanten seine Rolle zuzuweisen. Und ohne Zweifel würde jeder alte oder neue Sammler von Beweisen, daß die Heiligen im katholischen System zu Vermittlern „zeitlicher Gnaden" gemacht werden, die Geschichte gleichfalls zu seinem Zwecke passend finden, mit der Ausnahme indessen, daß, da der heil. Augustinus sie unter andern Beweisen dafür anführte, daß die christliche Religion immer noch durch Wunder bewiesen werde, der alte Reisende sie gegen das Christenthum, sowie der moderne sie gegen den Katholizismus, gerichtet haben würde; so vollkommen identisch ist Beides.

Wir wollen noch einen Fall nehmen, der eine genauere Vergleichung zuläßt. In einem kleinen Werkchen, das die Geschichte der Medaille der heiligen Jungfrau, die gewöhnlich unter dem Namen der wunderthätigen bekannt ist, enthält, finden sich viele außerordentliche, aber genau bezeugte Fälle, in denen verstockte Ungläubige durch die Gebete ihrer Freunde und durch das Umhängen jenes heiligen Sinnbildes, selbst wenn es ohne Wissen des Sünders geschah, bekehrt wurden. Dies ist für Fleisch und Blut, für den stumpfen Sinn und das kalte Herz der gegenwärtigen Generation schwer zu glauben, und es wird entweder stillschweigend verworfen oder offen verspottet, und wollte Gott, daß

---

1) Op. tom. VII. p. 668, ed Bened.

dies bloß von unsern Gegnern geschähe! So wird uns z. B. erzählt, ein Soldat im Militärspital ist auf den Tod krank und weist jede Hülfe der Religion zurück. Die barmherzigen Schwestern, welche ihn pflegen, und der gute Pfarrer versuchen umsonst Alles, um ihm ein reuiges Gefühl und die Nothwendigkeit beizubringen, mit Gott sich zu versöhnen. Er weist Alles zurück, und heißt sie endlich unter heftigen Flüchen und mit brutaler Wuth, davon schweigen. Aufs Aeußerste gedrängt, nehmen die frommen Schwestern ihre Zuflucht zum Gebet zu der seligsten Jungfrau, indem sie nicht hoffen, er werde die Nacht überleben, und legen insgeheim eine Medaille in sein Bett. Er schläft ruhig und beim Erwachen sendet er mildegesinnt nach dem Pfarrer, empfängt mit großer Andacht die Sakramente, und stirbt im Frieden. [1]) Dies ist bloß Ein Beispiel aus Vielen; oft sind es fromme Verwandte, eine Tochter oder eine Frau, welche die Gnade erflehen; überall lesen wir von den inbrünstigsten Gebeten, in denen zu Gott und seiner seligsten Mutter gefleht wird. Diejenigen, welche mit der „Stimme aus Rom" einstimmen, können durch eine solche Erzählung nicht sehr erbaut werden, sie finden sie im Gegentheil anstößig und Aergerniß gebend. „Welche Kraft kann in einem bloßen Symbol liegen, das so wie ein Zaubermittel" (würden sie sagen) „neben oder auf eine Person gelegt wird, die auf seine Gegenwart gar nicht achtet oder nichts davon weiß? Wer kann glauben, daß „geistige Gnaden" so durch das Gebet zu einem Heiligen verliehen werden? Wir müssen dies in unser Notizenbuch als Betrug und Täuschung des Papismus aufnehmen."

Es sei so, wir müssen aber eine entsprechende Erzählung haben, die auf die Schreibtafel unsrer alten Forscher paßt; hier ist sie: „Zu Calama lebte ein hochgestellter Mann, Namens Martial, der schon bejahrt war und eine große Abneigung gegen die christliche Religion zeigte. Er hatte eine christliche Tochter und einen Schwiegersohn, welche seit einem Jahre getauft waren. Sie baten ihn unter vielen Thränen ein Christ zu werden; er aber weigerte sich hartnäckig und trieb sie mit heftigem Zorn von sich fort. Sein Schwiegersohn kam auf den Einfall, in die Kapelle des heiligen Stephanus zu gehen und dort mit seiner ganzen Kraft für ihn zu beten, damit Gott ihm die Gnade verleihen möge, ohne Aufschub an Christus zu glauben. Er machte es so, und zwar mit vielem Schluchzen und unter vielen Thränen und

1) Notice Historique, sechste Auflage, S. 76.

mit der Inbrunst aufrichtiger Andacht. Beim Weggehen nahm er einige Blumen mit sich und legte sie, als es Nacht wurde, zu Häupten des kranken Mannes. Er schlief, aber bevor noch der Tag anbrach, rief er aus und bat, man solle nach dem Bischof senden, der gerade bei mir in Hippo war. Als er dies hörte, bat er, man solle nach einigen Geistlichen senden. Sie kamen, er erklärte sich als gläubig und wurde zur Verwunderung und zur Freude Aller getauft. So lange er lebte, führte er die Worte im Munde: „O Christus, nimm meinen Geist auf," obgleich er nicht wußte, daß dies die letzten Worte des heiligen Stephanus waren, als er von den Juden gesteinigt wurde. Sie waren ebenfalls seine letzten, denn er starb bald." [1]) Hier nun haben wir unsere Parallele, jeder Theil der modernen Erzählung findet sein Gegenstück in der alten, und wenn man einen verwerfen muß, so muß man auch den andern verwerfen. Es ist in Beiden ein verstockter Ungläubiger oder Sünder, der sich nicht zu Gott bekehren will; es sind fromme Personen, die zu den Heiligen flehen; es ist ein Zeichen oder ein Symbol ihrer Vermittlung vorhanden — denn die Blume vom Altare bedeutet nichts Anders, als die Medaille; — dieses wird in jedem Falle in das Bett des Kranken gelegt, ohne daß er etwas davon weiß, und in beiden Fällen erwacht er am Morgen, um nach Gottes Diener zu fragen und ein Sakrament der Vergebung zu feiern. Die eine Erzählung ist aus Frankreich im neunzehnten, und die andere aus Afrika im Anfang des fünften Jahrhunderts (nach Chr. 427). Wie kommt es nun, daß sich bei einer solchen Entfernung von Zeit und Raum solche zufällige Uebereinstimmungen finden, wenn sie nicht Früchte Eines Baumes, Pflanzen Einer Saat, Zeugnisse Eines Systems sind. Und tadeln diejenigen, welche an solchen Zeugnissen in unserer Zeit und in unseren Ländern etwas auszusetzen haben, dieselben nicht ebenso in andern, und bringen sie sich dadurch nicht in die plumpe Stellung von Spöttern über das Christenthum, nicht über das, was sie in letzteren Beispielen auf dem Korn hatten, nämlich den Papismus zu verspotten?

Wir könnten diese Vergleichung zwischen den Wundern, welche als ein Ausfluß des modernen Katholizismus betrachtet, und denen, die mit vollkommenem Vertrauen von alten Schriftstellern erwähnt werden, noch weiter ausführen, und überall den nämlichen Schluß ziehen, —

1) S. Aug. lib. XXII. cap. VIII. De Civit. Dei, tom. VII, p. 668.

einen Schluß, der so weit reicht, als dogmatische Texte aus Homilien oder Abhandlungen, um die Identität des alten und modernen Katholizismus in Sachen zu beweisen, in welchen Letzterer, als weiche er von Ersterem ab, äußerst hart behandelt wird.

Mit diesem Gegenstand hängt ein Punkt zusammen, den wir zu berühren wünschen, da er nicht in vorliegendem Werke, sondern in vielen andern von ähnlicher Richtung gewöhnlich Tadel findet. Wir meinen die Art von Parteilichkeit, welche zu bestimmten Zeiten einem einzelnen Heiligthum erwiesen wird, in dem ein Altar oder ein Bild gefunden wurde, durch welches Gott, wie man glaubt, wunderbarer wirkt, als anderswo. Von der Art ist gegenwärtig der Altar der heiligen Philomena in Mugnano, oder die Kirche des heiligen Augustinus in Rom. Es würde leicht sein, viele Stellen aus alten Schriftstellern zusammen zu bringen, welche das Vorwiegen eines ähnlichen Gefühls und seine daraus hervorgehende Ausübung beweisen; in der That wird das Buch und Kapitel in den Werken des eben genannten heiligen Lehrers, worauf wir schon öfters verwiesen haben, Beweise von einer besonderen Auszeichnung liefern, welche von ihm gewissen durch Reliquien geweihten Plätzen (wie die Oratorien des heil. Stephanus) zu Theil wurde. Aber solche Gefühle der Verehrung, des Vertrauens und der Anhänglichkeit an einen Heiligen und sein Heiligthum, werden von Niemand besser dargestellt, als von dem gelehrten, heiligen und wahrhaft liebenswürdigen Paulinus. Wenig Kirchenväter führen uns angenehmer in die Geheimnisse des christlichen Lebens und des christlichen Herzens in den alten Zeiten ein, als der Bischof und Dichter von Nola. Patrizier von Geburt, durch Erziehung Schüler des Ausonius, (der ihn mit den alten Klassikern vergleicht), durch Wahl und Beruf ein armer Mönch, die Wonne und der Freund eines heiligen Augustinus, Ambrosius, Hieronymus, Sulpicius, Severus und aller großen und edlen Männer seiner Zeit, die Bewunderung der ganzen Kirche, legt er in seinen Briefen eine Einfachheit des Glaubens, eine Zartheit der Zuneigung, unschuldigen Scherz, Heiterkeit und ungezierte Demuth an den Tag, was er höchst angenehm mit der Tiefe seiner Frömmigkeit und dem Reichthum seines heiligen Wissens vereinigt. Es gibt wenige Kirchenväter, welche auf unser tägliches Leben mehr Einfluß haben und einfachere Empfindungen aussprechen, und sich selbst mit ihren Lesern so vertraut machen, als er. Aber in

allen seinen Werken ist er der Diener des heiligen Felix, des glorreichen Märtyrers von Nola. An seinem Grabe wohnte er, obgleich von Geburt ein Gallier, als armer Einsiedler und Priester, nachdem er Alles verkauft und den Armen gegeben hatte; später saß er auf seinem Bischofsstuhle. Den Jahrestag jenes Heiligen durch Gedichte und Feierlichkeiten zu verherrlichen, eine Basilika ihm zu Ehren zu bauen und sie mit Musivarbeiten und Versen auszuschmücken, seinen Freunden Liebe zu ihm und Glauben an seine Macht einzuflößen und sie zu veranlassen, den Reliquienschrein seines Vaters und Beschützers, wie er ihn nennt, zu besuchen — schienen seine angenehmsten Beschäftigungen zu sein. Wie katholisch ist seine Sprache allenthalben für katholische Ohren! Wie papistisch muß sie dem Protestanten klingen! Z. B. die „Stimme aus Rom" läßt sich gegen folgenden Vorfall oder wenigstens gegen die dadurch erregten Gefühle aus. Ein junges Weib wurde nahe bei der Kirche unserer Frau, die an das Spital von Consolazione stößt, während darin heilige Exercitien abgehalten wurden, von einem Wagen überfahren, (der zwar leer war, aber die römischen Wägen sind nicht leicht, wenn sie auch leer sind). Sie entging einer drohenden Todesgefahr, wofür es Jedermann ansah, und das Volk rief aus: „E un miracolo della Madonna!" Dies wird als ein Beweis angeführt, daß die heilige Jungfrau um zeitlichen Segen angegangen wird. Zufällig nun erzählt der heilige Paulinus einen ähnlichen Vorfall und schließt auf die nämliche Weise, wie diese armen Italiener gethan haben. Glücklicherweise war kein englischer Protestant in seiner Nähe. Eine Person, Namens Martinianus wollte mit Briefen oder vielmehr mit einer Botschaft zu ihm gehen, und begegnete auf ihrem Wege von Capua nach Nola, die ungefähr zwanzig Meilen von einander entfernt sind, einem Manne, der mit seinen Maulthieren nach Hause zurückkehrte, nachdem er ihre Last abgeladen hatte, wie man ihnen jetzt bei den tuskulanischen Hügeln begegnen kann, wenn sie Wein nach Rom gebracht haben. Er erkaufte sich klüglich die Befugniß, reiten zu dürfen, um einen geringen Preis.

> **„Nactus vacantem sarcina mulum (ut solent**
> **Jumenta revocari domum)**
> **Parvo breve per iter aere conductum sedet."**

Als sie halbwegs waren, wurde das Maulthier scheu und stätig.

Martinianus (der in der letzten Zeit mehr Matrose[1]) als Reiter gewesen war) wurde abgeworfen und ein Stück weit hinausgeschleudert. Aber obgleich er zwischen Steine und Dornen fiel, so wurde er doch weder gestoßen noch geritzt. Woher kam dies? Der heilige Paulinus findet dabei keine Schwierigkeit. Würde er sich in Prosa und italienisch ausgedrückt haben, so würde er gesagt haben: „E un miracolo di San Felice.“ Da er aber lateinische Verse schreibt, so beschreibt und erklärt er das Ereigniß, wie folgt:

„Medioque mox spatio viae
Muli pavore sessor excussus procul
Vectore subducto cadit.
In ora lapsus ora non laesit sua,
In saxa fusus et rubos
Nec sente vultum, nec lapide artus contudit,
Felicis exceptus manu;
Qui jam propinquantem aedibus fratrem suis,
Non passus occursu mali
Suis periclum in finibus capessere;
Hostem removit invidum,
Et hunc fidelem compotem voti, *suis*
Confessor induxit locis.
Nostrisque juxta sedibus gratum intulit
Felix patronus hospitem.“ [2])

Der heilige Paulinus zögert demnach nicht zu behaupten, daß der heilige Felix diesen armen Mann vor Verletzung bewahrt und ihn seine Tagereise habe vollenden lassen, weil er bloß wenige Meilen von seiner Kirche entfernt war und zu seinem Schützling Paulinus reiste. Sicherlich war der heilige Paulinus ein völliger Papist.

Und so war es auch. Denn er machte es sich, wie er wiederholt erzählt, zur Pflicht, zum Feste der heiligen Apostel Peter und Paul jedes Jahr nach Rom zu gehen;[3]) und war durch die Freundlichkeit

---

1) Der heilige Paulinus beschreibt in diesem Gedicht einen noch bei den englischen Matrosen bestehenden Gebrauch, nach dem Winde zu pfeifen.

—— „Gubernator —
— Fortiores provehendis cursibus
Auras vocabat sibilo.“ — v. 44.

2) Poema XXII, 405—421, Op. col. 583, ed Murat.

3) „Romae, cum solemni consuetudine, ad beatorum Apostolorum natalem venissemus.“ — Ep. XX. col. 108. „Cum apostolicam solemnitatem voti nostri, et itineris annui socius celebrasset.“ — Ep. XLIII. col. 254.

sehr getröstet, die ihm der römische Oberpriester dadurch erwies, daß er ihn zur Feier des Jahrestags seiner Erwählung nach Rom einlud. Dies bringt uns nun auf den Punkt, wegen dessen wir zuerst den heiligen Paulinus anführten, nämlich auf seine Vorliebe für ein besonderes Heiligthum und seine Anhänglichkeit an den daselbst verehrten Heiligen. In einem seiner Briefe an seinen Freund Sulpicius Severus (welcher jenes Jahr nicht Wort gehalten hatte, ihn in Rom zu treffen) macht er diesem halb im Scherze, jedoch nicht ohne Ernst Vorwürfe, daß er es vernachlässigt habe, seinem Versprechen gemäß zu kommen und wie er sich ausdrückt, „seinem Herrn (St.) Felix" (Dominum meum Felicem) zu besuchen. Er bittet ihn, sich zu hüten, sich sein Mißfallen dadurch zuzuziehen, daß er eine Wallfahrt verspreche und sein Versprechen nicht halte. „Scio quidem," setzt er hinzu, „et in Domino meo Felice viscera pietatis affluere; sed te quaeso, hoc eum magis diligas et timeas, quo melior est et indulgentior .... ut tanto magis carissimum Dei metuas offendere quanto promptius dignatur ignoscere."[1]) Dies ist sicherlich eine sehr unprotestantische, und deßwegen sehr katholische Sprache. Wir könnten uns auch denken, dieselbe werde von dem Erzpriester von Mugnano (der heilige Paulinus war, als er dieses schrieb, noch nicht Bischof) an einen Freund gerichtet, der ihm versprochen hatte, das Grab seiner Patronin, der heiligen Philomena, zu besuchen, und nicht Wort gehalten hatte. Wäre solch ein Brief von ihm ausgegangen, welch reichlichen Stoff hätte er für das Notizenbuch eines modernen englischen Reisenden geliefert! In Ermanglung dessen wollen wir ihm deßhalb das des heiligen Paulinus, des Nachbars des Pfarrers in der Stelle und im Glauben, anbieten.

Bevor wir jedoch den Band seiner Werke schließen, stoßen wir noch auf einen andern mit dem vorhergehenden zusammenhängenden Punkt, worüber wir ihn gerne hören wollen. Wir müssen ihn aber durch eine kleine einheimische Geschichte einleiten, worüber wir wieder die Meinung des Lesers erbitten müssen, ob die Parthien dabei Katholiken oder Protestanten waren.

In einem weiblichen Gott geweihten Ordenshause lebte ganz zurückgezogen eine Nonne von seltener Frömmigkeit und Weisheit, die Schwester zweier Bischöfe, Beide ausgezeichnet durch das in ihren

1) Ep. XVII. col. 96.

Schriften sich kundgebende Wissen und die Heiligkeit ihres Wandels. Der Berühmtere davon war eben gestorben, und sein Verlust wurde von allen Guten als ein öffentliches Unglück beweint. Der Andere entschloß sich, sobald er nach diesem Ereigniß einige Muße hatte, seine heilige Schwester zu besuchen, die er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Die Entfernung war groß, und als er noch eine Tagreise von dem Orte, wo sie lebte, entfernt war, hatte er bei Nacht eine höchst merkwürdige Erscheinung, welche die Hoffnungen der Zukunft in Furcht verwandelte. „Denn es schien mir," ist seine eigene Erzählung, „als trüge ich in meinen Händen die Reliquien von Märtyrern, von denen ein Glanz ausstrahlte, wie der eines polirten Spiegels, wenn er gegen die Sonne gehalten wird, so daß meine Augen von den Strahlen des Lichtes geblendet wurden. Dreimal des Nachts erschien mir diese Erscheinung." [1]) Unfähig ihre Bedeutung zu ahnen, sah er den Ereignissen entgegen, sie zu erklären. Als er sich dem Kloster näherte, fragte er nach seiner Schwester, und man sagte ihm zuerst, sie sei etwas unpäßlich. Seine Ankunft war indessen bekannt geworden, und ein großer Zusammenfluß von Personen ging ihm entgegen. Die heiligen Jungfrauen aber erwarteten ihn bescheiden in der Kirche, und nachdem er gebetet und ihnen den Segen ertheilt hatte (sie neigten sich tief, um ihn zu empfangen), zogen sie sich zurück. Als er in das Kloster kam, fand er seine Schwester sehr krank in ihrer Zelle; aber anstatt auf einem Bette, lag sie auf einem Brett am Boden, ein anderes diente ihr zum Kopfkissen. Wir wollen unsere Leser nicht mit der erbaulichen Erzählung ihrer Worte und Gebete in ihren letzten Stunden aufhalten, wie sie, als die Töne des Vespergesangs in die Celle drangen, ihren Bruder entließ, damit er diese Pflicht nicht versäume, [2]) wie oft sie, wenn sie ihr eigenes, erhabenes Gebet schloß, sich selbst mit dem Zeichen des Kreuzes auf ihre Augen, ihren Mund und ihre Brust bezeichnete, und wie ihre letzte Bewegung die war, ihre Hand zu dieser Handlung zu erheben. [3]) Dies mag dazu dienen, den Leser in der Bildung seines Urtheils über die Religion der handelnden Personen zu unterstützen; wir aber haben einen andern Zweck dabei. Die fromme Jungfrau gab auf diese Art ihren Geist auf, und eine religiöse Matrone, die Freundin der Abgeschiedenen, unternahm es, ihrem Versprechen gemäß, ihren heiligen Leichnam zur Beerdigung

1) Siehe unten S. 188. 2) Seite 192. 3) Seite 195.

vorzubereiten. Wir wollen nun die eigenen Worte ihres Bruders, des Bischofs anführen. „Vestiana ordnete mit ihren eigenen Händen dieses heilige Haupt und ihre Hand unter dem Halse haltend, rief sie auf mich blickend aus: „„Sieh' was für eine Halskette diese Heilige trug;"" zugleich löste sie eine Schnur hinten am Halse, streckte ihre Hand aus und zeigte uns ein eisernes Kreuz und einen Ring von demselben Metall, welche beide an einer dünnen Schnur auf ihrem Herzen hingen. Darauf sagte ich: „„Wir wollen die Erbschaft theilen. Nimm du das Kreuz zum Andenken, ich will mich mit diesem Ring als meinem Antheil begnügen; denn auch er hat ein Kreuz auf seinem Knopfe eingegraben."" Darauf blickte sie denselben näher an und sagte zu mir: „„Du hast keine schlechte Wahl getroffen, denn der Ring ist heilig unter dem Knopfe, und es ist ein Theil des Lebensbaumes (des wahren Kreuzes) darin eingefügt; und so zeigt das oben eingegrabene Kreuz richtig an, was darunter liegt."" [1])

Wird ein Leser zögern, darüber zu entscheiden, welcher Religion alle hier betheiligten Personen angehörten? Waren sie Anglikaner? Wir möchten in der That gerne wissen, wie viele Kreuze, keine goldenen, die als eitler Schmuck äußerlich getragen werden, sondern von geringerem Metall, die verborgen auf dem Herzen liegen, und wie viele Reliquien an demselben Platze in den Haushaltungen englischer Bischöfe gefunden werden könnten. Aber blick auf den Hals eines gebräunten italienischen Bauers, der mit offener Brust die Felder umgräbt oder Trauben liest, und du wirst die dünne Schnur um denselben finden, an welcher irgend ein ähnliches Denkzeichen des Leidens Christi hängt. Ja wir zögern nicht zu behaupten, daß auf jeder unserer Inseln gerade durch diese Zeichen — das Kreuz, oder die Reliquie, oder die Medaille, oder sogar den Ring mit einem Kreuz zu seinem Sinnspruche, die im Leben und im Tod an seinem Halse hängen, und auf seiner Brust ruhen, der arme Katholik vom Protestanten unterschieden werden kann. So wurde der Leichnum eines schiffbrüchigen Katholiken sogleich daran erkannt. Wie enge und wie nahe verbindet eine „kleine dünne Schnur," wie diese, den Glauben und die Gefühle der alten und modernen Kirche mit einander und beweist, daß sie immer noch die nämlichen sind! Wie heimisch wird einem katholischen Herzen ein solcher unbedeutender Vorfall, der zufällig erwähnt wird!

1) S. Greg. Nyss. in Vita S. Macrinae, Oper. tom. II. p. 198.

Welche Fülle von Ueberzeugung, von Ermuthigung, von Trost liegt darin! Wie freudig kann sich einer sogar des Aberglaubens beschuldigen lassen in Gesellschaft mit der heiligen Makrina, der Schwester des heil. Basilius und ihres Lebensbeschreibers, des heiligen Gregor von Nyssa! Denn dies sind die Personen, über die wir geschrieben haben.

Wenn aber solche, die so vollkommene Armuth erwählt hatten, wie diese heilige Nonne, bloß ein Reliquienkästchen von Eisen trugen, so darf man nicht wähnen, es beweise dies eine zu geringe Würdigung einer so kostbaren Reliquie, wie ein Theil des heiliges Kreuzes ist; denn wenn sie es ohne Verletzung einer religiösen Verpflichtung thun könnten oder möchten, so würden sie es in Gold gefaßt tragen. Wir haben über diesen Gegenstand einen schönen Brief des heiligen Paulinus. Severus bat ihn um Reliquien von Märtyrern zur Einweihung einer Kirche, die er gebaut hatte. Er antwortete, wenn er nur „ein Stäubchen von ihrer heiligen Asche zu vergeben hätte, so würde er es ihm senden." Da er aber Alles, was er habe, für seine eigene neue Kirche nöthig hatte, so sandte er ihm ein anderes Geschenk, um es den Reliquien, die er anders woher zu erhalten suchen müsse, beizufügen; — es war dies ein Stückchen des „göttlichen Kreuzes:" — „Invenimus quod digne, et ad basilicae sanctificationem vobis, et ad sanctorum cinerum cumulandam benedictionem mitteremus, partem particulae de ligno divinae Crucis." Er sagt ferner, der Theil, den er sende, sei fast unsichtbar, er müsse aber alle Macht und Kraft besitzen, wie das ganze Kreuz, als ein gegenwärtiger Schutz und ein Pfand des ewigen Lebens. „Accipite magnum in modico munus; et in segmento pene atomo astulae brevis sumite munimentum praesentis, et pignus aeternae salutis. Non angustietur fides vestra carnalibus oculis parva cernentibus, sed interna acie totam in hoc minimo vim Crucis videat." Diese Reliquie war in einen kleinen goldenen Cylinder eingeschlossen, — „tubello aureolo rem tantae benedictionis inclusimus." [1]) Als er später dem Severus Verse zu Inschriften für seine Kirche sandte, schickte er ihm für den Altar zwei Abschriften; die eine, im Falle er diesen Theil des heiligen Kreuzes zu den andern Reliquien lege, die andere, im Falle er es vorziehen sollte, ihn selbst zu tragen. Die Gründe, welche er zu Gunsten der letzten Alternative anführt, sind vollkommen katholisch. „Wenn du indessen diesen heiligen

1) Ep. XXXI. col. 189.

Theil des Kreuzes zur Hand nehmen willst, zu deinem täglichen Schutze und Vorsorge, damit er nicht im Altare eingeschlossen dir nicht bereit und zur Hand sei, wenn du ihn brauchst u. s. w." [1])

Wir möchten nun gerne mit dieser Stelle bei einem gut unterrichteten Protestanten, (der in den alten Wissenschaften nicht bewandert ist) und bei einem unwissenden Katholiken einen Versuch anstellen; es würde dies in der That das experimentum Crucis sein. Der Erstere würde sogleich Papisterei darin wittern, es würde irgend ein vages Bild des Aberglaubens in schwefeligen Dünsten sein Haupt umschweben, aber er würde sicherlich nicht im Stande sein, einen bestimmten, verständigen Sinn den Worten zu geben. Er würde gewiß nicht glauben, sie seien den Briefen des John Wesley oder des Bischofs Bull entnommen. Er wähnt, bloß Mr. Bickersteth schreibe einen solchen Brief! Ja oder Dr. Hook, welcher den andern Tag in den Zeitungen veröffentlichte, daß derjenige, wer noch einmal sage, er habe das Zeichen des Kreuzes gemacht, eine Lüge sage! Unser armer Katholik dagegen würde, wir dürfen es bestimmt behaupten, sogleich fühlen, daß die Sprache vollkommen katholisch ist; er würde wissen, was sie bedeutet, und wenn er die Mittel dazu hätte, verstehen, wie sie in Ausübung zu bringen wäre. Die Königin von Frankreich wußte kürzlich, wie dies zu thun ist, wie man „eine solche Reliquie, wenn man sie bei der Hand hat, gebrauchen muß," als sie das Reliquenkästchen mit einem Theil des heiligen Kreuzes von ihrem Halse nahm und es auf die Stirne ihres sterbenden ältesten Sohnes legte.

Es ist aber Zeit zu etwas Anderem überzugehen und zum Schlusse zu bringen. Der Verfasser des vorliegenden Buches gibt sich große Mühe, zu beweisen, daß in Rom das Volk ganz schlimme Begriffe in Betreff der göttlichen Geheimnisse oder der Messe habe. Jeder Begriff von einer Kommunion, erzählt er, ist ausgeschlossen, „und sie wird einfach bloß als ein Sühnopfer für Lebende und Todte angesehen. Daß es in den Seelenmessen so ist, kann kein Mensch bestreiten." Er fährt dann mit der Behauptung fort, es sei sehr selten, daß Jemand, ausgenommen der Priester, kommunizire, und will glauben machen, bloß zu wenigen Zeiten im Jahr sei allgemeine Kommunion in Rom. Diese Behauptung müssen wir geradezu verneinen. Es gibt dort Tausende, welche wöchentlich, Viele, die noch häufiger

---

1) Ep. XXXII. col. 201.

und sogar jeden Tag zur Kommunion gehen. Und was die monatlichen Kommunikanten betrifft, so gibt es sicherlich kaum ein Haus in der Stadt, das nicht einige hätte. Aber unser Reisender wußte sehr wahrscheinlich, wie die meisten englischen Reisenden, nicht, wann und wo er sich nach denselben umzusehen hatte. Bevor er sein bequemes Quartier an der Piazza di Spagna an einem Wintermorgen verlassen hat, ist es möglich, daß sich viele Kirchen mehr als einmal füllten und wieder leerten. Wir wollen indeß für jetzt bloß die irrigen Ansichten in Betracht ziehen, welche er den Römern in Betreff des anbetungswürdigen Sakraments des Altars aufbürdet. Er hat Unrecht, wenn er sagt: „es wird einfach bloß als ein Sühnopfer für Lebende und Todte angesehen." Nimm das Adverbium weg, so ist der Satz richtig. Um jedoch den Gegenstand unseren Lesern vorzulegen, wie wir es mit anderen gemacht haben, wollen wir uns zu einem andern Theile des Buchs wenden, in welchem er über oder gegen Gegenstände spricht, die mit den Seelenmessen zusammenhängen.

Er führt Beispiele von bevorzugten Altären an und gibt uns dabei folgende Inschrift und Uebersetzung aus dem, „was die Celle des heil. Gregors in seiner Kirche auf dem cölinischen Hügel genannt wird." „Hac in cella TT. Gregori I. Pont. Max. celebratae missae animam cruciat. purgatori solvunt. — Zur Zeit Papst Gregors des Ersten, erlöst (e) eine in dieser Celle gelesene Messe eine Seele aus dem Fegfeuer" (S. 34). Es waltet hier sicherlich ein Irrthum ob. Das Verbum steht im Präsens, und kann sich nicht auf die Zeiten des heiligen Gregor beziehen. Wir haben keine Hülfsmittel bei der Hand, um die Inschrift zu beglaubigen, aber wir vermuthen, TT. ist ein Irrthum. Aber wir sind nicht darum bekümmert, um so mehr, als sie uns berechtigt, zu untersuchen, ob der heilige Gregor selbst unseren Verfasser oder uns in unseren beziehungsweisen und widerstreitenden Ansichten über die Seelenmessen gerade an diesem Platze unterstützen würde.

Er erzählt uns, in seinem eigenen Kloster, welches gerade das auf dem cölischen Hügel war, sei drei Jahre, bevor er dieses schrieb, ein gewisser Mönch, Namens Justus gestorben, der, da er die Arzneikunde verstand, sich eine unbedeutende Summe Geldes auf die Seite legte, das er durch seine medicinische Praxis erworben hatte. Als er sich seinem Ende näherte, offenbarte er dies seinem Bruder, einem Laien, welcher es dem Superior mittheilte. Letzterer, beunruhigt durch

eine solche ungewöhnliche Verletzung der religiösen Armuth, trug die Sache dem heiligen Gregor vor. Er ordnete die strengste Behandlung an: Keiner der Brüder solle sich ihm nähern, um ihn in seiner letzten Stunde zu trösten, sein Leichnam solle in ungeweihtem Boden begraben und sein Geld (ähnlich wie bei den egyptischen Einsiedlern in ähnlichen Fällen) verächtlich auf seine Leiche geworfen werden. Er starb indessen mit großen Zeichen der Reue und der Zerknirschung. Nach drei Tagen, erzählt uns der heilige Oberpriester, habe er mit Mitleid an die Strafe, welche er in der andern Welt erleiden müsse, und daran gedacht, wie er davon befreit werden könne. „Deßhalb," fährt er fort, „ließ ich Pretiosus, den Superior des Klosters, kommen und sagte zu ihm: „„Unser kürzlich verstorbener Bruder wird nun lange genug im Feuer gequält (igne cruciatur); wir müssen ihm einen Liebesdienst erweisen und sehen, wie wir ihm helfen und ihn befreien können. Sorge deßhalb dafür, daß du dreißig Tage lang für ihn das Opfer darbringst, von heute an gerechnet, so daß kein Tag vorübergeht, an dem das Schlachtopfer der Erlösung nicht zu seiner Verzeihung geopfert wird."" Dies wurde sorgfältig vollzogen. Nach dreißig Tagen, erzählt uns der heilige Gregor, erschien der Verstorbene seinem Bruder, der nichts von dem wußte, was zu seinen Gunsten geschehen war, und sagte ihm, er habe bis jetzt Qualen erduldet, sei aber heute erlöst worden.[1]) Der heilige Gregor glaubte deßhalb, daß das Meßopfer zu seiner Zeit Seelen von den Qualen des Fegfeuers befreite und zwar das auf dem cölischen Hügel dargebrachte. Und er glaubte ferner noch, es schade nichts, das heilige Opfer mehrmals in der ausdrücklichen Absicht darzubringen, die Sünden eines Verstorbenen zu sühnen.

Und in Betreff der Lebenden glaubte der heilige Gregor das Nämliche. Denn in einem folgenden Kapitel gibt er eine Erzählung eines außerordentlichen Ereignisses, das gut bezeugt ist und sich sieben Jahre vorher ereignete. Agatho, Erzbischof von Palermo, wurde vom Papste nach Rom vorgeladen und leistete natürlich Gehorsam. Auf seiner Reise bestand er einen heftigen Sturm, und während desselben ging ein Matrose, Namens Baraca (als der heilige Gregor schrieb, Geistlicher an der Kirche von Palermo) in ein Boot, das vom Schiffe im Schlepptau nachgezogen wurde, und wurde, da das Tau brach, von

1) Dial. lib. IV. cap. IV. Op. tom. II. p. 468, ed. Bened.

den Wellen fortgetrieben. Das Schiff selbst wurde an das Ufer der Insel Ustika getrieben, und nachdem der gute Erzbischof drei Tage gewartet und den armen Matrosen aufgegeben hatte, that er, was er allein thun konnte, indem er ihn für todt hielt; „er ließ das Opfer der Erlösung für die Rettung seiner Seele Gott dem Allmächtigen darbringen.“ Nachher segelte er nach Italien. Wie groß war sein Erstaunen, als er beim Landen in Porto den nämlichen Mann sah! Als man ihn fragte, erzählte er, das Boot, in dem er in die See hinausgetrieben wurde, sei alsbald umgeschlagen, er habe aber glücklicherweise den Kiel erstiegen. Nachdem er so lange gegen Hunger und Ermüdung gekämpft hatte, begann er schwach zu werden, als er plötzlich zwischen Schlaf und Wachen zu sein schien, und ihm eine Person erschien, welche ihm ein Stück Brod gab, das ihn sogleich wieder zu sich brachte, und so nahm ihn ein vorübersegelndes Schiff auf. Auf weitere Fragen fand der Bischof, daß sich dies im nämlichen Moment ereignete, in dem das heilige Opfer für ihn zu Ustika dargebracht wurde. [1])

Unsere gegenwärtige Untersuchung nun ist nicht die, ob diese Erzählungen wahr sind, oder nicht; wir nehmen nicht den geringsten Anstand, daran zu glauben; wenn aber diejenigen, mit welchen wir streiten, sie lieber verwerfen, so ist dies für unseren Beweis ganz gleichgültig. Alles, was wir zu fragen haben, ist: könnte solch' ein Ereigniß von einem protestantischen Theologen oder Bischof erzählt werden? Könnte er es zur Erläuterung oder Bekräftigung in Bezug auf den kirchlichen Gottesdienst und seine Anwendung auf die Lebenden und Todten ohne Widerspruch anführen? Könnte dagegen nicht ein moderner Katholik jetzt ebenso schreiben, ohne eine Sylbe zu ändern? Stimmt es nicht ad amussim mit der Lehre von der Messe überein, welche unser Tourist tadelt?

Wir wollen bloß noch ein anderes Beispiel geben, daß die heiligen Geheimnisse auf einen besonderen Zweck angewendet wurden, wo nicht die Kommunion, sondern die Erlangung einer Wohlthat der Zweck der Feier war. — Ein gewisser Mann hatte ein Landhaus, welches, wie er glaubte, von bösen Geistern beunruhigt wurde. In Abwesenheit des Bischofs bat er die Geistlichkeit, es möchte einer aus ihr hingehen und um die Entfernung der Heimsuchung beten. „Einer

1) Cap. LVII. p. 469.

von ihnen ging, und brachte daselbst das Opfer des Leibes Christi dar und betete inbrünstig, die Störung möge aufhören, was auch durch die Gnade Gottes geschah." [1]) Hier wurde die heilige Messe gefeiert, um für einen Einzelnen einen Segen zu erlangen. Der Mann und der Priester (der heilige Augustinus, der den Hergang erzählt, billigt die Handlungsweise Beider) thaten in der That genau, was Katholiken noch heutzutage unter ähnlichen Umständen thun würden. Kein englischer Geistlicher würde, glaube ich, daran denken, den Akt der Kommunion zu einem solchen Zwecke vorzunehmen. Hier geben wir noch einen papistischen Zug aus dieser afrikanischen Abhandlung, welcher erwähnt zu werden verdient. Jener gute Mann hatte sich von einem Freunde einige Erde aus dem heiligen Lande vom Grabe unseres Herrn verschafft, und dieselbe in seinem Zimmer aufgehängt, daß sie ihn beschützen möge. Da er nun aber ferner derselben nicht mehr bedurfte, „wünschte er aus Ehrfurcht, sie nicht länger in seinem Zimmer zu behalten." Was thut er nun? Als er hörte, der heilige Augustinus und ein anderer Bischof seien in der Nähe, bat er sie, zu ihm zu kommen. Sie thaten es, und er erzählte ihnen Alles, was sich zugetragen hatte, und bat sie, die heilige Erde an irgend einem heiligen Orte ehrfurchtsvoll zu verbrennen. Sie lachten nicht über ihn, auch sagten sie nicht, er sei abergläubisch; sondern sie willfahrten ihm, und ein gichtbrüchiger Jüngling, der auf seine eigenen Bitten an den Ort getragen worden war, ging geheilt nach Hause. Ob der Katholizismus des gelehrten und heiligen Vaters, der ernstlich und gläubig diese Erzählung mittheilt, mit dem unsrigen übereinstimmt oder mit dem, den die anglikanische Kirche beansprucht, mag Jeder selbst entscheiden.

Es ist nun Zeit, daß wir schließen. Der Weg der Untersuchung, welchen wir eingeschlagen haben, mag für minder wichtig angesehen werden, im Vergleich mit der Erörterung großer Autoritäten und gewichtiger Texte. Und dies ist auch unsere Ansicht von der Sache. Oft aber können geringfügige Uebereinstimmungen in Kleinigkeiten viel dazu beitragen, um die Hauptbeweise zu befestigen. Wenn der Naturforscher die Abkömmlinge von Nationen oder Stämmen ausfindig machen will, so wird er den geringsten Aehnlichkeiten Wichtigkeit beilegen. Das Vorwiegen der nämlichen Kleidung oder Nahrung oder Waffe,

---

1) St. Aug. wie oben p. 666.

Aehnlichkeit der Gebräuche im häuslichen und öffentlichen Leben werden bei der Festsetzung der Identität eines modernen Volkes mit einer alten Race oft so viel bewirken, als eine Masse ethnographischer und historischer Thatsachen. Und ebenso gibt jeder Umstand des Privat- und öffentlichen Lebens der alten Christen, der über ihre täglichen Gedanken und die Ausübung ihrer häuslichen Gewohnheiten Aufschluß gibt, ein Element zu der Vergleichung zwischen ihnen und denen, die in neueren Zeiten von ihnen abzustammen beanspruchen, ein Element, das ebenso entscheidend, obgleich an sich selbst bedeutungslos ist. Man kann in der That sagen, die wenigen Beispiele, die wir ohne viel Mühe zusammengebracht haben, rechtfertigen das öftere Vorkommen ähnlicher Gewohnheiten bei den neueren Katholiken nicht. Darauf antworten wir mit den Worten des heiligen Hieronymus, als er einen ähnlichen Einwurf widerlegte: „Quod semel fecisse bonum est, non potest malum esse si frequentius fiat: aut si aliqua culpa vitanda est, non ex eo quod saepe, sed ex eo quod fit aliquando, culpabile est.“ [1]) Zudem bitten wir zu bemerken, daß ein Umstand, der der zerstörenden Zeit entgangen ist, und folglich als eine Thatsache und ein gewöhnlicher Vorfall gegeben ist, eine Menge Anderer, die ihm ähnlich sind, aber verloren gingen, darstellt. Es ist wie wenn ein Pfeil oder ein Helm in dem Grabe eines alten Volkes gefunden wird; sie setzen uns in den Stand, ihre Ausrüstung wieder herzustellen; Niemand nimmt nur einen Augenblick an, daß sie Muster einer einzigen und nie öfters vorkommenden Form seien. Wer wird sich gleicherweise einbilden, bloß die heilige Macrina habe ein Kreuz und eine Reliquie um ihren Hals getragen, und bloß der heilige Gregor Thaumaturgus habe an Erscheinungen der heil. Jungfrau geglaubt, weil diese Beispiele nahezu einzig in den Berichten aus ihren betreffenden Zeiten vorkommen? Beide Ereignisse werden ohne Staunen, dem Stempel der Neuheit, erzählt. Das Nämliche gilt von jedem anderen Beispiele, welches wir gegeben haben.

Wir können deßhalb sicher damit schließen, es möge sich, so weit wir in der Sache gegangen sind, „eine Stimme aus Rom" erheben, strenge protestirend gegen die Religion jener, welche sich zu Reformatoren

---

1) „Was gut ist, wenn es einmal gethan wird, kann nicht schlecht werden durch öfteres Thun; und wenn ein Fehler zu vermeiden ist, so ist er nicht deßhalb ein Fehler, weil er oft, sondern deßhalb, weil er überhaupt geschah. — Adv. Vigilant. p. 396.

und Kritikern der großen apostolischen Kirche aufgeworfen haben, statt ihre Nacken gelehrig der Autorität ihrer Lehre zu beugen; eine Stimme, die murmelnd aus den Katakomben sich erheben und die Tiefen mit ihren geheimnißvollen Lauten erschüttern würde, welche in goldenen Echos von den Gräbern der Märtyrer unter dem Altare gegen den Mosaik des Gewölbes, das über ihnen sich wölbt, erschallen würde, welche auf den Schwingen katholischen Glaubens und katholischer Liebe zu entfernten Ländern, über Alpen und Meere dringen, an den Küsten Afrikas, des Pontus und Spaniens sich ausdehnen, und von allen in den zürnenden Worten ihrer größten Männer zurückkehren würde, um mit ihrem Donner die Anmaßung des modernen Schismas, das ein Bündniß mit dem alten Katholizismus vorschützt, zu vernichten.

Die Handlungen
des
Neuen Testaments.

(Aus dem Dublin Review, Dezember, 1851.)

---

* * * Dieser Artikel sollte unmittelbar nach dem über „die Wunder des neuen Testaments," der Seite 244 des Originales (209 dieses Bandes) zu Ende geht, eingeschaltet worden sein. (Anmerkung des Autors.)

Die Handlungen
des
Neuen Testaments.

Art. III. — 1. *Jesus the Son of Mary; or, the Doctrine of the Catholic Church upon the Incarnation of God the Son, considered in its bearings upon the reverence shown by Catholics to his Blessed Mother.* — Jesus, der Sohn Marias, oder die Lehre der katholischen Kirche über die Fleischwerdung des Sohnes Gottes, betrachtet in ihrer Stellung zu der Verehrung, die von Katholiken seiner seligsten Mutter erwiesen wird. — By Rev. John Brande Morris, M. A. 2 Bde. 8. London: Toovey, 1851.

2. *Lettres Catholiques sur l'Evangile.* — Katholische Briefe über das Evangelium. Von Abbé Massiot. Paris: Dentu, 1851.

Wenn wir in einigen früheren Nummern zuerst von den Parabeln, [1]) und dann von den Wundern [2]) des neuen Testamentes handelten und zeigten, wie sie bloß im katholischen System als Belehrungen ihre passende Erklärung finden konnten; so fühlten wir, daß der nämliche Grundsatz auf Alles anwendbar ist, was unser Heiland gesagt oder gethan hat, um uns für die Erlösung empfänglich zu machen. Anzunehmen, die weniger direkten Lehren des Evangeliums gehören ausschließlich seiner Braut an, und die mehr unmittelbaren Offenbarungen religiöser Wahrheiten seien ihr und ihrer Rivalen gemeinschaftliches Eigenthum, wäre in der That eine ganz anomale Schlußfolgerung, wegen der wir nicht gerne verdächtigt werden möchten. Das Wunder

---

1) 27ste Band des Dublin Review. 2) Das.

war für die ungläubige Menge, die Parabel für die herzlosen Priester und Schriftgelehrten, — für Freunde und Vertraute waren die gewöhnlichen und häuslichen Handlungen des irdischen Lebens Christi, für seine Apostel und Schüler waren seine Worte des ewigen Lebens die Geheimnisse des himmlischen Reichs. Die Kirche, welche allein die Nachfolge im Amte, in der Wahrheit, in der Gnade und selbst in der Geschichte dieser beanspruchen kann, muß allein berechtigt sein, das, was er für sie gethan und gesagt hat, auf sich selbst anzuwenden. Andere mögen im Aussenkreise der Schaar stehen und lauschen; Einige mögen sogar in den inneren Kreis, der Jesus umgibt, eindringen, um ihn zu fragen, wenn sie Schriftgelehrte, oder ihn auf die Probe zu stellen, wenn sie Pharisäer sind. Und wenn sie denen gleich, welche ausgesandt wurden, ihn zu greifen, und statt dessen blieben, um ihm zuzuhören, aufrichtig seinen Lehren in Parabeln und in Werken der Macht lauschen, so werden sie finden, daß dieselben, wie wir vorhin gesehen haben, darauf gerichtet sind, sie zur Gemeinschaft mit und zur Unterwerfung unter die Eine, heilige und apostolische Kirche zu bewegen, in welcher allein seine Lehre ihr Ziel erreicht, welche allein seine Wunder erläutert.

Aber wenn die Arbeit des Tages beendigt ist, und nicht Nikodemus kommt, sie zu verlängern, ehe unser himmlischer Lehrer sich auf die Höhe des Berges oder in seine bescheidene Kammer zurückzieht, um die Stunden der Rast in „seiner Ruhe," „im Gebete Gottes," zuzubringen, so sehen wir ihn in Gesellschaft der Wenigen, Gläubigen und Liebenden; den Hirten der kleinen Heerde, den Vater des kleinen Haushalts, Theil nehmend an ihrer einfachen Nahrung und an ihrer offenen Unterhaltung. Daß seine Reden zu der Menge und den Priestern in eine edle und schöne Sprache gekleidet waren, kann Niemand bezweifeln. Das Volk bewunderte nicht bloß die Weisheit, sondern zugleich die Anmuth, welche von seinen Lippen floß; [1]) der Gelehrte, wie Nikodemus, verkehrte mit ihm ehrfurchtsvoll; [2]) und Alle wunderten sich über die Gaben, welche gewöhnlich bloß die Erziehung gibt, die aber von selbst aus dem Geiste des berühmten Zimmermannssohnes hervorgingen. [3]) Ohne auf den Grund zurückzugehen, den wir in dem ersten der angeführten Artikel betreten haben, wollen wir bloß bemerken, daß, wenn die Sprache oder der Accent unseres Heilandes

---

1) Luk. IV, 22. 2) Joh. III, 2. 3) Matth. XIII, 56.

Anzeichen galiläischer Rohheit verrathen hätte, die Lächerlichkeit, der er sich dadurch ausgesetzt hätte, eine zu scharfe und vortheilhafte Waffe gewesen wäre, als daß sie von seinen grundsatzlosen Feinden nicht wäre benützt worden. Die jüdischen Schriftsteller sind schonungslos hart gegen ihn. Aber wenn wir unsern Heiland betrachten, wenn er sich von der Masse in die Gesellschaft seiner Jünger und vertrauten Freunde zurückgezogen hat, so können wir sehen, daß er zu dem vertraulichen Dialekt seines Geburtslandes sich herabläßt, wie es Senatoren in Venedig oder Edelleute in der Provence machen, wenn sie im Schooße ihrer Familien weilen. Mit Petrus, den seine Sprache in der Vorhalle des Hohenpriesters als einen Galiläer erkennbar machte, [1]) sprach er in diesen vertrauten Ausdrücken und mit jenen ländlichen Tönen, welche die Sprache der geliebteren Hütte und der Nazareth umgebenden Wohnungen bildete, und welche er als Kind lispelte, wie er sie von den süßen Lippen seiner demüthigen Mutter hörte. Denn Zwang muß so gut als Rohheit von unserer Würdigung seines Charakters, der arm sein wollte unter den Armen, ausgeschlossen werden.

So wollen wir das frugale Mahl betrachten, bei dem diese heiligen Gespräche geführt wurden, und das ihnen in seiner äußern Form und Gestalt entspricht. Rohes Geräthe, in einer schmucklosen Kammer, rohgeformte Tische und Stühle, hölzerne Schüsseln und irdene Becher sind die Zurüstungen zu einem Mahle, dessen Brod nicht das des Aser [2]) und dessen Wein nicht von Engaddi ist. Und doch welch' ein Mahl. Hier wird die Parabel erklärt, und der Mangel des Glaubens gerügt; hier hören Rangstreitigkeiten auf, und tiefsinnige Lehren der Nächstenliebe und der Demuth werden eingeflößt, hier endlich werden die Geheimnisse der Offenbarung enthüllt, und die Saat des Evangeliums wird in warme und verlangende Herzen ausgestreut.

Wenn daher die Kirche sicher fordern kann, daß die geheimnißvolleren Lehren des gegnerischen und neugierigen Haufens sämmtlich zu ihrer Belehrung bestimmt sind, so muß sie eben so gut ein Recht haben, sich diese vertraulicheren und direkten Unterweisungen anzueignen, welche an die gerichtet waren, welche sie allein auf Erden vorstellt und deren Nachfolgerin sie ist. Und der Art ist die Lehrweise durch Handlungen und Worte. Wir wollen uns in diesem Artikel auf Erstere beschränken, und die Andern auf eine künftige Gelegenheit aufsparen.

---

1) Matth. XXVI, 73. 2) 1. Buch Mos. XLIX, 20.

Aber obgleich wir einen schwachen Umriß des Verkehrs unseres Herrn mit seinen Aposteln und Freunden dadurch gegeben haben, daß wir die Scenen häuslichen Lebens, in welchen wir Belehrung finden können, beschrieben, so haben wir dadurch noch einen anderweitigen Gesichtspunkt uns vorgezeichnet.

I. In der That, wenn „Christ" einen Nachfolger und Jünger Christi, einen, der auf das Beispiel seines Meisters als auf das vollkommenste Muster blickt, bezeichnet, so müssen und werden unter denen, die diesen Namen tragen, Viele sein, welche mit Freuden Alles nachahmen werden, was ihm zu thun gefallen hat. Allen mag dies nicht gegeben sein, indem es je einem verliehen ist, ihm in seinem Amte, oder in seinen Leiden, oder in seinen geistigeren Vorrechten mehr zu gleichen. Da jedoch sein Vorbild in keinem seiner Jünger erreicht gefunden wird, indem Johannes ihm am nächsten kommt in der Liebe, Petrus in der Würde und im Rang, Paulus in der Beredsamkeit, Jakobus im Gebet, Andreas im Tode, und indem in späteren Zeiten seine sakramentale Gnade in seiner Priesterschaft, seine Geduld in seinen Märtyrern, seine Seeleneinheit mit Gott in seinen heil. Jungfrauen fortlebt, so dürfen wir erwarten, in irgend einer Klasse seiner auserlesenen Nachfolger die Liebe und freiwillige Armuth, die Entblößung von weltlichen Bequemlichkeiten und die Verachtung körperlichen Wohlbehagens zu finden. Unser Heiland ist in Wahrheit eine Quelle brennenden Lichtes, die wahre Sonne am geistigen Firmament seiner Kirche, und die Strahlen, welche in ihm mit blendender Stärke vereinigt sind, zertheilen sich und werden, wenn sie herabkommen, über die Erde zerstreut, und der eine strahlt von dieser, der andere von einer andern Seele wieder, und sie geben so vereint das Bild seiner selbst wieder, aber jede gibt bloß einen Strahl zurück, obgleich sie viel mehr eingesogen hat. Wenn nun Verachtung irdischer Dinge und nothwendig Liebe zur Demuth eine der Tugenden unseres Herrn war, so muß sie auf Erden irgend wo in seiner Kirche wieder gefunden werden, und wenn sich diese Tugend bloß bei einer der streitenden Partieen wieder findet, so wird dies sicherlich eine moralische Auszeichnung, ein Stempel des Christen sein, in dem man sich nicht täuschen kann.

Wir dachten uns z. B. diesen himmlischen Lehrer so eben, wie er mit seinen Schülern an ihrem mäßigen Mahle Theil nimmt und sie während desselben durch das Wort unterhält, durch welches man

nicht weniger lebt, als durch Brod. [1]) Wir wollen nun in der Zeit um 1100 Jahre herabsteigen, und von Palästina in eine mehr westliche Gegend wandern. Hier ist an der Seite eines Berges eine Kluft, in die, obgleich sie steil und offenbar von einem Gießbach ausgehölt ist, selten ein Tropfen Wassers herabfließt, zu deren engen Eingang nie ein Sänger des Waldes drang. An die Seite dieser düsteren Schlucht gelehnt, gegründet auf ihre grauen Felsen, steht ein Haus, halb gebaut, halb ausgehölt, welches zu der besagten Zeit eben vollendet worden war. Die Bewohner sind beim Mahle. Tritt frei ein. Ihr Speisezimmer ist niedrig, düster und dumpf, denn eine Seite hat den Felsen zur Mauer. Alles Andere hat ein wunderliches Aussehen; die Tische und Bänke sind kaum weniger rauh. Und was auf ersteren steht, bleibt nicht weit dahinter zurück. Wenig Gemüse aus dem unergiebigen Garten, ärmlich gesalzen, das rauheste Brod, das sauerste Getränk bilden den Vorrath. Dabei sitzen junge und alte Männer, alle einfach gekleidet, von ernstem Aussehen und bescheidenem Benehmen. Einer allein ist nicht, wie die Andern, beschäftigt. Er sitzt abseits und liest denen, die essen, vor. Wir wollen seinen Worten lauschen, welche die Aufmerksamkeit Aller zu fesseln und ihrer bescheidenen Nahrung einen leckeren Geschmack zu geben scheinen. Liest er aus der „Romanze von der Rose?" Recitirt er Verse der Minnesänger, welche von ritterlichen Thaten, oder von einer hochgebornen Dame auf ihrem Paßgänger, die ein galanter Ritter geleitet, erzählen? Etwas der Art in der That, aber etwas viel Süßeres, o bei weitem Süßeres! Aus dem Buch der Bücher liest er, wie in kaltem Winter eine edle Jungfrau von Nazareth nach Bethlehem auf einem Esel ritt und von einem armen Zimmermann begleitet wurde, und wie sie am Ende ihrer Reise in einem Stalle ihre Wohnung nahmen. Bei dieser einfachen Erzählung, siehe, stellt der, welcher den Vorsitz hat, seine frugale Schüssel weg und erhebt sich von seinem harten Sitze, vor Rührung zitternd, die Augen in Thränen schwimmend, seine Hände krampfhaft gefaltet. Was hat diesen plötzlichen Ausdruck des Schmerzes verursacht? Er erscheint sich selbst als ein niedriger Sklave, als ein leckrer Feinschmecker, prächtig wohnend, üppig gekleidet, köstlich essend, als der reiche Prasser im Evangelium, wenn er sich mit ihr vergleicht, die zart und fein, wie die Lilie, die sich über

1) Matth. IV, 4.

das Schneeglöckchen beugt, das himmlische Kind anbetet, welches in dieser Stunde gekommen ist, um ihre Kälte und Armuth zu theilen. Und so wirft er sich in Scham und Demuth auf den Erdboden seines Speisezimmers nieder, und in demüthigem Wehklagen, vermischt mit Seufzern, ruft er aus: „Wehe mir! Die Mutter meines Gottes saß auf dem Boden, und ich sitze bequem an einem Tische! Mein Heiland ist als Kind arm und verlassen, und ich erfreue mich eines reichlichen Mahles!"

Dies war nun ein Kommentar zu dem gelesenen Text, und man muß gestehen, ein praktischer. Er sagt vollständiger, als die netteste Schrift modernen Ursprungs es thun könnte, daß, wenn Jesus Christus Armuth und Ungemach für sich selbst und diejenigen, welche er am meisten liebte, wählte, er an denen nur Gefallen finden kann, welche aus reiner Liebe zu ihm einen ähnlichen Stand erwählen. Er sagt ferner, daß, wenn wir auch unser Möglichstes gethan haben, das göttliche Original ferne von uns und außer unserem Bereiche ist, und da ist Raum für die Demuth gelassen, unsere Entfernung zu sehen. So ist der heilige Franz, dessen viele schöne Handlungen, sowie viele seiner Genossen, wir erzählen wollten, reich gewesen, aber arm geworden, ja jämmerlich arm, und er hat sein Fleisch abgetödtet und sich selbst für gar nichts geachtet, und all' dies um Gottes willen. Obgleich er in einer Höhle lebte, eine einzige Tunika trug, mit einem Strick um seine Lenden, und die geringste Nahrung genoß, so sah er in der größeren Erniedrigung des Mensch gewordenen Gottes doch genug, um sich Thränen zu entlocken.

Ein stolzes anmaßendes Zeitalter wird uns ohne Zweifel erzählen, der heil. Franz habe das Evangelium nicht recht gelesen. Hatte er daher Unrecht, wenn er es so auffaßte, unser Heiland habe die Armuth geliebt und gewählt? Oder hatte er Unrecht, wenn er glaubte, es sei gut, zu lieben und zu wählen, was er liebte und wählte? Wenn man meint, das Mahl, welches wir beschrieben haben, habe keine große Aehnlichkeit mit dem Charakter und dem Geiste des Mahles, welches die Apostel mit ihrem göttlichen Haupte genossen, so wollen wir gerne uns anderswo um eine Parallele umsehen. Wohin sollen wir gehen? In das Arbeitshaus mit seiner unwandelbaren Diät? Oder in das Spital, z. B. des heiligen Kreuzes, mit seiner eingeschränkten Kost? Aber es ist die freiwillige Nachahmung des göttlichen Beispiels, was wir suchen, und nicht das gezwungene Fasten, welches Anderen vom

Staat oder von der Kirche aufgelegt wird. Vielleicht wenn englische Geistliche sich z. B. auf einer unserer Universitäten, in der Halle — die dem Speisesaal in einem Kloster am nächsten kommt — versammeln, so darf man erwarten, daß die nothwendige Erquickung dem evangelischen Muster ganz angepaßt werde. An einem Fasttag, namentlich wenn er von der anglikanischen Kirche angeordnet ist, dürfen wir hoffen, zu sehen, wie gut die Vorschriften des Evangeliums beobachtet werden. Unter den schön ausgehauenen, stolzen Gewölben, neben der ausgemalten Vorhalle, zwischen Porträten von großen und reichen Männern, um wohlbestellte Tafeln, — wir wollen nicht mehr sagen, — sitzen die Diener einer Kirche, welche, wenn sie auch die unsichtbaren und geistigen Güter verwalten, doch die wägbaren und greifbaren auch nicht verschmähen. Vielleicht wenn die Pflichten der Stunde vorüber sind, wird einer von ihnen den Mund abwischen und zu seiner Nachmittagspredigt auf die Kanzel gehen, um dort seinen Zuhörern zu versichern, daß zu dem Aberglauben des Papismus auch der gehört, ein Leben der Armuth und Entsagung zu ergreifen, freiwillig Entbehrungen zu ertragen, den Körper durch Strenge zu unterjochen, was Alles daher komme, daß die heil. Schrift nicht studirt werde, indem weder das Beispiel unseres Herrn, noch die Schriften des Paulus die geringste Gewähr für eine solche unnatürliche Aufführung geben. Und als Beweis wird er den gemeinen Franz anführen, der seinen Erlöser soweit aus den Augen verlor, daß er auf dem Wege der Armuth wandelte.

Im Leben des heil. Gregor des Großen lesen wir, daß er täglich bei Tische zwölf arme Männer zu Ehren der zwölf Apostel bewirthete und bediente, und daß eines Tags ein dreizehnter ungeladener Gast mit ihnen zu Tische saß. „Aber keiner von denen, die sich lagerten, wagte es, ihn zu fragen: Wer bist du? denn sie wußten, daß es der Herr war?" [1]) Wenn es nun dem nämlichen göttlichen Wesen gefiele, die Wohnungen der Menschen in sichtbarer Form zu besuchen, und selbst mit ihnen zu Tische zu sitzen, wo der entsprechendste Ort für dieses sanfte Herz ist; so sind wir einfältig genug zu glauben, daß es viel natürlicher sein würde, es in jenem Speissaal der Carceri des heil. Franziskus, die noch in jener Schlucht in den Apenninen nahe bei Assisi existiren, wo immer noch die nämliche Armuth und Mäßigkeit ausge-

1) Joh. XXI, 12.

übt wird, zu erwarten, als inmitten einer Gesellschaft Geistlicher in dem Versammlungssaal eines Universitätskolleges.

Man kann vielleicht sagen, unsere Parallele sei unbillig. Aber wir sind dazu gedrängt worden durch die Entfernung des „reinen und apostolischen Zweiges der katholischen Kirche, der in diesem Lande eingesetzt worden ist,“ von Allem, was a priori eine passende Analogie mit den Mahlzeiten unseres Heilandes und seiner Apostel abgegeben hätte. Und wir können nicht umhin, zu bemerken, wie in jeder katholischen Gemeinschaft die Gegenwart Christi, der seine Jünger bei ihrem gemeinschaftlichen Mahle lehrt, dadurch nachgebildet wird, daß während des Essens die heil. Schrift vorgelesen wird; ein Gebrauch, der, wie wir glauben, bloß unserer „unbiblischen“ und „bibelhassenden“ Kirche eigen ist.

Unser Hauptzweck bisher war zu zeigen, wie diese angefeindete, aber einzig gläubige Braut allein die Armuth ihres Herrn als eine praktische Lehre vorträgt, wie sie ohne Künstelei glaubt, daß sie nicht Zufall, sondern Wahl war, wie sie ohne Ziererei dieselbe für eine Tugend hält, wie sie in derselben einen Schlüssel zu vielen anderweitig verborgenen Schätzen, den rauhen und steilen Weg über den Kalvarienberg auf den Thabor gefunden hat. Diese Armuth Christi, unseres Erlösers, darf man wohl an die Spitze seiner Handlungen stellen, indem sie dieselben alle von seiner Wiege bis zum Kreuze leitet, bestimmt und ausmalt.

Es ist natürlich nicht unsere Absicht, oder wir könnten besser sagen, wir vermessen uns nicht, nur die hauptsächlichsten Handlungen seines Lebens durchzugehen. Wir wollen nur wenige herausgreifen, und wir müssen vorausschicken, daß unsere Auswahl nicht systematisch sein wird; wir werden bloß mit dem Anfang beginnen und lieber ganze Klassen oder Gruppen von Handlungen wählen, als einzelne Akte. In der ersten Periode seines göttlichen Lebens auf Erden haben wir nothwendig den Einfluß zu betrachten, den er auf eine andere Person ausübte, die in der That weit unter ihm, von dem wir sprechen, stand, aber ihm doch näher war, als alle anderen erschaffenen Wesen. Ein Katholik versteht sogleich, daß wir seine seligste Mutter meinen.

II. Bei Betrachtung der ersten Scenen der evangelischen Geschichte erschien es uns, daß ihre (Maria's) Stellung in Bezug auf die in Kontroversen bestrittenen Fragen lange nicht gehörig betrachtet wurde.

Es ist wahr, der Katholik legt Allem, was im Evangelium über sie erwähnt wird, Wichtigkeit bei und findet darin unbestreitbare Beweise ihrer Tugend, ihrer Würde, ihrer Vorrechte und ihres Einflusses oder vielmehr ihrer Macht. Der Protestant dagegen ist geneigt, Allem, was sich auf sie bezieht, seine Wichtigkeit zu entziehen, zu verkleinern und zu verkümmern, ja er bestrebt sich, es als untergeordnet, zufällig, und fast gefährlich ganz bei Seite zu lassen. Nun ist es sicherlich wichtig und unfehlbar interessant, sich darüber zu vergewissern, welcher Platz ihr von dem Worte und dem Geiste Gottes in der zweifachen Oekonomie, in der des Glaubens und der Gnade angewiesen ist. In dem ersten Theil der evangelischen Geschichte müssen wir uns um eine Antwort umsehen.

1. Wir werden vielleicht unsere Leser durch die Reihe von Bemerkungen, welche wir ihnen vorlegen zu dürfen bitten müssen, ermüden. Sie werden nichts Neues und auch nichts sehr Glänzendes enthalten.

Es ist klar, daß die historischen Bücher des neuen Testaments einen zweifachen Gesichtspunkt darbieten, als zuverlässige und als eingegebene Werke. Die Verfasser wandten allen menschlichen Fleiß und alle Mühe auf, um zu erzählen, was sie glaubten und wovon sie die Wahrheit erkannten, und der göttliche Geist überwachte, leitete und bewahrte sie vor dem geringsten Irrthum und besiegelte das Werk, welches er selbst dem Geiste des Verfassers eingegeben hatte. Es waren unter anderen zwei ausgezeichnete Gründe für diese Art des Verfahrens. Erstens, diese Bücher waren bestimmt, verbreitet und von Männern geprüft zu werden, welche ungläubig waren, und vor welche ihre Verfasser bloß als ehrenhafte, genaue und glaubwürdige Geschichtschreiber traten. Sie waren bestimmt, von Heiden und Juden, und später von Sceptikern und Sophisten aufgenommen zu werden, ehe einer ihre Eingebung anerkannte. Sie sollten allen Proben menschlichen Scharfsinns und sogar menschlicher Bosheit unterworfen werden, sie sollten auf die Folter gespannt, mit jeder anderen Art von Beweisen verglichen, durch Geographie, Physik, Geschichte und Moral erprobt, an jedem möglichen Licht, an heidnischem, rabbinischem, gnostischem und jüdischem geprüft, in jedem Gliede jedes Satzes durch die Philologie gequält werden. Dann sollte der Charakter jedes Verfassers untersucht werden; wann und wo er lebte, was die Ursachen seiner Kenntnisse waren, welches sein Recht zu sprechen, welches seine Sprache

sein Dialekt, sein Idiom, seine eigenthümliche Gedankenwendung war, was sein Gegenstand und Zweck und die Art ihn zu erreichen, was sein Interesse, sein Gewinn, sein Verlust, sein Erfolg war. In der That, Männer, welche aufgefordert wurden, in Folge der Kraft gewisser höchst außerordentlicher Thaten, welche von anscheinend ganz gewöhnlichen Leuten berichtet werden, Alles, was die menschliche Natur födert und woran böse Leidenschaften hängen, aufzugeben, solche Männer würden bei einem Anspruch auf Eingebung nicht so handeln, sondern würden durch die Glaubwürdigkeit ihrer Gewährsmänner und mit der scharfen Prüfung eines widerstrebenden Geistes in die Beweise für die Thatsachen eindringen. Diese Untersuchung nun muß über die verschiedenen Elemente einer menschlichen Wahrheit angestellt werden. Der irdische Verfasser muß, wenn nicht in seinen Schwächen, doch wenigstens in seinen Eigenthümlichkeiten erscheinen, um dem strengen Untersucher einen Anhaltspunkt zu geben. Wo keine Adern, keine Haut, keine Farbe, keine trennbaren Bestandtheile, kein greifbarer Punkt ist, ist jede Forschung hoffnungslos, deßhalb hat jeder Vertheidiger der Evangelien von Anfang der Kirche an bis heute diese Uebereinstimmungen mit, oder Annäherungen zu anderen Schriftstellern, welche die vollkommene Wahrhaftigkeit der begeisterten Schriftsteller menschlich beweisen, benützt; und sogar unbedeutende Untersuchungen sind angestellt worden, um anscheinend geringfügige Bekräftigungen einer besonderen Angabe zu entdecken. Der Leser blicke bloß auf den ersten Satz von Dr. Lardner's „Credibility" (Glaubwürdigkeit), und er wird finden, wie ein gewandter protestantischer Vertheidiger des neuen Testamentes das, was wir beschrieben haben, unternimmt. Der nämliche Weg wird von Katholiken eingeschlagen, welche die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte gegen Ungläubige aufrecht erhalten.[1])

Ein zweiter Grund für diese Anordnung ist der der Schicklichkeit. Man kann nicht annehmen, die Gabe der Eingebung sei einem nachlässigen oder sorglosen Schriftsteller verliehen. Wir können uns das Bewußtsein der Eingebung (wir sprechen nicht von Erscheinung oder Offenbarung) bei einem solchen nicht denken, der Thatsachen bezeugt,

---

1) Jeder Kursus der Theologie wird dies zeigen. Z. B. Perrone, tom. I, cap. IV. pr. I; tom. IX. par. II. sect. 1. c. 1. pr. 3, wo die gewöhnlichen Beweise für die Glaubwürdigkeit aufgeführt sind.

und dabei alle Sorgfalt und alle Mühe, das, was er bezeugt, genau zu erwähnen, bei Seite setzt. Er that am Beßten, wenn er sich selbst der wunderbaren Gabe durch seine eigene durchdachte und fleißige Ausübung seines Geschäfts würdig machte. Er schrieb mit Bewußtsein und mit einem ängstlichen Wunsche, die Wahrheit zu geben, als hätte er keine Gewähr gegen Irrthum.

Das Resultat ist ganz folgerichtig, wie wir bemerkt haben, ein doppelter Gesichtspunkt, unter dem die evangelischen Erzählungen sich darstellen. Erstens halten sie die strengste Prüfung als Geschichte aus, abgesehen von allen Beweisen der Offenbarung, gleichsam um die Anerkennung der darin enthaltenen Thatsachen, welche die Grundlage des Christenthums bilden, zu erzwingen. Und dies gibt einem, der vorerst noch ungläubig ist, moralische Gewißheit. Zweitens tragen sie den heiligen und göttlichen Stempel der Eingebung an sich, von der außerhalb der katholischen Kirche kein genügender Beweis gegeben werden kann; und diese begabt sie mit übernatürlichem Ansehen, wodurch sie bewirkt, daß man ihnen nicht mehr menschlichen, sondern göttlichen Glauben schenkt. Das eine macht sie glaubwürdig, das andere untrüglich, das eine wahr, das andere gewiß.

Aber der sicherste Beweis, daß das erste Merkmal die evangelische Geschichte durchdringt, ist die Berufung der Verfasser selbst auf die gewöhnlichen Gründe der Glaubwürdigkeit. Es gibt deren zwei Klassen. Der heil. Johannes beansprucht sein Recht auf die erste — auf die des Augen- und Ohrenzeugen. „Was vom Anfange war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir beschauet, und unsere Hände betastet haben, von dem Worte des Lebens — (denn das Leben hat sich geoffenbaret, und wir haben es gesehen, und geben Zeugniß davon und verkündigen euch das ewige Leben, welches bei dem Vater war und uns erschienen ist). Was wir gesehen und gehört haben, verkündigen wir euch." [1]) Ferner von dem geheimnißvollen Herausfließen von Blut und Wasser aus der Seite Christi; „Und der dies gesehen hat, legt Zeugniß davon ab, und sein Zeugniß ist wahrhaftig." [2]) Und am Schlusse seines Evangeliums: „Dieser ist der Jünger, welcher hievon Zeugniß gibt, und dieses geschrieben hat." [3]) Der heilige Lukas begnügt sich, ein Zeuge zweiter Klasse zu sein, der genaue Berichterstatter von Ereignissen, die er sorgfältig von den ersten

1) 1. Joh. I, 1. 2) Joh. XIX, 35. 3) Joh. XXI, 24.

Zeugnissen gesammelt hatte. „Weil Viele unternommen haben, die Erzählung der Dinge, die unter uns erfüllt worden sind, so zu verfassen, wie uns jene überliefert haben, die vom Anfange an selbst sahen, und Diener des Wortes waren: so habe auch ich für gut befunden, der ich über Alles vom Anfange an genaue Kundschaft eingeholt, es dir der Ordnung nach aufzuschreiben, bester Theophilus." [1])

Und in der That, wenn wir die Evangelien sorgfältig durchlesen, so werden wir vielleicht staunen, zu finden, wie wenig Ereignisse erzählt werden, deren Erkenntniß nicht von menschlichem Zeugniß kommen konnte. Das Gebet im Garten, welchem keine Menschen als Zeugen anwohnten, und die ersten Augenblicke der Auferstehung sind vielleicht die einzigen Ausnahmen, aber man kann und darf annehmen, daß sie von dem mitgetheilt wurden, dessen Zeugniß das von Menschen unendlich übertrifft.

Es mag scheinen, wir haben eine lange Abschweifung oder einen Umweg zu unserem Zwecke gemacht. Es ist in der That so. Aber wir haben dabei zweierlei gewonnen; erstens, daß die Kette der Beweisführung, wodurch das große christliche System hauptsächlich gehalten wird, untadelhaft sein muß, in Bezug auf Schärfe, Genauigkeit und Vollständigkeit, ohne einen Fehler oder eine Unvollkommenheit, und zweitens, daß die göttliche Eingebung die Festigkeit und die Tauglichkeit jedes Gliedes bestätigt und sanktionirt. Daher kommt die hohe Stellung der Evangelisten unter den Heiligen. Der heil. Johannes wird im Vorzug vor „den Aposteln" „der Evangelist" genannt, weil der letztere Titel ein auszeichnender vor ersterem ist. Und kein geringer Theil des Ruhms der Apostel besteht darin, daß sie zu Zeugen der Handlungen unseres Herrn berufen wurden, um sie der Welt zu verkünden, weßhalb der heil. Paulus nicht Anstand nimmt auszusprechen, daß wir zu der Familie Gottes gehören, weil wir sind „erbauet auf die Grundfeste" (d. i. das Zeugniß) „der Apostel und Propheten." [2])

Wie groß immer indeß die Wichtigkeit der Thatsachen oder Ereignisse gewesen sein mag, zu deren Zeugniß sie berufen waren, so gab es eine von größerer Wichtigkeit, als sie alle, eine, welche der Grundbau des Christenthums ist, ohne dessen Gewißheit das ganze System in Stücke ginge. Dies ist das Geheimniß von der Fleisch-

---

1) Luk. I, 1—3. 2) Ephes. II, 20.

werdung, wie es sich auf Erden erfüllte. Hiefür wollte Gott, daß es bloß Ein Zeugniß geben solle, das alle seine heiligsten Einzelheiten allein bezeuge. „Jedes Wort möge auf dem Munde zweier oder dreier Zeugen beruhen," [1]) ausgenommen das Wort der Worte, das eingefleischte Wort. Dieses muß von der Welt bloß durch ein Zeugniß bezeugt dastehen — und dies war das Mariens, der immer Gebenedeiten. Wer konnte erzählen, daß Gabriel vom Himmel kam, und ihr vom ewigen Vater Botschaft brachte? Wer, daß sie bei seinem Gruße Unruhe empfand? Wer, daß sie zögerte, den vorgeschlagenen Vorzug der göttlichen Mutterschaft um den gedachten Preis anzunehmen? Wer, daß er die Fülle der Gnade und die wunderbare Wirkung, durch die sie erfüllt werden sollte, geoffenbaret hat? Wer konnte ihre jungfräuliche Zustimmung und die sie begleitende Wirkung, das Geheimniß des Lebens, den Emmanuel im Dasein, einen Gottmenschen im Sein erzählen? Allein sie, die Auserwählte, die ausschließliche Theilnehmerin an den verborgensten Rathschlüssen des Allmächtigen auf Erden.

Für's erste nun, nimm ihren Beitrag, den sie zu dem evangelischen Zeugniß geliefert hat, weg, vertilge ihr Zeugniß für das Christenthum, und du findest nicht bloß, daß ein Glied gebrochen ist, sondern daß gerade das Band der ganzen Kette fehlt, nicht bloß daß der Bau eine Spalte oder einen Ritz hat, sondern daß der ganze Grund mangelt. In den Gesetzen des auf Zeugniß gegründeten Glaubens ist das, was sonst unnatürlich erscheint, wahr. Wenn du ein unsicheres Gebäude aufführen willst, so stellst du es als eine Pyramide dar, die auf ihrer Spitze ruht. Da, wo die Zahl der Gläubigen mit jeder Generation von der ersten Quelle der Beweise an wächst, ist es klar, daß eine Figur, die diese Thatsache darstellt, und die Einheit der Ableitung der geglaubten Wahrheit gerade diese Form darbieten würden. Hier nun beruht der Glauben der Zeitalter und der Welt an die in der Fleischwerdung gewirkten Wunder auf Einem Punkt des Zeugnisses, auf einer einzigen Stimme, auf der Stimme der heiligen Jungfrau Maria.

Wir sagen wiederum, vernichte ihr Zeugniß, und was wird aus allen andern werden? Hat sie nicht die Geheimnisse ihrer Brust ausgelegt, oder in höherer Wahrheit, hat nicht Gottes Geist sie bewegt, wie er die Evangelisten bewog, nicht zu sammeln, sondern auszubrei-

1) Matth. XVIII, 16.

ten, nicht zu untersuchen, sondern zu lehren; hat er sie so nicht zum Evangelisten der Evangelisten, zum Apostel der Apostel gemacht; hat nicht die nämliche göttliche Einwirkung, welche ihr erstes jungfräuliches Widerstreben überwand, über die zweite Abneigung ihrer Demuth (wovon wir später sprechen werden) gesiegt, und sie zum Sprechen bewogen? Die ganze Erzählung der Liebe, welche die heiligste aller Geschichten erfüllt, würde gefehlt haben, nicht bloß in ihrem zartesten und rührendsten Anfang, sondern gerade die Wurzel, von der ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit ausging, um sie ganz zu durchdringen. Wir hätten mit Staunen die Erzählung der merkwürdigsten Wunder und die bewunderungswürdigsten Gespräche und die göttlichsten Tugenden gelesen, aber es würde für uns schwer gewesen sein, im Geiste diese Erzählung von dem zu trennen, was wir den Propheten und Patriarchen zutheilen, wäre nicht die klare und liebliche und tröstende Erzählung von der Erscheinung unseres Herrn auf Erden für uns aufbewahrt worden, um ihn von den höchsten Stufen der Heiligkeit zu trennen und ihn hier mehr zu „erhöhen als die Himmel." Und wir wollen ferner noch bemerken, daß sogar die hauptsächlichsten Umstände der Geburt und des frühesten Lebens ausschließlich auf dem nämlichen Zeugnisse beruhen. Als der heil. Lukas von denen, welche Zeugen gewesen waren vom Anfang an, seine Erzählung sammelte, war Joseph längst gestorben, und ebenso Zacharias und Elisabeth, so wie Simeon und Anna. Sie allein, die Alles, was sich ereignete, in ihrem mütterlichen Herzen bewahrte,[1]) lebte noch als Zeugin der Reise nach Bethlehem und der Flucht nach Egypten, der englischen Botschaft, welche diese Ereignisse begleitete, und der Vorstellung im Tempel. Wer anders hat die so bewunderungswürdigen und für uns so wichtigen Worte der Elisabeth und des Zacharias im Gedächtniß behalten, wer vor Allem den Lobgesang, der der Kirche immer so theuer und werth war, ihren nie fehlenden Abendhymnus, das Magnificat? Der Busen der Mutter ist ein Schatz, der zugleich empfänglich und bewahrend ist, in welchem Worte und Thaten sicher ruhen können, welche jedem anderen Herzen entschwunden wären. Und als so nach vierzig Jahren das früheste Leben unseres Erlösers untersucht wurde, war bloß eine gläubige und liebende Zeugin übrig, um Zeugniß zu geben von dem, was durch göttliches Zeugniß, durch jede Hand-

1) Luk. II, 19, 51.

lung und jedes Wort seines späteren Lebens geadelt, bestätigt und besiegelt wurde. Maria allein gab Zeugniß von seiner wunderbaren Empfängniß und Geburt, und von der Erfüllung der Prophezeiungen in ihrem reinen jungfräulichen Wesen.

Wir können indessen weiter gehen. So vollkommen waren diese wundervollen Ereignisse verborgen worden, so gut war „das Geheimniß des Königs verborgen" [1]) worden, daß, als unser Herr vor die Oeffentlichkeit trat, die unwidersprochene Meinung der Leute ihn für Josephs Sohn erklärte, „er wurde für den Sohn Josephs gehalten." [2]) Und das Volk trug kein Bedenken, in seinem eigenen Lande zu sagen: „Ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jakob, Joseph, Simon und Judas? Und sind nicht alle seine Schwestern bei uns?" [3]) Sie sagten ferner noch: „Ist dieser nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie sagt dieser dann: Ich bin vom Himmel gekommen?" [4]) Hier waren kräftige Elemente menschlichen Zeugnisses, eine scharfe Begründung historischer Gewißheit. Wäre Jemand in das Land und in die Gegend, wo Jesus lebte, gegangen, um seine früheste Geschichte zu erforschen, so würde er übereinstimmende Zeugnisse gefunden haben, daß er „des Zimmermann's Sohn" war. Die Heirath Marias mit ihm würde so gut erzählt worden sein, als ihre Einreihung in die Volkszählung des Augustus. Die Stimme des Volkes — d. h. das Zeugniß von Tausenden — hätte mächtig angeführt werden können. Und was haben wir dem Ansehen aller dieser entgegenzuhalten? Die einfache Versicherung Marias. So erhaben, so heilig, so unzweifelhaft ist ihr Wort, daß es den Christen aller Zeitalter genügte, um jeder andern Quelle der Belehrung das Gleichgewicht zu halten. Sicherlich ist demnach ihr Platz der erste in der Ordnung der Zeugnisse des Evangeliums und ebenso in der Oekonomie des Glaubens.

Wir wollen ferner betrachten, was verleiht ihr diese Stellung? Wenn ein Apologet, wie Schriftsteller über die Beweise für das Christenthum sehr unpassend genannt werden, die Ansprüche der Evangelisten auf unsern Glauben vor dem Beweise der Eingebung festzustellen wünscht, so beruft er sich, um ihre Ehrlichkeit zu zeigen, auf das, was sie gethan und gelitten haben. Wir haben gesehen, wie jedes

1) Tob. XII, 7. 2) Luk. III, 23.
3) Matth. XIII, 55. 4) Joh. VI, 42.

Interesse aufgegeben, jede, selbst die theuerste Neigung, Aussichten, Bequemlichkeit, Heimath, Freunde, Familie geopfert wurden; wie sie sich jedem Leiden unterzogen, alle Beschwerden von der Unbequemlichkeit eines ungewissen Lebens bis zu dem Aeußersten eines gewissen Todes, liebten; und wer, wir fragen ernstlich, würde ohne feste Ueberzeugung, ohne andere Hülfe, als den Glauben, so handeln? Man beruft sich ferner zur Bestätigung ihrer Wahrhaftigkeit mit Recht auf die Wunder, welche sie selbst wirkten und auf die übernatürlichen Gaben, welche sie entwickelten. Da dies Alles sehr wahr ist, so wollen wir sehen, welchen Einfluß es auf unsere Idee von dem Charakter der Mutter Gottes hat. Lange bevor die drei ersten Evangelien geschrieben wurden, lange ehe das letzte abgefaßt war, hatten die Apostel der ganzen Welt ihr Zeugniß gegeben, — „über die ganze Erde gehet aus ihr Schall, und bis an die Enden des Erdkreises ihr Wort." [1]) Einige von ihnen haben ihre Lehre sogar mit ihrem Blut besiegelt. Und so kann es auch Einige gegeben haben, welche, wie Thomas in Indien, oder Bartholomäus in Armenien nie das geschriebene Wort angewendet haben, um das Christenthum zu predigen. Und ohne Zweifel sprach Jeder von ihnen als ein Zeuge der Auferstehung oder anderer Wunder. Aber sie waren ebenso bereit, für die Wahrheit von Vielem, was sie nicht gesehen hatten, zu sterben, — für die Gewißheit der jungfräulichen Empfängniß Marias und für die Wunder der Geburt. Sie hatten in der That eine göttliche, innerliche Ueberzeugung von allen diesen Thatsachen, aber sie predigten dieselben den Heiden und Juden als Zeugen. Sie wollten deßhalb für das, was sie von dem Zeugnisse Marias dachten, den nämlichen Glauben und die nämliche Autorität beanspruchen, wie für das, was sie mit ihren eigenen Augen gesehen hatten. Und wenn sie Einer fragte, welche Beweggründe der Glaubwürdigkeit sie für ihr (Marias) Zeugniß anführen könnten, so würden diese in der That nothwendig von ganz anderer Natur sein, als jeder andere. Ihr waren keine wunderthätigen Kräfte, keine übernatürlichen Gaben verliehen. Ihr ward auch nicht das härtere Zeugniß der apostolischen Versuchungen und Leiden zu Theil. Kein Gefängniß, keine Folter, kein Schwert, außer das des Kummers, war ihr Loos. Wie konnte es auch anders sein? Sie lebte in Ruhe, sie starb in Frieden. Sie sollte durch ihr Zeugniß Alles gewinnen; es gab ihr die erhabene,

---

1) Ps. XVIII, 5.

unvergleichliche Stellung der Mutter Gottes. Was wäre denn die Bekräftigung ihres Zeugnisses, die ein Apostel anführen würde? Ihre fleckenlose Unschuld, ihr heroischer Muth, ihre fortwährende Lieblichkeit, ihre unvergleichliche Heiligkeit, mit einem Wort, ihre makellose Tugend. Aber ferner noch die Theilnahme an allen Beweisen für die Sendung ihres Sohnes. Jede Prophezeiung, welche er aussprach, jede himmlische Lehre, welche er predigte, jedes Wunder, das er wirkte, jede Gnade, welche er austheilte, war für sie ein Zeugniß, jeder Zeit nannte er sie seine Mutter. Alles, was der Welt bewies, wer er war, zeigte ihr zugleich, wer sie war. Jedes Werk, welches ihn als den Sohn Gottes bezeichnete, bewies ihr unwiderleglich, daß sie die Mutter Gottes sei. „Beatus venter qui te portavit, et ubera quae suxisti,“ [1]) war der natürliche Ausdruck des Gefühls in Bezug auf Beide. Es wäre ein Widerspruch mit der Vernunft, eine Gotteslästerung, anzunehmen, sie sei ihrer hohen Würde, ihrer erhabenen Verwandtschaft, oder vielmehr ihres ihr zugewiesenen Amtes in dem Plane der Menschenerlösung nicht werth gewesen.

Dies war der Grund der Glaubwürdigkeit, die ihrem Zeugnisse zu Theil wurde, das weit über dem steht, welches irgend einem Apostel gegeben wurde. Wir wollen uns den „glorreichen Chor“ dieser heiligen Männer vorstellen, wie sie im Begriffe sind, sich über die ganze Erde zu verbreiten, um das Evangelium zu verkünden, und mit einander die großen Ereignisse, welche sie verkünden, und für die sie selbst durch das Vergießen ihres Blutes Zeugniß ablegen mußten, als die Grundlage ihrer Lehre sammeln. Es ist noch kein Wort des neuen Testamentes geschrieben; und diese Zusammenkunft ist deßhalb die erste Quelle der allgemeinen Lehre. Jeder kommt, um in die gemeinschaftliche Quelle seine eifersüchtig bewahrte Lehre auszugießen, damit sie von da aus fortfließe und unaufhörlich als der Strom der Ueberlieferung durch die Kirche ströme, — der Leben gebende Fluß des irdischen Paradieses. Der Eine bringt weniger, der Andere mehr, während diejenigen, welche erst nachher im Glauben geboren wurden, fast mit Eifersucht aufnehmen, was von den Begünstigteren in ihre lauschenden Ohren ausgegossen wird. Johannes, sein Bruder und Petrus bezeugen den Vorgeschmack der himmlischen Herrlichkeit auf Thabor. Der Erste von diesen kann, während die Andern die Köpfe

---

1) Luk. XI, 27.

senken und erröthen, allein erzählen, was auf dem Kalvarienberge und auf dem Wege dahin vorfiel, und der Letzte gibt Zeugniß gegen sich selbst von seinem dreimaligen Verläugnen in der Vorhalle des Hohenpriesters. Nikodemus hat in der geheimnißvollen Unterredung mit Christus einen verborgenen Satz, den er mittheilt, und Magdalena wird die einzige sein, welche die Geschichte ihrer Verzeihung erzählt. Aber wenn Jeder all' das Seinige, Wunder, Parabeln, gnadenvolle Worte, weise Gespräche und glänzende Thaten mittheilt, so haben sie bloß für eine Geschichte von drei Jahren aus drei und dreißig Material geliefert. Wo liegen die übrigen dreißig verborgen? Wer bewahrt ihre Annalen? Wer ist der reiche Kämmerer dieses goldenen Schatzes von segensreichen Worten und göttlichen Handlungen? Eine einzige. Bittet sie, die Welt durch Mittheilung ihres verborgenen Wissens zu bereichern. Sie wird in den stolzen Strom, der von der apostolischen Quelle ausfließt, die jungfräuliche Schale ausgießen, die sie, die Königin weiser Jungfrauen, in ihrem Busen bewahrt. Ja wahrlich, die Lampe, welche sie nährt, kann nicht erlöschen. Nur wenige Tropfen wird sie geben, denn man darf sagen, daß sie hauptsächlich bestimmt war durch jene dreißig Jahre zu gewinnen; sie waren die Schule *ihrer* Vollkommenheit. Aber jeder einzelne Tropfen ist höchst kostbar — ist wie eine unvergleichliche, unschätzbare Perle. „Oleum effusum nomen tuum.“ 1) Den Namen *Jesus*, diesen Namen des Segens und der Erlösung, macht sie bekannt als eine göttliche Offenbarung, die ihr geworden, und mit allen den Versprechungen dessen, was er unter demselben erfüllen sollte, und mit der Verkündigung dessen, was er durch denselben bedeutete. Während Apostel ihn umgaben, um seine wundervollen Werke zu bezeugen, während die Menge in Bewunderung herandrängte, um ihm zu lauschen, stand sie außen am Rande der Menge oder vor der Thüre, die bekümmerte, weil liebende Mutter. Aber das mütterliche Herz fliegt natürlich zu den Tagen der Kindheit zurück, welche in lebhafter Erinnerung ihr vorschweben. Das Weib wird sich mit Entzücken an die Stunde der reinsten Freude erinnern, als es sich freute, daß ein Mensch zu Welt geboren wurde. 2) Und was dann, wenn es der „Wunderbare, der Gott der Macht war?“ 3) Und dies sind die kostbaren und sanftesten Aeußerungen, welche Maria bis ans Ende der Welt zum Troste an=

1) Hoh. Lied, I, 2. 2) Joh. XVI, 21. 3) Js. IX, 6.

dächtiger Seelen kundgeben wird. Sie legt die Grundmauer der evangelischen Erzählung. Alle Dankbarkeit, welche die Kirche gegen die Sammler und Bewahrer unserer ersten heiligen Berichte hegt, gebührt in besonderem Grade ihr. Alle Glaubwürdigkeit, alle Autorität und alle Wahrhaftigkeit, welche durch den katholischen Glauben den Zeugnissen dessen, was die Grundlage des Glaubens ausmacht, beigelegt wird, muß besonders auf sie ausgedehnt werden. Somit werden wir nicht an der Gerechtigkeit des Titels, — **Regina Apostolorum**, den sie in der Kirche hat, zweifeln.

Diese unsere Verpflichtung wird durch eine Betrachtung, auf die wir angespielt haben, und welche uns öfters, wenn wir über eine Stelle im Evangelium nachdachten, beigefallen ist, noch erhöht. Es sei uns noch erlaubt, beizufügen, daß ihre Schönheit, sowie ihre Wichtigkeit uns sehr mißachtet worden zu sein scheint. Aus Matth. I, 18 — 24 geht hervor, daß der Besuch des Engels bei der seligsten Jungfrau von ihr vollständig verheimlicht worden ist. Dies würde fast unmöglich geschienen haben. Es war ein Gegenstand der reinsten, der höchsten Freude; denn eine große Freude des Geistes, die aus jedem Zuge strahlen, auf den Lippen schweben würde, verriethe sich selbst durch unfreiwillige Geberden der Wonne. Entzückt sein und kein Bewußtsein davon kundgeben, zu unerreichbarer Würde erhoben sein, sich selbst als den Gegenstand der Prophezeiung, als die Erfüllung der Vorbilder, als das Ziel des alten Testamentes, als die Morgendämmerung des neuen Tages, als die Mutter des lebendigen Wortes, mit einem Wort, als die Mutter Gottes zu finden, und dies weder durch einen Blick, noch durch ein Wort verrathen; die nächste Zeit, wenn sie mit Joseph sprach, eben so ruhig, so einfach, so natürlich zu sein, als ob nichts vorgefallen wäre, dies läßt uns die Schönheit und Vollkommenheit ihres Charakters wahrer würdigen, als alles Andere, was darüber berichtet wird. Daß sie ferner, da sie, als die Zeit kam, die quälende Angst Josephs voraussah und kannte, es vorzog, lieber die schmerzlichsten Qualen, die ihr reines und liebendes Herz erdulden konnte, zu leiden, als ihre hohe Bevorzugung und himmlische Mutterschaft kundzuthun, beweist eine Demuth ohne Gleichen und ein ihr würdiges Vertrauen auf die Vorsehung Gottes. Es ist aber gleich beizufügen, daß, wenn selbst so dringende Beweggründe, wie hier geboten wurden, nicht genügten, ihre demüthige Bescheidenheit zu überwinden, und sie zu bewegen, ihren verborgenen Ruhm zu offenbaren, ein noch drin=

genderer Grund vorhanden sein mußte, um zu bewirken, daß sie nachher die einzelnen Umstände von Gabriels Besuch und von der göttlichen Menschwerdung angab. Und dies wird durch die nämliche Macht geschehen sein, welche den heiligen Johannes im höchsten Alter bewog, seine Erinnerungen von den Reden unseres Herrn zu berichten, durch die Eingebung des heiligen Geistes zu einem für unsere Belehrung und somit auch für unsere Erlösung wichtigen Werke.

Und nun dürfen wir fragen, ist hier irgend etwas übertrieben, unnatürlich, oder Gottes Wort widersprechend in dem Gesichtspunkt, von dem aus wir die Stellung der seligsten Jungfrau in der Oeconomie des Glaubens betrachtet haben? Wir fühlen sicher, daß dem nicht so ist. Wir haben deßhalb bloß noch zu fragen, ist diese ihre Stellung in Uebereinstimmung mit protestantischen Begriffen oder protestantischen Neigungen? Würde sie auf die Kanzel oder für die Feder eines Anglikaners oder Dissenters, eines Lutheraners oder Kalvinisten passen? Würde sie sogar bloß als eine spekulative Thesis auf einer protestantischen Universität geduldet, oder von einem hochkirchlichen Direktor als ein Thema für andächtige Betrachtung ausgesetzt werden? Nimm den ganzen Bereich häretischer Gefühle gegen die Mutter des eingefleischten Wortes, von brutaler Abneigung (wir erröthen, es zu sagen) bis zu äußerlicher Gleichgültigkeit, und sieh', wo ihren Ansprüchen Genüge geleistet wird. Für einen Katholiken ist eine solche Stellung zugleich natürlich und annehmlich. Er begrüßt mit Freuden, was ihre Verdienste erhöhen oder ihren Ruhm vermehren kann. Er erkennt in ihr ein Wesen, das über seine Macht erhaben ist, um Jedem gleichmäßig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es ist deßhalb für ihn erfreulich und tröstlich, wenn er es auch vorher nicht empfunden hat, zu lernen, daß die seligste jungfräuliche Mutter Gottes einen hohen oder den höchsten Rang in jeder Beziehung einnimmt, der sie auf der einen Seite an die gnadenvollen Rathschlüsse Gottes und auf der andern an die knüpft, für welche sie gegeben werden.

2) Wir wollen nun weiter untersuchen, welchen Platz diese frühesten Erzählungen aus dem Leben unseres Erlösers seinem Vater für einen Platz in der Ordnung der Gnade anweisen. Daß sie voll Gnade war, als sie von Gott zu dieser hohen Würde auserwählt wurde, dafür haben wir eines Engels Wort. [1]) Daß das Ausgießen

---

1) Luk. I, 28.

aller Gnade in das bereits volle Gefäß durch die Fleischwerdung selbst dasselbe überfließen machte, wer kann daran zweifeln? Wir haben, um uns selbst darüber zufrieden zu stellen, bloß zu untersuchen, was bei der ersten Gelegenheit eines Beweises davon geschah.

Es müssen, wie wir schon vorhin angegeben haben, besondere Gründe vorhanden gewesen sein für die Auswahl einer Geschichte im Evangelium, die aus dem Ueberfluß der verschwiegenen angeführt wurde; und deßhalb ist es keine Muthmaßung, wenn wir glauben, daß eines der merkwürdigsten und nützlichsten Ereignisse nach der Fleischwerdung der Besuch Marias bei Elisabeth war. Einfach gelesen ist es eine rührende Erzählung. Die demüthige Herablassung der jetzt hochgestellten Frau gegen ihre alte Verwandte, indem sie in das Gebirge reist, um ihr wegen ihrer wunderbaren Empfängniß Glück zu wünschen, und die demüthige Achtung und Verehrung, mit der ihr Gruß aufgenommen wurde, und das Hervorbrechen des ersten und letzten Lobgesangs und Prophezeiung aus den Lippen Marias macht diese Zusammenkunft in den Augen des oberflächlichsten Beobachters merkwürdig. Katholische Betrachtung wird noch tiefer gehen. Gabriels Begrüßung Marias war die erste, Elisabeths die zweite, und in der Kirche sind Beide vereinigt und zusammengepaßt, und so natürlich zusammengenietet, wie man uns von den Ketten des Petrus zu Jerusalem und zu Rom erzählt, als sie in Berührung gebracht wurden. „Gegrüßt seist du, Maria, du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!" Dies könnte ebenso gut von Einer Person gesprochen worden sein, so gut hängen alle Theile zusammen. Und was Wunder? Ein von Gott gesandter Erzengel und eine vom heiligen Geist erfüllte Matrone sind bloß verschiedene von demselben Athem bewegte Werkzeuge und müssen in vollkommener Harmonie ertönen. Und deßhalb ist Elisabeth das zweite, äußerliche Zeugniß der Menschwerdung, indem sie durch den Geist Gottes von diesem wunderbaren Geheimniß Kenntniß erhielt. Welch' völliges und überwältigendes Gefühl von seiner Größe und der Würde Marias, geben nicht ihre Worte kund? „Und woher geschieht mir dies, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? und selig bist du, daß du geglaubt hast; denn was dir von dem Herrn gesagt worden ist, wird in Erfüllung gehen." [1]) Setze

1) V. 43—45.

den Fall, ihre Verwandte Maria habe sie drei Monate früher, als es Elisabeth verkündet worden war, besucht, würde ihr da etwas staunenswerth vorgekommen sein? Sie war um viele Jahre älter und ihr Mann ein Priester von hohem Range; konnte es da als eine wunderbare Gunst, als eine unerwartete Herablassung angesehen werden, daß das junge Mädchen, die mit einem Zimmermann verlobt und ihre Verwandte war, ihnen beiden einen Besuch machte? Aber auch Zacharias ist mit einem Besuch eines Engels begnadigt worden, eine in jenen Tagen seltene Ehre, in welchen das direkte Wort Gottes so theuer geworden war, wie in den Tagen Helis. [1]) Und nebenbei wollen wir bemerken, daß die Stellungen des Zacharias und Joseph in Beziehung auf Elisabeth und Maria beziehungsweise durch die Verschiedenheit beider Offenbarungen genau getrennt sind. In der ersten erscheint der Erzengel Gabriel und bringt dem künftigen Vater die Botschaft eines Sohnes, in der zweiten bringt er diese Verkündigung bloß der unmittelbaren Mutter. Aber umgekehrt wurde Elisabeth mit der wundervollen Gabe eines Kindes in ihren alten Tagen, eines Kindes, das von den größten Propheten vorausgesagt worden war, gesegnet. In der Ordnung der Gnade also wurden Beide außerordentlich geehrt. Um wie viel erhabener mußte ihnen die Stellung der seligsten Jungfrau, um wie viel höher ihr Rang erschienen sein, daß ihre Ankunft ihnen in ihrer Meinung als ein göttlicher Besuch erschien, dessen sie sich selbst in keiner Beziehung für würdig halten konnten? Und man darf nicht vergessen, daß der Ausdruck dieser Empfindungen nicht bloß aus persönlicher Ueberzeugung, sondern aus dem heil. Geist hervorging, der aus Elisabeth sprach. Die Worte, welche sie sprach, sind einer besonderen Beachtung werth. „Woher geschieht mir dies?" Mit anderen Worten: „Was habe ich oder was bin ich, daß mir eine solche Ehre erwiesen wird? Obgleich ich selbst begünstigt und durch die Wahl und den Segen Gottes geehrt bin, so ist doch der Unterschied zwischen mir und dir so groß, daß ich mir diese Handlung der Güte nicht erklären kann." Wie beschreibt sie es dann? „daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?" Sie war in der That die Mutter des Vorläufers; Maria, die Mutter ihres und seines Herrn. Ihr Sohn schloß das alte Gesetz (denn „das Gesetz reicht bis auf Johannes." [2]) Der Sohn Marias sollte das neue geben und bestätigen;

1) 1. Kön. III, 1. 2) Luk. XVI, 16.

Johannes war der Besiegler der Prophezeiung, Jesus ihre Erfüllung; Johannes war der Herold, Jesus der König. Aber die Worte „Mein Herr" erinnern uns an einen ähnlichen Ausdruck, wo die zwei Ideen des Messiasamtes und der Gottheit vereinigt sind. „Der Herr sprach zu meinem Herrn," wie es von David ausgesprochen und in diesem Sinn von Christus selbst erklärt wird:[1]) „Mein Herr und mein Gott," wie es vom heil. Thomas ähnlich angewendet wird.[2]) Elisabeth also, das Weib, „das gerecht war vor Gott und in allen Geboten und Satzungen des Herrn tadellos wandelte;"[3]) Elisabeth, die Mutter des „Größten, der von Weibern Geborenen,"[4]) der ihr durch ein Wunder verliehen ward; Elisabeth, die mit dem heil. Geist Begabte, weist hier Maria einen, unermeßlich über ihrem eigenen, erhabenen Platz an, kraft ihres Vorzuges, als die Mutter des eingefleischten Worts, des Erlösers der Welt, des Eingebornen Gottes des Vaters.

Wir können hier fragen, mit wessen Glauben von der seligsten Jungfrau stimmt dieses Gefühl der Elisabeth überein — mit dem der Katholiken oder mit dem der Protestanten? Letztere sehen sie, wie uns in einem sehr wichtigen Werke, das kürzlich erschienen ist,[5]) berichtet wird, als „ein gutes Weib," vielleicht als eine Heilige an. Aber es ist, wenige mehr Ultrahochkirchliche ausgenommen, Keiner geneigt, sie, welche das Wort Gottes „tadellos" genannt hatte, so vollkommen über jede andere Ordnung der Heiligkeit zu erheben, wie es ihre Bevorzugung mit Recht ansprechen kann. Im katholischen System dagegen wird Niemand läugnen, daß dieser Vorrang keine Sache der Meinung, sondern allgemeinen Glaubens, keine Sache des Gefühls, sondern der Lehre ist. Und auf dem nämlichen Grund, wie bei Elisabeth, beruht der unmittheilbare Vorzug der göttlichen Mutterschaft.

Aber Alles, was wir gesagt haben, geht nicht weiter, als der seligsten Jungfrau den höchsten Platz in der Ordnung der Gnade anzuweisen, da wir zu untersuchen haben, was ihr Verhältniß in der Oekonomie oder der Anstalt der Gnade ist. Denn wir haben bemerkt, daß der Besuch ein schöner Beweis davon ist. Wenn eine katholische Empfindung in Rücksicht auf sie einem protestantischen Gemüth Anstoß

---

1) Ps. CIX, 1; Luk. XX, 42. 2) Joh. XX, 28.
3) Luk. I, 6. 4) Matth. XI, 11.
5) „Jesus und Maria." Von dem Ehrw. J. B. Morris. Bd. I, S. 345.

geben kann, so ist es eine, welche die Grundlage unserer Andacht gegen sie bildet, daß es nämlich Gott gefällt, sie zum Kanal großer geistiger Gnaden zu machen. Es liegt wahrlich nichts Unnatürliches in der Idee, wenn man annimmt, daß es ihm gefiel, der Welt durch sie die Gnade der Gnaden, die Quelle jeder guten Gabe zu verleihen. Während die gewöhnlichen Gesetze der Natur so beherrscht waren, daß sie allein Theil an diesem gottähnlichen Werk haben sollte, so wurden sie in sofern beobachtet, als ihr Antheil wirklich und vollkommen sein sollte. Sie war das einzige erschaffene Wesen, von dem Gott je Etwas erhielt oder annahm. Und es war die so in Wahrheit von ihr abgeleitete Menschheit, [1]) welche vereint mit der Gottheit Eine Person, aber zwei Naturen, das Lösegeld der Menschen und die Quelle des Heils und der Gnade war. Kann es nach diesem Wunder nehmen, wenn durch die nämlichen Mittel die Frucht dieser ersten und göttlichen Gabe ausgespendet wird? Aber sehen wir, wie es bei dem Besuche sich zutrug.

Elisabeth redete unsre seligste Jungfrau also an: „Denn siehe, als die Stimme deines Grußes in meinen Ohren erscholl, hüpfte das Kind freudig auf in meinem Leibe." [2]) Es ist die untrügliche Ueberlieferung der Kirche, die, vielleicht mit bloß Einer Ausnahme, von jedem Vater bezeugt wird, daß der Täufer im Leibe seiner Mutter von der Erbsünde gereinigt und geheiligt wurde. [3]) Es ist in der That widerstreitend, sich zu denken, es sei ihm ohne dieses Gut das Bewußtsein der Gegenwart seines Erlösers so frühzeitig verliehen, und ihm ein so freudiges Erkennen desselben zu Theil geworden. Denn gerade die Erkenntniß, die ihm so wunderbar mitgetheilt wurde, würde ihm die Ueberzeugung von der Sünde, wovon Jesus der Erlöser war, beigebracht haben, und dies konnte ihm bloß Kummer machen, wenn es nicht mit der unmittelbaren Entfernung dessen, was den Einen vom Andern trennte, begleitet war. Die das Bewußtsein begleitende Freude zeigt an, daß dies stattfand.

Der heil. Johannes ward so im Leibe gereinigt und geheiligt, dies war eine Frucht der Erlösung und in der That ihr wesentlicher Erfolg. Für uns Vergebung der Sünden zu erkaufen, den Erbfluch

1) „Misit Deus Filium suum, factum ex Muliere. — Gal. IV, 4.

2) Luk. I, 44.

3) Siehe die Beweise in dem angeführten Werke „Jesus, der Sohn Marias" (Bd. I, S. 378) gesammelt.

zu vernichten, und uns wieder zu Kindern Gottes und zu Erben seines Reiches zu machen, dies waren die großen Dinge, welche das Wort aus dem Schooße seines Vaters auf die Erde brachte. Diese Reinigung des Johannes vor der Geburt war nicht bloß eine Frucht der Erlösung, sondern sie kann als der erste Akt des Lebens unseres Heilandes in Anwendung seines Sühnopfers betrachtet werden. Es war in der That schicklich, daß diese erste Handlung, die erwähnt wird, als er noch nicht geboren war, die Sündenvergebung eines Sünders war. Es war eben so passend, daß diese erste Handlung der Barmherzigkeit und der Gnade — die Vorläuferin so vieler ähnlicher, zu Gunsten des Vorläufers vorgenommen wurde, dem in diesem Augenblicke, wie wir wohl annehmen dürfen, das Thema seiner Predigt, der Inhalt seiner Prophezeiung gelehrt wurde: „Sehet das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt wegnimmt!"

Durch wessen Vermittlung nun wurde dieser erste Akt der Gnade, diese erste Mittheilung der Früchte der Erlösung bewirkt? Es war nichts vorhanden, das hinderte, daß sie schweigend stattfand. Jeremias wurde es erst, als er seine Sendung begann, gewahr, daß er schon vor der Geburt geheiligt worden war.[1]) Aber in diesem Falle gefiel es Gott, eine äußere Einwirkung stattfinden zu lassen, und es wird uns erzählt, was dies für eine war. Es war die Stimme, das Wort seiner Mutter. Sobald ihre Stimme in den Ohren Elisabeths ertönte, so bald und nicht bälder ging der Akt der Gnade vor sich. Wäre diese Begrüßung durch ihren Willen früher oder später eingetreten, so wäre auch der Prophet früher oder bälder befreit worden. Ihr Wort des Grußes war der Ausspruch seiner Vergebung. Die Verzeihung war die unseres Herrn allein; die Gnade war seine, die Liebe seine; aber die Vermittlung derselben ward ihr überlassen; sie trug die Verzeihung, Gnade und Liebe auf den jauchzenden Gefangenen über.

Dies bezeichnet uns die Stelle, welche durch die frühesten Berichte aus dem Leben unseres Herrn seiner seligsten Mutter in der Oekonomie der Gnade angewiesen wurde. Sie machen sie zu der Ausspenderin der ersten Gnade, welche er nach seiner Fleischwerdung verlieh, eine Gnade der höchsten Ordnung zu Gunsten seines liebsten Heiligen, des Freundes des Bräutigams. Wir wollen nun mit diesem

---

1) Jerem. I, 5.

merkwürdigem Ereignisse ein anderes und zwar ein ähnliches zusammenstellen. Wir meinen die Wirkung des ersten Wunders Christi zu Kana. Aus der Erzählung des heil. Johannes ersieht man, daß unser Herr es wirkte, um seiner Mutter zu willfahren, und sogar um ihretwillen seiner bestimmten Stunde vorgriff: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen." Diesen Einwurf nicht beachtend, fühlt sie das Vertrauen, daß er ihr ihre Bitte gewähren werde, und befiehlt den Dienern, Vorbereitungen zu dem Wunder zu treffen. [1]) Hier haben wir wieder den nämlichen Grundsatz, nach dem gewirkt wird. Obgleich die erste zeitliche Gnade ein Wunder erforderte, und dieses Wunder die Abweichung von einem vorherbestimmten Plan erforderte, so geschah es doch um ihretwillen, auf ihre Bitte, durch ihre Mittel. Der Wein wäre nie hervorgebracht worden, hätte sie sich nicht ins Mittel gelegt.

Wir können vielleicht in allem diesem noch eine weitere Beziehung zwischen Maria und der Ausspendung der Gnade entdecken. Die Heiligung des Täufers war seine mystische Taufe, ein Vorgreifen durch eine besondere ihm erzeigte Gnade, welche andere Seelen erst durch das Gesetz, welches er zu verkünden hatte, erhalten sollten — die Taufe mit Wasser und dem heil. Geiste. Die Verwandlung zu Kana war das Vorbild und die Erklärung einer wundervolleren Umwandlung bei dem Hochzeitsfest des heil. Abendmahls. Jeder dieser vorhergehenden und vorbereitenden Beweise der Macht geschah durch die Vermittlung der seligsten Maria. Ist dies zu verwundern? Sie war die aurora consurgens, die schöne Morgenröthe der glorreichen Sonne der Erlösung. Und wirft nicht die Klarheit des Morgens auf die Erde die ersten Strahlen, das Licht, die Wärme, die Farbe, die Gluth, den Glanz der großen Kugel, ehe sie selbst sichtbar wird? Gehören nicht alle diese reizenden Eigenschaften und Erscheinungen ihm, ja erreichen sie uns nicht von ihm selbst, durch eine Vermittlung, durch welche er sie verbreitet? Wir wollen uns deßhalb nicht wundern (was kann einem Katholiken wunderbar sein?), daß sie, in der, und durch die der Sohn Gottes, wie sie ihm vorauskam, um ihn anzukündigen, sich selbst auf die Welt bringen lassen wollte, ihm auch vorausgegangen sein sollte, um in Vorbildern von unvergleichlicher Schönheit die zwei größten Sakramente, durch welche die Erlösung die

---

1) Joh. II, 4, 5.

Früchte der Kindesannahme der Welt ausspenden wollte, kennen zu lehren und in Vorbildern von unvergleichlicher Schönheit vorher aufzustellen.

Die Handlungen unseres göttlichen Meisters waren, wie wir kurz zuvor bemerkt haben, nie ohne Zweck. Sie geben uns Grundsätze und Analogien, welche uns nicht täuschen können. Seine erste Handlung namentlich, stellt im gegebenen Falle, wie wir annehmen dürfen, eine Regel auf. So wird uns erzählt, wie er seine ersten Jünger berief — den Petrus und Andreas, die Söhne des Zebedäus, und den Matthäus. Es geschah durch einen Befehl, Alles zu verlassen und ihm zu folgen. Wir zweifeln nicht, obgleich wir nicht darüber berichtet werden, daß jeder andere Apostel mit den nämlichen Worten berufen wurde. Wir finden, wie er Magdalena und das vor ihm angeschuldigte Weib behandelte; und nichts wird uns den Glauben beibringen, daß er sich immer ernst und unversöhnlich zeigte. Ja, Eine Handlung unseres Herrn genügt, um ein gewisses Gesetz zu geben. Können wir z. B., nachdem wir sein Benehmen zu Kana gesehen haben, zweifeln, daß, hätte seine seligste Mutter ihn in einer spätern Periode seines Lebens um irgend eine ähnliche Gunst gebeten, er es ihr abgeschlagen haben würde? Die gewöhnliche Deutung der Analogie verbietet uns a fortiori, so zu denken; denn es wäre viel weniger gewesen, um ein Wunder zu bitten, als tausende gewirkt wurden, als das erste und gewissermaßen ein vorzeitiges zu erbitten und Gewährung zu erhalten.

Diesen Analogieschluß, oder vom Vorhergehenden auf das Folgende, trägt die Kirche immer über dieses Leben hinaus. Es ist nicht nothwendig, dies durch weitläufige Schlußfolgerungen zu beweisen, wir wollen es bloß durch ein paar Beispiele erläutern. Wir weisen den Aposteln ihren Platz im himmlischen Hofe nach dem an, den sie auf Erden in Beziehung zu unserem Heiland eingenommen haben. Wir vergleichen ihre Handlungen nicht mit denen Anderer und bestimmen darnach ihr relatives Verdienst. Wir betrachten nicht, ob der heilige Franz Xaver oder der heil. Bonifazius nicht mehr gewirkt und nicht mehr Menschen zum Christenthum bekehrt haben, als der heil. Jakobus, den Herodes schon im Jahre 42 tödten ließ.[1]) Wir weisen ihnen ihren Rang nicht aus Rücksicht auf ihren Märtyrertod an; denn der heil. Johannes, dem nicht gestattet ward, sein Leben für Jesus zu lassen,

---

1) Apostelg. XII, 2.

nimmt seine Stellung als Apostel über allen Märtyrern ein; auch könnte es in der Stellung eines Apostels keinen Unterschied machen, wenn man beweisen könnte, er sei nicht für den Glauben gestorben. Warum dies? Weil unser Herr durch die bloße Wahl der Zwölfe zu seinen Gesellschaftern und durch die hohe Sendung und die Macht, die er ihnen verlieh, ihnen eine Stellung über jeder anderen Klasse von Heiligen anwies, und, dies glauben wir, dauert auch im Himmel fort. Ferner, Magdalena und Martha waren Schwestern. Letztere bewahrte bis ans Ende ihres Lebens eine unbefleckte Keuschheit und wurde von der Kirche unter ihre heiligen Jungfrauen aufgenommen. Sie folgt dem Lamme im Himmel, wohin es geht. Ihre Schwester hat dieses Vorrecht nicht, sie ist bloß als Büßerin eine Heilige. Und doch erweist die Kirche der Magdalena größere Ehren und der Martha eine geringere Verehrung.[1]) Weßhalb der Unterschied? Einfach weil unser Heiland ihr durch sein Betragen auf Erden diesen Rang anwies. Es war offenbar, daß er der inbrünstigen Büßerin, deren Liebe und Thränen jede Spur der Schuld austilgten, den Vorzug vor ihrer fehlerloseren, aber weniger inbrünstigen Schwester gab. Es war wirklich die Parabel von dem verlornen Sohn in der Handlung; der tadellose Sohn, welcher nie das Haus verlassen hatte, sah das beste Mahl bereitet und das fetteste Kalb geschlachtet für seinen ausgewanderten, aber wiedergewonnenen Bruder.

Wenn nun alle vorhergehenden Bemerkungen richtig sind, so kommen wir zu folgenden Schlüssen: daß es erstens unserem Herrn gefiel, seine theure Mutter zur Vermittlerin der ersten Ausspendung der höchsten Gnade und der ersten Frucht der Erlösung, nachdem er auf die Erde gekommen war, zu machen; daß er zweitens und ähnlich sie zur ersten Ursache und Anregung in der Ausübung seiner wohlthätigen wunderwirkenden Kräfte zu Gunsten der Menschen gemacht hat; drittens, daß wir daraus, daß seine Handlungsweise immer ein Grundsatz oder eine Regel war, entnehmen können, daß er ihr bei andern ähnlichen Gelegenheiten einen ähnlichen Vorzug oder Recht zugestanden haben wird; und viertens, daß dieser Analogieschluß mit seinem Leben

---

1) Das Fest der heiligen Maria Magdalena ist ein doppeltes, das der heiligen Martha bloß ein einfaches. An Ersterem wird in der Messe das nicenische Glaubensbekenntniß gelesen, was mit Ausnahme bei der seligsten Jungfrau an keinem Feste irgend einer andern Heiligen geschieht.

nicht aufhörte, sondern der Kirche eine feste Grundlage für ihren Glauben und ihr Handeln gibt, nachdem Beide, er und seine Mutter, im Himmel vereinigt sind. Weit entfernt demnach, als läge darin, daß wir die seligste Jungfrau für einen gewöhnlichen Kanal der Gnade und zwar der höchsten Ordnung halten, etwas Fremdartiges und Ungeeignetes, so scheint vielmehr eine solche Ansicht von ihrer Stellung durch das Benehmen unseres Herrn gerechtfertigt zu werden, wenn wir es durch die üblichen Regeln, die wir darauf anwenden, auslegen. Dieses Verfahren versetzt unsere seligste Jungfrau in der Oeconomie der Gnade in die nämliche Stellung, welche sie, wie wir gesehen haben, in der Oeconomie des Glaubens einnimmt. Sie steht unmittelbar zunächst bei ihrem göttlichen Sohne, erhaben über jedes andere erschaffene Wesen.

Denn wenn wir ihre Macht sogar mit der der Apostel vergleichen, so werden wir finden, daß sie von ganz verschiedenem und zwar höherem Charakter ist. Sie hatten eine doppelte Gabe in ihrer ganzen Fülle, die sakramentalische Kraft in ihrer vollständigsten Entwicklung und eine wunderbare Gewalt über die Natur und ihre Gesetze. Die Erstere läßt sich offenbar nicht mit der Mittheilung direkt erlösender Kraft vergleichen, die von dem Sohn Gottes in ihrem Leibe an den Vorläufer in dem Leibe Elisabeth's ausging, wodurch dieser nicht bloß von der Erbsünde gereinigt, sondern wahrscheinlich mit Freiheit von allen wirklichen Uebertretungen begabt und so für seinen hohen Beruf und sein mackelloses Leben geheiligt wurde. Und wer wird sich einbilden, es sei eine höhere Gabe, die von ihrem Sohn hergeleitete Macht, Wunder zu wirken, zu besitzen, als wenn er selbst, der sie mittheilte, gehorsam willfahrt, und man so die bewußte Unterwerfung seiner selbst und aller seiner Gaben besitzt? Die Bedeutung der Worte: „Et erat subditus eis,“ [1]) zeigte sich in dem Akte, der das innerliche Leben Jesu schloß, in der Hochzeit von Kana, in seiner vollen Ausdehnung.

III. Wenn wir nun auf das wirkliche Leben des eingefleischten Wortes eingehen, so spricht jede Handlung; und die Schwierigkeit ist bloß, was wir aus so vielem Bewunderungswürdigen als das Ausgezeichnetste auswählen sollen. Wir wollen deßhalb zur Erläuterung unserer Grundsätze eine Reihe von Handlungen nehmen, welche getrennt gleichgiltig erscheinen können, aber zusammen einen Sinn geben,

---

1) „Und er war ihnen unterthan.“

der zu auffallend ist, um zufällig zu sein, und der bloß in das katholische System paßt.

Unser Herr wählte seine ersten Apostel aus den Fischern des galiläischen See's. Die besondere Berufung von vier ist besonders beschrieben, nämlich die Berufung der Brüder Petrus und Andreas [1]) und der zwei Söhne des Zebedäus. [2]) Auch Thomas und Nathanael, von dem man annimmt, er sei der nämliche, wie Bartholomäus, hatten das nämliche Gewerbe. [3]) Die Gründe für diese Wahl gehören nicht hieher; gleichwohl sind sie nicht ohne ihr Interesse und ihre Wichtigkeit. Da aber die Wahl einmal getroffen ist, so ist ersichtlich, daß sich unser Heiland selbst an die Lebensweise seiner Apostel anschloß und sie zu seinen heiligsten Zwecken benützte. Einen großen Theil des ersten Jahres seines öffentlichen Lebens brachte er an den Ufern des Sees Tiberias oder des galiläischen Sees zu, und er benützte die Geschicklichkeit und die Vertrautheit seiner Apostel mit der Küste, um von einem Ort zum andern zu kommen. Das vierte, fünfte, sechste und achte Kapitel des heiligen Markus werden zeigen, wie das Fischerboot fast seine Wohnung war. [4]) Es war sein Schlafzimmer, [5]) die Kanzel, von der er das Volk anredete, [6]) sein Zufluchtsort, wenn er müde war. [7]) Mit diesem häufigen Gebrauche des Schiffes hängen einige merkwürdige Vorgänge seines Lebens zusammen, welche, abgesehen von ihrem wunderbaren Charakter, wichtige belehrende Züge darbieten. Es dürfte in der That nicht überflüssig sein zu bemerken, daß in einigen Akten unseres seligsten Erlösers das Wunder als untergeordnet angesehen werden kann, d. h. wir können die Handlung unabhängig von einem Wunder, das sie begleitete, betrachten und finden, daß das Wundervolle der Lehre, welche die Handlung selbst enthielt, untergeordnet war. Vielleicht werden die Beispiele, über welche wir uns verbreiten wollen, die beste Erklärung dieses Grundsatzes abgeben.

Daß unser Heiland selbst zwischen dem Berufe der Apostel und der Fischer eine Aehnlichkeit sah und als solche bezeichnete, davon belehrt er uns selbst: „Ich will euch zu Menschenfischern machen;“ [8]) oder „von jetzt an sollst du Menschen fischen,“ [9]) waren seine Worte,

---

1) Matth. IV, 18. 2) Das. 21. 3) Joh. XXI, 2.
4) Mark. IV, 35.; V, 2. 18. 21.; VI, 32. 54.; VIII, 10—14.
5) Das. IV, 38. 6) Luk. V, 3. 7) Mark. VI, 32.
8) Matth. IV, 19. 9) Luk. V, 10.

die natürlich eine Parallele an die Hand geben. Aber außer dieser ganz natürlichen Aehnlichkeit, gab es sicherlich noch andere, welche in einem andern Gesichtspunkte noch für passender gehalten werden mußten. Was gleicht der Kirche, die auf dem Meere dieser Welt schaukelt und mit himmlischer Last beladen einem sicheren Hafen zusteuert, mehr, als das Schifflein, das mit den Aposteln beladen ist und unseren Herrn trägt, und das gepeitscht von den zornigen Wogen und von den rasenden Winden hin und hergetrieben, erschüttert, wankend, verschlagen und fast zertrümmert, dennoch seine rechte Bahn festhält und furchtlos die Wellen und den Sturm durchschneidet? Diese Vergleichung ist so natürlich, daß sie aufgehört hat, eine zu sein. Der „Nachen" oder „das Schiff" der materiellen Kirche ist nicht mehr ein Gleichniß, und es ist kaum eine Allegorie, wenn man die sichtbare, ja die geistige Kirche als ein Schiff, in dem Christus der Steuermann ist, oder, wie der Katholik es nennt, als die „Barke des Petrus" beschreibt. Von der rohen Galeere, die auf den ältesten Platten der Denkmäler in den Katacomben eingegraben ist, bis zu dem Mosaik Giotto's über dem innern Eingang der St. Peterskirche oder bis zu dem wunderbaren Fischzug Raphaels hat das Symbol fortgedauert, und so kann es jetzt jedes Kind in der Kirche begreifen.

Aber warum das Schiff des P e t r u s? Dies müssen wir betrachten. Wenn es unserem Erlöser gefiel, in das Schifflein sich zurückzuziehen und mit demselben zu reisen, so wurde nicht auf's Gerathewohl einer der am Ufer Stehenden herausgenommen, sondern es wurde von ihm selbst namentlich Einer auserwählt, um ihn zu begleiten. „Da sagte er seinen Jüngern, sie sollten der Volksmenge wegen ein Schifflein für ihn bereit halten, damit er nicht gedränget würde." [1]) Welches Schifflein war das, das so bevorzugt, so erhoben und zur Scene so wundervoller Werke gemacht wurde? „Sie stiegen auf Schiffe ins Meer hinab, schafften und arbeiteten auf vielen Wassern: da sahen sie die Werke des Herrn und seine Wunder im tiefen Meere. Er sprach, und es erhob sich ein Sturmwind, und seine Fluthen gingen hoch. Sie stiegen gen Himmel und sanken zum Abgrunde: ihre Seele zerschmolz in Leid. Sie taumelten und wankten wie Trunkene, und all ihre Weisheit war verschwunden. Aber sie riefen zu dem Herrn ihrer Drangsal: und er rettete sie aus ihren Nöthen. Er setzte statt des

---

1) Mark. III, 9.

Sturmwindes sanftes Wehen, daß stille wurden seine Wellen. Und sie freuten sich, daß sie stille wurden, und er führte sie zum Hafen ihres Verlangens." [1]) Dies wurde Alles in dem Kahne des Fischers auf den blauen Wassern des galiläischen Sees buchstäblicher erfüllt, als je bei dem stolzesten Kaufmann auf seiner oceanischen Reise nach Ophir.

Es waren zwei Boote auf diesem inländischen See, die immer einander Gesellschaft leisteten, und sie werden derart mit einander erwähnt, daß wir keine Schwierigkeit haben können, zu bestimmen, wem sie gehörten. Als unser Herr anfing, seine Apostel zu berufen, waren die zwei Schifflein nahe bei einander; er ging bloß einige Schritte von Petrus Schifflein weg, um das des Zebedäus und seiner Söhne zu finden. [2]) Als er zu einer andern Zeit an den See hinabging, „sah er zwei Schiffe am See stehen, und trat in das Eine der Schiffe, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich, und lehrte das Volk aus dem Schiffe." Das andere Schiff war das des Zebedäus. Denn nachdem er dem Simon einen wunderbaren Fischzug gegeben hatte, „winkten sie ihren Genossen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten." Simon hierauf „fiel Jesus zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch! Denn Staunen hatte ihn ergriffen und Alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, denn sie gemacht hatten: desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welches Simons Genossen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen!" [3])

Diese merkwürdige Stelle läßt uns über einige interessante Punkte nicht in Zweifel. Zwei Fischerboote leisteten einander auf dem See von Galiläa Gesellschaft. Sie sind Genossen, die in Gesellschaft schiffen; paranze, wie man sie noch auf dem mittelländischen Meer nennt. Das Eine gehört dem Petrus, das Andere den eifrigen und liebenden Brüdern, den „Söhnen des Donners." Es wird uns aber genau erzählt, daß Jesus das erste wählte. Eine solche Einzelheit war sicherlich an sich selbst von keinen großen Folgen, und wenn sie besonders erwähnt wurde, so mußte dies nicht ohne Nachdruck sein. Es war Simons Boot, welches unser Erlöser wählte. Von welchem Interesse

---

1) Ps. CVI, 23. 2) Matth. IV, 18—21. 3) Luk. V, 2—10.

war dies für Theophilus, oder für die Griechen, für welche der heil. Lukas schrieb, wenn Petrus nicht mehr, als ein anderer Apostel war? Die Erwähnung dieses Umstandes zeigt sicherlich an, daß es nicht Zufall, sondern Wahl war, daß dieser Nachen von unserem Herrn zu seinem Gebrauche gewählt wurde. Und zu welchem Zwecke?

Erstens, um von da aus zu lehren. Dieses begünstigte Schifflein ist das Eine, von dem aus der göttliche Meister das Volk lehrt.

Zweitens, um Petrus den Ernst seines künftigen Berufes als Apostel der Juden und Heiden auszulegen. Man kann unmöglich die nicht bloß ausgesprochene, sondern die durchgeführte Allegorie mißverstehen. Unser himmlischer Herr hat sie selbst erklärt. „Von jetzt an sollst du Menschen fangen, so vollständig und so wunderbar, wie du jetzt Fische gefangen hast. Du sollst dein Netz auswerfen in die unermeßlichen und finsteren Tiefen des geistigen Oceans und du sollst aus denselben Tausende, welche die Stunde ihres Gefangenwerdens segnen werden, wohlbehalten herausziehen und sie in deine Barke aufnehmen." Es ist nicht möglich, sich in der Stellung der verschiedenen Parteien bei dieser Scene zu irren. Petrus ist das Haupt, der Handelnde; Jakobus und Johannes sind bloß seine Gehülfen und haben eine untergeordnete Thätigkeit. Er beginnt es, sie folgen ihm; er empfängt die Gabe des Herrn, den Segen, das Wunder, sie nehmen Theil an seiner Fülle und werden bereichert durch seinen Vorrath. Sein Vorrath ist reichlich ausgestattet, sein Maß ist gut geschüttelt und überfließend, und sie kommen, es zu theilen, fast um ihn davon zu befreien, indem es überströmt in ihren Busen. Und deßhalb wird noch sorgfältig beigefügt, daß das Versprechen Christi ausschließlich an Simon gerichtet war.

Hier haben wir einen Fall, in dem das Wunder in der Handlung aufgeht. Die Lehre ist für uns wichtiger; denn das Wunder wird bloß gewirkt, um sie zu veranlassen. Wir haben aber noch ein anderes, diesem ganz analoges Wunder, das zu einer ganz andern Zeit des irdischen Lebens unseres Herrn gewirkt wurde, nämlich nach seiner Auferstehung. In der zwischen Beiden liegenden Zeit hatte Petrus seine Schwäche, sogar seine Feigheit an den Tag gelegt. Johannes hat sich zu gleicher Zeit gläubig gezeigt bis zum Kreuze. Petrus indessen drückte in Gesellschaft von ihm, von seinem Bruder und anderen Jüngern seine Absicht aus, fischen zu gehen. „Sie sagten zu ihm: Auch wir wollen mit dir gehen." Petrus ist demnach wieder

das Haupt der Gesellschaft, er ist der Kapitän des „Schiffes;" sie sind bloß seine Gefährten und Gehülfen, mit andern Worten sein Gefolge. Sie arbeiten vergeblich bis in die Nacht hinein; am Morgen stand Jesus, unerkannt von ihnen, am Ufer, und sagte zu ihnen, sie sollen ihr Netz auf der rechten Seite des Schiffes auswerfen. Ihr Gehorsam wurde mit einem vorzüglichen Zug belohnt, und Petrus warf sich selbst ins Meer, um zu seinem Meister, den Johannes erkannt hatte, zu gelangen. Hier geschieht es wiederum zu Gunsten von Petrus Schiff und Netz, daß die See gezwungen wird, ihre Beute auszuliefern; und was das Ereigniß noch persönlicher und bestimmter macht, ist das, daß unmittelbar darauf der Befehl folgt, seine Schafe und Lämmer zu weiden.[1]) Hier war die genaue Erfüllung des Versprechens, das er nach dem ersten wunderbaren Fischzug gegeben hatte. Simons Demuth ward hier durch die Versicherung des künftigen Apostolats belohnt, Petrus reuige Liebe wird hier gekrönt durch die Erhebung zu seinem Haupte. Bei der ersten Gelegenheit bewog ihn seine tugendhafte Schüchternheit, auf seine Knie zu fallen und seinen Herrn zu bitten, von ihm Sünder hinwegzugehen; bei der zweiten drängte ihn die Gluth der Reue, sich in das Meer zu werfen und gerade auf seinen verzeihenden Meister zuzugehen. So vollständig ist das Fischen des Schiffes Petri nach der Auferstehung das Gegenstück zu der nämlichen Handlung vor der Verläugnung.

Jesus also lehrte in dem Schiffe des Petrus, und gab ihm die Macht, die Menge der Tiefe in sein Netz zu sammeln. Aber es war nicht immer Ruhe auf demselben; Stürme erheben sich sogar trotz seiner segensreichen Gegenwart, so heftige Stürme, daß die Mannschaft fürchtete, er habe sie vergessen oder habe seine Macht vergessen. „Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde; er aber schlief." Aber er erwachte bald auf ihren Ruf, und sie wegen ihres Mangels an Glauben tadelnd, „gebot er den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille."[2]) Wir können ferner fragen, wessen Schiff war es, dem seine göttliche Gunst zu Theil wurde, den Sturm zu stillen und das Meer zu beruhigen? Es ist nicht schwer, hierüber Gewißheit zu erhalten. Es wird uns erzählt: „Als Jesus in das Haus des Petrus kam, sah er, daß seine Schwiegermutter am Fieber darniederlag. Und er nahm

---

1) Joh. XXI, 2—17. 2) Matth. VIII, 24.

sie bei der Hand, und das Fieber verließ sie; und sie stand auf und diente ihnen." Am Abend kamen Viele, um geheilt zu werden; „als aber Jesus viel Volk um sich her sah, befahl er über den See zu fahren; und als er in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach." [1]) Von Petrus Hause aus geht er zum Schiff; wer kann zweifeln, daß es das Schiff des Apostels war? Und wir können bemerken, daß unser Heiland, wie der Herr des Schiffes sich benimmt. Er befiehlt seinen Dienst, wie er später den der Eselin für seinen Einzug in Jerusalem befohlen hat. „Sag' ihm, daß der Herr ihrer bedarf, und er wird sie gehen lassen." [2]) Dem Schiffe des Petrus ist das fernere Vorrecht verliehen, daß die Stürme es anfallen, aber nicht zertrümmern, nicht einmal beschädigen dürfen. Die Wellen mögen über dasselbe zusammenschlagen, und es zu verschlingen drohen, Alle mögen denken, es ist am Untergehen, und Jesus mag schlafend und nichts von der Gefahr wissend erscheinen. Aber zur rechten Zeit erwacht er, und sein strahlendes Auge ist wie die Sonne auf den Wogen, und er streckt seine Hand aus, ein Zauber gegen die Winde; und die sich kräuselnden Gewässer hüpfen, freuen sich und glänzen im Lichte, und liebliche Lüftchen blasen lustig in die Segel.

Wenn das Schifflein die Kirche Gottes vorstellt, wo ist seine Kirche? Was ist da, das den Namen annimmt, das immer einem wahren Sturm ausgesetzt ist oder das vielmehr in mitten von Orkanen lebt, mit dem Bewußtsein eines Lebens, welches nicht vergehen, und einer Kraft, die nicht geschwächt werden kann? Ist es die stillstehende Religion des Ostens, deren Schiff durch die Zeiten vielfach leck und bewegungslos geworden ist und in todten und verpesteten Gewässern steht; das weder mit ihnen kämpft, noch von ihnen bestürmt wird, sondern in ungetrübter, aber gefährlicher Ruhe sich befindet; das ursprünglich zu gut gebaut war, um in Stücke zu gehen, aber ohne Segel und Mast schwerfällig auf dem langsamen Anschwellen oder Fallen des Elements, in welches es gesetzt ist, dahingleitet. Denn es selbst hat —

„weder Athem, noch Bewegung;
Ist eitel, wie ein gemaltes Schiff
Auf einem gemalten Ocean." [3])

Durch Verfolgung nicht geehrt, nicht einmal das Zeichen des

1) Das. 14—23. 2) Matth. XXI, 3. 3) Coleridge.

Hasses der Welt an sich tragend, nährt das Christenthum Asiens sein träges Leben mit heidnischer Duldung, ohne ein Streben der Hoffnung oder eine Anstrengung der Liebe. Es sendet keine Missionäre in entferntere Gegenden, um die Palme des Märtyrerthums zu pflücken; es gibt der Welt keine barmherzigen Schwestern, keine christlichen Lehrbrüder, keinen thätigen Klerus, keine gelehrten Hierarchen, keine wissenschaftlichen Mönche, keine eifrigen Laien. Es träumt von Jahrhundert zu Jahrhundert, nichts Großes unternehmend, nichts Gutes wirkend; es trägt nichts zur Erkenntniß oder Erforschung der Vergangenheit bei und öffnet für die Aussicht in die Zukunft kein glänzendes Geschick. Sie ist nicht werth eines Sturmes, die träge, schlummernde Barke. Auch hat sie kein Netz auszuwerfen und einzuziehen. Es ist ganz klar, daß dies nicht das Schiff des Petrus ist.

Was sollen wir dann von einem prächtigeren und gut beladenen Schiffe sagen, welches uns näher liegt und sich selbst bescheiden bloß einen Zweig der Kirche Christi nennt? Gewiß, es ist eine gewisse Regsamkeit, wenn auch nicht Thätigkeit auf demselben, innere Aufregung, wenn auch nicht Fortschritt zum Besseren. Jede moderne Vervollkommnung findet daselbst Statt, um Mängel zu verbergen, und Unvollkommenheiten zu verbessern. Alles ist hübsch, nett und solid, wie auf jedem andern dem Staat gehörigen Schiffe. Und es ist vortrefflich bemannt mit tüchtigen Offizieren und einem eifrigen Schiffsvolk, deren ganzes Interesse auf seinem Wohlergehen beruht. Ueberfluß und Bequemlichkeit wird Allen am Bord gewährt. Aber es hält sich sorgfältig unter dem Schutze eines sicheren Ufers, es wagt sich nicht in den Sturm, es meidet die Gefahren der Tiefe. Seine Segel und Maste sind nicht zum rohen Kampfe mit Sturm und Wellen geschaffen, es liebt das stillere Wasser in der Nähe des Landes.

„Nil pictis timidus navita puppibus
Fidit: tu, nisi ventis
Debes ludibrium, cave.“ 1)

Es hat nicht den Segen des Fischers, es zieht von außen nichts in seinen Bereich; es sendet sein gutgeordnetes Takelwerk ruhig und bescheiden aus, wie ein eleganter Angler, als hinge der Erfolg nicht von ihm ab; aber es will sogar damit nicht einmal Zuwachs gewinnen. Doch hat es Streit und Geschrei genug. Auf demselben ist

1) Horaz.

Alles Zwietracht, Zank und Streit. So ist es kein Wunder, daß es sich nicht bewegt. Wenn der Oberbefehlshaber die Segel nach einer Richtung ausspannt, so wird sein Steuermann sie an einem anderen Maste nach der entgegengesetzten Seite stellen. Wenn Einer vorwärts rudert, so wird ein Anderer rückwärts wollen. Und noch auffallender ist's, es gibt solche, welche Beifall klatschen und meinen, ihre Barke gehe wacker vorwärts, weil Einer von zwanzig mit ihrer Leitung betraut ist und sie allein trotz der Uebrigen forttreibt. Dies ist sicherlich ebensowenig, wie das Andere, das Schiff, zu dem gesagt wurde „Duc in altum," geh' aus auf die hohe See; und trotze den Wellen, und wirf dein apostolisches Netz aus. Es ist nicht das Schiff des Petrus.

Und überdies haben diese und andere eine vollständige Untüchtigkeit: sie bekennen sich nicht dazu, das Schiff des Petrus zu sein. Sie verschmähen die Verbindung; mit Unwillen nehmen sie die Zumuthung auf, sie haben etwas Besonderes mit ihm zu schaffen. Sie haben sich ein anderes Schiff oder viele kleinere Barken gewählt, aber sie sind außerordentlich besorgt, daß es ja nicht die seinige ist. Alles, nur dies nicht. Der heilige Markus nun erzählt uns, daß, als unser Herr in das Schiff stieg, in dem er während des Sturmes schlief, „noch andere Schiffe bei ihm waren," [1]) d. h. sich in seinem Kielwasser hielten. Was wurde aus ihnen während des Sturmes. Wir hören nichts mehr von ihnen. Bloß Ein Schiff hatte Jesus an Bord und bloß auf dieses bezieht sich die Erzählung des Evangeliums. Sie mögen zum Hafen zurückgetrieben, sie mögen in der Finsterniß zerstreut, Einige mögen am Ufer zerschellt worden sein. Aber wir lesen bloß von Einem, das seine Bestimmung erreichte, weil bloß Eines den sicheren Steuermann und den Bezwinger des Sturmes trug; und das war Petrus Schiff.

Aber in dem Theil der Sendung unseres Herrn, den wir den seefahrenden nennen können, bleibt noch ein Beispiel übrig, welches mit dem Vorzug des heiligen Petrus zusammenhängt. Wir meinen das Wunder, als unser Herr auf dem Wasser wandelte, welches kurz vom heiligen Johannes [2]) und vollständiger vom heiligen Matthäus [3]) berichtet wird. In dem oben beschriebenen Sturm, war Jesus in dem Schiffe, aber schlafend, hier war er abwesend, aber nahe. Mitten im Sturme erscheint er auf dem Wasser wandelnd. Die Apostel erschre-

1) Mark. IV, 36. 2) Joh. VI, 19. 3) Matth. XIV, 26 ff.

cken und ihr göttlicher Meister beruhigt sie. Da ist indessen Einer kühner, als die Uebrigen. Wie er sich später in die See wirft, um zu seinem Herrn hinzuschwimmen, so unternimmt er jetzt das offenbar verzweifelte Wagniß, zu ihm auf dem Wasser zu wandeln. Es war ein Versuch seiner, des immer Glühenden, immer Ungestümen würdig. „Herr, wenn du es bist, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser. Er aber sprach: Komm! Und Petrus stieg aus dem Schiffe und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesus käme." Dessenungeachtet war es von Wichtigkeit, daß er von der Gefahr, in die ihn sein glühendes Temperament geführt hatte, unterrichtet werden sollte. Wie er später seine Bereitwilligkeit, lieber zu sterben, als seinen Herrn zu verläugnen betheuerte und doch fehlte, so war es hier nützlich, ihm zu zeigen, von wie geringem Werthe seine eigene Kraft war, wo übernatürliche Unterstützung nothwendig war. Denn „als er den starken Wind sah, fürchtete er sich; und da er anfing zu sinken, rief er und sprach: Herr, hilf mir! Und Jesus streckte alsbald seine Hand aus, ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Und da sie in das Schiff getreten waren, legte sich der Wind." Hier nun sind einige Umstände bemerkenswerth. Petrus allein beansprucht das Recht, auf den Wellen zu wandeln. Es ist nicht das Schiff, das ihn tragen muß; nicht deßwegen, weil er in demselben ist, geht er nicht unter. Er hat so zu sagen eine von demselben unabhängige Macht, die kein anderer Apostel hat. Die rechte Hand Jesu ist seine unmittelbare Stütze, wenn er furchtlos und allein sich dem unruhigen Wasser anvertraut. Zu zweifeln, daß er so unterstützt diesen wunderbaren Vorzug hat, zeugt von wenig Glauben. Es wird zugelassen, daß er zum Theile untersinkt, um ihm diesen Vorwurf machen zu können, und durch ihn auch uns. Und dann „als sie in das Schiff getreten waren, legte sich der Wind." Denn sie gehen mit einander Hand in Hand, Jesus und Petrus, das erhabene, unsichtbare und göttliche, und das untergeordnete, sichtbare und weltliche Haupt der Kirche, — die Hand des Einen ist Macht, die des Andern Vertrauen; so verbunden geben sie Sicherheit. Beide besteigen mit einander das Schiff, dem sie ihre Sorgfalt entzogen zu haben schienen, der Meister und der Steuermann, und bei ihrem Erscheinen wird die Ruhe hergestellt. Kann Jemand glauben, daß zwischen der Handlung unseres Erlösers und der des Petrus keine Verbindung stattfinde? Daß die eine nicht um der andern willen vorgenommen wurde? Wollte Jesus deßwegen

seine Schüler nicht sogleich begleiten und ihnen auf dem Wasser wandelnd folgen, oder anstatt so über den schmalen See zu gehen, ihr Schiff, das schon halbwegs war, besteigen, um ihr Staunen zu erregen? Ist Alles, was sich auf den Petrus bezieht, bloß untergeordnet? Im Gegentheil, Niemand kann diese Stelle lesen, und zweifeln, daß die ganze Erzählung hauptsächlich wegen des Theils eingeschaltet ist, der den Apostel dabei trifft. Dieses ist offenbar die Lehre der Erzählung.

Wir wollen nun von Allem, was wir hier zusammengestellt haben, unsere praktischen Schlüsse geben.

1) Es ist offenbar, daß unser Heiland während seiner Sendung in Galiläa, wünschte oder vielmehr befahl, daß ein Schiff ihm zu Gebot stehe, von dem aus er predigte, und in welchem er fuhr. Und obgleich sein geliebter Schüler Eines zu seiner Verfügung hatte, so gab er dem des Petrus den Vorzug.

2) Drei Klassen von Wundern, die mit dem Schiffe und seinem Zwecke zusammen hängen, werden erwähnt: — zwei wunderbare Fischzüge, zweimaliges Stillen des Sturmes, und unser Herr und Petrus, die auf dem Wasser wandeln.

3) Jedes von diesen Wundern wird zu Gunsten dieses Apostels oder seines Schiffes gewirkt, und das vorhergehende oder folgende Gespräch bezieht sich auf ihn.

Bei dem ersten Fischzug erhielt er, wie wir gesehen haben, den Befehl, in die See zu stechen und sein Netz auszuwerfen, und nachdem sein Gehorsam den glücklichen Erfolg gehabt hatte, wurde ihm das Versprechen gemacht, er solle Menschen fangen. Mit andern Worten, unser Heiland zeigt, daß die materielle Handlung das Vorbild einer geistigen war, und das gewirkte Wunder war ein Beweis oder eine Bürgschaft für die Wahrheit des Versprechens, als ob unser Herr gesagt hätte: „Auf die nämliche wundervolle Art, durch die nämliche Gewalt, in der nämlichen Ausdehnung, und so gewiß, als du heute ein so ungewöhnliches Netz voll Fische gefangen hast, sollst du die Seelen der Menschen seiner Zeit aus den Tiefen der Sünde, des Elendes, und der Unwissenheit ziehen.“ Bei dem zweiten ist es Petrus, der den Aposteln die Anregung zu ihrem Werke gibt, und wieder belohnt den Gehorsam auf den nämlichen Befehl ein wunderbarer Zug. So vollständig war dies, daß, als „Jesus zu ihnen sprach: Bringet her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt, und Simon

Petrus hineinstieg und das Netz ans Land zog," [1]) ein Netz, welches, obgleich überladen; doch nicht zerreißen durfte. Die andern Apostel hatten das Netz ans Ufer gebracht, aber es war die Gegenwart des Petrus nothwendig, um es ans Land zu ziehen. Und womit endete dieses Wunder? Mit nichts Anderem, als mit der Erfüllung der Versicherung, die ihm nach dem ersten entsprechenden Wunder gegeben worden war. Unser Herr traf hier mit seinen Schülern offenbar zu dem einzigen Zwecke zusammen, den Petrus vor ihnen mit der Würde des obersten Hirtens zu bekleiden. Die einzige Rede, die folgt, ist der dreimal wiederholte Auftrag, die Heerde zu weiden, und gleichsam um zu zeigen, daß damit Alles zu Ende sei, führte Jesus seinen jetzt eingesetzten Stellvertreter zu einem vertraulichen Gespräch mit den Worten: „Folge mir" von den Uebrigen weg. Diese Aufforderung war so persönlich, daß, als Petrus wollte, sein und Christi Liebling sollte mitgehen, er getadelt und mit den Worten zurechtgewiesen wurde: „Was geht es dich an? Du, folge mir!" [2]) Es scheint unmöglich, die Analogie zwischen den zwei Stellen zu mißkennen und die eine nicht als die Erfüllung der anderen anzusehen. In Beiden ist Petrus entschieden der Zweck des Wunders, Beide werden zu seinen Gunsten gewirkt und sind einleitend in seine Vorrechte.

In den zwei Fällen, in denen der Sturm gestillt wurde, findet sich die nämliche Beziehung auf den Apostelfürsten. In seinem Boot schläft, wie es sich klar zeigt, der Herr und erwacht, um seinen Nachfolgern im Allgemeinen wegen ihres Mangels an Glauben und Vertrauen auf ihn und wegen ihrer Furcht, das Schiff, auf dem zu weilen ihm gefiel, möchte untergehen, Vorwürfe zu machen. Im zweiten Beispiel erscheint er weiter entfernt, außerhalb des Schiffes, und der Sturm hält an, bis er und Petrus sich an Bord desselben zeigen.

Schließlich, um nicht zu wiederholen, was wir erst beschrieben haben, wird Petrus angewiesen, sich allein ohne Furcht dem Wasser zu überlassen; und wird besonders wegen seines Mangels an Vertrauen auf die Macht des Herrn, dies zu thun, mit den nämlichen Worten getadelt, die im ersten Sturm an alle Apostel gerichtet worden waren, als ob zu ihm gesagt würde: „Wenn sich die Anderen schwach zeigten, indem sie im Schiffe an ihrer Sicherheit zweifelten, so thust du das Nämliche, indem du außerhalb desselben um deine Sicherheit besorgt

1) Joh. XXI, 10. 2) Das. 19—22.

bist. Außer der Sicherheit verleihenden Gegenwart Jesu im Schiffe hast du seine rechte Hand, die dich persönlich wohlbehalten über dem Abgrund hält. Dieser kann dich so wenig verschlingen, als sie." Und diese Versicherung wird ihm durch ein Wunder bestätigt.

Wir wollen damit gewiß nicht behaupten, unser Herr habe im Laufe seiner galiläischen Sendung keine anderen Schiffe bestiegen, als die des Petrus. Aber dies nehmen wir als bewiesen an, daß es dem heiligen Geist gefallen hat, diese Vorfälle, in denen das Schiff des Petrus besonders bezeichnet wird, aus vielen andern, deren Zahl nicht zur Sache gehört, zu unserer besonderen Belehrung auszuwählen. Ein Protestant wird sagen: dies ist bloß zufällig und untergeordnet; was kommt darauf an, ob es sein Schiff war, oder das eines Anderen, die Wunder und Lehren sind von dieser Betrachtung unabhängig. Der Katholik aber hat zu viel Ehrfurcht, um eingegebene Schriften so zu behandeln. Bei uns gibt es in dem, was Gott thut oder sagt, keinen Zufall, kein Ungefähr. Wir können es nicht als aus dem bloßen Zufall hervorgegangen betrachten, daß jeder Evangelist uns erzählt, „unser Herr sei auf einem Schiffe in den See gegangen," und daß sie in jedem besonderen Falle genau uns mittheilen, daß es das Schiff des Petrus war. Wir können es ferner für keinen Zufall halten, daß jedes einzelne Wunder, das auf dem Schiffe gewirkt wurde, in Verbindung mit ihm stand. Wenn es ganz gleichgültig ist, wessen Schiff Jesus wählte, wenn keine Lehre davon abhängt, warum wird uns ausdrücklich berichtet, es seien zwei Schiffe da gewesen, und er habe Eines gewählt, nämlich das Simon's?

Alles dies ist für einen Protestanten unwichtig, weil es in seinem System nichts belegt. Wenn er auch noch geneigt ist zuzugeben, daß das von dem Sturme hin und hergeworfene Schiff ein Vorbild der Kirche, und daß Jesus, der den Krieg der Elemente schlichtet, kein unpassendes Sinnbild seiner leitenden Gegenwart in derselben ist, so wird er doch in der Gegenwart des Petrus keinen Zusammenhang mit den Geschicken des Schiffes entdecken. Er gibt den klaren und ganz dogmatischen Stellen, in welchen ihm die Suprematie verliehen wird, keine bestimmte Bedeutung. Und so ist alle die Schönheit und das Anziehende einer genauen Anwendung jeder Einzelheit, wie wir es vielleicht zu weitläufig ausgelegt haben, bei ihm verloren.

Der Katholik dagegen hat von Anfang an diese Stellen, in denen

Petrus mit der Errichtung der Kirche so enge wie die Grundlage mit dem Gebäude verbunden ist, in ihrer buchstäblichen Bedeutung genommen. Die Wohlfahrt des Einen ist die Sicherheit des Andern. Er wird in ihrer Bildung ein wesentlicher, kein zufälliger Theil, ein Haupt-, kein Nebenbestandtheil. Die Kirche des Petrus ist auch die Kirche Christi, weil die Heerde Christi auch die Heerde des Petrus ist. Wenn man in Gemäßheit anderer positiven Lehren Christi diese Prinzipien zu Grunde legt, so haben alle Erzählungen, die wir zergliedert haben, sowohl eine feststehende Bedeutung, als einen bestimmten Zweck. Sie stimmen mit der Verfassung der Kirche nicht bloß nothwendig überein, sondern sie ergänzen und erläutern dieselbe sehr schön.

Nach diesem Gesichtspunkt ist die Kirche bloß Eine; denn obgleich noch andere und zwar stattliche Schiffe in die See gehen mögen, so ist doch nothwendig bloß Eines da, in dem es Jesus sich aufzuhalten beliebt, und dieses ist das Schiff des Petrus. Ihm allein ist die Zusicherung der Sicherheit gegeben, mögen immerhin Stürme dasselbe anfallen; denn auf ihm allein ist er, welchem Stürme und Winde gehorchen. Alle, die auf demselben eingeschifft sind, sind in Sicherheit, Keiner jedoch ist's, der außerhalb desselben ist. Ihm allein ist der Beruf zu Theil geworden, nicht bloß die Welt zu beherrschen, sondern noch mehr sie zu gewinnen. Es ist keine reiche mit Schätzen beladene Karacke, keine stolze, von Gefangenen geruderte Galeere, kein kühnes Kriegsschiff, das von Werkzeugen der Verheerung starrt, sondern ein Fischerboot, das bestimmt ist, sich selbst mit lebender Beute zu füllen, die es aus dem Rachen der Vernichtung befreit. Wenn nun der Katholik alles dies liest, wie es in den Handlungen unseres Heilandes auf dem See vorbildlich beschrieben wird, und wenn er bemerkt, wie vollkommen es zu seiner Theorie von der Kirche paßt, so wird sein Glaube befestigt und sein Herz getröstet. Denn er entdeckt in jeder Einzelheit, in jedem Wort eine Absicht, und sieht, daß jedes um seinetwillen niedergeschrieben worden ist. Diese geringeren Uebereinstimmungen dienen dazu, seinen Glauben, der auf direkte Lehren gegründet ist, zu befestigen; sie füllen das Gemälde aus, sie geben ihm Farbe und Leben. Wenn die katholische Ansicht richtig ist, und wenn man annimmt, daß Petrus in der Kirche Christi den ihm zugewiesenen Platz einnehme, so hat das geringste Wort dieser Erzählungen seine Bedeutung, und ward absichtlich um eines wichtigen Zweckes willen aufgezeichnet. Entferne ihn daraus, und in den Einzelheiten ihrer Er-

zählungen ist kein beabsichtigter Sinn, oder vielmehr, wir sagen es mit Ehrerbietung, sie sind darauf berechnet, um ein System des Irrthums, wie es der Protestant ansehen muß, zu bestärken.

Der Katholik wird durch diese bekräftigenden und ergänzenden Beweise nicht bloß in seinen dogmatischen Ueberzeugungen befestigt, sondern er leitet von ihnen die tröstlichsten Versicherungen ab. Es ist kein Phantasiegemälde, das sich ihm darstellt, wenn er an dies vom Sturme erschütterte Schifflein des Fischers denkt. Er blickt auf seine Versuchungen und Triumphe mitten im Nebel der Zeiten. Wenn es die fernen Küsten, seinen ersten Hafen verläßt, so sieht er dasselbe seinen Lauf im ruhigsten Vertrauen gerade auf den Hafen der Hauptstadt der Erde zulenken. Es geschieht dies nicht lange, bevor die Thore der Hölle, einen viel fürchterlicheren Sturm entsandten, als von seiner Höhle Aeolus aus die Winde beschwören konnte. Der Abgrund ist geöffnet, und die Macht der Erde schwebt über ihm, um den kühnen Eindringling zu vernichten.

„Ponto nox incubat atra.
Intonuere poli, et crebris micat ignibus aether:
Praesentemque viris intentant omnia mortem.“ Aeneid. I.

Aber Tod von solch' einem Sturm hat Reize für die tapfere Schar! Das furchtlose kleine Schifflein steuert vorwärts, bald verliert es sich im Kampfe mit den Elementen beinahe aus dem Gesichte, bald schwebt es stolz hoch auf den Wogen, bis wir es im ruhigen Wasser sicher dahingleiten sehen. Petrus ist als der geistige Eroberer Roms anerkannt. Er hat jedoch keine Ruhe. Nach der Auferstehung sagte er: „Ich gehe fischen,“ und dies ist seine Beschäftigung und seine Freude bis ans Ende der Zeit! Welch' ein glorreicher Beruf ist ihm geworden! Wie jauchzte sein Herz, weit mehr, als bei dem Fange von hundert drei und fünfzig großen Fischen, als Patricius an den Küsten Erins, oder Augustin an denen Englands, oder Bonifazius in den tiefen Strömen Deutschlands ihre Netze auswarfen, und ihre willigen Bewohner in das große Schiff brachten! Dies war aber keine ruhige und friedliche Beschäftigung für ihn. Hoch in den Regionen des Nordens erhob sich eine schwellende Brandung, welche Woge auf Woge über das kämpfende Schiff hereinbrach. Der Hunne, der Vandale, der Gothe, der Lombarde folgten einander in raschem Laufe und schienen es auf ihrer Bahn zu versenken. Indessen segelte der Fischer fort; während sein sturmgewohntes Schifflein über den Wasserfall hin-

fuhr, warf er sein Netz in die Tiefen, und zog aus ihnen ihre lebendige Beute. Und jetzt wurde es wieder ruhig und der Ocean schien stille zu sein. Aber bald begann der Sturm wieder. Der rohe Angriff einer rauhen, ungelehrigen Zeit, der Welt des eisernen Ritterthums, brach mehrmals über das liebliche Schiff des Petrus los. Jahrhunderte währte der Streit, und das stolze Schiff behauptete seine Bahn, den Schaum mit seinem Vordertheile zertheilend. Dann kam eine neue Prüfung. Es kam ein Sturm, der seit Jahrhunderten vergessen ist, — seit Arius und Nestorius die Kirche trennten. Meuterei, Insubordination, Aufruhr an Bord. Verrätherische Haufen bemannen von seinem eigenen Verdeck aus eine feindliche Flotte; ihre Tapferkeit und Gewandtheit, die sie auf ihm lernten, wird gegen dasselbe gekehrt. Geschickte Feinde, die mit aller Macht der Erde bewaffnet sind, drohen ihm Verderben und schwören unversöhnlichen Haß. Indeß das edle Schiff fürchtet sie nicht, und geht unverzagt seine Bahn. Die Kirche sieht sie von jedem Wind hierhin und dorthin geschleudert, einzeln fortsegelnd, ohne Kompaß sie zu leiten, mit einander kämpfend, und nur vereint, wenn sie ihre Angriffe gegen sie richten; und sie zeigt, wie sie nicht im Stande waren, die Gnade ihrer edelsten Verrichtungen mit sich zu nehmen; kein Stückchen des apostolischen Netzes durften sie ihr entreißen. Sie allein trägt das Kreuz als ihr Banner hoch, sie allein rühmt sich, daß Petrus in der Person seines Nachfolgers an ihrem Steuer sitzt, ja sie allein darf verkünden, daß sie Jesus Christus selbst an Bord hat, wie er auf dem Schifflein des Fischers auf dem galiläischen See an Bord war. Dies ist der Rückblick des Katholiken auf die Vergangenheit und in ihr liest er die Versicherungen für die Zukunft. Als vor einem Jahr unser Land von einem Ende bis zum andern gegen die Fortschritte des Katholizismus aufgebracht war, als Regierung, Parlament, Staatskirche, Presse und Aristokratie vereinigt schienen, rein kirchlichen Handlungen der Kirche sich zu widersetzen, als Alles, was Geschrei, Beredsamkeit, Unverschämtheit und Verläumdung, was Adressen, Reden, Versammlungen, Flugschriften und Zeitungsartikel zur Hervorrufung eines Sturmes thun konnten, schonungslos und beharrlich Monate lang fortgesetzt wurde, um die neue Hierarchie zu überwältigen, in was setzten wir unsere Hoffnungen, ja unsere Zuversicht, daß der Frieden zurückkehren und die Kirche in den weisen Maßregeln, die sie ergriffen hatte, durch Erfolge werde gerechtfertigt werden? Nicht bloß in die Kenntniß, daß ein solcher

Schritt lange und weise überlegt ward, nicht in die hohe Achtung, welche wir uns von den Tugenden und Gaben des höchsten Priesters, von dem er ausging, gebildet hatten. Da wir aber wußten, daß die apostolischen Briefe, welche erlassen wurden, unter „dem Ringe des Fischers" gegeben wurden, konnten wir nicht ungläubig oder zweifelhaft darüber sein, daß das, was so für einen feierlichen Akt des Petrus erklärt wurde, von den ihm gemachten Verheißungen und an der Versicherung Theil nehme, daß sein Schiff von den Stürmen der Erde nicht überwältigt werden sollte. Und wenn so Oberpriester nach Oberpriester, wie der sechste, siebente oder der neunte Pius zu ferne vom Schiffe getragen zu sein schienen, um persönlich die ganze Heftigkeit des Sturmes zu erfahren, und allein über das aufgeregte und verrätherische Wasser hinzuschreiten, so hat der Katholik nie gezweifelt, daß die mächtige rechte Hand, auf die der Psalmist vertraut, und die gegen den Petrus ausgestreckt wurde, sie halten und leiten, und wenn es nöthig ist, sie sicher zu den gläubigen Freunden, deren Versammlung sie verlassen hatten, zurückführen werde. „Etenim illuc manus Tua deducet me, et tenebit me dextera Tua."

IV. Wir wollen jetzt noch kurz einige Stellen zusammenstellen, die sich auf einen Punkt beziehen, der zwar von bloß untergeordneter Wichtigkeit, jedoch nicht ganz ohne Interesse ist. Zu den größten Ungereimtheiten des Protestantismus gehört die Theorie der Sabbatarier. Nachdem er auf alle mögliche Art gegen Tradition und Autorität der Kirche protestirt hat, nimmt der Protestant ohne ein Murren die Verwandlung des jüdischen Sabbats in den christlichen Sonntag an, wofür das einzige Zeugniß die Tradition und die einzige Begründung die Autorität der Kirche liefert. Nachdem er so diese Macht und dieses Zeugniß vielleicht in der größten Ausdehnung, die existirt, angenommen hat, vergißt er, daß eine Veränderung vor sich gegangen ist, und trägt auf den neuen Tag der Ruhe alle Bürden und Beschränkungen des alten über. Er übersieht, daß es der erste und nicht der letzte Tag in der Woche ist, ja wenn er in seiner Sprache feierlicher wird, so verwirft er mit der eingewurzelten Starrheit seiner religiösen Begriffe den profanen Namen „Sonntag" und nennt ihn absichtlich und mit Emphase „den Sabbat." Diese zwei Ausdrücke sind wirklich zu Losungsworten geworden; den Letzteren gebraucht der Katholik nie. „Sonntag" klingt für seine Ohren, wie ein Tag der Freude und des Glanzes, wie ein Tag des Lächelns zu Hause, und des lachenden Freu-

dengeläutes in der Luft, wie ein Tag des freudigen Dienstes dessen, der einen freudigen Geber liebt, eines Dienstes mit Lobgesängen und Hymnen und erhabenen Gebeten. „Sabbat" dagegen vermischt sich in den Ohren mit Puritanismus und ruft die Idee von schleppenden Tönen und sauren Blicken, von bitterer Theologie und häuslicher Düsterheit hervor. Es liegt kein Balsam, nichts Süßes in dem Namen. Er gehört einer Einrichtung, die todt ist, und Verpflichtungen an, welche das Gesetz der Liebe vermindert oder abgeschafft hat. Aber es ist auffallend genug, daß das Religionssystem, welches sich mit blindem Urtheil rühmt, allen seinen Glauben auf Christus zu gründen und das Gesetz und seine Werke zu hassen, an seine abgestorbensten Zweige anklammert und dort seine reichlichsten Früchte zu finden glaubt. Indem es allen seinen thätigen Gottesdienst auf den Bereich eines Tages zurückgeführt hat, macht es ihn zum reinen Aberglauben; es verdichtet bloß, um zu verderben.

Was bei dieser auffallenden Verblendung noch mehr Staunen erregt, ist, daß sie im neuen Testament als eine charakterische Eigenschaft den Pharisäern ausdrücklich beigelegt wird. Ein einfacher Leser des Evangeliums würde natürlich fragen, wer vertheidigte die sabbatarische Strenge, unser Herr oder seine Feinde? Wer repräsentirte die strengere Partei? Es ist unmöglich, in der Antwort zu zögern.

Er legt in den Evangelien nicht weniger als sieben Mal seine Lehre vom Sabbat dar, und bekämpft die Einwürfe der Pharisäer. Er muß dies sicherlich für eine wichtige Frage der Moral und kirchlichen Gewohnheit betrachtet haben, um sich so darüber zu verbreiten. Wenn wir aber unsere oft wiederholte Regel anwenden, so müssen wir schließen, daß, angenommen, unser Erlöser habe nie ohne bestimmten Zweck gesprochen, er einen besonderen Grund gehabt haben mußte, die nämliche Idee so vielfach einzuschärfen. Wenn wir auf der andern Seite darauf achten, daß er den Punkt öfter eingeschärft hat, so müssen wir ferner schließen, daß ein wichtiger Beweggrund in einer so beschränkten Darstellung, wie das Evangelium, so viele Wiederholungen des nämlichen Gegenstandes veranlaßt haben muß. Mit anderen Worten, die siebenmalige Erwähnung dieses Gegenstandes, indem er aus einer großen Masse nicht erwähnter Gegenstände hervorgehoben wird, beweist, daß es Einer ist, worüber wir nach dem Willen des göttlichen Geistes im neuen Testamente genau die göttliche Lehre kennen lernen sollten. Es zeigt sich ein großer Ernst in der Bewahrung des Chri-

stenthums gegenüber einer besonderen Theorie, und wir dürfen sicher schließen, gegen eine, die wirklich gelehrt wurde. Wir müssen uns deßhalb an wirkliche, nicht an eingebildete Systeme halten, und urtheilen, welche von denselben unser Herr lehrte, und welche er verwarf. Ohne auf die Einzelheiten eines jeden Falles einzugehen, wollen wir den vor uns liegenden Beweis zergliedern und ihn unter gewisse Hauptpunkte bringen.

1) Fürs Erste wollen wir demnach bemerken, daß alle Evangelien mehr als ein Beispiel anführen, wo unser Herr wegen laxer Sabbathaltung angegriffen wird. Die heiligen Matthäus und Markus geben zwei Fälle, der heilige Lukas vier, wovon zwei die nämlichen sind, wie die von jenen erwähnten; und der heilige Johannes hat drei, die vollkommen verschieden sind. Diese Uebereinstimmung von Schriftstellern, welche unter Eingebung schrieben, in einem untergeordneten Punkt ist sehr auffallend.

2) Von diesen Fällen begleiten drei unmittelbar das Wirken von Wundern, drei hängen mittelbar mit wunderbaren Werken zusammen, und einer bezieht sich auf einen gewöhnlichen Vorfall.

3) Wir wollen mit der ersten Klasse fortfahren. Eine verdorrte Hand wird in der Synagoge geheilt.[1]) Dies geschieht, nachdem vorher auf den Umstand, daß es Sabbat ist, aufmerksam gemacht wurde; die Pharisäer warfen die Frage auf, ob es erlaubt sei, an diesem Tage zu heilen, und Jesus vertheidigt zuerst das Erlaubte einer solchen Handlung, und bestätigt dann seine Versicherung durch die wunderbare Heilung. Ein wassersüchtiger Mensch kam in das Haus eines Pharisäers, wo Jesus speiste. Es ist wieder Sabbat, und seine Feinde „beobachten ihn genau." Diesmal stellt er gerade die Frage an sie, welche sie bei einer früheren Gelegenheit an ihn gerichtet hatten: „Ist es erlaubt, am Sabbat zu heilen?" Er bejaht wieder diesen Punkt, und wirkt, um seine Lehre zu beweisen, ein Wunder.[2]) Ein Weib, das durch eine schon achtzehn Jahre dauernde Krankheit gekrümmt ist, ist am Sabbat in der Synagoge; sie bittet nicht, geheilt zu werden; aber Jesus ruft sie zu sich, legt seine heiligen Hände ihr auf, und sie wird gerade. „Es entgegnete aber der Synagogen-Vorsteher, welcher unwillig war, daß Jesus am Sabbate geheilt hatte, und sprach zu dem Volke" (d. i. er wollte sich nicht an unseren Herrn, der in Wirklichkeit sein

1) Matth. XII, 10.; Mark. III, 2.; Luk. VI, 6. 2) Luk. XIV, 1 ff.

Mißfallen erregt hatte, wenden, sondern er tadelte ihn, indem er zu dem Volke sagte): „Sechs Tage sind, an welchen man arbeiten soll; an diesen kommt und lasset euch heilen, aber nicht am Tage des Sabbats.“ [1]) Hier antwortet unser Herr wieder, um zu rechtfertigen, was er gethan hat, und beginnt seine Antwort mit den bezeichnenden Worten: „Ihr Heuchler!“

Das nächste Beispiel ist auch eines, in welchem der Angriff aus Veranlassung eines Wunders geschieht. Jesus heilte am Teiche Bethsaida einen Mann, indem er zu ihm sprach: „Steh' auf, nimm dein Bett, und wandle.“ Er gehorchte; „es war aber Sabbat an demselben Tag.“ Unmittelbar wird ihm von den Juden gesagt: „Es ist Sabbat, du darfst dein Bett nicht tragen.“ Als sie entdeckten, daß Jesus ihm den Befehl gegeben hatte, trugen sie ihren Haß auf ihn über. „Darum verfolgten die Juden Jesus, weil er dieses am Sabbate gethan.“ Und als er sich wieder vertheidigte, indem er sagte, wie sein Vater bis jetzt gewirkt habe, so wirke auch er, d. h. wie sein Vater am Sabbate mit seinem wohlthätigen Werke der Vorsehung fortfahre, so mache es auch er, der die nämliche Macht habe, so verdoppelte dies bloß ihren Haß. „Deßhalb trachteten die Juden noch viel mehr darnach, ihn zu tödten, weil er nicht nur den Sabbat brach, sondern auch Gott seinen Vater nannte, und sich Gott gleich machte.“ [2])

Nach diesen Reden verließ unser Herr Jerusalem, wo sie stattfanden, und lehrte in Galiläa. Auf seiner Rückkehr nach der heiligen Stadt nahm er diesen Gegenstand mit folgenden Worten wieder auf: „Nur ein Werk habe ich gethan und ihr Alle verwundert euch: Indessen Moses hat euch die Beschneidung gegeben, und ihr beschneidet den Menschen am Sabbate. Wenn nun ein Mensch am Sabbate die Beschneidung empfängt, ohne daß das Gesetz Mosis verletzt wird, wollet ihr über mich zürnen, daß ich am Sabbat einen ganzen Menschen gesund gemacht habe?“ [3]) Nach der Erzählung des Evangeliums nun ging dieser Rede kein Wunder voraus, und da wir kaum annehmen können, es werde damit auf ein bei einem früheren Besuche gewirktes Wunder angespielt, und da dieses bei den vielen Zeichen, die unterdessen gewirkt worden waren, nicht „ein Werk“ genannt werden konnte, so müssen wir natürlich annehmen, der heilige Johannes oder vielmehr der heilige Geist, habe die Anführung dieser Lehre für

---

1) Luk. XIII, 10. 2) Joh. V, 1. 3) Joh. VII, 22.

viel wichtiger gehalten, als die des Wunders. Das Letztere wurde deßhalb ausgelassen und die Erstere beibehalten.

Der pharisäische Geist wurde ferner aufgeregt, als Jesus Eines seiner am strengsten geprüften Wunder, — die Heilung des Blindgebornen wirkte. Er hätte Diesem das Gesicht sogleich durch ein Wort oder eine Berührung wieder geben können. Er zog es vor, die Heilung durch eine so zu sagen mechanische oder Handarbeit vorzunehmen. Er machte einen Koth und bestrich damit die Augen des Mannes. „Es war aber Sabbat, als Jesus den Koth bereitete und seine Augen öffnete." Dies ist für die Pharisäer ein genügender Grund, das Wunder zu verwerfen. „Dieser Mensch, welcher den Sabbat nicht hält, ist nicht von Gott." [1])

Es bleibt noch ein Beispiel übrig, das mit einem Wunderwerke gar nicht im Zusammenhang steht, und doch kommt es bei drei Evangelisten vor. Der Vorfall ist unbedeutend, aber seine Lehre sehr wichtig. Als die Jünger am Sabbate durch ein Kornfeld gingen, pflückten sie die Aehren ab, zerrieben sie in ihren Händen und aßen die Körner. Diese mechanische Arbeit wird von den Pharisäern für einen Bruch des Sabbats ausgegeben und als solcher getadelt. Unser Herr vertheidigt seine Schüler, wie er sich selbst vertheidigt hatte. [2]) Was diesem Falle noch ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß jeder Evangelist, der ihn erwähnt, unmittelbar zu der Erzählung der Heilung der verdorrten Hand übergeht, als hätte unser Herr dieses Wunder ausdrücklich deßhalb gewirkt, um die Vertheidigung seiner Jünger zu bekräftigen.

4) Aus allen diesen Thatsachen schließen wir, daß in sieben Fällen zwei Ansichten von der Haltung des Sabbats zwischen unserem Herrn und den Juden erörtert wurden, und daß in jedem er die gelindere und gemäßigtere, sie die unduldsamere und drückendere Seite repräsentiren und vertheidigen. Ein ähnlicher Widerstreit nun existirt heut zu Tage zwischen Katholiken und Protestanten, und es kann kein Zweifel sein, welche Partie jedem der früher Streitenden entspricht. Man mag sagen, der Eifer für den Sabbat sei von den Juden in jedem dieser Beispiele weit über das Maß getrieben worden, das die verblendetsten Sabbatarier heut zu Tage fordern würden. Wir sind darüber nicht ganz sicher. Wir brauchen nicht zu den Tagen wilden

---

1) Joh. IX, 14. 2) Matth. XII, 1.; Mark. II, 23.; Luk. VI, 1.

puritanischen Fanatismus zurückzugehen, um Beispiele der äußersten Strenge in dieser Sache zu finden. Wir brauchen nicht zu dem alten Banbury wegen des wohlbekannten Zwanges der Katzen zur Haltung des Sabbates zu reisen, wo an einer Katze, die sich anmaßte, am Sabbat zu mausen, ein strenges Exempel statuirt wurde. Aber wir erinnern uns eines Falles, der vor noch nicht vielen Jahren in einer großen Stadt des Westens von England vorkam, wo Einer Hungers starb, weil die Gesellschaft, von der man Hülfe verlangte, sie am Tage des Herrn zu leisten sich hartnäckig weigerte. Noch aus jüngerer Zeit wurde ein bekanntes Beispiel öffentlich angeführt, wo in Schottland eine Dame von hohem Rang, um einem sterbenden Verwandten den letzten Liebesdienst zu erweisen, vergebens um Beförderung auf der Eisenbahn bat, obgleich leere Postzüge hin und her liefen. Und wir wissen ferner, daß das Nämliche in demselben Lande einem katholischen Geistlichen von hohem Range abgeschlagen wurde, als er bloß die Absicht hatte, einem sterbenden Pfarrangehörigen die letzten Tröstungen der Religion zu bringen. Hier nun ist die Haltung des Sabbats der Nächstenliebe vorgezogen; in Einem Beispiele konnte der Tod die Folge sein und war es wirklich. Dies heißt doch den Grundsatz vollständig nach dem Muster der Pharisäer ausgeübt. „Komm und lasse dich am Werktag heilen.“ In der That, was würde Einer von den Vieren, welche absichtlich am Sabbat geheilt wurden, verloren haben, wenn er bis zu dem nächsten Morgen gewartet hätte? Nach achtzehn- und acht und dreißigjähriger Krankheit, würde Ein Tag keine lästige Zugabe gewesen sein; der Wassersüchtige konnte noch gehen und konnte deßhalb in keiner Gefahr sein; und die verdorrte Hand brauchte noch weniger am jüdischen Sabbat geheilt zu werden. Hätte unser Herr in diesen Fällen gesagt: „Kommt morgen, und ich will euch heilen, denn heute ist's Sabbat,“ so hätte er Worte gesprochen, von denen Exeter Hall wiederhallen würde, und einen Text gegeben, der von Traktätchen-Vertheilern stereotypirt und zu Bildern für Kinder gestochen worden wäre. Aber er sagte durchaus klar das Gegentheil, und wir finden, wie die Vertheidiger des sabbatarischen Aberglaubens, sie, die für Alles bloß auf unsern Heiland sehen, sorgfältig seine Lehre über den Gegenstand übersehen, seine Worte unterdrücken, und um ein Muster für ihre Uebung zu erhalten, auf das Gesetz der Furcht und seine aufgehobene Strenge, auf seine übertriebensten Ueberlieferungen unter den Juden sich beziehen.

5) Auf der andern Seite beschuldigen sie die Papisten, namentlich auf dem Kontinent, als eingewurzelte Sabbätschänder. Wir verdammen jede Verletzung, die den Gesetzen der Kirche entgegen ist, alle Handels- und öffentlichen Geschäfte, alle Krämerei und unnöthige Geschäftigkeit. Aber wir tadeln nicht weniger das andere Extrem, welches das protestantische Prinzip bildet. Ruhe sollte nicht Müßiggang und kein christlicher Festtag sollte traurig sein. Die strenge Sprache muß Jedem auffallen, die unser Erlöser anwandte, wenn er die Regel der Sabbatheiligung, die unsere modernen Reformatoren gewählt haben, anklagte. „Ihr Heuchler!" Und die Anklage dieses häßlichen Lasters ist vollkommen gerechtfertigt, wenn wir die darauf bezüglichen Stellen lesen. Die armen Jünger pflückten einige Kornähren, „weil sie hungrig waren," und aßen sie. Die Pharisäer riefen sogleich aus: „Siehe, deine Jünger thun, was am Sabbate zu thun nicht erlaubt ist."[1]) Und deßhalb finden wir, daß, „als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbate ging, um da zu speisen, sie ihn genau beobachteten."[2]) Ist dies nun nicht genau der Fall bei unseren modernen Sabbatariern? Sie haben immer ein Gesetz der Sonntagsfeier für den Reichen, und ein anderes für den Armen. Der Eine darf keine Kornähre am Sabbate pflücken, ohne daß der reiche Mann ihm Vorwürfe macht, und dann mit seinen Freunden zu einer luxuriösen Mahlzeit nach Hause geht. Es wird gewöhnlich vorgeschlagen, in öffentlichen Bäckereien, wo allein der Arme an seinem einzigen Ruhetag ein warmes Mahl erhalten kanu, alles Backen am Sonntag zu unterdrücken! aber es ist dem Herrn Andreas noch nie im Schlafe eingefallen, in aristokratischen Küchen den Dampfkessel auszuschütten oder den Bratenwender ruhen zu lassen. Es liegt etwas heuchlerisch Profanes in dem Schauspiel, das an einem Sonntag bei modernen schottischen Kirchen stattfindet, indem etliche zwanzig Kutschen mit ihren menschlichen Zugehörungen an der Thüre auf ihre Besitzer warten, welche andächtig einer Rede gegen die sonntägliche Arbeit lauschen! Wir haben noch nie gehört, daß der beredte Boanerges je nur ein einziges Wörtlein des Tadels gegen vornehme Leute wegen ihres Eifers ausgesprochen hätte, die Last des Gesetzes bloß den bereits überladenen Schultern des Armen aufzubürden. Verlassen wir uns darauf, er hat sie nie „Heuchler" genannt, obgleich dies in der Bibel steht.

1) Matth. XII, 1. 2) Luk. XIV, 1.

6) So widersinnig auch die Ansicht des Pharisäers war, der selbst ein reichliches Mahl hatte, während er sich entsetzte, daß arme hungrige Leute Kornähren in ihrer Hand zerrieben, um sie zu essen, so trug unser Herr, der uns belehren wollte, doch kein Bedenken, mit ihm an diesem Tage zu essen. Und er rechtfertigte seine Handlungsweise durch die Heilung des Wassersüchtigen, der sich ihm möglicherweise auf den Wink des Wirthes vorstellte; denn dieser und seine Freunde beobachteten unsern Herrn vor der Heilung. Er verachtete indessen jüdische Vorurtheile nicht bloß in dieser Ausdehnung. Er trotzte dem Haß und der Verfolgung wegen seiner Ansichten und seiner Handlungsweise in Betreff des Sabbats. Der heilige Lukas erzählt uns, die Schriftgelehrten und Pharisäer seien wegen seiner Heilungen am Sabbat, „ganz von Sinnen gekommen, und haben sich untereinander besprochen, was sie Jesu anthun sollten.“ 1) Der heil. Matthäus berichtet, sie haben einen Rath wider ihn gehalten, „wie sie ihn ums Leben bringen möchten.“ 2) Der heil. Johannes erzählt, daß „die Juden darum Jesus verfolgten, weil er Solches am Sabbate gethan.“ 3) Diese Verachtung der Vorurtheile der bigotten Juden, dieses Trotzen gegen ihren Haß und ihre Verfolgungen wegen eines Grundsatzes über einen solchen Gegenstand, drückt zugleich der Ansicht jener Männer den Stempel der Verdammung und der Schwäche auf. Einer, der so sanftmüthig ist, wie Jesus, der gekommen ist, um „alle Gerechtigkeit zu erfüllen,“ der kühn und mit göttlicher Wahrheit die Versicherung gegeben hat, „es solle kein Jota und kein Tüpfelchen des Gesetzes verschwinden,“ der von seinem zwölften Jahre an bis zu dem Abende seines Todes jede gesetzliche Verpflichtung erfüllt hat, der „das gebrochene Rohr nicht zerquetschen und den rauchenden Flachs nicht auslöschen“ wollte, so zart war sein Gang auf Erden; Einer endlich, der gekommen war, um die Seele des rauhesten Pharisäers als einen ebenso theuren Preis wie die seiner heiligen Mutter zu erkaufen, mußte den für einen schlechten Grundsatz halten, den er sieben Mal so unbarmherzig vernichtete, und wegen dessen Ausrottung er der Wuth und dem Hasse der herrschenden Partei in Kirche und Staat trotzte. Deßhalb versteht der katholische Moralist wohl, daß der Ausdruck scandalum pharisaicum dem scandalum pusillorum 4) entgegengesetzt

---

1) Luk. VI, 11. 2) Matth. XII, 14. 3) Joh. V, 16.

4) „Pharisäisches Aergerniß“ und „Aergerniß der Kleinen Christi.“

ist, wovon das Erste ohne Gefahr verachtet werden darf, nie aber das Letztere.

7) Endlich stellt unser Herr, dessen Beispiel so deutlich die gemäßigten und christlichen Ansichten der katholischen Kirche über diese den Ritus betreffende Frage unterstützt, Grundsätze auf, die mit seiner Handlungsweise übereinstimmen und die Grundlage für das Benehmen der Kirche bilden. „Der Sohn des Menschen ist auch Herr über den Sabbat; der Sabbat ist für den Menschen gemacht, und nicht der Mensch für den Sabbat.“ Diese zwei Sätze enthalten das Ganze unserer Lehre und unserer Disciplin über diesen Gegenstand. Er, der sich selbst für den Herrn des Sabbats erklärte, sagte auch zu seinen Aposteln: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden; wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ [1]) In den Bereich dieser übertragenen Gewalt fiel auch der Sabbat, und der Katholik beruhigt sich dabei, daß seine Verpflichtungen von den Aposteln auf den Sonntag übertragen wurden. Und wenn der Sabbat zum Dienste des Menschen gemacht ist, wenn also der Mensch nicht geschaffen ist, um ein Sklave des Sabbats zu sein, so sind die wahren Interessen des Menschen die Norm, nach welcher die Kirche ihre Vorschriften in Betreff desselben immer regeln wird. Grämlichkeit und Völlerei liegen ihren Gedanken gleich ferne, und die Braut Christi konnte keine Weise seiner Begehung erfinden, welche seinen Morgen düster und seinen Abend schwelgerisch macht. Die geistigen Pflichten der übrigen sechs Tage konnten nicht in denselben hineingezwängt, und er so zu einem eisernen Joche gemacht werden. Er konnte durch die Ausschließung aller Werke der Liebe nicht geheiligt werden. Er konnte durch Stumpfheit und Trägheit und durch Entziehung aller unschuldigen Erholung und aller erquickenden Freude nicht geheiligt werden. Alles dies würde die Ansicht und die Behandlung des Sabbats, als für den Menschen gemacht, nicht hervorrufen. Dies kann bloß in dem Falle geschehen, wenn er seine Glückseligkeit befördert; wenn er seinen Geist belehrt, seinen Verstand recht anleitet, durch einen edlen Aufschwung seine Gefühle zu heilsamer Freude stimmt, seine Gedanken durch einen edlen und schönen Gottesdienst erhebt, seine gesellschaftlichen und häuslichen Beziehungen durch einen tugendhafteren Verkehr veredelt, seinen Körper durch geeignete Ruhe,

1) Matth. XXVIII, 18; Joh. XX, 21.

die mit mäßiger Erholung verbunden ist, kräftigt, und wenn er ihn endlich je einen Tag nach sieben andern seines Lebens unter der läuternden Zucht der Religion aber noch mehr unter dem süßen Einfluß des Blickes Gottes zubringen läßt, der gegenwärtiger, gnädiger, glänzender, mit einem auf das Böse wachsameren, aber für unsere besseren Thaten offeneren Auge empfunden wird, als an anderen Tagen. Dies ist der Tag des Herrn nach dem neuen Gesetze, dies ist der Sonntag, an welchem die Herrlichkeit des geistigen Firmaments über Alles herrscht.

V. Wir eröffneten unseren Aufsatz mit den Verrichtungen unseres Herrn in seiner heiligsten Jugend, und wollen sie mit den letzten Handlungen seines Lebens schließen. Wir versprechen, kurz zu sein.

Hier wird, wie in der edelsten Tragödie, Handlung gleichbedeutend mit Leiden, und man darf sagen, unser Heiland thue für den Menschen, was immer der Mensch gegen ihn thut. Unserer Ansicht nach ist nichts Entscheidender für die Ansprüche des Katholiken und Protestanten, die Religion des neuen Testaments zu sein, als die Art und Weise, wie sie den erhabensten Theil desselben, der an den Schlußakt der Erlösung erinnert, behandeln. Es ist der Geist des modernen Protestantismus, diesen größten Akt als eine bloße Abstraktion anzusehen. Der Geist wird auf die bloße Auffassung eines vollendeten Sühnopfers und seiner Vermittlung durch den Tod koncentrirt. Durch einen im höchsten Grade selbstischen Prozeß wird der Preis und das dadurch Erkaufte auf die individuelle Seele übertragen, ihr angepaßt, und so bloß äußerlich in Bezug auf ihn, dem sie wirklich angehören, aufgefaßt. Es liegt in der protestantischen Anschauung keine Betrachtung, sie ist bloß eine Selbstanwendung. Um sie der katholischen Idee gegenüberzustellen und Beide zu erläutern, mag vielleicht eine einfache Parabel dienen.

Denken wir uns zwei Verschwender, für deren Schulden ein liebender Vater Bürgschaft geleistet hat. Der Tag der Abrechnung kommt, und der Bürge kommt willig, das Geld zu zahlen. Ein Sohn steht dabei, dankbar allerdings, aber kalt und rechnend. Er blickt nicht auf die hohe Summe, welche ausbezahlt wird, sondern er wartet ungeduldig, bis die letzte Münze gezählt ist, und ruft dann jubelnd aus: „Ich bin frei,“ und geht seines Wegs. Aber da steht ein Anderer neben ihm, der mit der innigsten Freude jedes Stückchen der kostbaren Gabe betrachtet, weil er weiß, was es seinen Vater gekostet hat, sie zusammen=

zubringen. In jedem Stückchen erkennt er die Frucht einer Entbehrung, welche er sich aufgelegt, oder einer grausamen Demüthigung, die er erduldet hat. Auf dem einen liest er seines Vaters Hunger, auf dem andern den Schweiß seiner Arbeit. Er erinnert sich bei dem einen Theil, der hervorgebracht wird, daß er auf Kosten der Verläumdung und des Hasses von Freunden erworben, und bei einem anderen, daß er durch den Verlust dieser, die ihm das Theuerste waren, gewonnen wurde. Bei jeder Zahlung sieht er in das Antlitz seines theuren Vaters und sieht seinen männlichen Kummer und seine verschiedenen Gemüthsregungen, wenn diese nämlichen Erinnerungen sein Herz durchwühlen; und obgleich, wenn das letzte Goldstück seiner Hand entgleitet, bei dem Gedanken, was er für seine Kinder erkauft hat, das Lächeln der Liebe auf seinen Lippen schwebt, so ist dies für den zärtlicheren von den zweien nur noch herzzerreißender und er vergißt beinahe das Gefühl seiner eigenen Befreiung in dem Kummer, der an ihren Preis geheftet ist. Er denkt nicht an sich selbst; denn Liebe ist nicht selbstsüchtig. Er geht nicht weg jubelnd: „Ich bin gelöst, ich bin frei," sondern er sinkt zu den Knieen seines Vaters und ruft aus: „Du hast mich erkauft, ich bin Dein!"

Der Art ist, wie wir glauben, der wahre Unterschied zwischen der protestantischen und katholischen Art und Weise, das Leiden unseres Herrn zu betrachten. Der Eine blickt es mit erwerbungssüchtigem Auge, der Andere mit dem Auge der Liebe an. Für den Protestanten wäre es das Nämliche gewesen, wenn der einfache Akt des Todes erwähnt, und die vorausgehenden und begleitenden Leiden unterdrückt worden wären. Es wäre in seinem System keine Rührung und auch kein Vortheil mehr verloren gegangen. Was gibt ihm der grausame Todeskampf in Gethsemane? Er erlöst ihn nicht. Was gewinnt er durch die Schläge der römischen Geißeln? Sie kaufen ihn nicht frei. Welchen Nutzen hat er von der höhnischen Krönung und ihrer beschimpfenden Demüthigung? Dies rettet ihn nicht. Und was können Maria und Joseph am Fuße des Kreuzes für ihn thun? Er sagt, er bekümmere sich nichts um sie. Was geht es ihn an, ob das nathlose Gewand herausgewürfelt oder zerrissen wird? Es enthält für ihn kein tiefes Glaubensgeheimniß. Nein, sichert ihm nur den Augenblick, als der letzte Athem über die Lippen des Opfers ging und es ist genug, — denn es ist seine Loskaufung.

Ja Alles, was wir kurz aufgezählt haben, wurde um unsertwillen

erduldet und zu unserem Nutzen aufgezeichnet. Obgleich das letzte Stück unsere Erlösung vollendete, so füllte doch das Vorhergehende die Summe aus. Denn sicherlich that unser Erlöser nichts vergebens, und auch nichts Ueberflüssiges. Er war edelmüthig, aber nicht verschwenderisch. Der Katholik häuft deßhalb in seinem Herzen die geringste Gabe der Liebe auf, weil die geringste unermeßlich ist. Aus dieser Umständlichkeit der katholischen Auffassung entspringt ein Gefühl der Wirklichkeit, eine Annäherung des Gefühls, welche das, was durch Jahrhunderte von uns getrennt ist, nicht bloß lebhaft, sondern gegenwärtig macht. Auf der andern Seite ist es eine bloß dunkle und vage Allgemeinheit, die sich in eine geistige Auffassung statt in eine wirkliche Thatsache versenkt. Und aus dieser Unwirklichkeit entspringt leicht eine verborgene Ungläubigkeit, welche die Grundlage des Christenthums untergräbt. Der Geist hält es für unnöthig, sich mit den Einzelheiten abzumühen, so lange die eine erfaßte Wahrheit gewiß ist. „Christus starb für uns," wie? ist gleichgültig, ist das ganze Dogma, das für ein evangelisches Gemüth nothwendig ist.

Es gibt indessen noch einen Gesichtspunkt, vor dem das protestantische Auge gewöhnlich zurückschreckt, den dagegen der Katholik kühn betrachtet; es ist der, welcher den Kreis vollendet, in welchem er den Anfang und das Ende des Evangeliums mit einander in Verbindung bringt und die Fleischwerdung und den Tod enge mit einander verbindet. Das erste dieser Geheimnisse erhält im modernen Protestantismus bloß geringe Auszeichnung, weil er den kühnen Glauben nicht hat, daß er, der starb, das eingefleischte Wort war. Und diese Schwäche des Glaubens ist es, was zu der Vagheit und Allgemeinheit in der Lehre führt, wie wir sie beschrieben haben. Sage zu einem Protestanten: „Gott wurde ins Gesicht geschlagen; Gott wurde gegeißelt; Gott wurde mit Dornen gekrönt;" und er darf es sich nicht zutrauen, auf die Lehre zu achten. Das Adlerauge, welches in die Sonne sehen kann, gehört seinem Systeme nicht an; es ist bloß ein schüchterner Vogel. Er fühlt sich selbst unfähig, das erhabene Geheimniß zu erfassen. Wenn er die Göttlichkeit unseres Herrn läugnet, ist es aus mit seiner Erlösung. Aber er darf das Dogma in seinen verschiedenen Anwendungen nicht betrachten, und er schreckt mit zweifelnder Angst vor solchen Ausdrücken zurück, wie wir angeführt haben. Sie klingen ihm Aergerniß gebend und fast profan. Und so ist er gezwungen, diese einzelnen Folgen der Fleischwerdung in seinen Gedanken zu

unterdrücken und bei bloß dunklen Auffassungen zweier Lehren stehen zu bleiben, welche mit einander zu verbinden er das Herz nicht hat. So wird der Socinianismus die Zuflucht eines schwankenden Versuches zu glauben.

Der katholischen Kirche ist dieses Schwanken fremd. Sie verfolgt durch all die Irrgänge der anderen Eine Lehre und verbindet Beide unauflöslich mit einander. Das Kind und das Schlachtopfer sind gleichmäßig Wirklichkeiten, ja sie sind eine Einheit, die in Gott beginnt und in Gott endet; Gott ist überall, in der Schwäche wie in der Macht, in der Dunkelheit wie im Glanze, im Leiden und in der Herrlichkeit. Nichts ist in ihm unbedeutend, nichts unwürdig; das Narrenkleid ist an dem Gottmenschen so heilig, wie das schneeweiß glänzende Gewand auf Thabor; die Geißel aus Stricken in seiner erhabenen Hand ist so mächtig wie der Donnerkeil; das erste Lispeln seiner kindlichen Zunge ist so weisheitsvoll, wie seine Bergpredigt, eine Schwiele auf seinem Fleische ist so schön für die Augen der Engel, so anbetungswürdig für die Seele der Menschen, wie sein erster lächelnder Blick, den er auf seine jungfräuliche Mutter warf. So glaubt die Kirche, so verwirklicht sie ihren Glauben. Sie allein versteht die wahre Lehre vom Tode unseres Erlösers, wie er sie selbst ausgelegt hat; denn keine andere hat diese Lehre aus seinen Handlungen gelernt, daß nämlich Liebe so gut eine wesentliche Bedingung der Verzeihung ist, als der Glaube, und daß Liebe es ist, welche bei jeder Einzelheit der Liebe verweilt.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.